This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

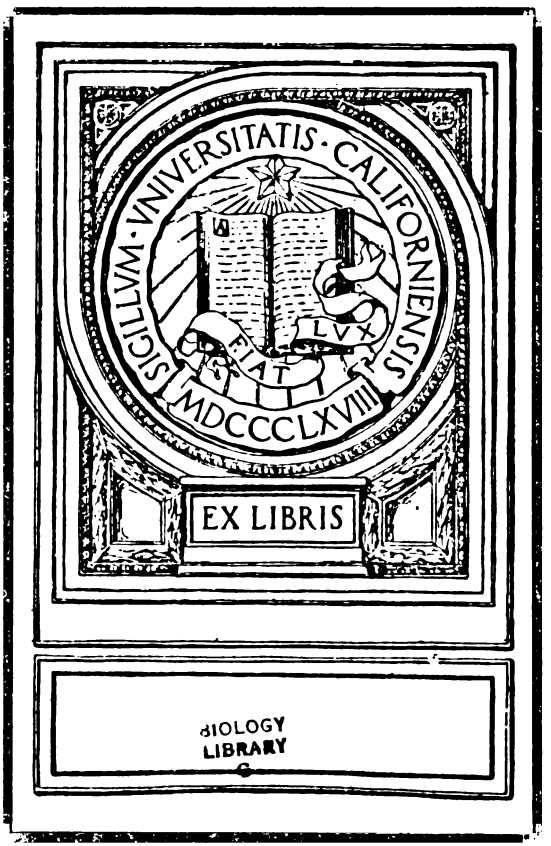
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



BIOLOGY
LIBRARY
G

URBAN & SCHWARZENBERG IN WIEN UND LEIPZIG.

GRUNDRISS

DER NORMALEN

HISTOLOGIE DES MENSCHEN

FÜR

AERZTE UND STUDIRENDE.

VON

DR. S. L. SCHENK,
A. Ö. PROFESSOR AN DER K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

VIII und 308 Seiten.

MIT 178 HOLZSCHNITTEN.

Preis: 8 Mark = 4 fl. 80 kr. broschirt,
10 Mark = 6 fl. eleg. gebunden.

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

EMBRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT IN WIEN.

VON

Dr. S. L. SCHENK,
PROFESSOR AN DER K. K. UNIVERSITÄT IN WIEN

NEUE FOLGE. 1. HEFT.

Mit 3 Tafeln und 3 Holzschnitten.

WIEN UND LEIPZIG.
URBAN & SCHWARZENBERG.
1885.

QL951
V5
no.8-12
BIOLOGY
LIBRARY
G

Inhalt.

Pag.

I. **Zur Lehre über die Bildung der Nervenendigungen.** Von Prof. G. Asp in Helsingfors. (Aus dem Institute für Embryologie der Wiener Universität.) (Mit einer Tafel) 1

II. **Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Kaumuskulatur.** Von Dr. Julius Kaczander. (Mit einer Tafel) 17

III. **Untersuchung über Herz, Pericard, Endocard und Pericardialhöhle.** Von Albert Blaschek, med. cand. (Mit 3 Holzschnitten.) . . 33

IV. **Die Niere im frühen Stadium des Embryonallebens.** Von Dr. A. Kallay in Karlsbad. (Mit einer Tafel) 51

789741

I.

Zur Lehre über die Bildung der Nervenendigungen.

Von

Prof. G. Asp in Helsingfors.

(Aus dem Institute für Embryologie der Wiener Universität.)

(Mit einer Tafel.)

Die Lehre über die Entwicklung des Nervensystems ist im Verlaufe der letzten Jahre in eine Phase gelangt, die wesentlich in mancher Beziehung erweitert und bereichert wurde. Es ist wohl jede Gruppe von Organen und Systemen durch die Entfaltung der Thätigkeit in der Embryologie berücksichtigt worden, doch fiel hievon das Meiste dem Gebiete des Nervensystemes zu. Zunächst deshalb, weil das Nervensystem von seiner frühesten Anlage leicht zugänglich ist, ferner, weil die Fortschritte in der Anatomie desselben es erheischten, dass zur Aufklärung einiger Facta die Entwicklungsgeschichte in Anspruch genommen wurde. Ueber das centrale Nervensystem, die Cerebrospinalganglien und die Ganglien des Sympathicus belehrt uns die Literatur der letzten Jahre ausführlicher. Der feinere Bau dieser Abschnitte, die Verbindungsbahnen im Gehirn und Rückenmarke, kurz manche Detailangaben über die Entwicklung der Projectionsfasern verschiedener Ordnung im Central-Nervensysteme sind mehr weniger der mannigfachen Bearbeitung unterzogen worden, nur die Entwicklung der peripheren Nervenendigungen blieben in dieser Beziehung vernachlässigt.

Ueber die Entwicklung des Central-Nervensystems liegen uns ausführlichere Arbeiten in den grösseren Werken von Mihálkovics[1]), Ludwig Löwe[2]) und mehreren Anderen vor.

Die Lehre über die Entwicklung der Ganglien des Cerebrospinalsystems und jener des Sympathicus ist auf die Mittheilungen von Hensen[3]), Schenk[4]) und Balfour[5]) zu verweisen. Ueber die Bildung der Ganglien des Sympathicus spricht Schenk und Birdsall[6]), wobei diese als aus den Ganglien des Cerebrospinalsystems hervorgegangen betrachtet werden. Ueber die Anlage und die Entwicklung der peripheren Nervenendigungen sind die Angaben sehr spärlich in der Literatur zerstreut. Im Allgemeinen wird von den Embryologen hierüber Folgendes angegeben.

Von dem Axialtheile der Elemente des äusseren Keimblattes schnüren sich bei der Bildung des Nervensystems die Elemente ab, welche als peripherer Theil des äusseren Keimblattes bezeichnet werden. Diese werden zum grössten Theile zur Verwendung bei der Bildung der Epidermidal- und Horngebilde des Thierleibes einbezogen.

Ein Theil derselben dient für die Anlage der peripheren Endgebilde des Nervensystems. So beispielsweise werden die Endigungen im Geruchsorgane, die Endgebilde, die zur Schallempfindung im Labyrinthe vorhanden sind, aus dem peripheren Theile des äusseren Keimblattes hervorgehen, welche im embryonalen Zustande zur Auskleidung des Geruchgrübchens dienen.

---

[1]) Mihálkovics, Entwicklungsgeschichte des Gehirns, nach Untersuchungen an höheren Wirbelthieren und den Menschen. Leipzig, gr., IV, 196 Seiten, 7 Tafeln, 1877.

[2]) Ludwig Löwe, Beiträge zur Anatomie und zur Entwicklungsgeschichte des Nervensystems der Säugethiere und des Menschen. I. B.: Die Morphogenesis des centralen Nervensystems. Fol., Berlin 1880, X, 126 Seiten, 18 Tafeln.

[3]) Hensen V., Beobachtungen über die Befruchtung und Entwicklung des Kaninchens und Meerschweines. I., II. Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. I.

[4]) J. L. Schenk, Die Entwicklungsgeschichte der Ganglien und des Lobus electricus. LXXIV. Bd. d. Sitzb. d. k. Akad. d. Wissensch., III. Abth , Juniheft, Jahrg. 1876.

[5]) Balfour F. M., Treatise on Comparative. Embryologie. Vol. I, II, London 1880/81.

[6]) Schenk und Birdsall, Ueber die Lehre von der Entwicklung der Ganglien des Sympathicus. Mittheilungen aus dem embryologischen Institute der k. k. Universität in Wien von S. L. Schenk, Heft III, S. 213, 1878.

Die Bildung jener peripheren Elemente, die zur Empfindung des Leuchtenden dienen, die zwar dem axialen Theile des äusseren Keimblattes angehören, sind aus diesem nach der Peripherie hinaus verschobene Elemente und geben sämmtliche Schichten der Retina inclusive der Zapfen- und Stäbchenschichte. Für die in der allgemeinen Decke und in Schleimhäuten befindlichen peripheren Nervenendigungen ist nur bis auf wenige Angaben ihr Ursprung aus dem peripheren Theile des Ectoderms erschlossen worden. Theilweise war es die Schwierigkeit in dem Herbeischaffen des Materials, theilweise die Zartheit der Elemente, die überdies in den ersten Stadien der Entwicklung keine ihrer späteren Bestimmung entsprechenden charakteristischen Merkmale tragen. Nur die zusammenhängende Reihenfolge der Veränderungen von den primitivsten Stadien angefangen bis zur Ausbildung der fertigen Nervenendigung führen zu der Ueberzeugung, dass diesen die ersten beobachteten Formen entsprechen.

Zum Studium der Bildung der peripheren Nervenendigungen konnte ich mich aus den oben angeführten Gründen weniger entschliessen, ein Materiale zu verwenden, welches menschlichen Embryonen entnommen wurde, da dasselbe frisch und nach Stadien geordnet nothwendig ist. Dagegen ist der Schnabel der Ente ein hiezu willkommenes Materiale, welches ich für die vorliegende Arbeit verwendet habe. Die Methode der Untersuchung war theilweise die Durchschnittsmethode, theilweise waren es blos gelöste Elemente, welche die fraglichen Terminalkörperchen bildeten, die wir der Beobachtung unterzogen haben. Diese Körperchen sind im vollendeten entwickelten Zustande von einer Reihe von Autoren genau untersucht worden. Ihr Bau einerseits verglichen mit dem der als Nervenendigungen bekannten Gebilde, andererseits der nachgewiesene Zusammenhang dieser Körperchen mit den Nervenfasern lässt es ohne jeden Zweifel mit Bestimmtheit feststellen, dass diese Gebilde zu den Terminalgebilden des Nervensystems zu zählen sind.

Diese Gebilde im vollendeten Zustande sind in den letzten Jahren Gegenstand vielfacher Beschreibung geworden. Axel Key[1]) und Retzius bezeichnen Herbst als denjenigen, der diese Körperchen zum ersten Male beschrieben hat. Diese Autoren beschreiben eingehend die Anatomie dieser Körperchen, ferner sind die Arbeiten

[1]) Axel Key und Retzius G., Studien in der Anatomie des Nervensystems. Stockholm 1876, B. II.

von Merkel[1]), Asper[2]), Ranvier[3]), Hesse[4]), Couty[5]), Waldeyer[6]), Krause[7]) und mehrere andere. Besonders bemerkenswerth sind die Angaben von Merkel, der wiederholt über die Anatomie dieser Körperchen geschrieben, und es stellte sich zwischen ihm und Ranvier bezüglich des Verhaltens der Terminalfaser zu den Endzellen eine Controverse heraus, die darauf hinausgeht, dass nach Merkel die Terminalfaser bis in die Zelle reicht, während Ranvier dieselbe an die Zelle anliegend mit schalenförmiger Umhüllung endigen lässt.

So reichhaltig als die Literatur des fertigen Organs ist, ebenso spärlich sind die vorliegenden Arbeiten über die Genese dieses Abschnittes. Arndt R.[8]) bringt kurzgefasst über die Entwicklung der Pacini'schen Körperchen Folgendes: Ein Pacini'sches Körperchen ist ein Product aus der Adventitia der Gefässe. Er scheint damit höchst wahrscheinlich nur den bindegewebigen Antheil berücksichtigt zu haben, welcher die Nervenendigung constituiren hilft. Es ist doch sehr schwer anzunehmen, dass ein Körperchen, wie ein Pacini'sches, welches nicht nur aus Elementen, die das Bindegewebe liefern, besteht, sondern, da in demselben auch anderweitige Elementargebilde enthalten sind, deren Ursprung mit dem des Bindegewebes kein gemeinschaftlicher ist auf diese Weise entstanden wäre. Kraus[9]) lässt die Meissner-

[1]) Merkel Fr., Ueber die Endigung der sensiblen Nerven in der Haut. Göttinger Nachrichten, 24 Febr., Nr. 5, S. 123. — Ferner Merkel Fr., Tastzellen und Tastkörperchen bei den Hausthieren und beim Menschen. Archiv für mikroskopische Anatomie, XI, S. 636.

[2]) Asper, Die Tastorgane in Vogelzungen. Centralblatt für die medicinischen Wissenschaften, Nr. 9. 1876.

[3]) Ranvier L., De la terminaison des nerfs dans le corpuscules du toit. Compt. LXXXV, Nr. 22, p. 1020.

[4]) Hesse Fr., Ueber die Tastkugeln des Entenschnabels. Archiv für Anatomie und Physiologie. Anatomische Abtheilung, S. 288.

[5]) Couty L., Les terminaisons des nerfs dans la peau. Thèse de Paris 1878.

[6]) Waldeyer, Ueber die Endigungsweise der sensiblen Nerven. Nach Untersuchung von Dr. V. Inquierdo mitgetheilt. Archiv für mikroskopische Anatomie, Bd. XVII, p. 367.

[7]) Krause W., Die Nervenendigung innerhalb der terminalen Körperchen. Archiv für mikroskopische Anatomie, Bd. 19, 1. Heft, S. 53—137.

[8]) Arndt R., Was sind Pacini'sche Körperchen? Virchov's Archiv, 65. Bd., S. 131.

[9]) Kraus, Sitzungsbericht. Bd. 78, pag. 55. Ueber den feineren Bau der Meissner'schen Tastkörperchen. 1878. (Aus dem physiologischen Institute der Wiener Universität.)

schen Körperchen aus dem peripheren Theile des äusseren Keimblattes hervorgehen und findet, dass die Nervenfäden, welche sich auch dichotomisch theilen, um Zellen gelagert sind. Hesse[1]) gibt neben der ausführlichen Beschreibung auch einige Andeutungen über die Bildungsweise. Er findet neben den fertigen und vor ihm gekannten Nervenendigungen am Entenschnabel sogenannte kleine Tastkugeln. Es sind dies Zellenhaufen, die öfters neben den ausgebildeten Formen vorkommen. Auch zu diesen treten Nerven hinzu. Er stellt ferner die Vermuthung auf, dass sich die sogenannten Deckzellen, das sind jene Zellen, zwischen welche der Nerv tritt, aus dem Epithel entwickeln.

Izquierdo O.[2]) beschäftigte sich unter der Anleitung von Waldeyer mit der Histologie und der Entwicklungsweise dieser Körperchen in der Zunge der Ente und berücksichtigte hierbei eine Reihe von anderen Nervenendigungen in der Entwicklung. Bezüglich letzterer wurde hervorgehoben, dass ihre erste Anlage in abgeschnürten Stücken der Epitheldecke besteht.

An jenen Nervenendigungen, die mit Endkolben aufhören, werden diese durch Verschmelzung von Zellen gebildet. Die Arbeiten von Izquierdo wurden von W. Krause[3]) wiederholt. Er bezog dieselben vorwiegend mit Rücksicht auf die Entwicklungsweise, auf jene Art der Körperchen, welche von Vielen als Grandry'sche[4]) Körperchen beschrieben werden und welche auch Krause Grandry'sche Körperchen nennt.

Da man in den letzten Jahren sich mehrfach einigte, diese Körperchen, wenn sie einfache Tastscheiben darstellen, mit dem Namen der Merkel'schen Körperchen zu bezeichnen, so wollen wir im Verlaufe der weiteren Beschreibung dieselben unter diesem Namen anführen, während wir die anderen Körperchen, die mehr Aehnlichkeit mit den sogenannten Pacini'schen Körperchen besitzen und im Entenschnabel vorkommen, in Uebereinstimmung mit W. Krause[5]) als Key-Retzius'sche Körperchen bezeichnen.

[1]) Hesse Fr., Ueber die Tastkörperchen des Entenschnabels. Archiv für Anatomie und Physiologie. Anatomische Abtheilung 1878.

[2]) Izquierdo O., Beiträge zur Kenntniss der Endigung der sensiblen Nerven. Strassburg, Inaugural-Dissert. 1879.

[3]) W. Krause, Archiv für mikroskopische Anatomie. 19. Bd.

[4]) Grandry, Sur le corpuscules de Pacini. Journal de l'anatomie et de la physiologie par Robin. VI, 1869, S. 393.

[5]) W. Krause l. c.

Ueber die Bildung der Nervenendigungen liegt uns noch eine Abhandlung von Ranvier[1]) vor. Bei neugeborenen Menschen bilden die Nerven in der Haut Verzweigungen, welche in der Hohlhand und im Finger bis unterhalb der tiefsten Zellen des Rete Malpighii reichen. Sie bilden hier baumartige Verzweigungen, die gleichsam, wie durch einen Druck von unten zusammengedrückt werden. Die zusammengedrückten Endverzweigungen stellen die ersten Tastkörperchen dar (Meissner'sche Tastkörperchen). Zu diesen gesellen sich kleine Anhäufungen von Zellen, welche die baumartigen Nervenverzweigungen umgeben. Ist die Entwicklungsthätigkeit begrenzt, so ist ein lobe des corpuscules gebildet, welcher in diesem Zustande einlappig bleibt oder durch Hinzutreten anderer Lappen mehrlappig werden kann. Die Nervenfasern werden von Zellen umgeben, die später der Atrophie anheimfallen.

Die vorliegende Zusammenstellung der Literatur bildet den Ausgangspunkt zu unseren folgenden Beschreibungen über die Bildungsweise der beiden Arten von Körperchen, welche im Entenschnabel bisher gefunden wurden. Die Zeit, wann diese Körperchen auftreten, fällt im Allgemeinen in die zweite Entwicklungshälfte des Entencis während der Bebrütung. Da man im Allgemeinen weiss, was schon v. Baer hervorgehoben hat, dass nicht alle zu gleicher Zeit eingelegten Eier immer einen und denselben Entwicklungsgrad zeigen, so ist die Bestimmung des 21. Tages für das erste Auftreten dieser Körperchen immer nur innerhalb gewisser Zeitgrenzen acceptabel. So viel aber kann ich aus meinen Erfahrungen feststellen, dass nicht beide Arten von Körperchen zu ein- und derselben Zeit auftreten. Ungefähr um die Zeit der ersten Tage der zweiten Hälfte der Bebrütung treten die Key-Retzius'schen Körperchen auf, während die zweite Art der Körperchen, die Merkel'schen, ungefähr am 24. bis 26. Tage des Entwicklungslebens im Ei sich zeigen.

Die erste Anlage dieser Nervenendigungen zeigt sich in auffälliger Weise nicht im Gebiete des Nervensystems, sondern im Gebiete derjenigen Elemente, welche zu Horngebilden werden. Der Antheil des Nervensystems dagegen an diesen Endkörperchen tritt erst in zweiter Linie auf. Beide diese Anlagen haben einen derart verlängerten Zeitraum zwischen ihrem Auftreten, dass die Nerven erst dann an der Bildung des Terminalkörperchens participiren, wenn

[1]) Ranvier, Nouvelles Recherches sur les organes de tact. Note de M. L. Ranvier. C. R. T. 80.

dasselbe die Anlage der Horngebilde soweit metamorphosirt hat, dass diese den vollendeten Körperchen gleichkommen.

Die früheste Anlage ist anfangs nicht verschieden von der bekannten Entwicklungsform der Drüsen in der Haut. Wie diese, stellen sie eine Fortsetzung der tiefsten Lage der Zellen der Malpighi'schen Schicht in die darunter befindliche Lage der Mesodermgebilde dar. Der Unterschied besteht aber im Wesentlichen darin, dass die Elemente der Drüse in Continuität mit der Epidermis bleiben, und ihre Fortsetzungen stets als gerader Strang in die Tiefe ragen, dabei aber die Cylinderzellform dauernd oder wenigstens für längere Zeit, je nach der Beschaffenheit der Drüse, beibehalten (Grefberg W.[1]). Bei der Anlage der Nervenendigungen dagegen sind die schlauchartigen Fortsätze nicht so deutlich zu beobachten, indem die Zellen, die unmittelbar an der Malpighi'schen Schichte liegen, allsogleich zu einem erweiterten Klümpchen sich umgestalten, die durch einen Stiel von einer oder selten von zwei Zellen mit den oberflächlichen Epithellagen in Verbindung stehen (Fig. 1). Die um diese Zellenlagen der primitiven Nervenendigung gelagerten Gebilde des mittleren Keimblattes umgeben die Circumferenz desselben bis auf den Stiel des Zusammenhangs oder sie erstrecken sich allsogleich zwischen die einzelnen Zellen hinein.

Im ersteren Falle werden Vorgänge eingeleitet, die zur Bildung eines Key-Retzius'schen Körperchens führen, im zweiten Falle wird die Bildung des Merkel'schen Körperchens eingeleitet. Ferner zeigt sich gleich bei Beginn der Anlage der Nervenendigungen, dass mit dem Abschnüren der Körperchen für die Nervenendigung eine Veränderung der Zellen derselben eingeleitet wird, was bei den Drüsen nicht geschieht. Bei diesen treten die Veränderungen in den Zellen wie bekannt erst bei der späteren Entwicklung hervor, wobei zugleich eine Vermehrung der Elemente vor sich geht. Fig. 1 stellt uns eine der frühen Anlagen derartiger Körperchen dar. Das Präparat war in Ueberosmiumsäure gehärtet und mit Methylenblau gefärbt. Die Epidermis und Malpighi'sche Schicht (*Ep. M.*) ist bereits soweit entwickelt, dass man an demselben die einzelnen Schichten deutlich unterscheiden kann. Von der tiefsten Stelle (x) der Malpighi'schen Schichte sieht man eine Fortsetzung von Zellen in die Tiefe hinein gegen die Cutis sich erstrecken. An jener Stelle, die der Malpighi-

[1]) W. Grefberg, Mittheilungen aus dem embryologischen Institute der Universität in Wien. 2. Bd., 2. Cap., 3. Heft.

schen Schichte anliegt, sind die Elemente, welche das Körperchen bilden, klein, mit deutlichem Kerne versehen, und durch das dichtere Aneinanderliegen der Elemente sind deren Conturen weniger deutlich ausgesprochen. Je weiter entfernt von dem Malpighi'schen Stratum die Zellen des angelegten Körperchens sich befinden, desto grösser werden sie nach den verschiedensten Richtungen ihrer Durchmesser, und um desto deutlicher werden ihre Conturen. Die Vergrösserung der Zelle wird lediglich auf eine Vergrösserung des Protoplasmas zurückgeführt, ohne dass etwa der Kern in dem Masse zunehmen würde. Dieses Verhalten des Kernes zum Protoplasma bleibt auch in den spätesten Stadien beibehalten. An manchen Körperchen ist der Uebergang so deutlich an den Zellen zu sehen, dass man in den frühesten Stadien, besonders an den Merkel'schen Körperchen, drei Hauptarten von Zellen unterscheiden kann. Die der Malpighi'schen Schichte anliegenden kleinsten Elemente, ferner die Gebilde, welche diesen anliegen, bei denen der Querdurchmesser, der parallel mit der Hautoberfläche liegt, dem darauf senkrecht stehenden prävalirt und endlich die tiefsten Zellen, welche den ausgebildeten unicellulären Tastzellen der Merkel'schen Körperchen entsprechen.

In dem Verhalten der umgebenden Elemente des mittleren Keimblattes (*m*) ist in erster Linie zu beobachten, dass dasselbe in circulärer Richtung die oben beschriebenen Elemente zu umgeben sucht. An ihnen zeigt sich die Veränderung in der Weise, dass sie länglich werden, ihre fein granulirten Kerne werden dunkler gefärbt, welche Färbung besonders bei der Behandlung mit Chlorgold deutlich und intensiv auftritt. Ein solches Körperchen, wie wir es bisher geschildert haben, stellt uns die Anlage eines Merkel'schen Körperchens dar. Diejenigen Körperchen, welche als Key-Retzius'sche bezeichnet werden, zeigen sich schon in der frühesten Anlage von der anderen Art der Körperchen wesentlich verschieden. Während bei den früheren die Zellen bald drei verschiedene Formen erkennen lassen, besitzen diese nur eine Art von Zellen, welche alle zusammen gleichsam in Form eines rundlichen Beutels mit einem dünnen Stiele an der Malpighi'schen Schichte liegen. So weit die ersten Anlagen eines nervösen Terminalkörperchens in der Haut des Entenschnabels.

Diese ersten angelegten Gebilde zeigen im Verlaufe der weiteren Entwicklung eine Reihe von Veränderungen, welche sowohl in den vorhandenen Elementen des Ectoderms, als auch in denen des Meso-

derms, die das Körperchen zusammensetzen, durchgeführt werden. Auch in dieser Beziehung differiren die Vorgänge bei der Entwicklung der beiden verschiedenen Körperchen, worauf wir bei der folgenden Beschreibung näher Rücksicht nehmen werden.

Die Merkel'schen Körperchen sind in ihrer Entwicklungsweise viel einfacher als die von Key und Retzius, welche sich bedeutend complicirter zeigen. Die ersteren werden von den Gebilden des mittleren Keimblattes ganz umwuchert, wodurch sie von dem äusseren Keimblatte losgetrennt werden. Es sind dann mehrere Zellen nebeneinander, die sich in ihren Durchmessern nach verschiedenen Richtungen vergrössern, bis dieselben ihre normale Grösse erlangt haben. Während dieses Vorganges erstrecken sich die umgebenden Gebilde der Cutis auch zwischen die Zellen des Nervenkörperchens hinein.

Ist die bindegewebige Masse zwischen ihnen nur spärlich, so führt das dahin, dass ein solches Terminalkörperchen aus zweien oder mehreren Zellen besteht, zwischen welchen an mit Chlorgold gefärbten Präparaten die Kerne der Bindegewebszellen dunkler tingirt erscheinen und nicht selten den sogenannten Endplatten anliegen. Tritt nun aber der Fall ein, dass das bindegewebige Gefüge um diese Körperchen in grösseren Massen zwischen die einzelnen Elemente, die vom Ectoderm abgeschnürt wurden, hineinzieht, dann bekommen wir Körperchen, welche nur aus einzelnen Zellen bestehen. Zuweilen sieht man in den letzten Tagen des Bebrütungslebens und in den ersten Tagen beim ausgeschlüpften Thiere, dass viele derartige Zellen aneinanderliegen, die durch eine zwischen dieselben hineinziehende Masse von Bindegewebe in mehrere zerstreut liegende einzellige Nervengebilde umgeformt werden. Diese Endgebilde liegen zumeist oberflächlich in der Cutis, da sie später als die anderen entstehen, und zwar zu einer Zeit, wo die Cutis an ihrer äusseren Oberfläche nicht um vieles mehr in der Dicke zunimmt.

Bei der Beobachtung der frühen Stadien der aus dem äusseren Keimblatte abgeschnürten Elemente zeigt es sich, dass eine Theilung derselben nicht zu beobachten war. Da wir nun in den spätesten Stadien, die wir verfolgten, von Theilungen an diesen Zellen nichts sehen konnten, so ist die Annahme gerechtfertigt, dass die Anzahl dieser Nervenendigungen nach Abschluss des Entwicklungslebens dieselbe bleibt, wie bei den erwachsenen Thieren. Nur mit dem Unterschiede, dass dieselben, sowie alle anderen Nervenendigungen, bei den Embryonen dichter aneinanderliegen, während beim erwachsenen

Thiere durch die Vergrösserung der Oberfläche entsprechend den späteren Wachsthumsverhältnissen die Nervenendigungen mehr zerstreut und von einander entfernter liegen. Fig. 2 stellt uns eine Abbildung vor von zwei sogenannten einzelligen Nervenendigungen, wo das Bindegewebe (*m*) in Form einer dickeren Scheidewand zwischen denselben gelagert ist. In Fig. 3 ist eine Nervenendigung abgebildet, wo dieselbe aus zwei (Fig. 3 *a*) und drei (Fig. 3 *b*) neben einander gelagerten Körperchen besteht; die zunächst umhüllende Bindegewebsschicht (*m*) ist in circulären Fasern geordnet und zeigt seitlich kleine keilförmige Fortsetzungen, die zwischen die Zellen der Nervenendigung von der Seite hereinziehen. Endlich in vorgerückten Stadien, wo das Körperchen bereits dem vollendeten Terminalkörperchen ähnlich ist, zeigt sich eine Eigenthümlichkeit an den Nervenendzellen, auf welche bereits Merkel, Ranvier und Izquierdo ihre Aufmerksamkeit richteten, die an den Endzellen der Neugeborenen und in dem ersten Tage des extraembryonalen Lebens stets sichtbar war. Man sieht an den einzelnen Elementen in dem Protoplasma eine Anordnung von Streifen, die parallel mit der Längsachse des Körperchens laufen und das Aussehen der Zelle geben, als wäre sie senkrecht auf ihrem Querdurchmesser gestreift. Hierdurch unterscheidet sich die Endzelle im embryonalen Zustande von der entwickelten, dass bei jener die Streifen mehr der Quere nach angeordnet sind, während nach Merkel eine concentrische und radiale Streifung im entwickelten Zustande sichtbar sein soll. An diesen Streifen ist nicht selten vom breiteren Rande der Zelle her entsprechend dem einen oder dem anderen Streifen eine kleine Einkerbung zu sehen, die aber nur oberflächlich liegt und niemals in die Tiefe des Protoplasmas eingreift und eine Theilung vollzieht. Es fragt sich nun, ob die Streifung in diesen Zellen der Ausdruck zweier verschiedener Substanzen ist oder ob vielleicht ein und dasselbe Protoplasma nur dadurch das Aussehen einer Streifung bietet, dass etwa die Zelle sich in eine Reihe von ineinander liegenden Scheiben umgestaltet oder endlich, ob das ganze Bild nur der Ausdruck einer gewissen Anordnung der Körnchen des Protoplasmas wäre. Eine Canellirung an der Oberfläche des Körperchens konnte ich dadurch ausschliessen, dass ich bei sorgfältiger Einstellung mit dem Mikroskope von Erhöhungen und Vertiefungen auf der Oberfläche der Endzelle bei verschiedener Lage derselben nichts beobachten konnte, sondern stets die Ueberzeugung gewann, dass die Anordnung der Körnchen durch die ganze Zelle durchgehend

war. Die meisten Anhaltspunkte gewinnt nach der Beobachtung die letztgenannte der drei Anschauungen, da man in der That an den Stellen, wo die Streifen zu sehen sind, die Körnchen in dichteren Zügen angeordnet sieht, während die Zwischenräume durch Mangel der Körnchen heller erscheinen. Durch die Anwendung der Ueberosmiumsäure bekamen wir diese Bilder zu sehen, ferner erhielt ich vom Herrn Prosector Dr. Rabl eine Mischung von Chromameisensäure, durch welche ich in die Lage kam, diese Bilder der gestreiften Endzellen an den Merkel'schen und Grandry'schen Körperchen deutlich zu sehen.

Zwischen zwei übereinander stehenden Zellen dieser Körperchen sieht man an dem centralen Abschnitte der sich berührenden Flächen einen schwachen Querspalt, welcher als Hohlraum sich manifestirt und in manchen Fällen grösser, in manchen nur andeutungsweise erscheint. In Fig. 3 *a* ist derselbe abgebildet (*H*). Die zweite Art der Körperchen, welche ich in der Entwicklung verfolgte, die sogen. Key-Retzius'schen Endigungsformen der Nerven im Entenschnabel, werden ähnlich den anderen von den umhüllenden Elementen der Cutis umgeben und auf diese Weise von den bedeckenden Lagen des äusseren Keimblattes abgeschnürt. In ähnlicher Weise, wie bei den früher beschriebenen Nervenendigungen, ändern sich die umhüllenden Gebilde (*m*) und ordnen sich anfangs in Form einer einfachen Lage von Faserzügen, die circulär angeordnet sind.

Die Zellen (Fig. 4 *c*), welche innerhalb dieser Kapsel (*m*) liegen, füllen den ganzen Raum der Kapsel aus. Sie besitzen einen Kern und ein theils rundliches, theils polygonales Protoplasma, welches schwächer gefärbt wird von verschiedenen Färbungsmitteln als der Kern. Bald darauf, nachdem die Zellen so dicht gedrängt untereinander in der Kapsel eingehüllt liegen, geht in ihnen eine Veränderung vor, durch welche die Bildung des Körperchens eingeleitet wird. Sie besteht darin, dass sich die Zellen in zwei Gruppen ordnen, die eine dieser Gruppen liegt central, die andere ist um diese herum gelegen und zeigt sich in ihren Veränderungen wesentlich verschieden von der ersteren. Die central gelegenen Zellen lagern sich derart aneinander, dass die Conturen des Zellenleibes derselben nach und nach verschwinden, so dass man eine Masse im centralen Abschnitte des Körperchens bekommt, welche granulirt erscheint, ohne irgend eine Unterbrechung, entsprechend den Zelltrennungen, zu zeigen. Die Körnchen beginnen durch ihre Anordnung ein streifiges Aussehen in der Längsachse zu zeigen.

Verfolgt man die Bildungsweise dieser granulirten centralen Masse, so ergibt sich, dass sie nur aus dem feinkörnigen Protoplasma der central gelegenen Zellen der Terminalkörperchen mit Ausschluss der Kerne entstanden ist. Die Kerne kommen in der Zelle mehr wandständig zu liegen, so dass, wenn der feingranulirte mittlere Theil des Key-Retzius'schen Körperchens durch die Vereinigung der Zellen gebildet wird, bleiben die wandständigen Kerne auf der Oberfläche des Innenkolbens, welche auch in den späteren Stadien in dieser Lage verharren. Die Form des Innenkolbens ist im Embryonalzustande verschieden in verschiedenen Abschnitten der Entwicklung. Anfangs besteht derselbe, sowie das ganze Körperchen, aus Zellen. Wenn diese sich später zu metamorphosiren beginnen, dann sieht man im Inneren eine undeutlich begrenzte feinkörnige Masse, an deren Rändern oder noch in der Mitte Grenzconturen der Zelle sichtbar sind. Später breitet sich das Gebiet der körnigen Masse mehr der Länge nach aus, ohne aber am Rande noch direct begrenzt zu sein.

Man sieht zuweilen, dass zwischen die umstehenden Zellen, die nicht einbezogen wurden zur Bildung des Innenkolbens, die körnige Masse hineinragt, so dass das Ganze das Aussehen hat, als würden Fortsätze aus der körnigen Masse seitlich zwischen die umgebenden Zellen vorgestreckt sein. Endlich verschwinden diese und der Innenkolben liegt deutlicher begrenzt in der Mitte, besitzt ein feinkörniges Aussehen und trägt auf seiner Oberfläche eine Reihe verschieden gestalteter Kerne als letzte Reste der zur Bildung des Innenkolbens verwendeten Zellen. Die umstehenden Zellen, welche nicht zur Bildung des Innenkolbens einbezogen wurden, zeigen ein wesentlich verschiedenes Verhalten. Ihr Protoplasma wird anfangs weniger granulirt erscheinen und bei derselben Behandlungweise mit erhärtenden Reagentien, welche bei den Zellen des Innenkolbens angewendet wurden, werden sie in einen Zustand überführt, der gleichsam an eine Atrophie des Protoplasmas erinnert. Es ist bekannt, dass Zellen des äusseren Keimblattes an verschiedenen Stellen in einen atrophirten Zustand übergehen, bis dieselben endlich gänzlich der Beobachtung entrückt sind, mit anderen Worten, bis sie vollständig schwinden. Es ist eine solche Atrophie ja allgemein bekannt an der Oberfläche der Epidermis, wo die atrophirten Zellen abgestossen werden. Es sind ferner die Zellen der Chorda dorsalis, welche die eigentliche Chorda ausmachen und nicht etwa der scele-

togene Theil der Chorda, die in derselben Weise einer Atrophie anheimfallen, was ja für v. Mihálkovics unter der Leitung von Waldeyer ein Anhaltspunkt war, dass die Chorda dorsalis nicht aus dem Mesoderm hervorgeht. Aehnlich ergeht es auch den Zellen im peripheren Theile des Pacini'schen Körperchens, welche aus dem äusseren Keimblatte stammen. Von ihnen bleibt nur der Kern erhalten. Das Protoplasma dagegen verliert seine feinkörnige Beschaffenheit und nach und nach den grössten Theil des Gerüstes, so dass man nur ein feines Netzwerk statt derselben beobachtet, das unregelmässig vertheilt ist, und die Kerne in demselben eingestreut hat, oder hie und da den einzelnen Balken anliegen.

Die Zellenleiber in dem Gerüste erscheinen ganz homogen, gleichsam, als wenn sie hohl und inhaltslos wären. Bis zu diesem Grade der Entwicklung von dem Zeitpunkte angefangen, wo die Key-Retzius'schen Körperchen abgeschnürt wurden, will ich nun durch eine Reihe von Abbildungen, die den Präparaten entnommen sind, einige Figuren zur Erläuterung des Gesagten beschreiben. In Fig. 5 *a* ist ein Längsschnitt durch ein solches Körperchen und in Fig. 5 *b* ein Querschnitt durch ein ähnliches aus demselben Entwicklungsstadium abgebildet. In dem ersteren sind die umhüllenden Gebilde *(m)* des mittleren Keimblattes in Form circulärer Fasern geordnet, mit länglichen Kernen. Einige Zellen ragen an der Seite ein wenig über das Körperchen hinüber, die wandständigen Zellen des Körperchens, welche der äusseren Schichte anliegen, sind zerstreut, während die in der Mitte befindlichen so geordnet sind, dass sie in Form von Zellencolonnen (*k*) liegen. Nachdem die Kerne durch Carmin dunkler gefärbt sind als das Protoplasma, so werden diese die Colonne am besten sichtbar machen.

Bei genauer Einstellung kann man an dem Protoplasma stellenweise in dem axialen Theile eine sehr schwache Andeutung der Streifung beobachten. Neben diesen geschilderten Körperchen im Präparate ist ein Querschnitt eines zweiten zu sehen (Fig. 5 *b*). An diesem sieht man die Faserschichte (*m*) nach aussen auf der einen Seite blos in einer Lage, auf der anderen Seite entsprechend dem schwachen Schiefschnitte mehrere Lagen. Die Zellen besitzen dunkler gefärbte Kerne, nur in der Mitte ist eine hellere Partie von Zellprotoplasma zu sehen, um welche die dunkler gefärbten Kerne stehen. In dieser helleren Masse zeigt sich ein Querschnitt einer äusserst kleinen rundlichen Lücke, welche hier nur an-

gedeutet ist, auf deren Beschreibung wir aber in den späteren Stadien noch zurückkommen. Ueber das Zustandekommen dieser Lücke wusste ich mir keine andere Erklärung zu verschaffen, als dass sie einem Raume entsprechen könnte, der durch das unvollständige Aneinanderstossen der Zellen in dieser Höhe zu Stande käme. Fig. 6 enthält ein Terminalkörperchen, in dem der Innenkolben (*I*) der Länge nach in der Mitte des Körperchens von einem Rande angefangen bis zum gegenüberliegenden sich erstreckt, jedoch diesen nicht erreicht. Die Grenzconturen des Innenkolbens nach aussen hin haben keine bestimmten Normen, sie setzen sich mit einer Reihe von Fortsätzen in die umgebenden Zellen fort und reichen nahezu bis zur das Körperchen umhüllenden Kapsel (*m*). Der Innenkolben ist feinkörnig; die feinkörnige Beschaffenheit erstreckt sich auch bis in die Fortsätze hinein. Die Zellen, welchen diesen Innenkolben anliegen, lassen nur die Kerne gefärbt, das Protoplasma ist gänzlich ungefärbt, geradezu als wäre es ein Mangel an Protoplasma, der eine Färbung nicht zulassen würde.

Die umhüllende Schichte von Bindegewebe wird dicker, die Lücke im Innenkolben manifestirt sich auf dem Längsschnitte durch einen hellen ovalen Fleck, der im Innenkolben bei einer gewissen Einstellung nahezu bis an die Kapselwand zu verfolgen ist. Die umstehenden Kerne auf der Oberfläche des Innenkolbens erleiden eine Unregelmässigkeit in ihrer Lage durch die Fortsätze (*P*), welche nach verschiedenen Richtungen auslaufen. Wenn aber die Fortsätze in späteren Stadien schwinden, so tritt die regelmässige Anordnung der Kerne um den Innenkolben auf.

An Querschnitten aus diesen Stadien sieht man entsprechend dem Längsschnitte in der Mitte den Durchschnitt des Hohlraums im Innenkolben als rundliche Lücke.

Der ganze Hohlkolben wird in späteren Stadien allmälig dicker und nach allen Grenzen abgerundet, was besonders in den ersten Tagen nach dem beendeten Entwicklungsleben geschieht, so dass man am 6.—7. Tage des aus dem Ei geschlüpften Thieres bereits das Körperchen vollendet hat. Der Innenkolben stellt uns zu einer Zeit, bevor der Nerv in denselben tritt, ein hohles körniges, der Länge nach gestreiftes Gefüge dar, das zur Aufnahme des einzutretenden Nerven bestimmt ist. An der Stelle, die zum Zugang (*Z*) des Nerven vorhanden ist, sieht man bereits in jüngeren Stadien,

dass, wie Fig. 7 zeigt, die Kapsel eine trichterförmige Einziehung gegen den Hohlkolben hin zeigt, längs welcher der Nerv einzutreten hat, und wenn die Kapsel (*m*), was in späteren Stadien geschieht, sich nach und nach durch Apposition nach aussen verdickt, so wird auch der Nerv eine Strecke weit durch die Kapsel ziehen müssen. Wie weit die Kapsel bei dieser Einbiegung längs des Randes des Innenkolbens sich erstreckt, konnte ich mit Bestimmtheit nicht feststellen. Der eintretende Nerv ist anfangs ausserhalb des Key-Retzius'schen Körperchens ebenso dünn als der feine Nervenfaden innerhalb des Innenkolbens.

Wir sehen somit, dass die Terminalkörperchen im Nervensystem vorgebildete Formationen des peripheren Theiles des äusseren Keimblattes sind, die mehr weniger in die Tiefe der Haut gelangen, um hier gleichsam ein umhüllendes Gebilde für die eigentliche Nervenendigung abzugeben. In jenen Fällen aber, wo solche vorgebildete Körperchen nicht vorhanden sind, da erstrecken sich die Nervenendigungen bis an andere Horngebilde hin, wie dies beispielsweise von Mojsisovics[1]) für die Haut der Säuger nachgewiesen wurde, wo die Nervenendigungen sogar bis in die Epidermidalgebilde reichen. Ferner weiss man (Schöbl[2]), Eberth[3]), Langerhans[4]), Beil[5]), Jobert[6]), Arnstein[7]), Bonnet[8]), v. Mises[9]) etc.), dass die Nervenausläufer bis an die Haare, respective deren Wurzelscheiden hinziehen und hier enden. Es kann demnach im Allgemeinen die Thatsache festgestellt werden, dass die Entwicklungsweise der Nervenendigungen nur vorgebildete Hornformationen der verschiedensten Art darstellen, damit der Nerv in dieselbe hinein-

---

[1]) Mojsisovics, Ueber die Nervenendigungen in den Epidermis der Säuger. II. Th., Wiener akad. Sitzungsbericht Nr. 4, S. 32 und ebendaselbst Bd. LXXIII, Abth. 3, S. 69.

[2]) Schöbl, Arch. f. mikr. Anat., 1870.

[3]) Eberth, Arch. f. mikr. Anat., 1871.

[4]) Langerhans, Virchow's Arch., Bd. 44.

[5]) Beil, Ueber die Nervenendigungen am Tasthaare einiger Säugethiere, 1871.

[6]) Jobert, Comtes rendus de l'acad. des Sc. 1874, Nr. 15.

[7]) Arnstein, Die Nerven der behaarten Haut. Sitzungsber. d. Akad. d. Wissensch. in Wien, 1876, III. Abth.

[8]) Bonnet, Morphologisches Jahrbuch, herausgegeben von Gegenbauer IV. Bd., 1878.

[9]) v. Mises, Die Nerven der menschlichen Augenlider. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissensch. in Wien, III. Abth., 1882.

rage, um daselbst die Grenze zu erreichen, bis wohin er sich zu erstrecken hat. In den Fällen, wo keine in den Rahmen der Horngebilde eingepassten Formen bei der Nervenendigung sich vorfinden, werden solche aus den Epithelien geschaffen. Da wir aber wissen, dass nicht nur aus dem äusseren Keimblatte, sondern auch aus dem mittleren Keimblatte Epithelialgebilde der verschiedensten Art hervorgehen, so dürfte man etwa bei den Pacini'schen Körperchen im Mesenterium der Katze die für die Innenkolben verwendeten Elemente in dem Substrate der Darmfaserplatte suchen. Schliesslich sei hier noch zu bemerken, dass Hoggan[1]) die Nervenendigungen bei Säugethieren, die Meissner'schen Tastkörperchen an den Fingerspitzen für verkümmerte Haare, beziehungsweise Horngebilde, zu halten geneigt ist.

Erklärung der Abbildungen.

Fig. 1. Eine in Abschnürung begriffene Nervenendigung an der Haut des Entenschnabels.
Ep Epidermis.
M Malpighi'sche Schicht.
m mittleres Keimblatt (Bindegewebe).

Fig. 2. Zwei isolirte Tastzellen mit dazwischen liegendem Bindegewebe.
T Tastzellen.

Fig. 3. *a*) aus zwei, Fig. 3 *b*) aus drei Tastzellen bestehende Nervenendkörperchen. (Grandry'sches Körperchen).
h Spaltraum zwischen zwei Tastzellen.

Fig. 4. *c*) Durchschnitt durch ein abgeschnürtes Key-Retzius'sches Körperchen.

Fig. 5. *a*) ist ein älteres ähnliches Körperchen auf dem Längsschnitte. Fig. 5 *b*) auf dem Querschnitte zu sehen. *H* Hohlraum auf dem Querschnitte.

Fig. 6. Ein älteres Key-Retzius'sches Körperchen mit differenzirten Innenkolben (*I*), einen Hohlraum (*H*) in demselben.
F Fortsätze.

Fig. 7. Ein Körperchen, in dem der Zugang (*Z*) zu den Nerven zu sehen ist.

[1]) Dr. Georges et Frances-Elisabeth Hoggan, Etude sur les terminaisons nerveuses dans la peau Journ. de l'Anat et Physiol. par Robin et Pouchet, T. XIX, 1883.

Fig. 1

Fig. 2

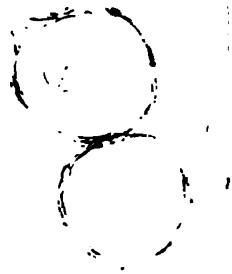


Fig. 3a

Fig. 3b

Fig. 4

Fig. 5b

Fig. 5a

Fig. 6

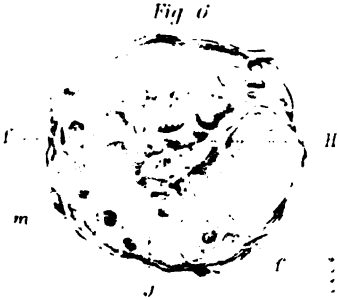


Fig. 7

u. Asp. Hurgotenlier

UNIV. OF
CALIFORNIA

II.

Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Kaumuskulatur.

Von

Dr. Julius Kaczander.

(Mit einer Tafel.)

Während man in den letzten Jahren der Entwicklungsweise der einzelnen Gewebe die Aufmerksamkeit in hohem Grade zuwendete, stellt es sich in auffälliger Weise heraus, dass die Entwicklung des Muskelsystems sowohl bei höheren, als auch bei niederen Thieren wenig berücksichtigt worden ist. Wenn auch dieser Ausspruch nicht auf den Zeitaufwand und die Arbeitskraft, welche diesem Capitel gewidmet wurden, bezogen werden kann, so darf man doch mit vollem Rechte ihn auf die vorhandenen Resultate, sowohl bezüglich der Genese der Muskelfasern, als auch bezüglich der weiteren Ausbildung der Muskeln, anwenden. So beispielsweise, wenn wir den Aufbau eines Embryo in den ersten Stadien seiner Entwicklung verfolgen, wo bereits eine Keimanlage in Form der Schichten der einzelnen Keimblätter vorliegt, sind wir nur insofern nach dem Ausspruche der Autoren, einig, dass die Gesammtanlage des Muskelsystems im Mesoderm vorhanden ist: weniger übereinstimmend sind die Angaben über das erste Substrat aus dem mittleren Keimblatte, welches speciell für Muskelanlagen bestimmt sein soll. Während die Einen im Allgemeinen hervorheben, dass die Muskelanlage überall da vorgebildet ist, wo wir dieselbe in späteren Stadien finden, suchen die Anderen sie aus einer gemeinschaftlichen Anlage zu beiden Seiten des Centralnervensystems, aus den sog. Muskelplatten Remak's abzuleiten, von wo sie sich allmälig nach den verschiedenen Richtungen vorschieben sollen. Man ersieht hieraus, dass schon in der ersten Frage die Differenzen so weit auseinandergehen, dass

zur Erklärung dieser und einer Reihe anderer wichtiger Fragen es nothwendig erscheint, nicht allein über die erste Anlage der Muskulatur, sondern über die ganze Reihenfolge der Entwicklungsvorgänge, welche an den Muskeln vom Beginne ihrer Entwicklung bis zu ihrer vollständigen Ausbildung sich abspielen, zu forschen. Nicht allein die Embryologie als solche, sondern namentlich die vergleichende Anatomie, speciell die vergleichende Myologie, erfordern dies, weil ja die wenigen, in der Literatur vorhandenen Angaben über das Zustandekommen der verschiedenen Muskelgruppen bis jetzt nur eine sehr schwache Grundlage zur wissenschaftlichen Classificirung und Vergleichung der Muskeln verschiedener Thiergruppen, abgeben können.

Ueber das Verhalten der Muskeln des Stammes, nachdem dieselben bereits von den umgebenden Geweben differenzirt erscheinen, besitzen wir eine Reihe von Mittheilungen, welche ich hier durch Untersuchungen über die Entwicklung der Kaumuskeln zu erweitern versuche.

Ueber die specielle Entwicklung des Kaumuskelapparates äussert sich His (Untersuchungen über die ersten Anlagen des Wirbelthierleibes, 1868) folgendermassen: „Die Musculi levatores ossis pterygoidei et quadrati und die Mm. pterygoidei entstehen aus dem oberen und äusseren animalen Abschnitte der Muskelanlagen, welcher sich an die Seitenwand und den nach abwärts gekehrten Parietaltheil des Gesichtes drängt.“ Den Muscul. temporalis lässt er aus dem Stammtheile der Muskelanlagen des Hinterkopfes entstehen, und zwar aus dem oberen oder animalen Theile des Prismas, welches die Muskelplatten des Hinterkopfes bilden.

Man müsste demnach in gewissen Stadien der Entwicklung die Muskelanlagen am Hinterkopfe mit dem M. temporalis im Zusammenhange finden, und könnte meinen, dass dieser kräftige Muskel ein Derivat der ansehnlichen Muskulatur des Hinterkopfes wäre. Nun liegen aber beide Muskelanlagen im Embryo soweit auseinander, dass ein Zusammenhang derselben während des Embryonallebens nicht nur nicht zu erwarten ist, sondern nach den Ergebnissen meiner Untersuchungen gewiss nicht stattfindet.

Nach Gegenbauer (Grundzüge der vergleichenden Anatomie, 1874) entstammen die Muskeln der primären Kieferstücke bei den Fischen dem Muskelapparate des Visceralskelettes. Den zwischen den beiden Stücken des Kieferbogens liegenden Adductor betrachtet er als Anlage des Kaumuskelapparates bei den Selachiern. Die

Kiefermuskulatur der Amphibien in ihrem Larvenzustande leitet er von der der Fische ab; sie erhält sich bei den Perennibranchiaten. Bei ihnen und bei den Reptilien sondert sich eine innere Partie als Pterygoideus ab, die selbst wieder in einen Pteryg. extern. und internus zerfallen kann (Saurier) und auch die Scheidung des Temporalis und Masseter ist durch Schichtenbildung angedeutet.

Aus dieser Mittheilung geht soviel hervor, dass bei niederen Wirbelthieren eine derartige Trennung der einzelnen Kaumuskeln, wie wir sie an ausgewachsenen Höherstehenden sehen, noch nicht stattfindet. Gegenbauer lässt aber die Frage offen, ob nicht bei den Embryonen höherer Wirbelthiere ähnliche Einrichtungen existiren; eine Frage, die ja ihre Berechtigung in der allgemein bekannten Thatsache hat, dass in vielen Fällen die Entwicklungserscheinungen höherer Thiere mit bleibenden Einrichtungen solcher Thiere übereinstimmen, welche auf einer niedrigeren Stufe der Organisation stehen.

Götte's Angaben (Entwicklungsgeschichte der Unke, 1875) zufolge stammen die Kaumuskeln bei Bombinator igneus vom äusseren Segmentpaare des Vorderkopfes ab, und zwar ist als erste Anlage ein compacter dicker Zellenstrang vorhanden, welcher etwa von der halben Augenhöhe an sich der hinteren Oberfläche des Auges nähert, dasselbe bis nach unten umgreift, und darauf zur Seite der Mundhöhle abwärts zieht. Es sind also — sagt Götte weiter unten — die Nerven und Muskeln im äusseren Segmente von allen Geweben zuerst angelegt. Dieser Autor ist dem ursprünglichen Verhalten der Muskeln beim Embryo am nächsten gerückt, indem er eine gemeinschaftliche Anlage für alle Kaumuskeln kennt.

Kölliker (Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höhern Thiere, 1879) bezweifelt die Anwesenheit muskulöser Primitivorgane am Kopfe höherer Wirbelthiere, und meint, dass bei Kaninchen und anderen Säugern sich die Augen und Kaumuskeln, die Muskeln des Gesichtes und der Zunge, die inneren Ohrmuskeln in loco sich entwickeln. Er rechnet die Kaumuskulatur zu den ventralen Stammmuskeln, welche am Kopfe aus Urwirbelplatten entstehen. Kölliker macht ferner die interessante Angabe, dass Muskeln während ihrer Entwicklung ihre Insertion ändern, und führt als Beispiel den M. mylohyoideus an, der nach ihm zu einer gewissen Zeit am Meckel'schen Knorpel inserirt und erst später die bleibende Insertion am Unterkiefer erlangt.

Schenk (Ueber das Verhalten der Flexores digit. comm. in der Hand menschl. Embryonen, Mittheilungen aus dem embryologischen Institute in Wien, 1880) ist einer der Hauptvertreter derjenigen Ansicht, wonach die Muskeln keine sog. muskulösen Primitivorgane als Grundlage zu ihrer Entwicklung haben, sondern dass sie in loco entstehen, und zwar ist jeder Muskel nach diesem Autor mit seiner Sehne von vornherein aus seiner Lage zu bestimmen. Sämmtliche Gewebe, welche in der Extremität getroffen werden, d. i. Sehne, der ihr entsprechende Muskel und die Knochenpartie, an welche die Sehne sich inserirt, gehen aus einem gemeinsamen Gewebe hervor. Zwischen den Muskelfasern, die anfangs weit auseinander liegen, sind noch Bildungszellen, welche als Materiale zum Aufbaue der Muskeln dienen. Die Aenderung der Insertion einzelner Muskeln während der Entwicklung führt Schenk auf spätere Wachsthumsverhältnisse zurück: die erste Insertion jedoch, sagt er, sei schon mit der beginnenden Metamorphose der Elemente in Muskelfasern gegeben.

Auf die Ausführungen der beiden letzten Autoren, soweit sie auf die Kaumuskulatur bezogen werden können, werde ich später noch zurückkommen.

Balfour (Handbuch der vergl. Embryologie, 1881) sagt, dass sich bei den Elasmobranchiern das Mesoblast in der Kopfgegend in eine somatische und splanchnische Schichte spaltet. Aus den Wandungen der zwischen denselben befindlichen Höhlen sollen sich die Muskeln des Vorderkopfes herausbilden.

Diese Mittheilung ist wohl sehr allgemein gehalten und greift noch zum Theil in die Remak'sche Lehre zurück, nach welcher Hautmuskelplatte und Darmfaserplatte zur Muskulatur umgestaltet werden kann; eine Lehre, die nach dem gegenwärtigen Stande unserer Wissenschaft kaum mehr am Platze sein kann.

Widersheim (Lehrbuch der vergleichenden Anatomie, 1883) reiht die Muskeln des Visceralskelettes und Kopfes der Wirbelthiere in phylogenetischer Beziehung in das System der Seitenrumpfmuskulatur: nur hätten sie sich im Laufe der Zeit so stark modificirt, dass sie als Bild eigener Art imponiren und nicht auf muskulöse Primitivorgane zurückgeführt werden können, wie solche im Schädel niederer Wirbelthiere zu finden sind.

Wenn man die Muskeln früher Stadien in ihrer Entwicklung verfolgen will, so ist nicht daran zu denken, durch makroskopische

Präparation zum Ziele gelangen zu können. Hierzu kann nur die Durchschnittsmethode behilflich sein. Dies ist auch dann nur der Fall, wenn man die gesammte Reihenfolge der Schnitte besitzt, aus denen man sich ein Bild von dem Gesammtverhalten der Muskeln verschaffen kann.

Als Material zu meinen Untersuchungen benutzte ich Hühnerembryonen. Diese wurden in der bekannten Weise vorbereitet, d. h. frisch in Chromsäure gelegt, dann in Alkohol, u. zw. erst in 70-, später in 90%igen gelegt, sodann in absolutem Alkohol gehärtet, hierauf in Grenacher's Carminlösung in toto gefärbt, nach der Färbung auf 1—2 Tage wieder in absoluten Alkohol gelegt. Unmittelbar vor der Einbettung übertrug ich die Embryonen in Nelkenöl, tränkte sie dann in Xylolparaffin und bettete schliesslich in reines Paraffin ein. Die Schnitte wurden mittelst Schlittenmikrotom auf trockenem Wege gemacht; ich fixirte dieselben mit alkoholischer Schellacklösung, und nachdem diese bei gelinder Temperatur trocken geworden, und das Paraffin durch Xylol entfernt wurde, schloss ich die Präparate in Xylol-Canadabalsam ein. Embryonen vom 9. Tage aufwärts behandelte ich nach der Celloidinmethode.

Die Kaumuskeln treten bei Hühnerembryonen viel später auf als die Rückenmuskeln, und zwar erst am Beginne des 6. Tages, wo man auch schon auf den Durchschnitten eine schwache Andeutung des Meckel'schen Fortsatzes als differenzirtes Knorpelgewebe, welches von den benachbarten bindegewebigen Elementen nicht ganz deutlich gesondert ist, sehen kann. Die ganze Gruppe der Kaumuskeln zeigt sich in diesem Stadium als ein Zug von Muskelfasern, welche in der umgebenden bindegewebigen Masse derart eingelagert ist, dass beide Gewebsformen dicht aneinander liegen, so dass der Unterschied zwischen beiden nur dadurch bemerkbar wird, dass die Muskelfasern schon in Form von Faserzügen liegen, während die umgebenden bindegewebigen Elemente noch ihren embryonalen ungefaserten Charakter bewahren. Man findet die Kaumuskelanlage zwischen dem Auge und dem äusseren Winkel des Zuganges zur Mundbucht; das zum Meckel'schen Knorpel differenzirte Gewebe liegt knapp an und ein wenig unter dem Mundwinkel (Fig. I).

Dass diese Muskelanlage der Kau- und keiner anderen Muskelgruppe entspricht, geht einerseits aus der anatomischen Lage hervor, andererseits unterstützen die Untersuchungen späterer Stadien diese Annahme ganz zweifellos.

Die spärlichen mit embryonalen Bindegewebszellen untermischten Muskelfibrillen betrachte ich als die primäre gemeinsame Anlage sämmtlicher Kaumuskeln, denn an jüngeren Embryonen konnte ich an entsprechender Stelle nicht eine Spur von Muskelfasern finden. Die beim entwickelten Thiere vorhandene Differenzirung in Temporalis, Masseter, Pterygoidei ist noch nicht angedeutet.

Da man die Muskelfibrillen in loco, untermengt mit embryonalen Bindegewebszellen, findet, so wie dies Schenk (l. c.) hervorgehoben hat und auch schon Ernst v. Baer (Ueber Entwicklungsgeschichte der Thiere, 1837) vermuthete, der „in den frühesten Stadien die von der Umgebung kaum gesonderten, absatzweise erweiterten und verengten, also paternosterförmigen Muskelfäden" vermuthungsweise auch in loco entstehen lässt, und ferner da man dieselben mit anderen Muskeln, etwa denen des Hinterhauptes, in keinem Zusammenhange sieht, so kann man sie auch nicht als eine von der Hinterhauptsgegend vorgeschobene Bildung betrachten, sondern lediglich als eine an Ort und Stelle aus den vom Mesoderm abstammenden Bildungszellen hervorgegangene Muskelgruppe.

Schon in diesem Stadium lässt sich an den Kaumuskeln eine Art von Insertion beobachten, und zwar ist dies eine bindegewebige, d. h. die Muskelfasern stecken mit ihren Enden zwischen den embryonalen Bindegewebszellen, welche sie umgeben. Diese bilden um den Meckel'schen Knorpel herum eine Zone, welche sich dadurch deutlich kennzeichnet, dass die sie constituirenden Elemente viel dichter aneinander liegen, als die Zellen im Meckel'schen Knorpel, deren Protoplasma auch entsprechend der Umwandlung in Knorpelzellen viel transparenter erscheinen. Diese schon bei schwacher Vergrösserung sich dunkel abhebende Lage von embryonalen Bindegewebszellen ist nicht belanglos, weil sie sich, wenn auch modificirt, bis in die späteren Stadien forterhält und an ihr die Art und Weise der Muskelinsertion in verschiedenen Entwicklungsphasen zu demonstriren sein wird.

Mit ihrem anderen Ende stecken die Muskelfibrillen zwischen embryonalen Bindegewebszellen; die um den Meckel'schen Knorpel herum gelegenen dicht zusammengedrängten Zellen fehlen hier, auch ist von einer knorpeligen Anlage des Os palatinum, pterygoideum und quadratum, von welchen am ausgewachsenen Thiere die Kaumuskeln entspringen, noch nichts zu sehen (Fig. II).

Embryonen derselben Bebrütungszeit, die aber doch schon in der Entwicklung weiter vorgeschritten waren, als die soeben beschriebenen, zeigen ein wesentlich verändertes Bild. Die Muskelfasern, um netzförmig angeordnetes embryonales Bindegewebe gelagert, sind zahlreicher, ihre Gesammtmasse, zwischen dem Mundwinkel und Auge gelegen, ist bedeutend ausgedehnter und es zeigen sich in ihnen mit einer gewissen Regelmässigkeit auftretende Spalträume, in denen die Muskelfasern meistens ganz fehlen; nur hier und da sieht man einzelne derselben noch als schmale Brücken die Verbindung zwischen den getrennten Faserzügen herstellen. Als Inhalt der Höhlungen findet man embryonale Bindegewebszellen und sehr lockere junge Bindegewebsfasern, in einzelnen blos eine granulirte Masse. Ob diese Bildungen eine von innen her stattfindende Trennung der gemeinsamen Muskelanlage in die einzelnen Kaumuskeln involviren, ist deshalb fraglich, weil wir den Trennungsprocess, in späteren Stadien durch von aussen her eingreifende Bindegewebszüge bewirkt, deutlich beobachten konnten.

Wir sagten, dass in diesem Stadium die Ausdehnung der Kaumuskeln beträchtlicher ist als in dem vorhergehenden. Dies ist so augenfällig, dass der fast ganz gleich gross gebliebene Meckel'sche Fortsatz keine genügende Oberfläche mehr zur Anheftung aller Muskelfasern bietet. Man sieht dem entsprechend einen ziemlich bedeutenden Antheil derselben abseits vom Meckel'schen Knorpel liegen.

Bezüglich der Muskelinsertion in dieser Periode ist hervorzuheben, dass der schon im ersten Stadium um den Meckel'schen Knorpel herum gelegene Ring von dicht aneinander liegenden embryonalen Bindegewebszellen, an die sich die Muskelfibrillen ansetzen, eine Veränderung erlitten hat, insofern als die Bindegewebszellen schmäler, länglicher geworden sind und im Begriffe stehen, sich zu Bindegewebsfasern zu metamorphosiren. Ferner dass die abseits vom Meckel'schen Knorpel gelegenen, in unserem Präparate durch die frontale Schnittrichtung längsgetroffenen Muskelfasern, trotzdem sie den Meckel'schen Knorpel nicht erreichen, eine Insertion schon erkennen lassen. Man sieht nämlich, der Flächenausdehnung dieser Muskelfasern entsprechend, eine Lage von dicht zusammengedrängten embryonalen Bindegewebszellen, welche continuirlich in den um den Meckel'schen Fortsatz gelegenen Ring von embryonalen Bindegewebszellen übergehen, und wie im ersten Stadium, so auch hier zum Muskelansatze dienen.

Es geht hieraus hervor, dass eine Insertion, freilich nur in ihrer primitiven Form, vorhanden sein kann, noch ehe der Knorpel, geschweige denn der Knochen ausgebildet ist, an dem der Muskel im erwachsenen Thiere haftet. Dieses Factum ist vielleicht nicht unwichtig in Bezug auf die Frage, in welchem Abhängigkeitsverhältnisse Knochen und Muskeln zu einander im Verlaufe der Entwicklung stehen, und auf welche Weise und ob überhaupt die Muskeln auf die Entstehung der Knochenformen Einfluss nehmen oder nicht.

Noch ist zu erwähnen, dass in diesem Stadium neben der Augenhöhlenscheidewand auch das Os pterygoideum und palatinum in Form einer einheitlichen schmalen Spange angedeutet ist, aber ohne dass die Kaumuskulatur mit derselben in irgend eine Beziehung getreten wäre; es werden beide noch durch eine ansehnliche Masse von embryonalen Bindegewebszellen von einander geschieden (Fig. III).

Nicht viel weiter vorgeschritten sind die Embryonen von 142 Stunden, gegen Ende des sechsten Tages. Einen desto wesentlicheren Fortschritt sehen wir bei 176 Stunden alten Objecten, am Beginne des achten Tages (Fig. IV). Hier treten bereits deutliche Differenzirungen der verschiedenen Gewebe am Kopftheile des Embryos auf; Knorpel, Bindegewebe und Muskel sind scharf gekennzeichnet, der Meckel'sche Knorpel ist durch einen breiten, bindegewebigen Ring von der Umgebung abgegrenzt, der Oberkiefer ist knorpelig vorgebildet. Die Kaumuskulatur hat an Ausdehnung bedeutend zugenommen und stellt jetzt eine compacte grosse einheitliche Masse vor, in der Muskelfaser an Muskelfaser liegt, weil die embryonalen Bildungszellen, welche an jüngeren Embryonen noch massenhaft zwischen den Fibrillen lagen, schon zum grossen Theile zur Bildung der Muskelfasern verbraucht wurden. Das aber, was diese Periode vor der früheren besonders auszeichnet, ist, ausser der bedeutenden Flächenzunahme der Kaumuskeln, hauptsächlich das Auftreten von bindegewebigen Scheidewänden in ihnen, womit der Process der Trennung der gemeinsamen Anlage in die differenten Muskeln (Pterygoideus extern. et internus, temporalis, masseter) eingeleitet wird.

Schenk (l. c.) hat an Säugethierembryonen gezeigt, dass die Sehnen des M. flexor digitorum sublimis und profundus in einer gewissen Periode vereinigt sind, ein Stück darstellen, das in einer aus Bindegewebselementen bestehenden Masse steckt, erst später werden sie dadurch von einander getrennt, dass Bindegewebszüge sich zwischen sie hineinschieben.

Dasselbe können wir an den Kaumuskeln der Hühnerembryonen beobachten. Die Umgebung derselben ist von Bindegewebe ausgefüllt und es liegt dieses so dicht den Muskeln an, dass eine Abgrenzung beider wie am ausgebildeten Thiere nicht möglich ist. In ähnlicher Weise nun, wie bei den Sehnen, ziehen Bindegewebszüge von der Peripherie her in die Muskelmasse hinein und scheiden einen Theil derselben von der Gesammtmasse ab. Diese Trennung ist aber eine noch höchst unvollkommene, so dass die Lage des Pterygoideus extern., internus, masseter und temporalis noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist; erst gegen Ende des achten Tages, wo man auch schon den knöchernen Unterkiefer um den Meckel'schen Knorpel angelegt und auch schon das Os quadratum knorpelig vorgebildet findet, ferner das Os palatinum und pterygoideum verknöchert erscheint; ist die Zerklüftung durch bindegewebige Scheidewände, ferner die Ausbildung der bleibenden Faserrichtungen soweit gediehen, dass man mit Sicherheit ein jedes Muskelindividuum erkennt und einen jeden Kaumuskel anatomisch bezeichnen kann. Die vollständige Trennung der Muskeln erfolgt erst nach dem dreizehnten Tage der Entwicklung, denn bis zu dieser Zeit habe ich noch stellenweise anastomotische Verbindungen derselben gesehen; ich halte es auch nicht für unmöglich, dass dies erst durch Uebung, Gebrauch der Kauwerkzeuge, im postembryonalen Leben erfolgt.

Wir haben oben wiederholt die Insertion der Muskeln besprochen und dabei besonders hervorgehoben, dass die erste Insertion darin besteht, dass sich die Muskelfasern mit ihrem einen Ende an das Gewebe befestigen, welches sich um den Meckel'schen Knorpel herum aus embryonalen Bindegewebszellen herausbildet, mit dem anderen Ende stecken sie zwischen embryonalen Bindegewebszellen. Dieser Zusammenhang ist ein so inniger, dass man noch keine besonderen Kittformationen, wie sie im Erwachsenen zwischen Sehne und Endstück des Muskelbündels beschrieben werden, sehen kann. Die Lage der Bindegewebszellen, an welche der Muskel inserirt, hört nicht etwa da auf, wo die Enden der Muskelfasern sind, sondern die Bindegewebszellen dringen zwischen dieselben hinein und bilden in späteren Stadien bindegewebige Septa zwischen den Muskelfaserzügen.

An Querschnitten sind diese Septa deutlich zu sehen, sie führen in ihren Wandungen einzelne Kerne, die als Reste der im Bindegewebe metamorphosirten Elemente angesehen werden können.

Bezüglich der Muskelinsertion während der Entwicklung, ebenso wie über das Bestehen und Verschwinden gewisser Muskeln während des Embryonallebens liegen uns verschiedene Mittheilungen in der Literatur vor. Wie ich schon Eingangs erwähnte, sagt Kölliker (l. c.) vom M. mylohyoideus der Säugethiere, dass derselbe beim Embryo am Meckel'schen Fortsatze inserire, später aber diese Insertion ändert, um sich am Unterkiefer festzusetzen. Aehnliche Beobachtungen wurden auch von anderen Autoren gemacht, wo es sich aber nicht speciell um die Insertion allein handelt, sondern geradezu um die Verschiebung des ganzen Muskels. So sagt Götte, dass bei der Unke der M. temporalis während der Metamorphose seinen Ursprung von der Hinterwand der Augenhöhle auf die Schädeldecke verschiebe; nach Ruge (Entwicklungsvorgänge in der Muskulatur des menschl. Fusses. Morph. Jahrb., Bd. IV. Supplement) liegen ursprünglich alle M. interossei pedis an der Plantarseite der Metatarsusknochen und erst später nehmen sie ihre definitive Stellung ein. Nach Schneider (Ueber die vergl. Anatomie und Entwicklung des Muskelsystems der Wirbelthiere. Sitz.-Ber. der oberhess. Gesellschaft, 1873) schwinden gewisse Muskeln während der Entwicklung und es treten an ihrer Stelle andere auf.

Es fiel mir auf, dass ein Muskel, der seine Insertionsstelle bereits eingenommen, dieselbe im Verlaufe der Entwicklung mit einer anderen umtauschen sollte. In einem solchen Falle wäre es von hohem Interesse, auch verfolgen zu können, in welcher Weise die erste Insertion schwindet und durch die bleibende ersetzt wird.

In ähnlicher Weise, wie dies Kölliker vom M. mylohyoideus der Säugethiere hervorgehoben hat, inseriren sich bei den Hühnerembryonen die Kaumuskeln (ebenso der M. mylohyoideus) ursprünglich an dem Meckel'schen Knorpel allein. Untersucht man spätere Stadien, z. B. solche vom achten Tage, so sieht man, dass die genannten Muskeln sich theils am Meckel'schen Knorpel, theils am knöchernen Unterkiefer inseriren, und zwar da dieser zu allererst an der lateralen Seite des Meckel'schen Knorpels auftaucht, so findet man diejenigen Muskeln, welche früher daselbst gelegen sind, auch an der entsprechenden Seite des knöchernen Unterkiefers, während die an der medialen Seite gelegenen noch immer an Ort und Stelle sich befinden, d. h. am Meckel'schen Knorpel inseriren. Je ältere Stadien man untersucht, desto mehr nimmt die Insertion am knöchernen Unterkiefer zu und die am Meckel'schen Fortsatz ab, bis

schliesslich die gesammte Kaumuskulatur — natürlich abgesehen vom M. levator ossis quadrati und pterygoidei — wie bekannt, sich an den ersteren anheftet, und zwar der M. pterygoideus internus an den medialen Fortsatz und innere Fläche des Unterkiefers, der Pterygoideus extern, unmittelbar vor dem Processus condyloideus, der Temporalis und Masseter an der äusseren Fläche und oberem Rande des Unterkiefers, der Mylohyoideus mit einem Kopfe an der medialen Fläche des Unterkiefers bis nahe an den oberen Rand, mit einem zweiten an der lateralen Seite desselben, wo er sich oft mit dem M. temporalis verwebt. Es ist also auch bei den Kaumuskeln und dem M. mylohyoideus der Hühnerembryonen zu constatiren, dass man ihre Insertionen im Verlaufe der Entwicklung an verschiedenen Stellen antrifft. Wie dies geschieht, lässt sich an der Reihenfolge meiner Schnitte bei schwachen Vergrösserungen genau ermitteln.

Bekanntlich entwickelt sich der knöcherne Unterkiefer, sowie dies mit Ausnahme von Strelzoff (Ueber die Histogenese der Knochen. Untersuchungen aus dem path. Institut zu Zürich, herausgegeben v. Eberth., 1873) von allen Autoren seit Reichert (Ueber die Visceralbögen der Wirbelthiere. Müller's Archiv, 1837) für den Körper des Unterkiefers zugegeben wird, aus dem Bindegewebe, welches den Meckel'schen Knorpel umgibt. Es sind auch specielle Angaben über die Art und Weise der Entwicklung in der Literatur vorhanden. So sagt Stieda (Archiv f. mikrosk. Anat., Bd. XII. 1876), dass bei Katzen, Mäusen, Kaninchen und Schweinen die knöcherne Anlage des Unterkiefers als eine dünne Lamelle lateral vom Meckel'schen Knorpel in einiger Entfernung davon auftritt, erst später wird auch eine zweite Lamelle sichtbar, welche zwischen der ersten und dem Meckel'schen Knorpel, dem letzteren nahe, auftritt.

Bei all' diesen Untersuchungen ist die Bildung des knöchernen Unterkiefers hauptsächlich in ihrer Relation zum Meckel'schen Knorpel berücksichtigt worden. Untersucht man die Entwicklung desselben bei Hühnerembryonen, und zwar mit Rücksicht auf die Insertion der Kaumuskulatur, so findet man Folgendes (Fig. V):

Die erste Anlage des knöchernen Unterkiefers tritt hier auf der lateralen Seite, und zwar ungefähr in der Mitte des bindegewebigen Ringes, auf, der den Meckel'schen Knorpel umgibt. Sehr bald nimmt die Knochenanlage gegen den Meckel'schen Knorpel an Ausdehnung zu, so dass das Bindegewebe hier vollständig schwindet. Nicht so aber gegen die laterale Seite hin. Hier bleibt noch lange

(meine Beobachtungen reichen bis inclusive den 13. Tag) ein breiter bindegewebiger Ring bestehen, der sich continuirlich in den bindegewebigen Ring fortsetzt, welcher, noch knochenfrei, den Meckelschen Knorpel an der medialen Seite begrenzt. Wir fanden aber, dass in jenen Stadien der Entwicklung, wo die Bildung des knöchernen Unterkiefers noch nicht begonnen hat, die Muskelfaser sich nicht direct an dem Meckel'schen Knorpel inserirt, sondern in der frühesten Zeit an dicht gedrängte embryonale Bindegewebszellen, später an den bindegewebigen Ring, der sich aus jenen, um den Meckel'schen Fortsatz herum, herausbildete. In diesem bindegewebigen Ringe bildet sich der knöcherne Unterkiefer so, dass er zwischen dem Meckel'schen Knorpel und dem Muskelansatze, von letzterem durch eine bindegewebige Zone getrennt, Platz greift. Dieselben Muskelfasern also, die wir früher durch Vermittlung von Bindegewebe an den Meckel'schen Knorpel geheftet sahen, treffen wir später durch Vermittlung desselben Gewebes an den knöchernen Unterkiefer fixirt, die Veränderung besteht blos darin, dass sich zwischen Muskelansatz und Meckel'schen Knorpel Knochen eingeschoben hat, ohne dass hierbei die Muskelinsertion eine Verschiebung hätte erleiden müssen. Wenn dann später um den ganzen Meckel'schen Knorpel herum sich Knochen gebildet hat, dann findet man auch selbstverständlich die Insertion sämmtlicher Kaumuskeln am knöchernen Unterkiefer.

Bezüglich der Ursache, welche die im ausgebildeten Huhne herrschende Verlaufsrichtung der einzelnen Kaumuskeln bestimmt, kann ich nur im Allgemeinen auf die Wachsthumsverhältnisse und den dadurch bedingten Wechsel im Verhältnisse der einzelnen Theile des Kauapparates, d. h. der Muskeln und des Meckel'schen Knorpels, beziehungsweise des knöchernen Unterkiefers, zu einander hinweisen und sagen, dass von dem Zeitpunkte an, wo der knöcherne Unterkiefer sich durch Apposition auszudehnen beginnt, auch die namhaftesten Veränderungen in der Verlaufsrichtung der Muskeln auftreten. Die Maxilla inferior bildet sich, wie gesagt, erst an der äusseren Seite des Meckel'schen Knorpels und dehnt sich sehr bald in lateraler Richtung, ebenso nach oben und unten aus, so dass sie wie eine Spange den Meckel'schen Knorpel umfasst. Während nun ein Theil der Kaumuskeln sich noch an das Bindegewebe um den Meckelschen Knorpel inserirt, ist ein anderer Theil schon am knöchernen Unterkiefer befestigt, und da die Insertion schon gegeben ist und unverrückt am Knochen bleibt, dieser aber sich immer mehr und

mehr ausdehnt, so muss ihm nothwendiger Weise der Muskel folgen und sich von den noch am Meckel'schen Knorpel haftenden Partien trennen. Wenn wir ausserdem noch der Wirkung der von der Peripherie her zwischen die Muskeln sich hineindrängenden Bindegewebszüge Rechnung tragen, so ist es leicht begreiflich, dass die gemeinsame Muskelanlage in mehrere Einzeltheile zerfallen muss und dass diese gleichzeitig eine andere, den Knochenformen entsprechende Verlaufsrichtung nehmen müssen.

Es erübrigt mir noch das Verhältniss der Kau- und Augenmuskeln zu einander bei Hühnerembryonen zu besprechen.

Liest man die in der Literatur vorhandenen Angaben über die Innervation beider Muskelgruppen, dann findet man, dass diese noch keineswegs zur Genüge festgestellt ist. Und doch ist diese Frage von der grössten Bedeutung, da ja Fürbringer (Zur vergl. Anatomie der Schultermuskulatur, 1. Th. Jena'sche Zeitschrift, Bd. VII, 2. Th., Bd. VIII, 3. Th. Morphol. Jahrbücher, Bd. I) dargethan hat, dass zur Charakterisirung eines Muskels, zur Festsetzung seiner verwandtschaftlichen Beziehungen zu anderen, die Kenntniss seiner Nervenversorgung unumgänglich nothwendig ist. Bei höheren Wirbelthieren ist wohl kein Zweifel darüber vorhanden, dass Kau- und Augenmuskeln selbständig innervirt werden, aber anders ist die Sache bei niederen Wirbelthieren. So bestreitet Johannes Müller (Abhandlungen der Berliner Akad., 1844) die Selbständigkeit der Augenmuskelnerven bei Lepidosteus; bei Petromyzonten sollen nach Stannius (Lehrbuch der vergleichenden Anatomie, 1846) mit Ausnahme des M. rectus sup., internus und obliquus sup., die übrigen Augenmuskeln vom Nervus trigeminus versorgt werden. Auch bei nackten Reptilien, sagt Stannius, stammen die Augenmuskelnerven theilweise aus der Bahn des Nervus trigeminus. Gegenbauer (Ueber die Kopfnerven von Hexanchus, Jena'sche Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. VI, 1871; Untersuchungen zur vergleichenden Anatomie der Wirbelthiere. 3. Hft. Das Kopfskelet der Selachier, 1872) spricht sich gegen die Selbständigkeit der Augenmuskelnerven bei Selachiern aus. Huxley (Handbuch der vergleichenden Anatomie der Wirbelthiere, 1873) behauptet, dass bei Lepidosiren die drei motorischen Nerven des Augapfels vollständig mit der Pars ophthalmica des 5. Paares verschmolzen sind. In Uebereinstimmung mit Stannius constatirt auch er die Innervation der Mm. rectus extern., inferior und obliquus infer. durch den Ramus ophthalmicus des Trigeminus bei Petromyzonten. Und selbst bei

den Amphibien noch sollen die Augenmuskelnerven mehr oder weniger mit dem Trigeminus verschmolzen sein. Fürbringer (Untersuchungen zur vergl. Anatomie der Muskulatur des Kopfskelettes der Cyclostomen. Jena'sche Zeitschrift für Naturwissenschaften, Bd. IX, 1875) lässt es unentschieden, ob bei Petromyzonten trochlearis und abducens Zweige des Trigeminus sind oder nicht.

Für die Selbständigkeit der Augenmuskelnerven bei den Ganoiden spricht sich H. Schneider (Die Augenmuskelnerven der Ganoiden, Jena'sche Zeitschrift f. Naturwissensch., 1882) aus; er widerlegt namentlich die von Johannes Müller bezüglich des Lepidosteus gemachten Angaben über die Theilnahme des Trigeminus an der Innervirung der Augenmuskeln.

Auf Grund dieser, wenn auch einander widersprechenden Angaben prüfte ich, ob beim Huhnembryo zwischen Kau- und Augenmuskeln eine verwandtschaftliche Beziehung existire oder nicht, wenn auch dieser Annahme vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte insofern Misstrauen entgegengebracht werden musste, als die Untersuchungen von Balfour (Development of the elasmobranch fishes) und von Milnes-Marschall (The development of the cranial nervs in the chick) nachgewiesen haben, dass die Anlage der Augenmuskelnerven getrennt von der Anlage des Trigeminus erfolgt.

Beim ausgewachsenen Huhne sind die Augenmuskeln, die Mm. recti, obliqui, der pyramidalis und quadratus von den Kaumuskeln durch den M. depressor palpebrae infer. getrennt, welcher membranartig den Augapfel an seiner ventralen und lateralen Seite deckt und eine muskulöse Scheidewand darstellt, welche den Inhalt der Augenhöhle gegen die Schläfenseite abgrenzt. Die Innervation beider Muskelgruppen ist vollständig getrennt, indem die Kaumuskeln und der Depressor palpebr. infer. vom Nervus trigeminus, die Augenmuskeln aber vom Oculomotorius, Trochlearis und dem Nerv. abducens versehen werden.

Bis zum achten Tage der Entwicklung des Hühnerembryos liegen Kau- und Augenmuskeln viel weiter von einander entfernt als im ausgewachsenen Thiere. Während hier beide Muskelgruppen in Contact stehen und nur durch die äusserst dünne muskulöse Membran des M. depressor von einander geschieden werden, trennt sie dort eine breite Lage embryonaler Bindegewebszellen, deren Mächtigkeit abnimmt, je mehr sich die Reihenschnitte in frontaler Richtung von der Mundbucht entfernen. Muskelfasern liessen sich in dem verbindenden Gewebe nicht mit Bestimmtheit nachweisen. Vom achten

Tage an trifft man ein verändertes Stadium, in welchem Kau- und Augenmuskeln einander näher gerückt sind, und je mehr sich der Embryo entwickelt, je grösser die Ausdehnung der Muskeln wird, desto geringer wird die Distanz zwischen ihnen, so dass beispielsweise am dreizehnten Tage an vielen Punkten ein so inniger Contact zwischen Kau- und Augenmuskeln ohne jegliche Trennung durch dazwischen liegendes Fett oder Bindegewebe angetroffen wird, dass man nur durch die Verschiedenheit der Faserrichtungen und durch die topographischen Verhältnisse beide als selbständige Gruppen zu erkennen vermag.

Entwicklungsgeschichtlich lässt sich aber zwischen Kau- und Augenmuskeln beim Hühnembryo ebensowenig eine verwandtschaftliche Beziehung, respective gemeinsame Anlage feststellen, wie für deren Nerven, nach den Untersuchungen von Balfour und Milnes-Marschall, eine solche constatirt werden konnte.

Wenn wir nun in Kürze die hier mitgetheilten Ergebnisse über die Entwicklung der Kaumuskeln zusammenfassen, so kommen wir zu folgenden Schlüssen: 1. Die Kaumuskeln bilden ursprünglich bei Hühnerembryonen eine gemeinschaftliche zusammenhängende Masse, welche durch Neubildung von Muskelfasern aus den vom Mesoderm abstammenden Bildungszellen sich mehr und mehr vergrössert. 2. Die Trennung der gemeinsamen Anlage in die einzelnen Kaumuskeln erfolgt durch bindegewebige Faserzüge, welche von der Peripherie her in die Muskelmasse eindringt, und durch die Entwicklung des knöchernen Unterkiefers, durch dessen Ausdehnung diejenigen Muskeln, welche an ihm haften, von denjenigen losgetrennt werden, welche noch am Meckel'schen Knorpel inseriren. 3. Die Richtungsänderung des Faserverlaufes kommt dadurch zu Stande, dass die Muskeln sich den Formveränderungen des Unterkiefers anpassen. 4. Die Insertion, welche anfangs an dem Bindegewebe um den Meckel'schen Knorpel sich findet, bleibt an demselben Bindegewebe auch in späterer Zeit, wo schon der knöcherne Unterkiefer entwickelt ist, weil dieser zwischen Muskelansatz und den Meckel'schen Knorpel eingeschoben wird. Eine Verschiebung der Insertionsstelle im Sinne der Autoren findet nicht statt. 5. Der M. mylohyoideus verhält sich bezüglich der Insertion ähnlich den Kaumuskeln. 6. Augen und Kaumuskeln haben beim Hühnembryo getrennte Anlagen, sie liegen aber in einem gewissen Stadium der Entwicklung unmittelbar nebeneinander, ohne jegliche Trennung durch dazwischen liegendes Fett oder Bindegewebe.

Erklärung der Abbildungen.

Fig. I. Jüngste Anlage der Kaumuskeln beim Huhnembryo. 125 St. bebrütet. Schi Frontalschnitt. (Reichert, Ocul. III. Object. 4.)

Fig II. stellt die Muskeln desselben Stadiums bei stärkerer Vergrösserung dar. sieht das dichtere Bindegewebe an einer und das lockere an der and. Insertionsstelle. (Reichert, Ocul. III. Object. 8.)

Fig. III. Frontalschnitt eines Huhnembryos, der in der Entwicklung weiter geschritten war, als I. (Reichert, Ocul. III. Object. 4.)

Fig. IV. Frontalschnitt eines 176 St. lang bebrüteten Huhnembryos; das gebende Bindegewebe wuchert zwischen die Kaumuskeln hinein. (Reic Ocul. III. Object 4.)

Fig. V. Frontalschnitt eines 304 St. alten Huhnembryos. (Reichert, Ocul Object 4.)

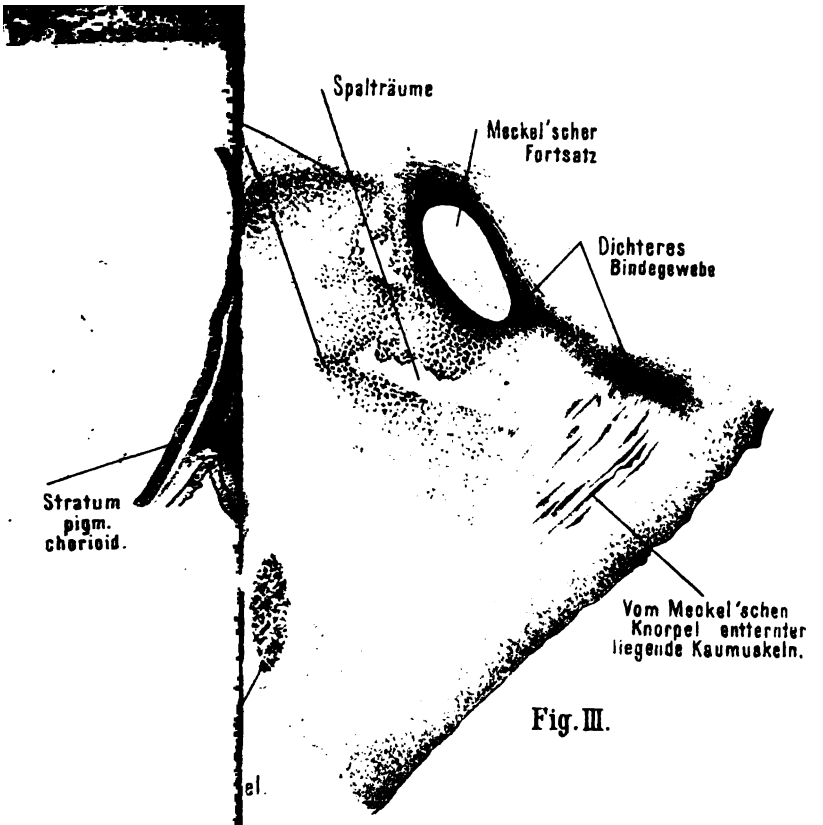
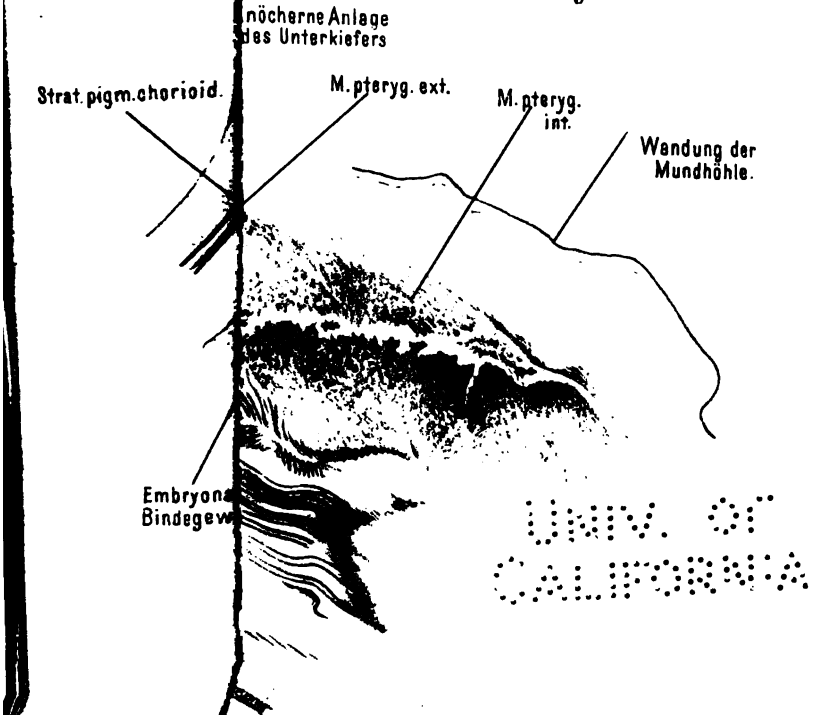


Fig. III.

Fig. V.



UNIV. OF CALIFORNIA

III.

Untersuchung über Herz, Pericard, Endocard und Pericardialhöhle.

Von

Albert Blaschek,

medic. cand.

(Mit 3 Holzschnitten.)

Die älteren Arbeiten Reichert's und Remak's, die neueren von Gasser, Oellacher, Schenk, Dareste bezüglich der ersten Anlage des Herzens und der Pericardialhöhle, bezüglich des Verhältnisses letzterer zum Pleuroperitonealraum, das Interesse, das die Entwicklung eines so wichtigen und integrirenden Organes darbietet, andererseits aber die Entstehungsweise, hier die unpaarige, dort die paarig-symmetrische Anlage, wodurch in der sonst so einheitlichen Entwicklung der Thierreihe ein unvermittelter Abstand, ein Sprung zu entstehen scheint, diese Umstände mögen es rechtfertigen, mögen den Grund angeben, der mich bewogen, die erste Herzanlage von Bufo, Rana, Axolotl näher zu studiren und zwischen ihr und der schon so oft und trefflich bearbeiteten Anlage des Vogel- und Säugethierherzens eine Parallele zu ziehen. Das Resultat dieser meiner Beobachtungen war, dass die beim ersten Anblick so differente Herzanlage thatsächlich derselbe Bildungsvorgang ist, dass nur durch gleichzeitige Bildung anderer Organe Umstände gesetzt werden, die eine andere Configuration und eine scheinbar andere Entwicklungsweise des Herzens bedingen.

Nebstdem fand ich aber noch eine Reihe von Vorgängen, welche sowohl über die Entwicklung des Endo- und Pericard, über den Zusammenhang der Aorta und des Herzens, sowie über jene Scheidewand, welche den Raum des Herzbeutels vom Pleuroperitonealraume trennt, einige Auskünfte zu geben im Stande sind.

Die ersten Ansichten über die primitivsten Stadien der Herzbildung rühren von Reichert und Remak her, und wenn auch deren Ansicht nicht dieselbe war, so stimmten sie doch in einem Punkte überein: das Herz entstehe als solides Gebilde und erst ein secundärer Process der Aushöhlung bedinge das Entstehen seines Hohlraumes.

Nach Reichert entsteht das solide Herz aus einer vorspringenden Dottermasse und die Scheidung der Pericardial- und der Pleuroperitonealhöhle ist anfangs nur eine unvollständige, durch die Membrana reunieus und die Kiemenbogenträger gebildete; später erst soll eine vollständige Scheidung beider Räume durch eine sich entwickelnde Grenzwand entstehen.

Remak hingegen sprach die Ansicht aus, dass die sogenannte Schlundplatte einem Aushöhlungsprocesse, und zwar in jener Partie anheimfalle, die dem Orte des Zusammentreffens der beiden anfangs selbstständigen Pleuroperitonealhöhlen entspricht.

Die Ansicht, das Herz entstünde als solider Körper, ist allgemein verlassen, seitdem durch Schenk und andere Arbeiten der neueren Epoche die Bildung des Herzens als hohler Raum in der bestimmtesten Weise nachgewiesen wurde.

Oellacher, der die Herzbildung bei Bufo cinereus genauer verfolgte, fand, dass die ventrale, von der Anlage des Centralnervensystems am weitesten abstehende Partie der Splanchnopleura anfangs eine schwache, später eine stärker und stärker ausbiegende Absackung bilde, die mit der somatischen Pleura beiderseits einen keilförmigen Raum conformirt.

Diese Aussackung ist nun, wie man sich an Querschnitten, die vor und hinter dem Mittelpunkte des später gebildeten schlauchförmigen Herzens überzeugen kann, von weniger tiefer Dimension, als dies gerade im Mittelpunkte der Fall ist: dabei sind aber die Tiefendimensionen in gleicher Entfernung von der Herzmitte keineswegs gleich, sondern man kann die hinteren als die bedeutenderen bezeichnen.

Später schnürt sich nun die hier erwähnte Absackung von der Splanchnopleura, dem Orte ihrer Genese, ab und eine gewisse Zeit kann man noch zwischen beiden ein sagittales Hängeband, gleichsam ein Mesocard. posterius, das sich am Querschnitte als sagittaler Zellstreif darstellt und die Splanchnopleura mit dem Herzen verbindet, wahrnehmen.

In Balfour's vergleichender Embryologie findet man eine Darstellung der Herzhöhlenentwicklung, die wesentlich darin besteht, dass in der ventralen Partie der Splanchnopleura eine Spaltung entsteht, bei welchem Vorgange das dorsalwärts gelegene Blatt seine ursprüngliche Lage beibehält, das ventrale hingegen sich von ersterem abhebt und gegen die Somatopleura hin ausbuchtet. Der dadurch entstandene Spaltraum erscheint am Querschnitte nach unten zu convex, nach oben hin plan oder etwas concav begrenzt, und ist zu gleicher Zeit von einem Protoplasmanetze durchzogen, das später der Resorption anheimfällt.

Was die Anschauungen über die Bildung des Vogel- und Säugethierherzens betrifft, so ist sie eine einheitliche, und die in Kölliker's Entwicklungs-Geschichte gegebene Darstellung der genetischen Vorgänge die jetzt noch massgebende.

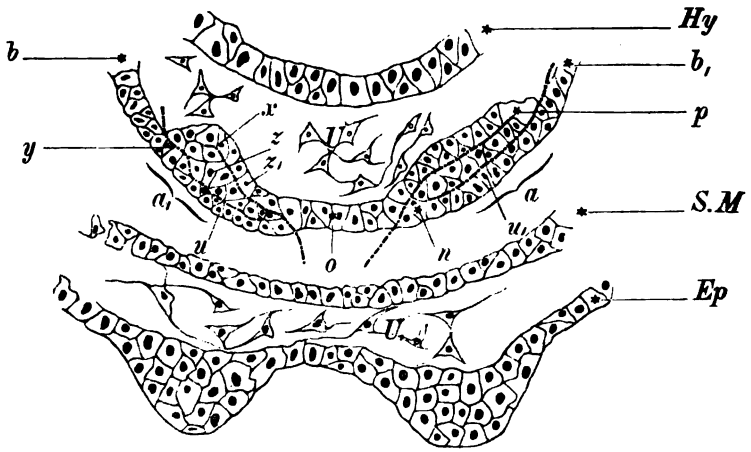
Die Embryonen, die ich untersuchte, waren solche von Rana Bufo cinereus und Axolotl in Chromsäure gehärtet und nachher in eine Mischung von Alkohol, Glycerin und Wasser eingelegt; die Färbungsmethode ammoniakalischer Carmin und die Einbettung Gelatine.

Bevor noch die erste Anlage des Herzens wahrzunehmen ist, bevor überhaupt noch das geringste Anzeichen der beginnenden Ausbiegung, das heisst einer Abhebung der spl. Pleura von dem zwischen ihr und dem Darmdrüsenblatt befindlichen, der Urwirbelplatte entstammenden Zellstratum zu erkennen ist, bemerkt man, wie dies auch in den Abbildungen Oellacher's („Herz- und Pericardialhöhle") richtig gezeichnet ist, dass zwei Partien der spl. Pleura (Fig. 1. *a* und a_1), die von einem Punkte der durch den Schnitt einer sagittalen Ebene mit dem ventralen Theil der spl. Mesoblastplatte entstanden gedacht wird (Fig. 1, Punkt *o*), radial gerechnet eine bedeutendere Dicke aufweisen, als dies vielleicht auf einem höher gelegenen, dem Uebergange der somatischen in die splanchnische Pleura genäherten Punkte *b* (Fig. 1) oder im Schnittpunkt *o* (Fig. 1) selbst der Fall ist.

Im Umkreise des Punktes *b*, oder ganz im Anfange der Entwicklungsvorgänge auch im Umkreise von *o* fand ich die spl. Pleura stets nur aus einer Zellenlage bestehend; die beiden Partien *a* und a_1 hingegen erscheinen dreischichtig, wobei jedoch zu bemerken ist, dass sowohl in dem zwischen den beiderseits verdickten Partien gelegenen einfachen Zellstratum, als auch gegen den Punkt *b*, also medullarwärts, keineswegs ein allmäliger Uebergang stattfindet, sondern

eine plötzliche Dickenzunahme und ebenso plötzliche Abnahme constatirt werden kann. Anfangs hielt ich diese Verdickungen für Producte local stattgehabter Processe der Zellvermehrung, die, räumlich betrachtet, in zwei auf der spl. Pleura der Längsachse des Embryos parallel gezeichneten Linien stattfinden, und glaubte, die Herzabsackung käme dadurch zu Stande, dass die eben beschriebenen Partien ein stärkeres Wachsthum zeigten, als die zwischen ihnen in der embryonalen Längsachse selbst gelegene einfache Zellplatte. — Wäre nun diese Ansicht richtig, so müssten, der localen Zellvermehrung entsprechend, Zelltheilungen in jenen seitlichen verdickten Partien a und a_1 zu finden sein, wie man ja das an allen Orten findet, wo locale Epiblastverdickung, z. B. bei der ersten Anlage der

Fig. 1.



Linse des Auges etc., stattfindet. Es zeigen sich aber hier im Verhältnisse zur einschichtig gebliebenen Partie der spl. Pleura keine Anhaltspunkte, die auf eine locale Zellenvermehrung hindeuten. Es ist mithin klar, dass diese Verdickungen entweder in einem weit früheren Stadium, wo vielleicht die beiden Mesoblastschichten sich noch nicht getrennt hatten, durch locale Zellvermehrung zu Stande kamen, oder dass wir hier nicht eine, sondern mehrere über und dicht aneinander liegende Schichten von gleicher Herkunft, also gleichem Materiale, vor uns haben. Die Betrachtung jener Stadien der Entwicklung, wo gerade die Spaltung des anfangs einheitlichen Mesoblasts in zwei Lamellen stattfindet, lehrte mich, dass zwar im Allgemeinen die Dicke der Splanchnopleura von der ventralen zur

dorsalen Seite hin zunehme, diese Zunahme jedoch stets eine unbedeutende ist, vor Allem niemals durch Mehrschichtigkeit zu Stande kommt, sondern nur auf der Verschiedenheit der Grössendimension der Zellen selbst beruht. Es sind demnach die am Querschnitte weiter oben gelegenen, der Urwirbelplatte genäherten spl. Pleurazellen grösser, höher und besitzen einen grösseren radialen Dickendurchmesser; die weiter unten, also ventral gelegenen Zellen sind kleiner und flach; zu dieser Sorte gehören auch jene Zellen, die an der Stelle des Punktes *o* und zwischen den Partien *a* und a_1 gelegen sind.

Der Grund dieser von der dorsalen zur ventralen zunehmenden Zellgrösse ist darin zu suchen, dass schon vor der Spaltung des Mesoblasts in Splanchno- und Somatopleura dasselbe in seiner Totalität ein gleiches Verhalten zeigte, wie später jedes einzelne der beiden Spaltproducte. Man kann sich ja an jedem Schnitte, der in diese Epoche des ungetheilten Mesoblasts hineinfällt, leicht überzeugen, dass die hier gegebene Beschreibung zutrifft, d. h. dass sich unter gleichzeitiger Abnahme der Zellgrössen das Mesoblast von der dorsalen zur ventralen Seite hin verschmälert, eine locale Zellvermehrung aber, welche eine radiale Dickenzunahme bedingen könnte, ist auch in diesem frühen Stadium absolut nicht nachweisbar.

Da mithin erwiesen ist, dass weder in vorangegangenen Epochen eine Verdickung, d. h. eine Vermehrung der Zellreihen stattfand, noch im Stadium der Herzentwicklung eine solche stattfinden konnte, so kann der Grund dieser eigenthümlichen Erscheinung nur in einer Mehrschichtigkeit zu suchen sein.

Man bemerkt bei längerer Untersuchung sehr oft, dass sich bei den mehr oder weniger deutlich dreischichtigen Zelllagen *a* und a_1 bei zufällig eingetretenem mechanischen Druck Sprünge und Lücken zeigen, die niemals radial, sondern stets circulär-parallel dem Verlaufe und der Rundung der Splanchnopleura dieses Stadiums auftreten.

Die durch mechanische Ursache häufig auftretenden, in Fig. 1 durch *x* und *y* bezeichneten Risse deuten schon darauf hin, dass hier keine Verdickung stattfand, da ja sonst die Zellcohärenz in den diversen Fugen gleich sein, also Risse nach allen Richtungen hin entstehen müssten, sondern dass drei Schichten miteinander verklebt aufeinander liegen und die constituirenden Elemente alle untereinander gleich sind.

Bei Embryonen sehr früher Stadien fand ich diese drei durch Faltung entstandenen Schichten miteinander noch nicht verklebt, sondern durch deutliche Spalten getrennt, zu gleicher Zeit bemerkte ich jedoch, dass die einzelnen Zelllagen mit einander und mit der übrigen Splanchnopleura in continuirlichem Zusammenhange stehen, dass die Splanchnopleura rechts und links von der Sagittalebene in einer gewissen Längenausdehnung, die der Länge des späteren Herzens entspricht, eine symmetrische Falte bildet. Folgt man nun dem Zuge der spl. Pleura vom Punkte b_1 (Fig. 1) aus nach unten, so gelangt man zuerst in der Rundung abweichend eine gewisse Strecke weit gegen den tiefsten Punkt der ventralen Seite des Embryo (Fig. 1, *o*), hierauf tritt eine scharfe Abknickung (*n*, Fig. 1) ein und die ganze Zellreihe wendet sich in der Art, dass ihr Verlauf dem früher beschriebenen entgegengesetzt erscheint. Diese Richtung schlägt die Splanchnopleura in nicht so langer Ausdehnung ein, als es bei der früheren der Fall war, und nun tritt abermals eine scharfe Abknickung (Fig. 1, *p*) auf. Der Verlauf der Zellplatte ist jetzt der nächst anliegenden Reihe entgegengesetzt und der zuerst beschriebenen gleich gerichtet. So wendet sich nun die letzte Windung der spl. Mesoblastlamelle ventralwärts, erreicht einen Punkt (*o*), wo sie den grössten (sagittalen) Abstand von der Anlage des Centralnervensystems aufweist und mit dem auf der anderen Seite gelegenen spl. Mesoblastblatte sich vereinigt hat. Denkt man sich nun diese Falten eng aneinander gelegt und die einzelnen Zellreihen der Verlaufsrichtung nach verklebt, so erhält man jenes Bild, das mit dem von Oellacher bis auf die Faltenbildung übereinstimmt.

Die durch eventuellen Druck zu Stande gekommenen Spalten begrenzen sich nun folgendermassen. Die eine (*x*), dem gedachten Centrum des Embryoquerschnittes genäherte greift von aussen nach innen ein, hört jedoch vor der zwischen Darmdrüsenblatt und spl. Pleura liegenden Urwirbelmasse in einer Distanz auf, die der radial gemessenen Dimension eines einzelnen spl. Mesoblast-Elements gleichkommt; die zweite (*y*), von letzterer mehr periphere Klaffung ist der erst beschriebenen parallel, greift von innen, d. h. von der Darmplatte Schenk's, ventral nach aussen und hört vor der Pleuroperitonealhöhle in gleicher Entfernung, wie es bei dem von aussen nach innen eingreifenden Spalte der Fall war, auf.

Diese letztere hat nun unzweifelhaft einmal, als ihr Abschluss noch nicht erfolgt war, mit der Urwirbelmasse communicirt, und

thatsächlich bemerkt man dann in späteren Stadien zwischen ihr und der ihr nach aussen hin folgenden Schichte Elemente, die allerdings in spärlicher Anzahl vorhanden sind, jedoch den Charakter von Urwirbelzellen erkennen lassen. Es ist unzweifelhaft, dass bei dem Vorrücken der Urwirbelmassen zwischen Hypoblast und spl. Pleura — derselbe Vorgang findet ja auch zwischen Epiblast und somatischer Pleura statt — jene Elemente ihren Weg in diesen im Querschnitte als Spalt sich kennzeichnenden Raum gefunden haben.

In späteren Stadien, nachdem eine innige Annäherung aller dieser drei durch Faltenbildung entstandenen Zellreihen zu Stande gekommen ist, findet man zwischen der externen und mittleren Zellreihe die eben besprochenen Elemente als dünne Schichte, deren Bedeutung ich im Verlaufe noch erwähnen werde.

In späteren Stadien, nachdem diese drei Splanchnopleuraschichten bereits übereinander gelagert sind, nachdem die bereits früher erwähnte Verklebung eingetreten ist, findet man zwischen der mittleren und externen Lamelle (*y*) die früher besprochenen Urwirbelzellen, während die innere und mittlere Lamelle dicht aufeinander liegen. Die Verklebung der inneren und mittleren Lamelle, also jenes Spaltes, der von aussen nach innen greift und blind endet, ist nur eine provisorische, und in späteren Stadien weichen beide auseinander, um einen Raum zwischen sich zu lassen (die Spalte *x*), der sowohl seitlich als gegen das Herz hin mit Elementen derselben Sorte ausgekleidet ist und dem später zu beschreibenden Pericardialraum entspricht. Die beiden mehr peripheriewärts gelegenen Spalten (Fig. 1, *y*) hingegen, die von innen nach aussen zu eingreifen, erscheinen am Querschnitt wie Ausstülpungen, die in der Mitte des späteren Herzens die grösste, vorne und hinten aber eine weit geringere Tiefe aufweisen. Diese beiden schmalen Divertikel auf dem Querschnitt treffen nun in bereits sehr frühen Stadien, wo ihre Lumina kaum erkennbar sind, zusammen und verschmelzen, kurze Zeit nachher bemerkt man noch jene aus ihren tiefsten Stellen hervorgegangene sagittale Scheidewand. Durch diesen Vorgang treffen nun auch die in den besprochenen Divertikeln enthaltenen Urwirbelzellen zusammen. Die erwähnte Scheidewand fehlt jedoch in Stadien der späteren Entwicklung vollständig. Wenn es sich nun darum handeln würde, zu erklären, wieso die vorher besprochenen Falten zu Stande kommen, so könnte Folgendes vielleicht einige Anhaltspunkte liefern. Denkt man sich Somato- und Splanchnopleura noch zum einheitlichen un-

getheilten Mesoblast vereint, so würde durch stärkeres Wachsthum, das ja die Ursache so vieler Faltenbildungen ist, eine Einfaltung niemals stattfinden können; denn das ganze Mesoblast wächst gleichmässig. Da jedoch splanchnische und somatische Pleura durch den Pleuroperitonealraum getrennt sind, so ist die Circumferenz des splanchnischen Mesoblastes entschieden kleiner als die der somatischen Pleura; beide Pleuren müssen nun ab origine dieselbe Wachsthumspotenz besitzen; der splanchnische Mesoblast muss daher, um sich auf eine grössere Fläche auszubreiten, zur Bildung der besprochenen Falten führen.

Ein zweites weiter vorgeschrittenes Stadium der Herzentwicklung bei Bufo zeigt Fig. 2.

Man hat die Aussackung (Fig. 2) *m*, *n* stets nur als eine einfache, von der splanchnischen Pleura ausgehende aufgefasst; nach der vorhergehenden Erörterung ergibt sich aber, dass sowohl die Zellreihen *f*, *g*, als auch *i* der Splanchnopleura angehören. Die beiden in Fig. 1 als *x* und *y* bezeichneten Spalträume sind auch hier vorhanden, *y* aber erweitert sich später und wird mit Urwirbelzellen erfüllt, *x* bleibt hingegen auf früherem Stadium. Zu gleicher Zeit mit der Erweiterung des Spaltraumes *y* (Fig. 1) findet ein successives Herabdrücken, mit Zellvermehrung der Urwirbelmassen begleitet, statt. In dem Masse nun, als die Aussackung Fig. 1 (*m*, *n*) an Tiefe zunimmt, bemerkt man, dass mit langen Fortsätzen versehene Zellen den sich erweiternden Raum einnehmen und ihrer Gestalt entsprechend ein eigenthümliches, aus protoplasmatischen Balken bestehendes Netzwerk (Fig. 2, *R*) formiren. Letzteres bleibt nun in seiner ursprünglichen Gestalt oft so lange bestehen, bis sich die obere Herzwand ausgebildet, d. h. das Herz sich vollständig abgesackt hat.

Dass die besprochenen, mit diesen protoplasmatischen Ausläufern versehenen Zellen Urwirbelelemente sein müssen, geht daraus hervor, dass sie erstens mit jenen, die man in der Umgebung des Medullarrohres constant antrifft, genau übereinstimmen, und zweitens deren successives Hinabrücken genau verfolgt werden kann.

Woher sollten sie denn überhaupt in die Rinne der splanchnischen Pleura gekommen sein? Sie müssten denn selbst den Elementen des Hypoblasts oder der Splanchnopleura entstammen, gegen welche Ansicht ihr ganzer Bau sprechen muss; weiters findet man auch niemals einen Zusammenhang mit den letzterwähnten Schichten, stets

aber den mit der Urwirbelmasse. Zu jener Zeit, wo die Rinne des Herzschlauches noch gegen die Urwirbelmasse hin offen steht und mit Urwirbelzellen angefüllt wird, bemerkt man auch in den zwischen Herzanlage und Entoderm gelegenen Zellen bedeutende Unterschiede; alle entstammen zwar der Urwirbelmasse, haben jedoch differente Charaktere angenommen. Ein Theil derselben wandert in das Herz (Fig. 2, R_1), die anderen nehmen an der Entwicklung der Leber wesentlichen Antheil (Fig. 2, M).

An Durchschnitten kann man bemerken, dass jene Ausstülpung, die zur Leber wird, nicht genau die Medianlinie einhält, sondern etwas nach links hinneigt. Das Lumen dieses von Elementen des Darmdrüsenblattes ausgekleideten Divertikels erscheint am Querschnitte niemals rund, sondern stets in die Länge gezogen.

Nach Schenk bilden nun die Elemente des Darmdrüsenblattes nicht alle drüsige Organe, sondern bekleiden nur deren Ausführungsgänge.

Diese Ausstülpung liegt nun zwischen Darmdrüsenblatt und splanchnischer Pleura, also mitten in der Urwirbelmasse, welche zwischen beiden liegt, und zwar in jenem ventral gelegenen Theil derselben, der mit der Entwicklung des Herzens successive an Dicke zunimmt.

An horizontalen Schnitten, die Herz und Leber zugleich treffen, sieht man, dass von der Peripherie der Leber her Urwirbelzellen zwischen die ihr angehörigen Elemente eindringen und durch intensive Färbung auffallen.

Es rührt dies daher, dass die Färbung hauptsächlich die Kerne trifft, die Dotterblättchen hingegen (Bufo, Rana, Axolotl) gar nicht gefärbt werden, und bekanntlich in den Zellen des Darmdrüsenblattes letztere, in den Urwirbel-Elementen erstere vorherrschen.

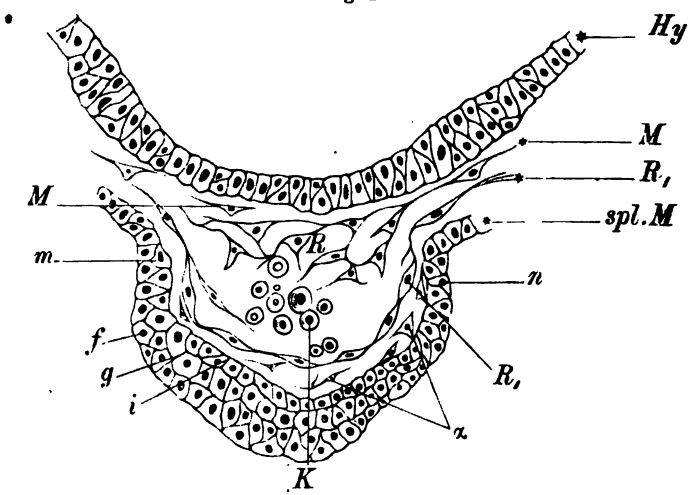
Man kann weiters beobachten, dass das besprochene Eindringen nicht überall gleichmässig vor sich geht, sondern an einigen Punkten mehr, an anderen weniger, so dass am Querschnitt radiale Strahlen von Urwirbelzellen auftreten. Zwischen je zwei Strahlen entsteht ein Intervall, wo eine Invasion sehr spärlich oder gar nicht zu constatiren ist; diese eindringenden Elemente sind von der Form M (Fig. 2). Aus diesen Zelllagen scheinen sich nun einerseits die Leberzellen selbst, andererseits jene Bindegewebsmassen zu entwickeln, die man in der Leber des erwachsenen Thieres als interlobuläres Bindegewebe bezeichnet. Es stimmt ja thatsächlich diese Auffassung mit jener

von der Entstehung bindegewebiger Elemente zwischen den Infundibulis der Lunge.

Oberhalb der Herzausstülpung trifft man nun namentlich bei weiter gegen das Herzende hin geführten Schnitten auch an solchen, die Herz und Leber zugleich treffen, nebst den schon besprochenen leberbildenden Zellen, der Herzwand dicht anliegend, eine ganz eigenthümlich charakteristische Zellform; es ist dies die zweite Form der metamorphosirten Urwirbelzellen (R_1, Fig. 2).

Diese Zellreihe (Fig. 2, R_1) ist die sogenannte innere Herzhaut und constituirt in selber Form auch die Auskleidung des embryonalen Vogel- und Säugethierherzens.

Fig. 2.



Es könnte vielleicht naheliegen zu behaupten, diese auskleidenden Zellen seien Product der ihnen dicht anliegenden Splanchnopleura; doch habe ich deren Entstehen bei Bufo und Rana beobachtet und die Zellreihe continuirlich bis in die zwischen splanchnischer Pleura und Entoderm gelegenen Urwirbelmassen verfolgen können. Die am meisten vom Herzen entfernten Glieder dieser Reihe haben nicht mehr jenen ausgesprochenen Charakter, wie er sich an den innerhalb des Herzraumes gelegenen Elementen stets nachweisen lässt.

Von dieser Zellreihe sagt Schenk in seiner vergleichenden Embryologie: Er könne nicht genau angeben, aus welchem Substrat des embryonalen Leibes sie hervorgingen, es sei jedoch wahrscheinlich, dass sie Producte der Wirbelplatten seien. Man bemerkt nun

auch, dass diese Gebilde — es sind spindelförmige Zellen — stets von dem mehr peripher gelegenen schütteren Theile des Urwirbelstratums herstammen, dass hingegen der mehr central gelegene dichtere Theil zum früher besprochenen Aufbau der Leber benützt wird. Beim Huhn und Säugethier zeigen die Bilder der frühesten Herzanlage die vollkommen in sich geschlossenen Herzhäutchen.

Ich überzeugte mich, dass in einem sehr frühen Stadium das Entoderm und splanchnischer Mesoblast vor der Herzanlage, also mehr gegen den Centralcanal hin, nicht genau aneinander liegen, sondern einen schmalen Raum begrenzen, durch den es den Urwirbelzellen ermöglicht ist, in die primäre Herzfalte einzudringen; also auch hier stammt die innere Herzhaut aus den Urwirbelmassen.

Die Zellen der inneren Herzhaut sind, wie gesagt, von spindelförmiger Gestalt, besitzen lange Kerne, die entsprechend der Rundung des Herzens gestellt sind und es lauft das Protoplasma derselben beiderseits in fadenförmige Fortsätze aus, die sich mit ebensolchen benachbarten Zellen verbinden. Vom Kerne, der sehr gross, stark granulirt und intensiv gefärbt ist, sieht man feine protoplasmatische Fäden gegen die Peripherie der Zelle hinziehen und auf diese Art nach vielfacher Theilung ein räumliches Netz bilden, in dessen Maschen Dotterblättchen kleinerer Dimension eingelagert sind. Aehnliche Netze, jedoch gröberer Sorte, sieht man auch in den Entodermelementen; dem Zusammentreffen der protoplasmatischen Elemente entsprechend sind aber hier Punkte, die den Knoten eines Netzes gleichen, wahrzunehmen. Diese lassen eine bräunliche Färbung, die wohl auf Pigment zurückzuführen ist, erkennen.

In den früher beschriebenen Endocardzellen sind solche Knoten eben nur angedeutet, jedoch nicht pigmentirt.

Es ist nun gewiss merkwürdig, dass jene Zellauskleidung im Herzen der Amphibien zu einer Zeit sichtbar wird, in der die Herzhöhle, so weit sie überhaupt schon entwickelt ist, mit jener oben beschriebenen Zellmasse erfüllt ist, während beim Vogel und Säugethiere dieselbe (innere Herzhaut) in einem Stadium vollendet ist, wo im Herzen noch keine blutbildende Füllung beobachtet werden kann. Diese Erscheinung findet ihre Erklärung darin, dass die Zellinvasion das eine Mal durch eine kaum nachweisbare Spalte, das andere Mal durch einen breiten Raum geschieht.

Bemerkenswerth finde ich noch den Umstand, dass bei Bufo die Urwirbelmassen, die zwischen Hypoblast und splanchnischer

Pleura liegen, zu gleicher Zeit herabrücken, als sich am Querschnitte die Lumina von Gefässen zu zeigen beginnen. An Querschnitten, wo die Herzanlage noch kaum zu constatiren ist, bemerkt man nur ganz schwache Gefässstämme, je mehr aber die Zellmasse den Herzraum zu erfüllen strebt, desto stärkere Gefässe treten neben der Chorda auf.

Es scheint demnach zur gleichzeitigen Proliferation der Urwirbelelemente, zur gleichzeitigen Zerklüftung der Urwirbelplatten, noch die Bildung der Gefässe, respective ihre Raumverdrängung zum Hinabrücken der Urwirbelzellen beizutragen.

Aus all' dem geht nun hervor, dass die Herzhaut das spätere Endocard der Amphibien sowohl als der Vögel und Säugethiere seine Entstehung dem Urwirbelstratum verdankt. Der Unterschied aber zwischen dem Hinabrücken der Urwirbelzellen bei Vögel und Säugethieren einerseits, Amphibien andererseits, ist dann der, dass bei den Amphibien die Urwirbelzellen, die zum Aufbau der Leber verwendet werden, gleichzeitig mit den Zellen, die das Endocard constituiren, herabrücken, bei den Vögeln hingegen zuerst die Herzhautzellen (des noch nicht geschlossenen Schlundes wegen), die die Leber constituirenden Zellen aber erst später herabwandern.

Weiter nach aussen von der besprochenen inneren Herzhaut ihr dicht anliegend, bemerkt man eine Schichte von Zellen, die der Splanchnopleura ebenfalls nicht angehören und die den Charakter der Urwirbelzellen tragen (Fig. 2, α). Es folgt also auf die Endothelhaut nicht gleich die Splanchnopleura, sei sie nun gefaltet oder einfach, sondern zwischen beiden Schichten befindet sich ein Zellstratum, das zwar aus demselben Materiale wie das Endothelrohr entstanden ist, dessen Zweck und Charakter jedoch vom vorigen differirt.

Es ist nun sehr wahrscheinlich, dass diese Zellen zum Aufbau der Muskelsubstanz des Herzens verwendet werden, während die innere Herzhaut bekanntlich zu dem die innere Fläche des Herzens bekleidenden Epithel wird.

Woher diese muskelbildenden Urwirbelzellen kommen, ist unbekannt.

In einem gewissen Stadium der Entwicklung kann man, vom Centrum des Herzens aus gezählt, folgende Zelllagen unterscheiden:

1. Ein Netzwerk von Zellen (Fig. 2, *R*), die anfangs vereint sind, später jedoch getrennt werden; diese verschwinden später, nur die der inneren Wand anliegenden werden

2. zum Endothelrohr (Fig. 2, R_1).

3. Ein Urwirbelstratum (Fig. 2, α).

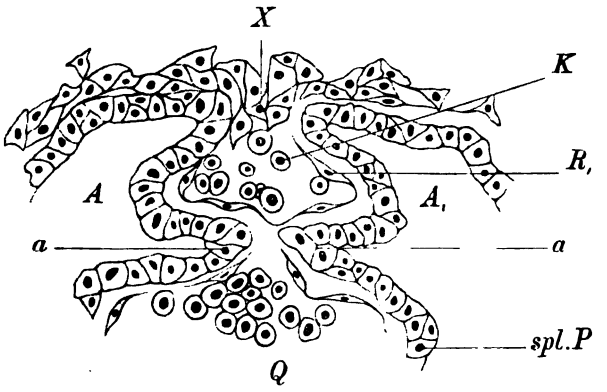
4. In sehr frühem Stadium nur eine einfache Schichte der Splanchnopleura; im späteren Stadium zwei verklebte Mesoblastlamellen (Fig. 1, $z\,z_1$), die ohne zellige Bindemasse einander anliegen.

5. Ein mit Urwirbelmassen erfüllter Raum (Fig. 1, y), der aus dem ursprünglichen Spalt hervorgeht.

6. Eine dritte splanchnische Mesoblastschichte, hierauf folgt der Pleuroperitonealraum.

In noch späteren Stadien tritt dann an der ventralen Seite der Herzanlage eine Verschmelzung der Zelllagen $u\,u_1$, Fig. 1, mit

Fig. 8.



dem somatischen Mesoblast (Fig. 1, *S. M*) ein. In diesem Stadium sind die Urwirbelzellen zwischen Entoderm und splanchnischer Pleura, sowie jene zwischen somatischer Pleura und Epiblast noch durch das erwähnte Zellstratum (Fig. 1, $u\,u_1$ und *S. M*) geschieden; dieses schwindet jedoch später und beide Urwirbelmassen (Fig. 1, U und U_1) treten miteinander in Verbindung.

Jetzt haben wir folgende Räume: Der Spalt x (Fig. 1) wird zur Pericardialhöhle, der Spalt y (Fig. 2) wird zur Scheidewand und beide Pleuroperitonealräume sind wenigstens in der Höhe des Herzens getrennt.

Eine andere höchst interessante Thatsache, die die Einmündung der Aorta in das Herz betrifft, fand ich an Schnitten, die so geführt waren, dass sie sich dem Vorderende des Herzens näherten.

Die beiden Enden der Falte (Fig. 3, *A* und A_1) haben sich hier, gleichzeitig mit jenen Vorgängen, die zur Herzentstehung führten, einander genähert, doch zeigt jede an dem einander zugewandten medianen Theil einen Eindruck, der zwei einander zusehende Concavitäten bildet.

Auf diese Art entstehen jederseits am Querschnitte zwei Lippen, die einander jedoch keineswegs gleich sind. Die untere (*a*) ist etwas länger, und dieses Paar berührt sich früher, verwächst und bringt ein Stadium zu Stande, in dem wir oberhalb des Herzens eine nach oben offene, von splanchnischer Pleura gebildete Rinne bemerken. Gehen wir in der Schnittreihe weiter vor, so treffen wir eine Zeit lang noch dasselbe, selbst der Grösse nach wenig variirende Bild, schliesslich geht aber jene Rinne, die dann schon nach oben zu geschlossen ist, in die Herzhöhle ein.

Die vorher beschriebene Rinne, also die künftige Aorta, birgt nun keinen leeren Raum, sie hat bei ihrer Bildung eine gewisse Partie von Urwirbelzellen Fig. 3 *X* umschlossen.

Aus den früher besprochenen vorderen Schnitten ist ersichtlich, dass der Bulbus aortae rundum (anfangs allerdings nur unten) von der Bekleidung der Splanchnopleura — aus der, wie vorhin erwähnt wurde, nicht nur das Epithel der Lamina visceralis pericardii, sondern auch das der Lamina parietalis pericardii hervorgeht — umschlossen ist. Dieses Aortenstück ist jener Theil des zukünftigen Gefässes, der, wie man sich ausdrückt, in den Herzbeutel mit eingestülpt ist, und auf den sich das Epithel der Lamina visceralis fortsetzt.

Gehen wir in der Schnittreihe noch weiter vor, so finden wir jene Stelle, wo die beiden unteren Lippen der Duplicatur, Fig. 3, *A* A_1, einander nicht erreichen, einen Punkt, wo der Herzverschluss nicht zu Stande kam, und zwar zu einer Zeit, wo sich der Herzschlauch überall vollkommen abgeschlossen darstellt; dieser Querschnitt kennzeichnet die Einmündung der Aorta in das Herz.

In die Aorta wanderten, bevor deren Abschluss zu Stande kam, Urwirbelmassen ein, das Herz enthält jenes gewisse Netzwerk, das ebenfalls aus Urwirbelzellen besteht; die centralen Theile dieser Urwirbelzellen können zur Bildung der Blutkörperchen, Fig. 2 *K* und Fig. 3 *K*, verwendet werden, die peripheren hingegen werden unzweifelhaft zum Endothel des Herzens und der Aorta.

Das Endothel des Herzens, sowie das des Bulbus aortae, haben also denselben Ursprung, und dort, wo die Herzhöhle mit

dem Bulbus Aortae communicirt, stehen die Endothelien beider in directem Zusammenhange.

Die nächsten Veränderungen, die ich am Herzen beobachtete, waren der vollständige Abschluss der Pericardialhöhle, sowie der des Endothelhäutchens. Ich habe bereits erwähnt, dass sich zwischen dem Endothelrohre und jener Splanchnopleuralamelle, die dem Herzinhalt am nächsten liegt, eine Schichte befindet, die aus den Urwirbelelementen stammt; weiter aussen hin aber findet man eine Lamelle, die ebenfalls der Splanchnopleura angehört und in Stadien vor der Herzabschnürung ein Continuum mit der erstgenannten darstellt. Letztere der genannten Lamellen rechterseits vereint sich nun mit jener linkerseits und die zweitgenannte, die der ersteren jedoch unmittelbar und dicht anliegt und zwischen welchen noch kein Raum bemerkbar ist, mit der der Gegenseite.

Und nun findet ein Process statt, der zur Bildung der Pericardialhöhle führt und auf nichts Anderem als auf dem Auseinanderweichen der anfangs dicht aneinander liegenden Splanchnopleurafalten (Fig. 1, $z\ z_1$) zurückzuführen ist.

Dieser Abhebungsprocess findet aber nicht dann statt, wenn die Abschnürung des Herzens von jener Lamelle, welche die innere Epithelialbekleidung des Herzbeutels bildet, schon beendet ist, sondern es entsteht die Klaffung vor Beendigung ersteren Processes.

Jetzt finden wir vom Centrum des Herzens aus gezählt zuerst das vollkommen in sich geschlossene Endothelrohr, dann ein Urwirbelstratum (ebenfalls vollkommen geschlossen), dann ein ebenso beschaffenes Splanchnopleurastratum, dann den Pericardialraum und endlich ein geschlossenes Splanchnopleurastratum, das einerseits die Pericardialhöhle gegen das Herz begrenzt und ihr einen Zellbelag (den visceralen) gibt, andererseits die gegen das Herz gewendete Fläche der Scheidewand zwischen Pleuroperitonealraum und Pericardialhöhle bekleidet. Diese Aufzählung der Bestandtheile gilt präcise für den Mittelpunkt des Herzens; rücken wir hingegen in der Schnittreihe weiter gegen den Kopf hin, so müssen wir, entsprechend der Einpflanzung der Aorta, am Querschnitte eine Lücke im Endothelrohr bekommen.

Fertigt man sagittal geführte Längsschnitte an, so bemerkt man Bilder, die jenen des Querschnittes gleichen; dies deutet darauf hin, dass jene im Anfange besprochene Faltung rings um die Herzrinne stattfindet, demnach alle besprochenen Vorgänge um das Herz

stattfinden. Vor und nach dem ganzen Herzbildungsprocess ist die splanchnische Pleura wieder direct in sich selbst geschlossen; das Herz liegt dann zwischen somatischer und splanchnischer Pleura in jenem Coelomabschnitt, der durch Scheidewände zur Pericardialhöhle herausgebildet wurde. Beiderseits aber sieht man die Pleuroperitonealräume.

Die Zelllagen, die ich vorher aufzählte und deren Abstammung ich erwähnte, werden folgendermassen zum Aufbau des künftigen Organes verbraucht.

Die Füllmasse des Herzens wird wahrscheinlich zur ersten Blutbildung verwendet. Die darauf folgende Zellmasse, also räumlich betrachtet der darauf folgende Schlauch, wird zur inneren Auskleidung des Herzens. Jene Urwirbelmasse, die sich zwischen dem Endothel und der Splanchnopleuraschichte befindet, wird zur Muskelmasse des Herzens. Die Splanchnopleuralamelle, welche zumeist nach innen gelegen ist, wird zum Epithel der Lamina visceralis des Herzbeutels; der parietale Endothelbelag des Herzbeutels ist ebenfalls splanchnopleurischen Ursprunges und stand, wie erwähnt, mit dem visceralen in Zusammenhang.

Beim Hühnchen finden wir nun eine Entwicklung des Herzens, die der von Bufo, Rana ausserordentlich ähnlich ist, obwohl es beim ersten Anblick scheint, als seien hier zwei ganz verschiedene Typen der Herzbildung ausgesprochen. Wir sehen beiderseits von der Medulla die Urwirbelplatten auseinanderweichend, eine somatische und splanchnische Pleura bilden. Die Splanchnopleura bildet dann eine derartige Falte, dass deren Concavität dotterwärts sieht. Nach dieser Faltung treten somatische und splanchnische Pleura wieder zum einheitlichen ungetheilten Mesoblast zusammen. Ich beobachte nun bei genauer Vergleichung der einzelnen, an der Herzfalte betheiligten Splanchnopleurapartien eine ungleichmässige Dicke, eine Zunahme, die durch mehrere Zellreihen und Aufeinanderlage derselben entstand. Ich fand, dass dort, wo die Splanchnopleura von der Urwirbelplatte abgeht, nur eine Zellreihe zu beobachten ist, weiter entfernt davon sich die Dicke auf drei Zellreihen steigert, dann aber wieder fällt und, wie früher, nur eine Zellschichte mächtig ist. Diese Verdickung, wenn ich sie auch nie so deutlich in Zellstraten aufgelöst sah, wie dies bei Bufo der Fall war, scheint auch hier bei der Anlage des Vogel- und Säugethierherzens der Ausdruck nämlicher Faltenbildung zu sein.

In die Concavität der symmetrischen Herzhälfte fällt das Endothelrohr hinein und dieses entsteht, wie oben beschrieben, auf dieselbe Art, wie bei Bufo. Im Stadium der hier erwähnten Herzanlage (Vogel und Säugethier), also in jenem Stadium, wo das Herz aus zwei Hälften besteht, zeigt es noch gar keine Füllung — kein Blutsubstrat.

Eine weitere Aehnlichkeit mit der Herzentwicklung bei Bufo und Rana zeigt sich darin, dass der Endothelzug, der Anfang jener langgestreckten Zellkette, stets dorthin weist, wo die Urwirbelmasse schütter ist, ganz dasselbe war ja bei Bufo der Fall; nur liegt hier die schüttere Lage peripheriewärts, beim Huhn hingegen centralwärts.

Es könnte dies für die Ansicht Oellacher's sprechen, dass die peripheren Elemente der Urwirbel einen mehr epithelialen Charakter besitzen.

Wenn ich nun annehmen kann, dass thatsächlich die dickere Schichte der Herzanlage, respective der splanchnischen Pleura, einer Faltung äquivalent ist, so gestalten sich die einzelnen Herzbestandtheile bei Vogel und Säugethier folgendermassen:

Die innerste splanchnische Zellschichte repräsentirt, da sie vom Centrum des Herzens gerechnet auf das Endothelrohr stösst, das viscerale, in die Pericardialhöhle blickende Epithel des Herzens, und verschmilzt, wie bekannt, mit dem entsprechenden Theile der anderen Seite zu einer continuirlichen Schichte.

Darauf folgt (nach aussen zu gerechnet) unmittelbar aufliegend eine zweite Zellschichte und auf diese eine dritte; zwischen der zweiten und dritten liegt aber anfangs (derselbe Fall wie bei Bufo) keine Fortsetzung der Urwirbelmasse.

Es gehen also hier wie dort splanchnische und somatische Pleura ineinander über; hier thatsächlich als zwei getrennte Blätter, dort potentiell. Dort sind die beiden Herzdivertikel wegen der Flächenausbreitung des Keimes, wegen des grossen Radius und der daraus resultirenden geringen Krümmung weit von einander entfernt, bei Bufo, Rana etc., wo ein kleiner Radius und starke Krümmung vorherrscht, sind die beiden Herzanlagen einander bedeutend genähert und liegen statt neben dem Centralnervensystem unter demselben.

Der wesentliche Vorgang der Bildung von Pericardialhöhle, von Endothel, ist ganz derselbe, und es stehen beide Typen nicht von einander getrennt da, sondern wir haben zwei Vorgänge, die die-

selben Bilder liefern würden, wenn nicht Modalitäten, bedingt durch gleichzeitige Entwicklung anderer Organe (Schlund etc.), ihr Zustandekommen stören würden.

Das Resultat ist also folgendes:

1. Das Herzendothel, sowie das der Aorta ist ein Product der Urwirbel.

2. Das viscerale Endothel des Pericard entstammt der Splanchnopleura.

3. Das parietale Endothel des Pericard hat denselben Ursprung wie das viscerale, es stand mit ihm ursprünglich im Zusammenhang.

4. Das Herz der Amphibien entwickelt sich so wie das der Vögel und Säugethiere.

5. Der allgemeine Satz, dass die splanchnische Pleura nur Epithelien liefert (Schenk), zieht durch alle Vorgänge der Herzbildung; auch hier stammt Muskel- und Bindegewebe aus den Urwirbelelementen.

Erklärung der Abbildungen.

Fig. 1 ist ein Querschnitt eines Embryos von Bufo cinereus in der Höhe des zukünftigen Herzens. *Hy* ist das Darmdrüsenblatt, *b* b_1 die splanchnische Pleura, *S.M* die Somatopleura, *Ep* ist der Epiblast, *U* U_1 sind Urwirbelzellen, *a* a_1 die verdickten Partien der Splanchnopleura, ihre Zellstraten sind mit *z* z_1 und *u* u_1 bezeichnet. *x* und *y* sind durch punktirte Linien angedeutete Spalten. *o* ist jener Theil, wo die Splanchnopleura wieder einschichtig ist. *n* und *p* (rechts) kennzeichnen das Ende jeder Spalte.

Fig. 2 ist ein weiter fortgeschrittenes Stadium. Die somatische Pleura, sowie der Epiblast sind weggelassen. *Hy* ist das Darmdrüsenblatt. *spl. M* ist die Splanchnopleura. *M* und R_1 sind Urwirbelzellen mit verschiedenen Charakteren. *R* sind netzförmig mit einander verbundene Urwirbelelemente. *K* sind Blutkörperchen, *α* ebenfalls Urwirbelzellen. *f g i* die drei Schichten der Splanchnopleura; *m* bis *n* jener Theil derselben, der an der Herzaussackung Antheil nimmt.

Fig. 3 ein Querschnitt, der Aorta und Herz trifft. *Q* der Herzraum, *spl. P* ist die Splanchnopleura. *K* sind Blutkörperchen im Raum der Aorta. A und A_1 die beiden Falten, die die Aorta bilden. *X* sind Urwirbelzellen, wie in Fig. 2. *a a* die Grenze zwischen Herz und Aorta, wo später vollkommene Scheidung eintritt.

IV.

Die Niere im frühen Stadium des Embryonallebens.

Von

Dr. A. Kallay in Karlsbad.

(Mit einer Tafel.)

Die Anlage des Urogenital-Apparates aus dem Mesodarm ist in den letzten Jahren durch die Forschung in der Embryologie erkannt worden. Sowohl die Epithelialgebilde als auch die Elemente, von welchen sie umgeben werden, haben aus dem mittleren Keimblatte ihr Substrat zum Aufbaue bezogen. Die Epithelien sind aus der Uebergangsstelle der Remak'schen Darmfaserplatte in die Hautmuskelplatte hervorgegangen, da diese beiden Platten nicht in dem Sinne Remak's ihre Verwendung beim Aufbaue des Thierleibes haben, sondern nur zu Epithelialformationen in der Peritonealhöhle dienen (Schenk). Auch für das harnbereitende Organ, die bleibende Niere, ist dies der Fall. Ihre erste Entstehungsweise wurde in den letzten Jahren genauer studirt und hatten die älteren Fachmänner hierüber nicht die richtige Vorstellung. Bischoff[1]) lässt die Niere unabhängig vom Wolff'schen Körper entstehen, jedoch soll sie später als dieser auftreten. Arnold[2]) dagegen meint, dass sie aus der hinteren Fläche des Wolff'schen Körpers hervorgeht. Es scheint indessen aus allen Mittheilungen der Autoren der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts hervorzugehen, dass sie, um nach der Zweiblättertheorie zu sprechen, keinen Antheil aus dem serösen Blatte besitzt. Die Angaben von Valentin beziehen sich wohl auf vorgeschrittene Stadien, da er sie bereits als kleine ovale, auf ihrer

[1]) Th. L. W. Bischoff, Entwicklungsgeschichte der Säugethiere und des Menschen. Leipzig 1842.

[2]) Salzb. med. Zeitg., 1831, IV.

Oberfläche glatte Körperchen beschreibt, womit auch Bischoff übereinstimmt.

Remak[1]) stellte sich die erste Entwicklungsweise der Niere des Hühnchens folgendermassen vor. Aus der hinteren Wand der Cloake wachsen die Nieren als paarige Ausstülpungen aus. Das Endstück ihrer Verlängerung wird zur Niere, während das Verbindungsstück mit der Cloake zum Ureter umgeformt wird. Es ist demnach für die Niere, sofern es sich um die Abstammung ihrer secernirenden Elemente handelt, von Remak ausgesprochen, dass sie denselben Elementen der Keimanlage angehören, denen die Darmdrüsen ihre Enchymzellen entnehmen. Eine bedeutende Erweiterung unserer Kenntnisse über die erste Entstehungsweise der bleibenden Niere erlangten wir durch die Arbeiten von Kupffer, Lieberkühn, Götte, Köliker, welche alle darin übereinstimmen, dass die Niere in ihrer ganzen Ausdehnung ein Product des Mesodarms ist. Sowohl ihre Epithelialgebilde, als auch die sie umgebenden Elemente, stammen aus dem mittleren Keimblatte. Die Niere ist eine Ausstülpung aus dem Wolff'schen Gange, und zwar findet sich die Anlage derselben hart oberhalb der Einmündungsstelle des Urnierenganges in die Cloake. Die Niere stellt in diesem Stadium eine blindsackförmige Erweiterung des Wolff'schen Ganges dar, welcher sich nach und nach von der Niere lostrennt, und nachdem ein Theil derselben an der Einmündungsstelle in die Cloakenwandung einbezogen wird, gelangt der Nierengang isolirt in die Cloake und mündet oberhalb des Wolff'schen Ganges in die gemeinschaftliche Erweiterung zur Ausmündung der Urogenitalgänge, jenem Abschnitte der Cloake, welcher als Regio urogenitalis bezeichnet wird (Schenk) und mit einem niedrigeren Epithel ausgekleidet ist, als der übrige Theil der Cloake, der den Namen Regio intestinalis führt.

Diese früheste Anlage der Niere, noch bevor sie von dem Wolff'schen Gange getrennt ist, stellt einen erweiterten Hohlraum dar, der von cylindrischen Epithelien ausgekleidet ist. Sein Verbindungsstück mit dem Wolff'schen Gange, wenn es auch noch so kurz ist, stellt den Ureter dar, während die Auftreibung die bleibende Niere ist, jedoch nicht etwa das Nierenbecken vorstellt, an dem die späteren Sprossen auswachsen und zu den Harncanälchen werden, sondern sie birgt bereits in sich allsogleich in der frühesten

[1]) Remak, Untersuchungen über die Entwicklung der Wirbelthiere. Berlin 1855.

Anlage, in ihrer Circumferenz, die Abtheilungen für die Gebiete der Harncanälchen, welche nicht als Sprossen weiter nach der Peripherie auswachsen, sondern durch das andringende Wachsen der die Epithelanlage umgebenden Elemente ihre Verzweigungen erhalten. Es ist hierbei dasselbe der Fall, wie das von Waldeyer bei der Bildung der Follikel erkannt wurde und wie die Vermehrung der Pankreasgänge (Schenk) und die Vergrösserung der respiratorischen Oberfläche der Lunge (Boll) es erkennen lässt. Er bietet von der einmal angelegten Niere die Oberfläche der Epithelien an der Berührungsfläche, wo die Gefässe an dieselbe hinanziehen, die Stellen, an denen sich die Malpighi'schen Körperchen ausbilden, welche erst als Hohlsprossen nach Toldt soweit vorgerückt sind, dass sie zu Malpighi'schen Kapseln transformirt werden.

Die einmal gegebene Oberfläche des Nierenauswuchses vom Wolff'schen Gange ist bereits die epitheliale Anlage für die Malpighischen Kapseln, welche bei der Vergrösserung ihrer Oberfläche durch das Entgegenwachsen der umgebenden Gebilde vermehrt werden. — Nur ein sehr kleiner Abschnitt, der schon beim Embryo dem Gebiete des Ureters angehört, wird zur Bildung der Harncanälchen nicht verwendet. An diesem Theile ziehen die als Epithel umgebenden Gebilde des mittleren Keimblattes nun rings herum um den epithelialen Hohlraum, und greifen nicht in der Weise ein, dass sie dichotomische Verzweigungen durch das Entgegenwachsen ihrer Elemente bedingen würden. Aus diesem Abschnitte bildet sich das Nierenbecken. Das Epithel, von welchem es ausgekleidet wird, ist während des Embryonallebens in der ganzen Ausdehnung des Nierenbeckens ein cylindrisches.

Durch die Untersuchung früher Stadien der Entwicklung an Schweins-Embryonen über die Nierenanlage kam ich zu einigen Resultaten, welche unsere bisherigen Kenntnisse erweitern und mir über die Form der Nieren und über das erste Verhalten der Niere zum Ureter, und über das Substrat, aus dem die Niere zum Aufbau ihr Material bezieht, manchen Aufschluss gibt.

Die Embryonen vom Schweine, welche ich zu meinen Untersuchungen verwendet habe, wurden in Chromsäure oder Müller'scher Flüssigkeit gehärtet. Nach der Färbung mit Carmin wurden sie mittelst des Mikrotoms in Querschnitte zerlegt, die in ihrer ordnungsmässigen Reihe vom Kopf bis zum Schwanzende untersucht wurden. Von jener Höhe angefangen, wo die erste Anlage der

Niere bei einem 1·1 Ctm. langen Schweinsembryo zu sehen ist, bis zum Querschnitte, wo die Niere des Embryo nicht mehr sichtbar ist, wurde die Reihenfolge der Schnitte abgebildet. Der erste Querschnitt ward vollständig abgebildet und von den gegen das Schwanzende folgenden wurde nur der Abschnitt abgebildet, welcher sich auf die Niere bezieht.

In Fig. 1 sind auf dem Querschnitte folgende beachtenswerthe Theile des Embryonalleibes getroffen: Dorsalwärts ist das Centralnervensystem (*c*) mit seiner grauen und weissen Substanz getroffen. In der Mitte desselben ist der Canalis centralis medullae spinalis mit seiner dorsalen Erweiterung zu sehen. Um das Nervensystem zu beiden Seiten und gegen den Rücken des Embryo's sind die Elemente der Urwirbelmasse (*U*), welche das Nervensystem umhüllen. Von diesen hat sich ventralwärts ein Abschnitt bereits knorpelig metamorphosirt, der als Körper des bleibenden Wirbels umgestaltet wird und die Reste der Chorda dorsalis einschliesst. Seitlich von diesem sind die hellen Züge markloser Nervenfasern, der späteren markhaltigen Intervertebralfasern. Nach der Bauchfläche zu vom Wirbelkörper ist in der Mitte der Querschnitt der Aorta (*Ao*) mit Gefässausläufern zu den beiderseits liegenden Wolff'schen Körpern (*W*) zu sehen, welche mit Schläuchen versehen und Malpighi'sche Körperchen besitzen. In der Mitte zwischen den Wolff'schen Körpern ist der Querschnitt des Darmcanals (*D*), der am Mesenterium hängt, zu sehen. Der ganze Querschnitt führt nach aussen die Elemente der Leibesplatte als Umgrenzung des Embryos, in dessen ventralen Abschnitt der Urachus (*Ur*) durchschnitten ist. An dem inneren ventralen Winkel des Wolff'schen Körpers ist der Müller'sche Gang (*M*) quer getroffen und beiderseits zu sehen.

In der Bucht zwischen dem Querschnitte der Aorta (*Ao*) und dem nach aussen befindlichen Wolff'schen Körper ist beiderseits ein Lumen von Cylinder-Epithelien ausgekleidet zu beobachten und von den Elementen der Urwirbelmasse umgeben. Die Epithelformen dieser Anlage stellen die Epithelien der embryonalen Niere (*N*) vor, während die diese umgebenden Elemente die übrigen Gebilde der Niere darstellen. Oberhalb der Nierenanlage sind jederseits ein wenig nach aussen liegend zwei Durchschnitte von Gefässen (*v*), welche von der Aorta stammen, sich verzweigen und das harnbereitende Organ in späteren Stadien mit Blut versorgen.

Betrachten wir nun in erster Linie die Form der Niere in

diesem frühen Stadium der Entwicklung, welche sie in verschiedener Höhe zeigt, so ergibt es sich, dass ihr Lumen auf dem Durchschnitte in verschiedener Höhe verschiedenartig gestaltet ist. Im Ganzen lässt es sich aber mit Bestimmtheit aussagen, dass sie einen länglichen zusammenhängenden Tubus darstellt, der gegen das Kopfende weiter als der Wolff'sche Gang reicht. Ungefähr in der Mitte des Tubus ist der Zusammenhang desselben mit dem Wolff'schen Gange zu constatiren, wie dies an den abgebildeten Querschnitten zu sehen ist. Zugleich ist auch die Form des Lumens vom Nierentubus in verschiedener Höhe sehr verschieden. Fig. 2—7 zeigen dies recht deutlich. Es ist in diesen Abbildungen nur der nächste auf die Niere bezügliche Abschnitt aus dem Präparate abgebildet, wo *N* die Niere, *Ao* die Aorta und *W* den Wolff'schen Gang bedeuten. In Fig. 2—5 ist auf dem Querschnitte nur die Nierenanlage ohne Wolff'schen Gang getroffen worden. Man beobachtet hier nur die Nierenanlagen (*N*) und nichts vom Urnierengange. Es ist dies jener Abschnitt der frühesten Nierenformation, welche in Röhrenform über die Einmündungsstelle des Wolff'schen Ganges in der Richtung gegen das Kopfende reicht.

Die Einmündungsstelle des Wolff'schen Ganges (*W*) in die Nierenanlage ist in Fig. 6 und 7 zu sehen. Vergleicht man alle die Lumina der Nierenquerschnitte mit einander, so ergibt es sich, dass der Nierentubus gegen das Kopfende mehr weniger spitz ausläuft, dass er aber weiter unten sich erweitert und in der Richtung von vorne nach hinten, beziehungsweise von oben nach unten, ein wenig länglich geformt ist, also mehr weniger von der Seite her platt gedrückt erscheint. Zugleich fällt es mit Rücksicht auf die Grenzconturen der Querschnitte auf, dass das Lumen vom Nierendurchschnitte nicht glatt conturirt ist, sondern Unebenheiten in der Circumferenz besitzt, die darauf hindeuten, dass bereits in der ersten Anlage die Unebenheiten der Oberfläche der embryonalen Niere vorhanden sind, obgleich sich dieselben nur auf die Epithellage der Niere beziehen, denen sich dann in späteren Entwicklungsstadien die umgebenden Gebilde anpassen.

Diese Unebenheiten der Oberfläche in diesem frühen Stadium sind an dem Abschnitt des Nierentubus, welcher unterhalb der Einmündungsstelle des Wolff'schen Ganges sich befindet, noch stärker ausgeprägt als in dem oberhalb gegen das Kopfende des Embryos gerichtetem Theile derselben. In Fig. 8—13, welche die Reihenfolge der Schnitte darstellen, die unterhalb des Zusammenhanges der

Niere mit dem Wolff'schen Gange sich befinden, ist dies deutlich zu sehen.

Ja, an einigen Stellen, wie in Fig. 11—14 deutlich zu sehen ist, sind die Unebenheiten derart ausgesprochen, dass sie an eine von oben nach unten gegen die Bauchfläche beginnende dichotomische Einkerbung des Rohres erinnern. Neben der Niere (*N*) zieht dann in allen diesen Theilen des Querschnittes der Ausführungsgang des Wolff'schen Körpers (*W*), der ein auffällig dünnes Lumen besitzt, bis die Niere aufhört und er nur allein noch auf dem Durchschnitte zu sehen ist, um endlich in die Cloake zu münden.

Aus dem Angeführten geht nun hervor, dass die Niere, welche aus dem Ausführungsgange des Wolff'schen Körpers gebildet wird, im Allgemeinen eine Röhrenform besitzt, welche mit ihrem Längsdurchmesser parallel mit der Längsaxe des Körpers läuft und an beiden Enden verdünnt endet. Sie besitzt auf ihrer epithelialen Oberfläche bereits Unebenheiten, welchen sich die umgebenden Gebilde der Urwirbelmasse anpassen und dieselben ausgleichen. Das Rohr hängt an der ventralen Fläche ungefähr am Ende des oberen Drittheiles mit dem Urnierengange zusammen.

Der Ureter dieser Niere ist äusserst kurz und vom Wolff'schen Gange nicht getrennt. Er geht direct in das Nierenbecken über und beide zusammen gehen ohne bestimmbare Grenze in einander über.

Betrachten wir ferner die Niere mit Rücksicht auf das Substrat, welches ihr zum Aufbaue gedient hat, so ergibt es sich bald, dass sie ausserhalb des Cavum peritonei gelegen ist und aus denselben Lagen von Elementen in der Keimanlage sich herausbildet, aus welchen das Peritoneum parietale hervorgegangen ist.

Die einmal gegebenen Elemente der Hautmuskelplatte und Darmfaserplatte, welche im Bereiche der Peritonäalhöhle zu Epithelformationen werden (Schenk), geben an ihrer Uebergangsstelle der Hautmuskelplatte in das Bereich des Keimepithels (Waldeyer) die epithelialen Gebilde für die Wolff'schen Gänge. Aus diesen sprossen die epithelialen Gebilde für das ganze Bereich der harnsecernirenden Fläche. Somit ist die bleibende Niere nach ihrer Entwicklungsweise ein Gebilde aus den Elementen der Hautmuskelplatte oder jenen zelligen Elementen, welche auch das Epithel des Peritonaeum parietale bilden.

An das Epithel des Peritonäums grenzen die Gebilde der Urwirbelmasse, welche zur bindegewebigen Formation des Bauchfelles umgestaltet werden. Die Fortsetzung derselben Elemente, die auch zugleich die Leibeswand des Thieres bilden, betheiligen sich auch an der Bildung des intraparenchymatösen Bindegewebes der Niere und der das Epithel vom Ureter und Nierenbecken umgebenden Gewebselemente. Es ist somit ein Theil des Peritonäum parietale zur Bildung der bleibenden Niere einbezogen worden. Nur in der Beziehung der Gefässvertheilung und deren Abstammung aus der Aorta sind markante Unterschiede hervorzuheben, indem die Niere ihr eigenes Gefässsystem erhält. Anfangs, so lange die Niere noch die Form, welche im vorliegenden Stadium beschrieben wurde, besitzt, zieht parallel mit ihr das aus der Aorta stammende Gefäss (*v*), welches dorsal vom Nierentubus liegt. Wenn einmal die Niere ihre späteren Veränderungen durchmacht, so gehen gleichzeitig die bezüglichen Anordnungen ihrer Gefässverzweigungen vor sich.

Druck von Gottlieb Gistel & Comp., Wien I., Augustinerstrasse 12.

Fig. 1.

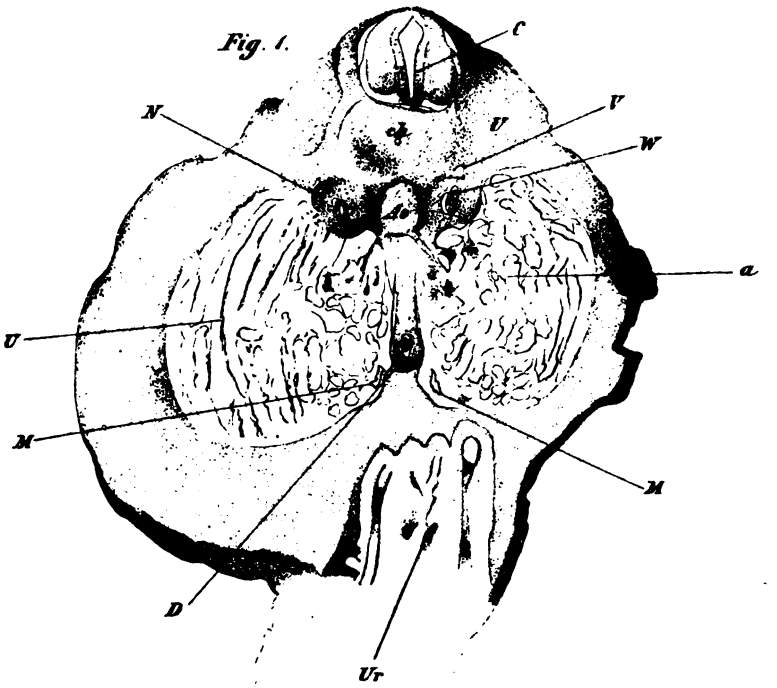


Fig. 2.

Fig. 3.

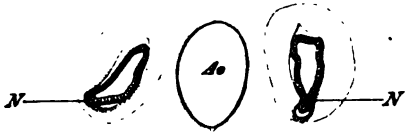


Fig. 4.

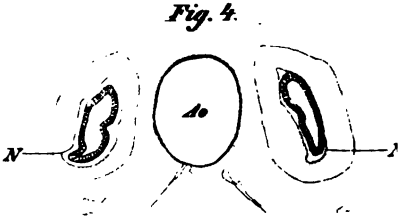


Fig. 5.

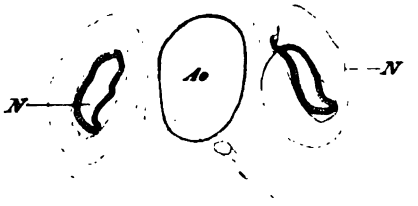


Fig. 6.

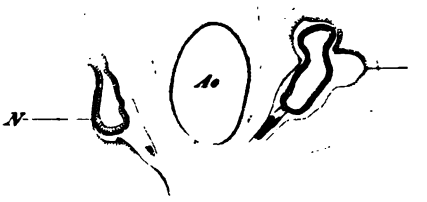


Fig. 7.

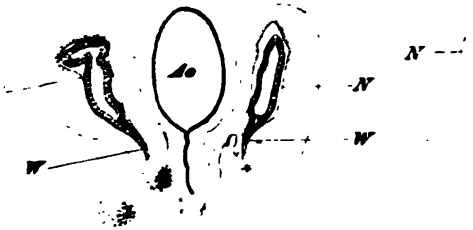


Fig. 8.

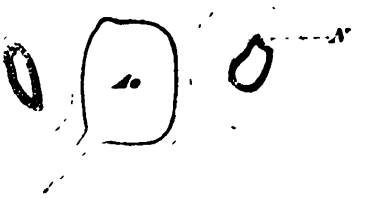


Fig. 9.

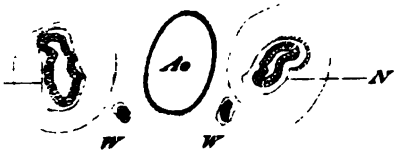


Fig. 10.

Fig. 11.

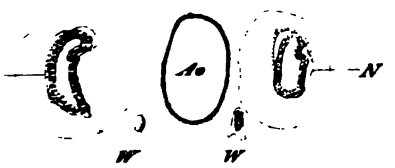


Fig. 11ª

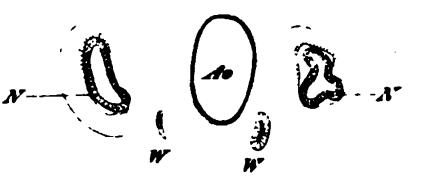


Fig. 12.

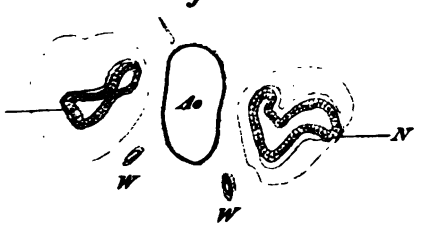


Fig. 13.

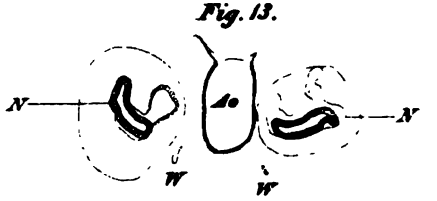


Fig. 14.

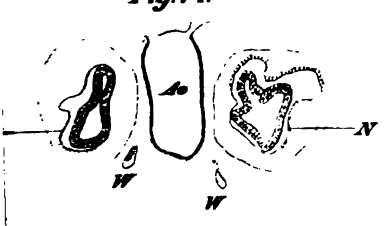
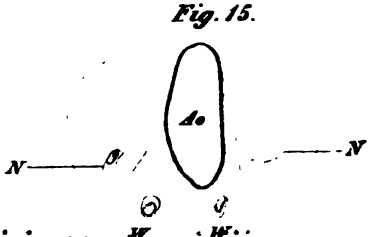
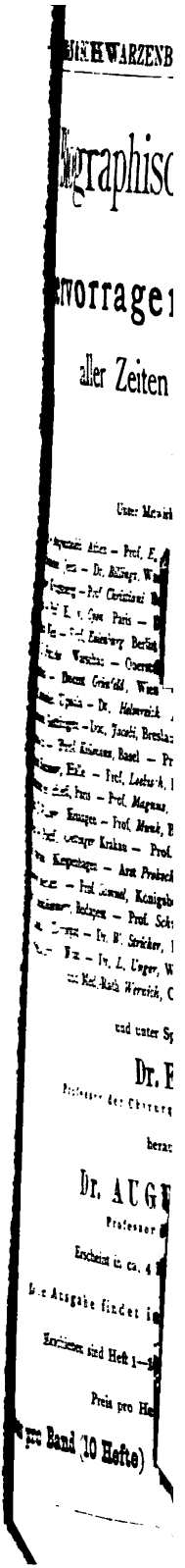


Fig. 15.



UNIV. OF
CALIFORNIA



URBAN & SCHWARZENBERG IN WIEN UND LEIPZIG.

Lehrbuch

der

Physiologie des Menschen

einschliesslich der

Histologie und mikroskopischen Anatomie.

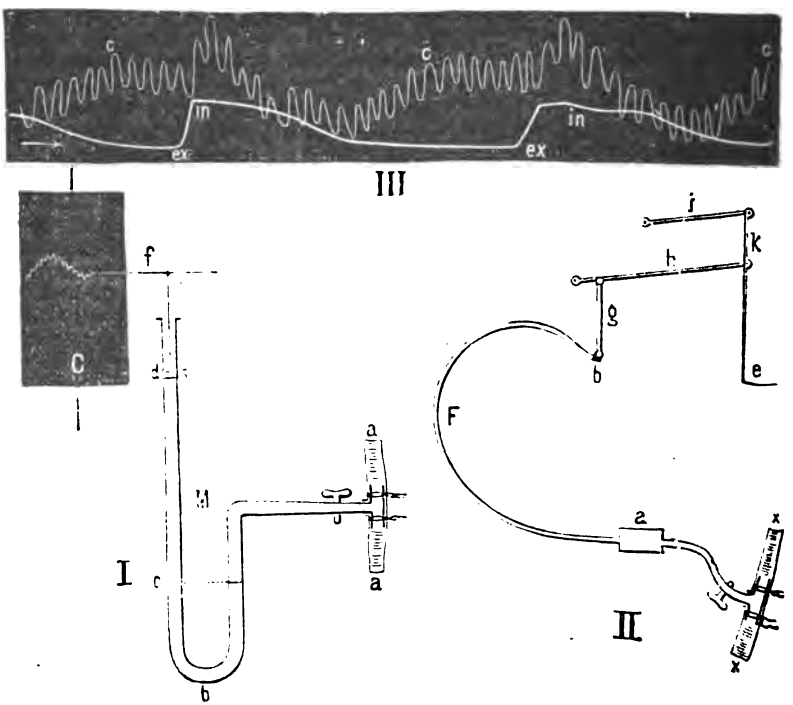
Mit besonderer

Berücksichtigung der praktischen Medicin.

Von

Dr. L. LANDOIS,

ord. öff. Professor der Physiologie und Director des physiologischen Institutes der Universität Greifswald.



Vierte verbesserte Auflage.

Mit 275 Holzschnitten.

XVIII und 1042 Seiten.

Preis: **12** fl. ö. W. = **20** Mark broschirt;
13 fl. **20** kr. ö. W. = **22** Mark eleg. geb.

Druck von Gottlieb Gistel & Comp., Wien I., Augustinerstrasse 12.

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

MBRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

Von

Dr. S. L. SCHENK,

K. K. UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN WIEN.

HEFT 1887.

(DER GANZEN REIHE 9. HEFT, DER ZWEITEN FOLGE 2. HEFT.)

MIT 7 TAFELN.

WIEN, 1887.

ALFRED HÖLDER,

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER,

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Printed in Austria

Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, Rothenthurmstrasse 15.

Sammlung medicinischer Handbücher.

Band I.

Albert, E., Prof. Dr., **Diagnostik der chirurgischen Krankheiten.** **4. gänzlich umgearbeitete Auflage.** Mit 47 Holzschnitten. Preis fl. 3.6 = M. 7.—.

Weitere Bände dieser Sammlung werden enthalten:

Kundrat, H., Prof. Dr., Vorstand des patholog.-anatom. Instituts der Univ sität Wien, **Pathologische Anatomie.**

— — **Sections-Technik.**

Ludwig, Ernst, Sanitätsrath, Prof. Dr., Vorstand des chem. Laboratorium des Allgemeinen Krankenhauses in Wien, **Physiologische Chemie.**

Wagner, Julius, Dr., **Compendium der Nervenkrankheiten.**

Widerhofer, H., k. k. wirkl. Hofrath und Leibarzt, Prof. Dr., Director d St. Annen-Kinderspitales in Wien, **Kinderkrankheiten.**

Medizinische Jahrbücher.

Herausgegeben von der k. k. Gesellschaft der Aerzte.

Redigirt von

Prof. E. Albert, Prof. H. Kundrat und **Prof. E. Ludwig.**

Neue Folge, I. und II. Jahrgang.

(Der ganzen Reihe 82. und 83. Jahrgang.)

Mit zahlreichen lithographirten Tafeln.

Preis eines Jahrganges von 40—42 Bogen 9 fl. = 18 M.

Hieraus sind in Sonderabdrücken zu haben:

Untersuchungen über die Gefässnerven-Centren im Gehirn u Rückenmark. Von **S. Stricker.**

Die Prävalenz-Hypothese u. d. Gefälle d. elektrischen Strom Von **S. Stricker.**

Ein Beitrag zur Kenntniss der Blutgerinnung.
Von **Ernst Freund.**
Preis 90 kr. = 1 M. 60 Pf.

Zur Erinnerung an Joh. Peter Frank.
Von Prof. **H. Bamberger.**
Preis 30 kr. = 60 Pf.

Ueber den Anschauungs-Unterricht in den medizinischen Schul
Von **S. Stricker.**
Preis 50 kr. = 1 M.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, Rothenthurmstrasse 15.

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

EMBRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

VON

DR. S. L. SCHENK,

K. K. UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN WIEN.

HEFT 1887.

(DER GANZEN REIHE 9. HEFT, DER ZWEITEN FOLGE 2. HEFT.)

MIT 7 TAFELN.

WIEN, 1887.

ALFRED HÖLDER,

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER,

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Fig. 1.

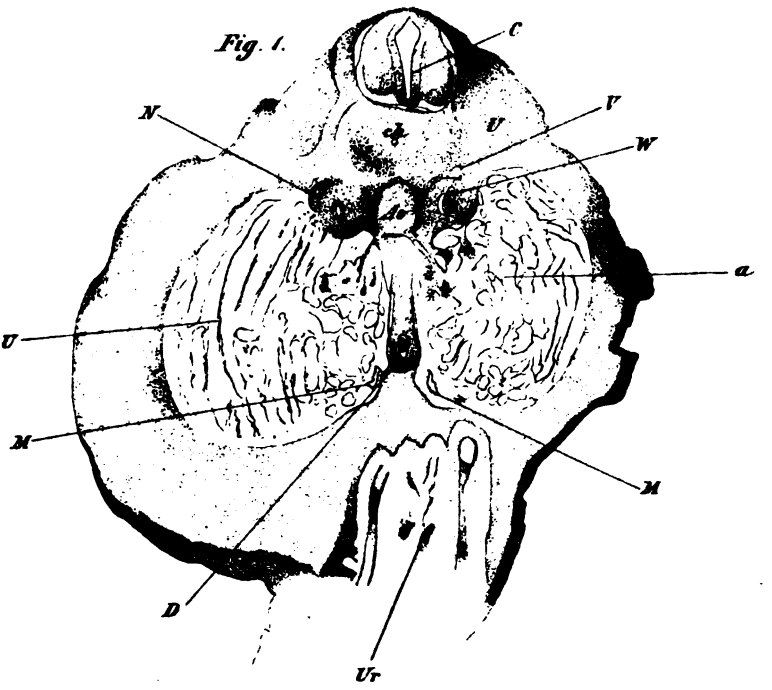


Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

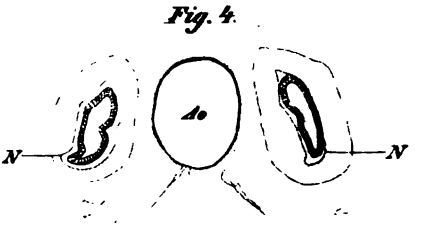


Fig. 5.

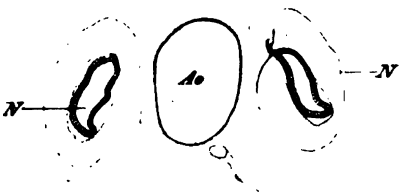


Fig. 6.

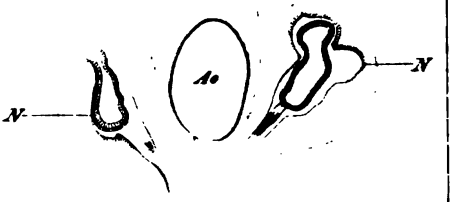


Fig. 7.

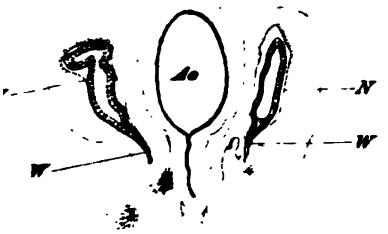


Fig. 8.

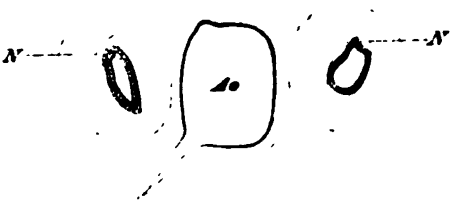


Fig. 9.

Fig. 10.

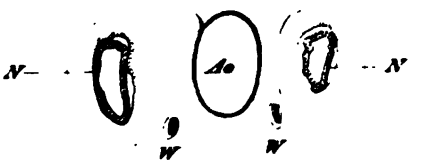


Fig. 11.

Fig. 11ª

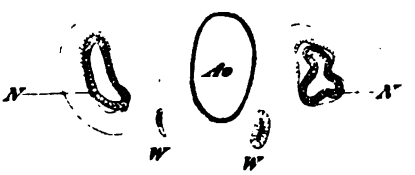


Fig. 12.

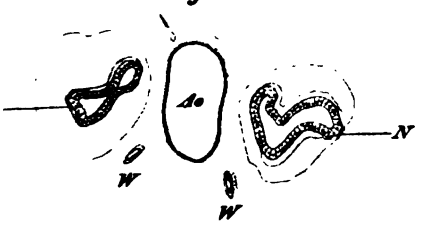


Fig. 13.

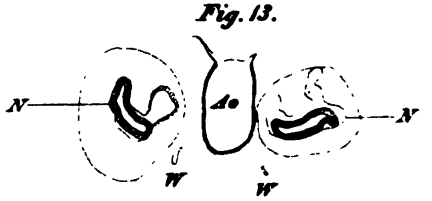


Fig. 14.

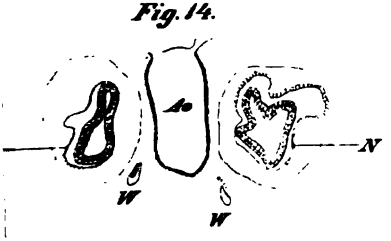
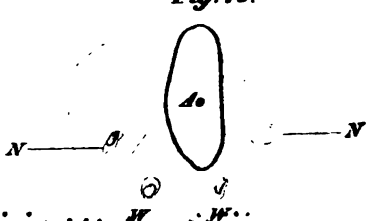
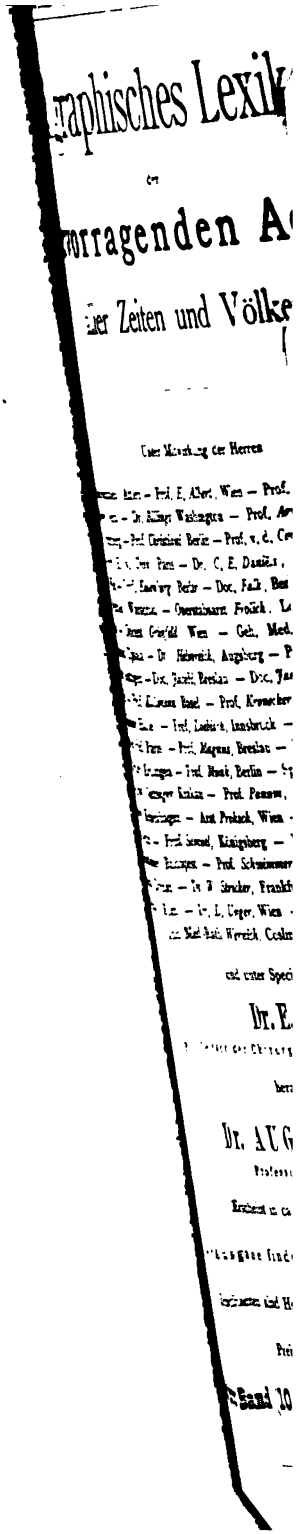


Fig. 15.



UNIV. OF CALIFORNIA



…graphisches Lexik…

…

…orragenden A…

…ler Zeiten und Völke…

Unter Mitwirkung der Herren

… Prof. E. Albert, Wien — Prof. …
… Dr. Billings Washington — Prof. A…
… Prof. Christiani Berlin — Prof. v. d. C…
… Paris — Dr. C. E. Daniëls, …
… Berlin — Doc. Falk, Ber…
… Wien — Oberstabsarzt Frölich, L…
… Grünfeld Wien — Geh. Med. …
… Dr. Hebenreich, Augsburg — P…
… Doc. Jacobi, Breslau — Doc. Ja…
… Bonn — Prof. Kronecker …
… Prof. Lachner, Innsbruck — …
… Prof. Magnus, Breslau — …
… Prof. Munk, Berlin — …
… Krakau — Prof. Pannum, …
… Arzt Prokock, Wien — …
… Prof. Samuel, Königsberg — …
… Prof. Schwimmer …
… Dr. W. Stricker, Frankf…
… Dr. L. Unger, Wien — …
… Med.-Rath Wernich, Coslin…

und unter Speci…

Dr. E…

… der Chirurg…

herr…

Dr. AUG…

Professo…

Erscheint in ca…

…ungane find…

…ischnetten und H…

Prei…

…Band 10…

UNIV. OF CALIFORNIA

URBAN & SCHWARZENBERG IN WIEN UND LEIPZIG.

Lehrbuch

der

Physiologie des Menschen

einschliesslich der

Histologie und mikroskopischen Anatomie.

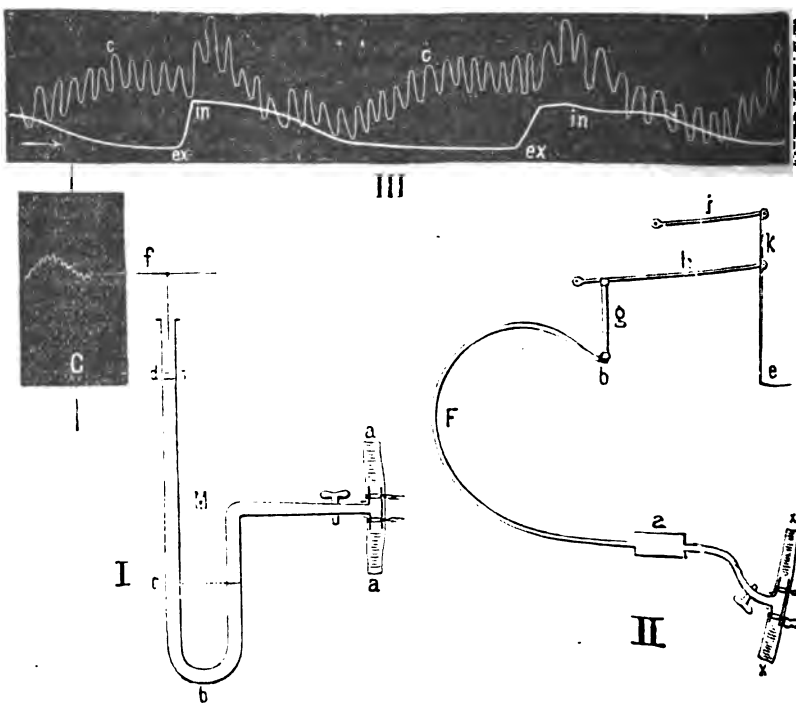
Mit besonderer

Berücksichtigung der praktischen Medicin.

Von

Dr. L. LANDOIS,

ord. öff. Professor der Physiologie und Director des physiologischen Instituts der Universität Greifswald.



Vierte verbesserte Auflage.
Mit 275 Holzschnitten.
XVIII und 1042 Seiten.

Preis: **12** fl. ö. W. = **20** Mark broschirt;
13 fl. **20** kr. ö. W. = **22** Mark eleg. geb.

Druck von Gottlieb Gistel & Comp., Wien I., Augustinerstrasse 12.

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

BRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

Von

Dr. S. L. SCHENK,

K. K. UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN WIEN.

HEFT 1887.

(DER GANZEN REIHE 9. HEFT, DER ZWEITEN FOLGE 2. HEFT.)

MIT 7 TAFELN.

WIEN, 1887.

ALFRED HÖLDER,

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER,

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Stäbchen-Aussenglieder; von solchen wollen wir vorläufig absehen, und werden später speciell darauf zurückkommen.

Wenn man nur diejenigen kelchartigen Enden der Stäbchen-Innenglieder, welche in der obbenannten Linie sich befinden, oder nicht so weit entfernt von derselben bleiben, in Betracht zieht, so nimmt man wahr, dass alle dieselben anatomischen Charaktere besitzen, obwohl sie nicht in derselben Höhe sind. Die soeben beschriebenen Enden der Innenglieder sind durch engere fadenartige Abschnitte mit den respectiven Aussenkörnern verbunden, welche meistens eine kugelige Form darstellen.

In einer belichteten Netzhaut verändert sich bedeutend das Aussehen dieser Elemente. Während in der Dunkelnetzhaut im Allgemeinen die Entfernung zwischen den Verbindungsstellen der Aussen- und Innenglieder der Stäbchen und dem Kerne eine grössere ist, der Verbindungsfaden ein längerer und schmälerer, und das Korn mehr abgerundet erscheint, ist bei der belichteten Netzhaut die Entfernung eine geringere, der Verbindungsfaden ein kürzerer und dickerer und das Korn nimmt eine sehr ovale Form an.

Betrachtet man die Schichten im Ganzen, so kann man in den meisten Fällen bestimmte Veränderungen wahrnehmen, welche uns die Summe von den einzelnen Modificationen darstellen. Die Schichte der Stäbchen-Innenglieder und die Schichte der Körner verändern wechselseitig ihren Höhendurchmesser so, dass die Innengliederschichte in der Dunkelnetzhaut ebenso breit werden kann, wie die Aussenkörnerschichte, während die in der belichteten Netzhaut nur die Hälfte oder zwei Drittel der Höhe der Körnerschichte erreicht.

Auch durch die ovale Form der Körner sieht deren Schichte bei schwacher Vergrösserung in der belichteten Netzhaut aus als ob die durch die Aneinanderreihung der Stäbchen gebotene Streifung in die Aussenkörnerschichte sich hinein fortsetzen würde.

Man findet bei dem Frosche sowohl in der Dunkelnetzhaut, wie auch gewöhnlich in der belichteten Netzhaut Stäbchen-Innenglieder, welche beträchtlich in der Höhe zwischen den Stäbchen-Aussengliedern liegen. Wie zahlreich diese Gebilde in der belichteten Netzhaut im Vergleiche zu jenen in der Dunkelnetzhaut

erscheinenden vorkommen, ist ungemein schwer zu erörtern, indem die Infiltration und die Anhäufung der Pigmentkörnchen zwischen den Stäbchen in den meisten Fällen so vollkommen die Stäbchen-Aussenglieder verdeckt, dass das Vorhandensein dieser Innenglieder in der Höhe nicht zu erkennen ist. Jedoch, wenn das Thier nur kurze Zeit in der Dunkelheit geblieben ist, findet man in der Netzhaut, neben theilweiser zurückgebliebener Pigment-Infiltration, dass, während die Zapfen über die Schichte der Stäbchen-Innenglieder mit ihrem ganzen Höhedurchmesser hervorragen, die Stäbchen-Innengliederschichte und die Körnerschichte den Platz der belichteten Netzhaut nicht verlassen haben. In einer solchen Netzhaut kann nachgewiesen werden, dass die Stäbchen mit langen Innengliedern äusserst selten vorkommen. In jedem Falle, wenn auch selten, kommen die isolirten Innenglieder dieser besonderen Art von Stäbchen schmal und lang auch in der belichteten Netzhaut vor, und scheinen, ich möchte sagen, theilnahmslos an den von ähnlichen Elementen durchgeführten Bewegungen zu bleiben.

Ueber ihre functionelle Bedeutung im Allgemeinen kann ich bis jetzt nichts mit Bestimmtheit feststellen.

Um die constatirten Thatsachen in einem gemeinschaftlichen Begriff zu vereinbaren und erklären, muss man annehmen, dass die Veränderungen, welche an den äussersten Schichten der Netzhaut durch den Einfluss des Lichtes hervorgerufen werden, nicht in allen diesen Gebilden in gleichem Maasse und nicht in gleicher Zeit vorkommen. Beim Einfluss des Lichtes entwickelt sich am raschesten die Pigment-Infiltration; dann folgt die Zusammenziehung der Zapfen und der Stäbchen-Aussenglieder; zuletzt ist objectiv nachweisbar die Zusammenziehung der Stäbchen-Innenglieder und die Veränderung der Form der „äusseren Körner". Es gibt bestimmt noch andere, bis jetzt noch nicht genugsam eruirte Factoren, welche bezüglich des Verhaltens dieser Elemente in Betracht zu ziehen sind. Daher kommt es oft vor, dass man in einer und derselben Netzhaut verschiedene Lagen der empfindungsfähigen Elemente finden kann, was schon Engelmann bezüglich der Pigmentkörner- und Zapfenstellungen hervorgehoben hat.

Die von mir erwiesene Thatsache der von Stäbchen-Innenglieder ausgeführten Bewegungen unter der Einwirkung des Lichtes

bildet einen nicht werthlosen Fortschritt in der Lehre der Physiologie der Netzhaut, so wie sie von Boll begründet wurde. Obwohl die Verlängerung und Verkürzung der Zapfen-Innenglieder, wie sie von Engelmann beschrieben wurde, am deutlichsten hervortritt, so sollen die Zapfen nur als einer der vielfältigen Factoren des Sehactes betrachtet werden.

Wenn man thatsächlich bemerkt, dass die Stäbchen in den Netzhäuten der best organisirten Thiere in überwiegender Zahl vorkommen, und wie sie sogar in bestimmten Netzhäuten die einzigen percipirenden Elemente darstellen, so darf die Wichtigkeit, welche ihnen im Sehacte zugeschrieben werden muss, nicht übersehen werden. Die Feststellung der functionellen Bewegungen der Stäbchen-Innenglieder, ganz ähnlich in ihrer Modalität jener von Zapfen-Innengliedern, stimmt vollkommen überein mit den embryologischen und anatomischen Eigenschaften, die uns schon bekannt sind.

Dr. Oppenheimer[1]) hat in Schenk's Laboratorium nachgewiesen, dass die Stäbchen in ihrer Entwicklung vorwiegend die Zapfenform annehmen und dass sie aus diesen hervorgehen. Zuerst kommen im Embryo nur Zapfen vor, beim erwachsenen Thiere stellen die Zapfen mehr dem embryonalen Typus annähernde Gebilde dar.

Max Schultze[2]) hebt hervor, dass in den jungen Thieren der Durchmesser der Stäbchen an der Spitze so rasch abnimmt, dass der Unterschied zwischen Stäbchen und Zapfen ungemein schwer zu erkennen ist. Auch durch andere mikroskopische Details meint Max Schultze, dass es nur durch die Form und die Grösse einen essentiellen Unterschied zwischen Stäbchen und Zapfen gebe. In den Kaninchen und Meerschweinchen sehen die Innenglieder der Zapfen und der Stäbchen ganz ähnlich aus. Endlich ist es bekannt, dass in der Thierreihe beide Arten percipirender Elemente durch eine einzige derselben vertreten werden können.

---

[1]) Oppenheimer, Mittheilungen aus dem embryologischen Institute von Dr. Schenk. I. Bd., II. H.

[2]) Max Schultze in Stricker's Handbuch der Lehre von den Geweben. 1872, V. Lieferung, Capitel XXXVI.

Eine wichtige Frage stellt sich uns jetzt entgegen: nämlich wie sich diese Bewegung an Zapfen- und Stäbchen-Innengliedern am lebenden Protoplasma verhält. Engelmann bezeichnet schon die Bewegung des Zapfen-Innengliedes als eine solche, welche ähnlich der Bewegung des contractilen Protoplasma ist, und stützt sich hierbei auf Präparate, wo der jeweilige Zustand des Innengliedes durch $3^1/_2$% Salpetersäure fixirt wurde. An frischen Präparaten, welche ich durch Zerzupfen von Retinastücken im Kammerwasser erhalten habe, erhielt ich einige nähere Aufklärungen über die Art und Weise der Bewegung. Von einem Dunkelfrosch wurde die Netzhaut in seinem Kammerwasser untersucht, das Präparat durch Zerzupfen bei rubin-rothem Lichte angefertigt, und sogleich zur Untersuchung unter das Mikroskop gebracht. Es war an einem solchen Präparate der Sehpurpur und die einzelnen Elemente nach allgemein angenommenen Grundsätzen möglichst frisch und der Norm am nächsten stehend erhalten. Ereignete es sich, dass man ein passend isolirtes Stück eines Zapfens mit dem Opticus-Ellipsoide und Innengliede erhielt, so zeigte sich wiederholt Folgendes: Das Innenglied, welches an dem Opticus-Ellipsoid hing, war, wie schon Schwalbe[1]) hervorhebt, bald homogen, bald schwach granulirt. Veränderungen an demselben im frischen Zustande waren nicht leicht an allen oder an den meisten Stücken von Innengliedern zu beobachten; es gelang aber trotzdem, einige Bewegungserscheinungen an einzelnen isolirten Zapfen mit ihren Innengliedern wahrzunehmen, welche darin bestanden, dass dieselben abwechselnd dünner und dicker wurden, bis endlich das unbewegliche Innenglied eine gewisse Länge erreicht hat, welche es bleibend beibehielt.

Wenn wir aus dieser Beobachtung einen Rückschluss auf die Bewegungsform uns erlauben, so geht daraus hervor, dass die Bewegung, welche eine Verkürzung nach sich zieht, nicht mit einem Male auftritt, sondern die Verkürzung des Innengliedes scheint in der Weise zu Stande zu kommen, dass abwechselnd vor dem Erreichen einer gewissen Kürze das Innenglied bald länger, bald kürzer, beziehungsweise dünner oder dicker wird.

[1]) Schwalbe in Graefe's und Saemisch' Handbuch der Augenheilkunde. I. Bd., IV. Capitel.

Auf den Zusammenhang, welcher zwischen Innengliedern und Aussenkörnern besteht, ebenso wie auf die isolirten äusseren Körner, suchte ich an meinen frischen Zupfpräparaten die Aufmerksamkeit hinzuwenden. Ich war öfter in die Lage versetzt, isolirte Zapfen-Innenglieder mit den Körnern in Zusammenhang zu sehen und fand dabei, dass bei der stattgehabten Veränderung des Innengliedes auch das bezügliche Korn manche Bewegungen durchmachte, welche sich derart manifestirten, dass am Rande desselben kleine tangentiale Abschnitte sich körnchenfrei zeigten, ja zuweilen über das Niveau erhoben waren. Der grosse Kern in derselben blieb, soweit meine Beobachtungen reichen, unverändert. Wenn also eine Verkürzung oder Verlängerung der Innenglieder und eine Bewegung in den Körnern zugleich stattfindet, so ist es leicht ersichtlich, dass mit der Bewegung der Innenglieder auch eine solche in dem Protoplasma der Körner vor sich gehen wird. Somit kann man annehmen, dass die Körnchen in den Körnern, aus diesen in die Innenglieder sich fortsetzen; wo aber die Protoplasmaverschiebung fehlt, da wird das Innenglied ein homogenes Aussehen erlangen. Es ist daher die von den Histologen angegebene Beschreibung, dass die Innenglieder der Zapfen und Stäbchen bald körnig, bald homogen erscheinen, aus dem Angeführten erklärlich.

Diese Thatsachen lassen mich vermuthen, dass die Bewegung in radiärer Richtung unter der Einwirkung des Lichtes in grösserer Ausdehnung als den Stäbchen-Aussengliedern und den Zapfen- und Stäbchen-Innengliedern entspricht, statthat; und bei besonderen Hilfsmitteln dürfte die Beobachtung ergeben, dass die Bewegungs-Erscheinungen in radiärer Richtung, innerhalb der Retina, vielleicht auch auf die weiteren Lagen derselben sich erstrecken.

Diese merkwürdigen Thatsachen an den Gebilden der Retina unter verschiedenen Lichteinflüssen, gehen, wie soeben erörtert, mit Formveränderungen der Zellen in dem Stratum Pigmentosum einher. In auffälliger Weise ergab sich im Verlaufe meiner Untersuchungen, dass diese Bewegungs-Erscheinungen, sowohl die an den Pigmentzellen, als auch diejenigen an den Innengliedern der Zapfen und der Stäbchen, nicht nur unter dem Einflusse des Lichtes zu beobachten sind, sondern bei der Dunkelretina

kann eine Erwärmung denselben Effect zeigen, wie man ihn an der belichteten Netzhaut beobachtet.

Wenn ich einen Frosch längere Zeit im Dunkeln hielt, die Augen desselben rasch enucleirte (bei rother Beleuchtung), und eines derselben einer Temperatur von 30—36° C. aussetzte, so waren die Innenglieder kürzer als in dem anderen Auge, welches im Dunkeln war, ohne erwärmt worden zu sein. Ebenso verhielten sich die Pigmentzellen bei dem ersteren, in ähnlicher Weise wie es dem Verhalten derselben bei der belichteten Retina entspricht, obgleich das Auge im Dunkeln blieb, bis die $3^1/_2\%$ Salpetersäurelösung genügend bis zur Fixirung der Elemente auf das Auge eingewirkt hatte.

Ich stellte den Versuch wiederholt auch in der Weise an, dass ich einen Frosch in einer Trockenkammer hielt, welche dunkel gemacht wurde, und selbe überdies in ein Dunkelzimmer gebracht wurde, bei einer Temperatur (30° C.), welche nach längerem Einflusse an dem Thiere Wärmestarre hervorzubringen im Stande war. Das Auge wurde zur Untersuchung genommen, in dem Momente, als man bereits Wärmestarre an den Muskeln jener Seite der Extremitäten, welche mit dem Boden des Gefässes in Berührung stand, nachweisen konnte. Zuweilen wurde das Auge früher zur Untersuchung verwendet. Auf die Vertheilung des Fuscins in den Epithelzellen und in ihren Fortsätzen wurde bereits von Kühne die Wärme als geltend gemacht, und war er im Stande, nachzuweisen, besonders an curarisirten Fröschen, dass bei einer Temperaturerhöhung von etwa 30° C. ein Vorschreiten des Pigmentes zu den Innengliedern bei Dunkelfröschen möglich ist. Meine Untersuchungen belehren mich das die Fuscinkörnchen bei höherer Temperatur an Dunkelfröschen constant bis vor die Membrana limitans externa reichen, und dass sie nicht immer in einer Linie, aus Fuscinnadeln gebildet, angeordnet sind, sondern die Art und Weise der Anhäufung dieser Pigmentkörnchen steht mit ihren krystallinischen Formen verschieden im Zusammenhange. Zuweilen ist das Pigment so dicht angeordnet, dass man mit Bestimmtheit — ohne es früher anderweitig erfahren zu haben — aus der Pigmentvertheilung nicht urtheilen kann, ob man es nicht mit Pigmentzellen einer belichteten Retina zu thun hat.

Von ähnlicher Wirkung war die erhöhte Temperatur auch für die Innenglieder der Zapfen und Stäbchen, so dass dieselben ähnlich verkürzt vorkommen, wie es bei der belichteten Retina der Fall ist.

Zum Schlusse ist für uns vom Interesse, wenn wir einen raschen Blick in die ophthalmologische Literatur werfen, und dabei constatiren, wie mehrere Gebilde, deren functionelle Bedeutung wir oben erörtert haben, schon früher von anderen Autoren als anatomische Thatsachen anerkannt und beschrieben worden sind.

Schwalbe[1]) war es zuerst, der an der Froschretina die Stäbchen mit den langen Innengliedern als eine merkwürdige zweite Art von Stäbchen beschrieben und abgebildet hat; — was später von Kühne, welcher jenen Stäbchen eine bestimmte grüne Farbe zuschreibt, und von Ranvier bestätigt wurde. — Von diesen Gebilden kann, nach dem heutigen Stande unseres Wissens, nicht mit Bestimmtheit behauptet werden, ob ihnen ein functioneller oder rein anatomischer Werth zukommt, oder ob man sie mit embryonalen und regenerativen Vorgängen in Zusammenhang bringen soll. Von den gleich zu besprechenden Gebilden jedoch, die bisher als einfache anatomische Befunde beschrieben worden sind, ist mit Sicherheit anzunehmen, dass sie zu der Einwirkung des Lichtes in inniger Beziehung stehen.

Landolt[2]) bemerkt, wie die Zapfen an der Froschretina selten in derselben Ebene sich befinden; und in Fig. 3 *b* seiner Abbildungen stellt er uns zwei Zapfen nebeneinander dar, der eine mit längerem, der andere mit kürzerem Innengliede. Landolt bezeichnet diese Zapfen als Doppelzapfen; doch ist ihre Verbindung auf dem betreffenden Bilde nicht angegeben, und man kann sie ganz gut für Zapfen mit verlängertem und zusammengezogenem Innengliede ansehen.

Betreffs der „äusseren Körner" hebe ich nur zwei merkwürdige Beobachtungen hervor. Landolt, welcher sich wahrscheinlich in seinen Untersuchungen nur mit belichteten Froschnetzhäuten befasste, bemerkt nämlich wie die äusseren Körner

[1]) Schwalbe in Graefe's und Saemisch's Handbuch für Augenheilkunde.

[2]) Landolt, Beitrag zur Anatomie der Retina vom Frosche, Salamander und Triton. Archiv für mikroskop. Anatomie. 1871, Bd. 7, pag. 84.

i dem peripherischen Theil der Netzhaut nicht mehr so spindel-
mig lang gezogen wie im Centrum, sondern kurz, an beiden
len abgerundet sind. Diese Erscheinungen an den äusseren
nern sind mit dem Einflusse des Lichtes in Verbindung zu
gen. Thatsächlich sind die Charaktere der belichteten Retina
an centralen, nicht aber an den mehr peripherischen Theilen
ichen, wie dies auch Angelucci bemerkt.

Czerny[1]), welcher mehrere Versuche zur Blendung durch
enlicht auch an der Froschretina im Laboratorim Brücke's
tellt hat, bemerkt, wie die Elemente der Aussenkörner-
chte an den geblendeten Stellen, d. i. wo direct das Licht
ie Netzhaut eingewirkt hat, mehr oblong bis spindelförmig,
nd sie an den übrigen Partien mehr kuglig sind. Diese
i Formen der Körner bedeuten für Czerny einen patho-
hen Vorgang, für mich sind sie eine functionelle Thatsache.
Die hier mitgetheilten Untersuchungen habe ich im Schenk-
Laboratorium in Wien ausgeführt. Da Prof. Schenk mir
einen Arbeiten mit gutem Rathe in der liebenswürdigsten
immer beigestanden ist, spreche ich ihm hier meinen besten
aus.

[1]) Czerny, LVI. Bd. d. Sitzungsb. d. k. Akad. d. Wissensch. Jahrg. 1867.

II.

Beitrag zur Lehre über die Entwicklungsgeschichte der Patella.

Von

Dr. Julius Kaczander.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Am 14. Jänner 1886 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Hiezu Tafel I.

Die Ansichten über die Entwicklung der Gelenke und deren mikroskopischen Bau im ausgebildeten Zustande haben im Laufe der Zeiten mannigfache Wandlungen erfahren, und wenn auch in letzterer Richtung die verschiedenen Autoren sich theilweise geeinigt haben, so kann man doch nicht sagen, dass eine allgemein angenommene Lehre über die Entstehungsweise der Gelenke vorhanden wäre.

Die Divergenz der Anschauungen beginnt schon mit der Frage, ob die einzelnen Skeletabschnitte in ihrer primordialen Knorpelanlage getrennt sind oder nicht, und noch mehr häufen sich die Gegensätze bei der Beurtheilung der Detailvorgänge, welche während der Gelenksentwicklung zum Vorscheine kommen.

Nach Karl Ernst v. Baer[1]) entstehen die einzelnen Skeletabschnitte der Zehen und Finger derart, dass ihre isolirten Knorpel in einer gemeinschaftlichen Scheide eingeschlossen sind. Bezüglich der Gelenksbildung spricht sich v. Baer nur dahin aus, dass die artikulirenden Knorpelflächen primär von einander getrennt sind.

[1]) Carl Ernst v. Baer. Ueber die Entwicklungsgeschichte der Thiere. 1828.

C. Bruch[1]) war der Erste, dem wir umfangreiche Untersuchungen sowohl über die Entwicklung des Knochensystems überhaupt als auch über die Entstehungsweise der Gelenke verdanken. Er sagt, dass die einzelnen Skelettheile niemals in toto und auf einmal auftreten, sondern gesondert und successive aus einem formlosen Blastem sich herausbilden, so dass einzelne Knorpel, z. B. die äussersten Partien der Extremitäten und der Wirbelsäule verhältnissmässig erst sehr spät erscheinen. Nur ausnahmsweise gibt Bruch eine sogenannte Abgliederung einzelner Skeletstücke von einem gemeinschaftlichen Knorpelstücke zu, und zwar lässt er auf diese Weise den Hammer vom Unterkieferstück des Meckel'schen Knorpels, das kleine Zungenbeinhorn vom Griffelfortsatze des Schläfebeins entstehen, bestreitet aber ganz entschieden gegen Rathke eine ähnliche Entstehungsweise der Rippen bei Vögeln und Säugethieren.

Sehr wichtige Angaben macht Bruch über die Bildung der Gelenke und deren Kapsel, indem er mittheilt, dass die Kapselbänder nichts anderes sind, als Fortsetzungen des Perichondriums über den Zwischenraum der Knorpelenden hinweg, welche niemals die Gelenkflächen überkleiden, welch' letztere sammt den Bandscheiben überhaupt später entstehen, als die Kapselbänder, und zwar durch Dehiscenz des zwischen den Knorpelenden übrig gebliebenen, nicht mehr zum Wachsthume des Knorpels verwendeten Bildungsgewebes. Die Gelenkflächen sind, sobald überhaupt eine Gelenkhöhle wahrnehmbar ist, stets von Knorpelsubstanz gebildet.

Luschka[2]) fand beim Fötus über dem Gelenksknorpel eine verschiedengestaltige faserige Substanz mit kleinen Fortsätzen, welch' letztere nebst ihrer bindegewebigen Unterlage späterhin zu einer synovialen Flüssigkeit verschmelzen, wodurch dann eine von glatten Knorpelflächen begrenzte Höhle, die Gelenkhöhle zu Stande kommt.

---

[1]) Bruch. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Knochensystems. Neue Denkschriften der allgem. Schweiz. Gesellschaft f. die gesammten Naturwissenschaften. Bd. 12. 1852.

[2]) Luschka. Zur Entwicklungsgeschichte der Gelenke. Müller's Archiv. 1855.

Luschka meint, dass dies der gesetzmässige Vorg
der Bildung höherer Gelenke sei, und dass alle anderen G
welche mehr oder weniger die Charaktere von synarthr
Gelenkverbindungen führen, als auf einer niederen St
Gelenkbildung stehen gebliebene zu betrachten sind, bei
noch in erwachsenem Zustande Reste dieser Bildungsw
erkennen sind, während bei allen anderen Gelenken s
über dem Knorpel entweder gar keine vom Knorpel vers
oder nur eine äusserst dünne Schichte einer durchsche
formlosen Masse zu finden ist.

Aus einem anderen Werke Luschka's[1]) ist hervorz
dass er die Ansicht Bruch's über die getrennte Anlage
zelnen Skeletknorpel bestätigt, dass er aber das Zwischen
welches die einzelnen Knorpelkerne trennt, sich nicht, wie
in Knorpelgewebe umwandeln, sondern verflüssigen läs
mehr oder weniger grosser Rest derselben wandelt sich
im embryonalen Zustande die Gelenkknorpel überziehende S
membran um, oder persistirt in den Rippenköpfchengelen
eine Schichte von Bindegewebe oder in den Halbgelen
eine faserige Masse, welche verschieden gestaltete zotti
wüchse producirt.

Einen anderen Standpunkt, als die bisher erwähnten F
vertritt Rathke[2]), denn wenn er auch, wie Bruch, a
dass die einzelnen Skeletabschnitte im knorpeligen Stadi
einander getrennt sind, so bilden sie doch in einem
Stadium einen einzigen ungetheilten Körper, der sich er
in mehrere Stücke gliedert, wenn er in der ganzen Ma
selben die Verknorpelung beginnen will.

Henle[3]) sagt, dass die Synarthrose und Diarthros
wahren Gegensätze sind, die bewegliche Gelenkverbindu
aus der unbeweglichen hervor, durch eine vom Centrum
die Peripherie vordringende Verflüssigung der Zwischens

Er schliesst sich bezüglich der Vorgänge bei der
entwicklung im Uebrigen Bruch an, und meint wie dies

[1]) Luschka. Die Halbgelenke des menschl. Körpers. 1858.
[2]) Rathke. Entwicklungsgeschichte der Wirbelthiere. 1861.
[3]) Henle. Handbuch der system. Anatomie. 1871.

ie Gelenkhöhlen durch Dehiscenz des zwischen den Enden der norpeligen Anlagen übrig gebliebenen Bildungsgewebes entstehen, elches nicht mehr zum Wachsthum des Knorpels verwendet wird.

Eine exceptionelle Stellung in der Frage der Gliederung es Knochensystems und in Folge dessen auch des Zustandeommens der Gelenke nehmen Henke und Reyher[1]) ein. Nach iesen Forschern entstehen die Finger und Zehen nicht durch erlegung einer früher einheitlich angelegten Säule, auch nicht usschliesslich im Sinne Bruch's, aus isolirten Knorpelkernen, ndern sie constatiren einen dritten Modus der Entstehung, elcher darin besteht, dass sich successive ein neues Glied hart n dem Ende des vorher fertigen bildet. Wenn nämlich eines ieser Glieder eine gewisse Länge erreicht hat, wird es durch ine quer darauf gelegte Platte von etwas anders verdichtetem ewebe abgestossen, ehe das folgende Stück darauf gelegt wird. ieses wächst nun im Anschlusse an die zwischen gelegte Scheibe. ie Verbindung zwischen beiden ist ursprünglich eine Syndesmose, us welcher eine Diarthrose werden kann, wenn die Zwischenheibe sich verdünnt und schliesslich schwindet.

Nagel[2]) lässt die verschiedenen Skeletabschnitte auch aus etrennten Knorpelanlagen entstehen, die durch eine indifferente wischenzone von einander geschieden sind. Der periphere Theil er Zwischenzone wird zur Synovialfalte, die mehr central gegenen Theile derselben zu den Zwischenknorpelscheiben und igamenten innerhalb der Gelenkhöhlen. Der noch übrige Rest ird zum appositionellen Wachsthume der Gelenkenden verbraucht. it dem Abschlusse dieses erfolgt auch gleichzeitig die Lösung er Gelenkenden von einander und diese liegen nun mit nackten lächen aneinander, in denen die äussersten Zellen abgeplattet sind.

Nach Gruber[3]) ist die Platte des Steigbügels mit der abyrinthkapsel ursprünglich verwachsen und die spätere Gelenks-

---

[1]) Henke und Reyher. Studien über die Entwicklung der Extremitäten. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss. 70. Bd. 1875.

[2]) Nagel. Die Entwicklung der Extremitäten der Säugethiere. 1878.

[3]) J. Gruber. Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Steigbügels und valen Fensters. Mittheilungen aus d. embryolog. Inst. d. k. k. Univers. in Wien. I. Hft. 1878.

bildung tritt erst in der zweiten Hälfte des Entwicklungslebens auf.

Bernays[1]) macht die Mittheilung, dass zwischen je zwei Knorpeln eine Zwischenzone vorhanden sei, welche aus zwei chondrogenen Schichten und zwischen diesen aus einem indifferenten Streifen bestehe. Die chondrogenen Schichten deutet Bernays als Wucherungszone des Knorpels, weil er Entwicklungsstufen von Knorpelzellen in ihnen antraf. In der Auffassung der Gelenkbildung bestätigt er im Allgemeinen Bruch's Ansichten und tritt namentlich der Luschka'schen Lehre entgegen, indem er sagt, dass sich die Gelenkhöhle aus dem Indifferenzstadium zwischen den knorpeligen Flächen zweier Skelettheile entwickelt, indem sowohl das die beiden Skeletenden verbindende indifferente Gewebe, als auch die beiden chondrogenen Schichten derselben sich successive in Knorpel umwandeln. Eine Dehiscenz der zwei aneinander stossenden Knorpelflächen erfolgt wahrscheinlich durch Muskelcontraction. Die Synovialzellen sah Bernays an den Rändern der nackten Gelenkflächen auftreten, sie sind vom entwicklungsgeschichtlichen Standpunkte rein bindegewebige Gebilde und frei von jeder Endothelbekleidung. Bernays ist der Erste, welcher auch die Entwicklung der Patella und ihrer gelenkigen Verbindungen mit dem Oberschenkelknochen studirte und zu dem Resultate kam, dass dieselbe nach den oben aufgestellten allgemeinen Regeln erfolgt. Bemerkenswerth ist aber noch die Mittheilung von Bernays, dass die Patella ursprünglich keine nähere Verbindung mit der Endsehne des M. quadriceps zeigt, dass letztere später angelegt wird, als die Patella und über diese anfangs nur oberflächlich hinwegzieht.

Nach Schulin[2]) sind die einzelnen Stücke des knorpeligen Primordialskeletes zeitlich und räumlich getrennt.

Er bestätigt die Angabe von Bernays, dass vor der Entwicklung der Gelenksspalte die Zwischenzone drei Abtheilungen

[1]) Bernays. Die Entwicklungsgeschichte des Kniegelenkes des Menschen mit Bemerkungen über die Gelenke im Allgemeinen. Morph. Jahrbuch. 4. Bd., 3. Hft. 1878.

[2]) Schulin. Ueber die Entwicklung und weitere Ausbildung der Gelenke des menschl. Körpers. Arch. f. Anat. u. Physiol. Abth. 1879.

erkennen lässt, nämlich zwei die Gelenksenden überziehende, und eine intermediäre, aber er bestreitet, dass die chondrogenen Zonen von Bernays Stellen seien, wo appositionelles Knorpelwachsthum stattfindet; sie stellen vielmehr den Endpunkt des appositionellen Knorpelwachsthumes dar, ihre Zellen sind die letzten sich apponirenden Knorpelzellen, welche nicht mehr eine volle Reife erreicht haben, und persistiren in dieser Form als Grenzschicht des Knorpels; sie wandelt sich später ebensowenig in Knorpel um, wie die intermediäre Schichte, sondern persistirt, und das Schicksal der letzteren ist ein je nach den äusseren Verhältnissen verschiedenes.

Urbantschitsch[1]) untersuchte die Entwicklung des Hammer-Ambos-Gelenkes. Das Wichtigste an seiner Arbeit ist, dass der Hammer und Ambos ursprünglich knorpelig vereinigt sind, also einer gemeinschaftlichen Bildungsmasse entstammen. Sonst aber gibt Urbantschitsch keine anderen Angaben über das Zustandekommen der gelenkigen Verbindungen zwischen den beiden Gehörknöchelchen, als dass sich die Knorpelzellen schon bei der erst angedeuteten Gelenksbildung dichter aneinander drängen und mehrere parallele Lagen bilden.

Nach Schuster[2]) entwickelt sich aus der Zwischenzone der embryonalen Gelenke der bleibende Knorpelüberzug der Gelenkenden und der intraarticuläre Bandapparat, dagegen sind der Limbus cartilagineus der Hüftpfanne und die Cartilagines falcatae des Kniegelenkes secundäre Derivate der Gelenkskapseln.

Kölliker[3]) schliesst sich in der Frage der Gelenkentwicklung Henke und Reyher an, indem er, wie diese Forscher, annimmt, dass sich das Extremitätenskelet vom Rumpfe gegen die Peripherie zu entwickelt, und zwar so, dass Knorpel um Knorpel, Gelenkanlage nach Gelenkanlage, deutlich wird. Die aus indifferenten Zellen bestehenden Gelenkanlagen verbinden die

[1]) Urbantschitsch. Beobachtungen über die Bildung des Hammer-Ambos-Gelenkes. Mitth. aus d. embryolog. Inst. der k. k. Univers. in Wien. III. Hft. 1879.

[2]) Schuster. Zur Entwicklungsgeschichte des Hüft- und Kniegelenkes. Mittheil. aus d. embryolog. Inst. des Prof. Schenk in Wien. I. Bd.

[3]) Kölliker. Grundriss der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Thiere. 1880.

einzelnen Knorpelstücke zu einer Säule. Die Gelenkanlagen sind anfänglich gleich dick, überragen, wie auch Henke und Reyher fanden, die Knorpelenden; in einem gewissen Stadium aber werden sie bei gleichzeitiger Umwandlung der peripherischen Theile zu Fasergewebe in ihrem mittleren Theile, wie auch Henke und Reyher mittheilen, von den einander entgegenkommenden Knorpelenden verdünnt, resp. nach den Seiten gedrängt, bis diese letzteren ganz nackt, ohne einen bindegewebigen Ueberzug, zur Berührung kommen, womit dann die Gelenkhöhle gegeben wäre. Die Frage, ob nicht in einzelnen Fällen auch Erweichungen bei der Gelenkbildung eine Rolle spielen, lässt Kölliker unentschieden.

Meine Untersuchungen betreffen die Entwicklung des Kniegelenkes, und zwar hauptsächlich der gelenkigen Verbindung der Patella mit dem Oberschenkel. Als Material dienten mir Hühnerembryonen von demjenigen Stadium angefangen, wo noch die Patella in dem ihr zu Grunde liegenden Substrate von embryonalen Bildungszellen nicht differenzirt ist, bis zur vollständigen Ausbildung derselben.

Die Methode der Untersuchung bestand darin, dass ich das Kniegelenk je eines Stadiums in sagittaler Richtung, also parallel mit der Längsaxe der Extremität, in Serienschnitte zerlegte. An 200 Stunden alten Hühnerembryonen (Fig. 1) ist am distalen Ende des Oberschenkels *(O)* nach aussen von den regellos zerstreuten Knorpelzellen, welche dasselbe zusammensetzen, bei schwacher Vergrösserung eine besondere Schichte von Zellen *(ch)* erkennbar, welche von dem hellen Knorpel durch ihre dunklere Beschaffenheit, respective etwas intensivere Färbung durch Carmin unterscheidet. Stärkere Vergrösserungen lassen erkennen, dass die kleinen runden Zellen dieser Zone viel dichter aneinandergedrängt sind, als die des angrenzenden Knorpels, und dass eine Intercellularsubstanz zwischen ihnen vollständig fehlt. Lateralwärts ist diese Zone in Continuität mit ganz ähnlich beschaffenen Zellen, welche das Territorium *(Pa—Fp)* einnehmen, wo sich in einem entwickelten Stadium hauptsächlich die knorpelige Patella und ein ansehnlicher Fettpolster befinden, welch letzterer dem unteren Rande der Patella anliegt.

Da wir kleine, rundliche, dicht nebeneinander liegende llen mit vorübergehend indifferentem Charakter als embryole Bildungszellen ansehen, so können wir sagen, dass an der elle, wo sich im entwickelten Thiere die knorpelige Patella, ner ein sich dieser anschliessender Fettpolster befindet, ursprüngh ein solches Gewebe ist, aus welchem erfahrungsgemäss die rschiedenen Gebilde des mittleren Keimblattes, Muskel, Knorpel, ochen, Fettgewebe etc. hervorgehen. Dasselbe gilt für jene mittelbar dem knorpeligen Femurende aufliegende Zone von llen, welche sich, wie erwähnt, durch die eigenthümliche uppirung, dunklere Beschaffenheit, intensivere Carminfärbung . von den benachbarten Elementen unterscheiden, und von lchen wir wissen, dass sie sich in Knorpel umwandeln und shalb von gewissen Autoren als chondrogene Zone benannt rden.

Mit Rücksicht auf die topographische Richtigstellung dieser gabe sei erwähnt, dass schon in diesem Stadium das Ligam. ellae pr. *(L)* in Form eines durch Carmin stets intensiv roth ärbten Streifens — der aber in diesem Stadium noch nicht Bindegewebsfasern, sondern aus embryonalen Bildungszellen teht, welche mit den benachbarten Elementen desselben Chaters untrennbar zusammenhängen — angedeutet ist und sich h oben diffus verliert, nach unten aber stellenweise sehr gut zur Tibia *(T)* zu verfolgen ist.

Es ist dies eine Erscheinung, welche der Beobachtung von rnays (l. c.), dass die Strecksehne des Extensor quadriceps ter angelegt ist, als die Patella, widerspricht, da ja das Ligam. ellae pr. nichts Anderes als eine Fortsetzung der Strecksehne rstellt. Auch erinnert dieser Befund an die Mittheilung von huster (l. c.), nach welcher der Limbus cartilagineus der ftpfanne und die Cartilagines falcatae des Kniegelenkes secunre capsuläre Anlagen sind, denn man findet bei den Hühnerembronen des beschriebenen Stadiums, dass die Patella und das gam. p. pr. aus einem gemeinschaftlichen Substrate hervorgehen, d nur in späteren Stadien geweblich differenzirt erscheinen, lem die Kapsel, resp. das Ligament zu leimgebendem, während Patella zu chondrogenem Gewebe umgestaltet wird.

Dies ist also ein Stadium, in welchem man sich mit Rücksicht darauf, dass die Patella noch nicht knorpelig differenzirt ist, darüber orientiren kann, in welcher Beziehung diese hinsichtlich ihres zeitlichen und räumlichen Auftretens zum Ober- und Unterschenkelknochen steht, eine Frage, die ja nicht unwichtig ist, aus dem Grunde, weil, wie es sich aus der Literatur ergibt, dass die Autoren über die Gliederung des Skeletsystems im Allgemeinen nicht einig sind, und weil sich daraus auch bezüglich des Zustandekommens der Gelenkverbindung zwischen Oberschenkelknochen und Patella so Manches ergeben wird. Zunächst ist klar, dass die geschilderte Entwicklungsphase die Meinung Bruch's unterstützt, dass die einzelnen Skelettheile im Allgemeinen niemals in toto und auf einmal, sondern gesondert und successive auftreten. und dass die Patella sich verhältnissmässig erst spät aus der Masse der embryonalen Bildungszellen knorpelig differenzirt, obwohl schon der Oberschenkelknochen an seinem Gelenkende Entwicklungserscheinungen zeigt, die bekanntermassen der Gelenkbildung vorangehen.

An etwas älteren Embryonen (Fig. 2), die 215 Stunden lang bebrütet waren, sieht man ein von dem eben geschilderten insoferne verschiedenes Verhalten, als die ersten Anzeichen der Gelenkbildung erscheinen, indem zuerst eine Zwischenzone *(Zwz)* in Form einer sehr schmalen, hellen Schichte auftritt, die durch Carmin weniger stark gefärbt ist, wie ihre Umgebung, aber bei starker Vergrösserung in der Beschaffenheit ihrer Elemente keine besonderen Merkmale aufweist, und auch nicht scharf von den sie umgebenden Zellen abgegrenzt erscheint. Noch ist die Patella geweblich nicht differenzirt und auch die chondrogene Zone *(ch)* des Gelenkendes am Oberschenkel *(O)* bietet nichts Besonderes. Bemerkenswerth ist jedoch, dass die Zwischenzone dem Erscheinen der knorpeligen Kniescheibe vorauseilt und während der ganzen Zeit der Entwicklung eine Scheidewand zwischen derselben und dem Femur darstellt. Da aber die Zwischenzone der zukünftigen Gelenkspalte entspricht und da der Bildung einer solchen Vorgänge zu Grunde liegen, in deren Folge an Stelle der ursprünglichen soliden Zwischenzone ein Spalt, resp. die Gelenkhöhle, entsteht, so muss ich meinen obigen Ausspruch dahin modificiren, dass die Scheide-

ıd zwischen Patella und Oberschenkelknochen immer mehr mehr schwindet, bis sie der fertigen Gelenkhöhle Platz ht, aber auch noch in weit vorgeschrittenen Stadien der Entlung, so z. B. bei 504 Stunden alten Embryonen zum Theile stirt und einen mehr weniger starken bindegewebigen Ueberzug elenkflächen des Oberschenkelknochens und der Patella bildet. Die jüngste Veränderung der Zwischenzone sah ich an Stunden alten Kniegelenken, an welchen die Zellen derselben mehr so zusammengedrängt sind, wie zur Zeit ihres ersten tens und eine homogene Intercellularsubstanz zwischen ben auftritt; auch finden sich inmitten von runden, embryo-Bildungszellen, die noch immer die Hauptmasse der inter-ren Schichte bilden, längliche, sehr schmale Zellen, als fer einer bindegewebigen Metamorphose, welche sehr bald eutlichen Ausdrucke gelangt. Die Verbindung zwischen der ıenzone und der lateral gelegenen embryonalen Zellenmasse, lcher schon im nächsten Stadium die Patella Spuren der nzirung zeigt, ist keine continuirliche mehr, sondern hie ı unterbrochen. An 247 Stunden alten Kniegelenken tritt n peripherischen Antheile der vom distalen Femurende ı gelegenen embryonalen Zellenmasse eine durch die be-e Gruppirung und intensivere Carminfärbung auffallende, rschiedenen Schnitten ungleich geformte Anhäufung von ıten auf, die sich bezüglich ihrer Grösse und optischen chaften durch nichts Besonderes charakterisiren. Es ist dies ıte Andeutung einer Differenzirung der Patella aus den ihr ınde liegenden embryonalen Bildungszellen.

Vichtig ist, dass die Zwischenzone in diesem Stadium ein deutlich bindegewebiges Aussehen hat, also gewiss zu Knorpel wird, wie es bezüglich anderer Gelenke von edenen Seiten beobachtet wurde und dass eine chondrogene an Seite der im obigen Sinne differenzirten Patella fehlt. Den letzteren Umstand betone ich deshalb, weil dies einer-ıit dem Befunde, dass sich die Patella später differenzirt, er- und Unterschenkelknochen übereinstimmt, ferner, weil ı anderer Abschnitte des Skeletsystems viele Autoren sich ılar über das zeitliche Auftreten der Veränderungen, welche

zur Gelenkbildung führen, aussprechen, und schliesslich, weil andere Autoren, wie z. B. Bernays, behaupten, dass überall dort, wo eine gelenkige Verbindung entsteht, zwischen je zwei Knorpelenden nebst der Zwischenzone zwei chondrogene Schichten erscheinen.

Wir sehen aber, dass bei 254 Stunden alten Hühnerembryonen (Fig. 3), wo die Patella *(Pa)* noch immer nicht deutlich knorpelig differenzirt ist, sondern nur als eine durch besondere Gruppirung von den sie umgebenden embryonalen Bildungselementen sich markirende Zellenmasse erscheint und als solche weit weg vom Oberschenkelknochen *(O)* liegt und zwischen beiden die bindegewebige Zwischenzone *(Zwz)* und noch eine grosse Masse von embryonalen Bildungszellen lagert, schon das Gelenk in Entwicklung begriffen ist. Die an Breite fortwährend wachsende bindegewebige Zwischenzone nämlich zeigt viele Lücken, es bilden ihre Bindegewebsfasern verschieden gestaltete grössere und kleinere Spalträume *(Sp)*, die miteinander communiciren, und wohl durch theilweisen Schwund des in diesem Stadium die Zwischenzone bildenden embryonalen Bindegewebes entstanden sind, hie und da auch bei etwas älteren Embryonen, z. B. solchen von 289 Stunden, Fettzellen, und vielleicht auch Flüssigkeit enthalten, was um so beweisender ist, als in ihrer unmittelbaren Nähe, dort, wo sich im ausgebildeten Thiere ein Fettpolster befindet, die Fettzellen noch nicht entwickelt sind und man hierdurch offenbar zur Fragestellung gezwungen wird, ob nicht in der That, wie es ja einige Autoren (Henke und Reyher, Bernays, Kölliker) auf Grund theoretischer Erwägungen ausgesprochen haben, Muskelactionen bei der Schaffung der Gelenkhöhlen mithelfen.

Mit diesem Anfange ist aber auch schon das Wesentliche bezüglich der Gelenkbildung erreicht, und es werden die erwähnten Spalten mit der Zeit immer grösser, die Bindegewebsmasse zwischen denselben vermindert sich, so dass bis zum Ende der Entwicklungszeit ein breiter, klaffender Gelenkraum zu Stande kommt.

Die noch folgenden Entwicklungserscheinungen beschränken sich hauptsächlich auf die vollkommenere Ausbildung der Patella. Dies erfolgt auf Kosten der embryonalen Bildungszellen, welche noch die schon knorpelig differenzirte Kniescheibe gegen den

Oberschenkelknochen hin umgeben, und zwar erfolgt dies successive von der Peripherie zur Gelenkhöhle vorwärtsschreitend.

Die Elemente der Patella in ihrem jüngsten Differenzirungsstadium haben, wie erwähnt, noch nicht die Charaktere von Knorpelzellen und sind nur durch ihre besondere Gruppirung und intensivere Färbung durch Carmin gekennzeichnet. Aber schon bei 267 Stunden alten Embryonen besitzt die Patella alle Eigenschaften des ausgebildeten Knorpels und von diesem Zeitpunkte an erscheint regelmässig eine chondrogene Zone um dieselbe, die den Uebergang zu den noch unveränderten embryonalen Bildungszellen bildet. Anfangs ist diese Zone sehr schmal und von der Umgebung undeutlich abgegrenzt, je weiter aber die Entwicklung vorwärts schreitet, desto breiter wird sie und erscheint z. B. bei 358 Stunden und auch noch bei 504 Stunden alten Embryonen an der dem Femur zugewendeten Seite der Patella als eine sehr breite Schichte, in der die eng zusammenliegenden Knorpelzellen in verschiedenen Stadien der Entwicklung und in lebhafter Kernbildung begriffen sind. Bei den letzteren Embryonen sah ich die chondrogene Zone nicht allein aus knorpelzellenähnlichen Elementen bestehen, sondern ich fand in denselben auch Bindegewebszüge.

Bezüglich der chondrogenen Zone des distalen Gelenkendes des Oberschenkels wäre noch zu erwähnen, dass dieselbe am Ende der Incubationszeit an den Stellen, wo die gelenkige Verbindung mit dem Unterschenkel stattfindet, einen complicirteren Bau aufweist, als man ihn an der der Patella entsprechenden Gelenkfläche findet. Während nämlich hier die chondrogene Zone aus mehreren Schichten platter, meistens der Gelenkoberfläche parallel liegenden Zellen zusammengesetzt ist, welche gegen die Gelenkhöhle hin von einer mehr oder weniger breiten Lage von Bindegewebsfasern bedeckt sind, zeigen die Zellen an genanntem Orte eine ungleiche Anordnung derart, dass die mehr proximal gelegenen Reihen bilden, welche auf die Gelenkfläche senkrecht gestellt sind. während die mehr distal gelegenen keine solche Regelmässigkeit in ihrer Lagerung zeigen.

Wenn wir nun die hier mitgetheilten Beobachtungen überblicken und dieselben mit den bekannten Arbeiten Anderer vergleichen, dann kommen wir zu dem Resultate, dass ich bezüglich

des Zustandekommens der gelenkigen Verbindung zwischen Patella und Oberschenkel beim Hühnchen von einigen Autoren, wie Bruch, Bernays, Schuster, Nagel, insofern abweiche, als nach meinen Untersuchungen die gelenkige Verbindung an genanntem Orte durch Schwund einer bindegewebigen Zwischenzone zu Stande kommt, dass ein Theil dieser letzteren noch bei weit vorgeschrittener Entwicklung, so bei 358 und 504 Stunden alten Embryonen als mehr oder weniger starker bindegewebiger Ueberzug der Gelenkflächen, ferner in Form von mehr oder weniger breiten bindegewebigen Brücken zwischen diesen zu sehen ist, die oft unvollständig sind und in diesem Falle frei in der Gelenkhöhle flottiren, und dass meine Befunde bezüglich der gelenkigen Verbindung zwischen Patella und Oberschenkel bei Hühnerembryonen im Wesentlichen mit jener Lehre übereinstimmen, nach welcher die Gelenke überhaupt durch Schwund einer die Gelenkenden überziehenden bindegewebigen Substanz zu Stande kommen.

Ganz analoge Vorgänge finden übrigens auch bei der Entwicklung vieler anderer Organe statt; so bei den Sehnen, deren Scheiden, wie Schenk[1]) mittheilt, in einem gewissen Stadium des embryonalen Lebens mit Bindegewebsmassen ausgefüllt erscheinen, die in späteren Entwicklungsstadien nicht mehr zu sehen sind.

Ebenso ist, wie dieser Forscher[2]) berichtet, bei Kaninchenembryonen die Rectusscheide Anfangs mit Bindegewebe vollständig ausgefüllt, welches dann allmälig schwindet. Dass auch die Trommelhöhle ähnliche Verhältnisse zeigt, ist allbekannt (Kölliker[3]), Troeltsch[4]), Urbantschitsch.[5])

[1]) Schenk. Ueber das Verhalten der Flexor. digit. comm. in der Hand menschl. Embryonen. Mittheil. aus d. embryolog. Inst. in Wien. 2. Bd. I. Hft. 1880.

[2]) Schenk. Der Musc. rectus abdom. der Embryonen. Ebenda 2. Bd. II. Hft. 1882.

[3]) Kölliker. Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Thiere. 1879.

[4]) Troeltsch. Anatomie des Ohres. 1860.

[5]) Urbantschitsch. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Paukenhöhle. 67. Bd. d. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss. in Wien. 1873. — Ferner Mittheil. aus dem embryolog. Inst. der k. k. Univers. in Wien. 1877.

Auch auf die Auffassung der Patella als ein dem Olecranon
mologes Gebilde, wie es in älteren, vergleichend anatomischen
erken zu finden ist, werfen meine Beobachtungen einiges Licht,
nn bei dem Umstande, dass alle Theile des Kniegelenkes,
mlich Ober- und Unterschenkelknochen, der Bandapparat,
elenkhöhle, Patella sammt dem Fettpolster, der sich an dieselbe
schliesst, die Kapsel, resp. das Ligam. pat. pr. aus einem gemein-
haftlichen Substrate hervorgehen, ist ja a priori eine enge Be-
ehung aller dieser Theile zu einander gegeben, nur muss bemerkt
erden, dass dies nur für eine kurze Zeit der Entwicklung gilt,
ss sich schon frühzeitig die verschiedenen Theile des Knie-
elenkes differenziren, und zwar zuerst die Kapsel als Bindegewebe,
nn die Patella als Knorpel (erst sehr spät treten die Fettzellen
dem erwähnten Fettpolster auf), dass aber von dem Zeitpunkte
a, wo die Patella geweblich als Knorpel differenzirt
rscheint, sie entwicklungsgeschichtlich als ein selbstständiges
wohl vom Femur, wie von der Tibia unabhängiges Gebilde
ufzufassen ist.

Erklärung der Abbildungen auf Tafel I.

Fig. 1. Kniegelenk von einem 200 St. alten Huhnembryo
Fig. 2. „ „ „ 215 „ „ „
Fig. 3. „ „ „ 254 „ „ „
Fig. 4. „ „ „ 504 „ „ „
O = Oberschenkel, *ch* = chondrogene Zone, *Pa—Fp* = Patella — Fettpolster,
L = Lig. pat. propr., *T* = Tibia, *Zwz* = Zwischenzone, *Sp* = Spaltraum,
Fp = Fettpolster, *G* = Gelenkhöhle, *B* = Bindegewebsfasern, *Pa* = Patella.

III.

Ueber die Beziehungen des Medullarrohres zu den Primitivstreifen.

Von

Dr. Julius Kaczander.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Am 14. Jänner 1886 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Die Beziehungen des Primitivstreifens zur Entwicklung der embryonalen Körperbestandtheile überhaupt, sowie speciell zur Entwicklung des Medullarrohres ist, wie die Literatur zeigt, noch nicht ganz aufgeklärt. Nach den Untersuchungen Goette's[1]) entsteht im Bereiche des Primitivstreifens die Medullarrinne dadurch, dass sich das Ectoderm an den Seiten des Primitivstreifens zu den Medullarwülsten erhebt. Den Boden der Rinne bildet der Primitivstreifen, welcher im Kopftheile sehr stark verdickt ist und als Wulst in dieselbe hineinragt. Das Verhältniss des Streifens zur Primitivrinne, welche beide hinter dem Kopftheile genau in der Mittellinie liegen, ist hier ein asymmetrisches geworden, indem der Primitivstreifen eine Verschiebung erleidet, so dass er auf die rechte Seite der Primitivrinne zu liegen kommt, wodurch

[1]) Goette. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Wirbelthiere. Arch. f. mikr. Anat. 1874.

ihr rechtsseitiger Rand bedeutend gehoben wird, während der linke ganz im Niveau der übrigen Keimoberfläche liegt. Die Primitivrinne läuft in die linke Hälfte der durch den Primitivstreifen zweigetheilten Medullarfurche aus und verschwindet allmälig, während der nach rechts verschobene Primitivstreifen von der Seite in die Medianebene rückt, wodurch die Symmetrie der Achsenbildungen wieder hergestellt wird.

Nach den Untersuchungen Gasser's [1]), der Goette's Angabe über die Verwendung des Primitivstreifens zum Boden der Medullarfurche bestätigte, geht das Medullarrohr beim Hühnchen nicht aus dem ganzen Primitivstreifen auf diese Weise hervor. Der Primitivstreifen wird nur bis zu einer bestimmten Stelle von den Medullarwülsten umschlossen, jenseits dieser Grenze aber bis zur Schwanzspitze entsteht das Medullarrohr nicht durch Rinnenbildung, sondern es wird aus der soliden Zellenmasse des Streifens strangförmig abgeschnürt.

Die Primitivrinne liegt nach Gasser genau über dem Primitivstreifen, nur am Vorderende weicht dieser etwas zur Seite, manchmal auch gar nicht. Im vorderen Theile des von den Medullarwülsten umschlossenen Streifens vermittelt die Primitivrinne die Communication zwischen Medullarrohr und Darmcanal; hinter der Stelle, wo die Medullarwülste auf dem Primitivstreifen convergiren, schwindet dieselbe. Die von Goette (l. c.) geschilderte asymmetrische Lagerung des Primitivstreifens zur Primitivrinne hält Gasser für bedeutungslos; er findet sie auch nicht constant und immer auf derselben Seite.

Kölliker [2]) lässt das Rückenmark beim Hühnchen an seinem hintersten Ende als geschlossenes Rohr entstehen, aber ohne genauer anzugeben, wo diese Bildungsweise des Medullarrohres anfängt.

Den Ausgangspunkt zu meinen Untersuchungen bildeten Hühnerembryonen von demjenigen Stadium, wo man mit unbewaffneten Augen den Primitivstreifen sieht. der an seinem vorderen

[1]) Gasser. Der Primitivstreifen bei Vogelembryomen. 1878.

[2]) Kölliker. Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Thiere. 1879. Leipzig.

Ende von den Rückenwülsten umschlossen wird, welche hinten divergiren, vorne hinter der Kopffalte bogenförmig ineinander übergehen.

Um den Keim möglichst unversehrt zu erhalten, pflege ich ihn auf dem Dotter zu fixiren, indem ich nach Entfernung der Kalkschale und Schalenhaut mittelst eines Tropfers Kleinenberg'sche Flüssigkeit von der Seite her auf ihn einwirken lasse. Schon nach 5—10 Minuten lässt sich die Keimhaut anstandslos umschneiden, und wenn man nachher das Ei unter Wasser taucht, hebt sich die Keimhaut von selbst ab und kann mittelst Löffels in Kleinenberg'sche Flüssigkeit übertragen werden. Die Dotterhaut lässt sich meistens, noch während der Keim auf dem Dotter liegt, entfernen, indem man sie vor dem völligen Ausschneiden der Keimhaut an einem Zipfel fasst und bei Seite schiebt. Gelingt dies nicht, so lässt man sie stehen, denn in der Kleinenberg'schen Flüssigkeit hebt sie sich fast immer spontan ab. Aus der Kleinenberg'schen Flüssigkeit übertrage ich den Keim nach einer halben Stunde in stark verdünnten Weingeist, wechsle diesen 1—2mal in der nächstfolgenden Stunde, ersetze ihn dann in der zweiten Stunde durch 95% Alkohol. Hierin bleibt der Keim eine Stunde und wird dann in toto gefärbt, in 95% Alkohol zurückgelegt, aus welchem er nach einer $^1/_2$—1 Stunde entfernt und eingebettet werden kann.

An Keimen von dem obenerwähnten Stadium ist vor dem vorderen Ende des Primitivstreifens der Embryonalleib in Form von vollständig gesonderten drei Blättern, einem äusseren, mittleren und inneren Keimblatte angelegt. Das äussere Keimblatt zeigt in der Mittellinie die Form einer sehr breiten und tiefen, an ihrem Boden ganz glatten Rinne; das mittlere folgt demselben in seinem Verlaufe und letzterem schmiegt sich das äusserst dünne innere Keimblatt an. Etwas weiter nach hinten erscheint der Boden der Medullarrinne dorsalwärts deutlich ausgebuchtet und je mehr man sich dem Primitivstreifen nähert, desto auffallender wird diese Erscheinung, verknüpft mit einer allmäligen Dickenzunahme des mittleren Keimblattes, bis schliesslich ein bedeutender Wulst gegen die Rückenseite des Embryos zum Vorscheine kommt, in welchem die drei Keimblätter nur mehr stellenweise geschieden sind. Dieser Wulst ist, wie Goette zuerst und nach ihm Gasser hervorhob,

n, bis sie schliesslich in einem Niveau mit dem peripherisch nen, oberen Keimblatte liegen. Von da an hört die Medullar- auf, und die folgenden Schnitte gehören derjenigen Zone rimitivstreifens an, welche in diesem Stadium nicht von edullarwülsten umschlossen wird.

Die von Goette (l. c.) zuerst hervorgehobene asymmetrische ung des Primitivstreifens zur Primitivrinne im Kopftheile des n und die wieder symmetrisch in der Mittellinie werdende desselben weiter vorn kann auch ich bestätigen, nur muss it anderen Autoren (Gasser, Kölliker) hervorheben, ies nicht Regel ist, sondern ebenso oft eine vollkommen trische Lagerung desselben in der Mittellinie bis zur Chorda s vorkommt. Ebenso sah ich auch, dass die Primitivrinne en Keimen von dem Kopfende des Streifens seitlich umfasst nd dann in eine Hälfte der Medullarrinne ausläuft, aber oft bleibt sie in der Mittellinie und ist noch, wie Gasser ichtig mittheilt, im differenzirten Embryonalleib als seichte ung auf dem Boden der Medullarrinne zu sehen.

Bei etwas älteren Embryonen ist vor dem vorderen Ende imitivstreifens die Chorda dorsalis als isolirtes Gebilde zu welches bald mit dem Boden des Medullarrohres verschmilzt nn in den Primitivstreifen gänzlich aufgeht. Die Medullar- umschliessen den vordersten Theil des Primitivstreifens, der

dermzellen mächtiger entwickelt und auch die Stammzone des Mesoderms dicker wird, so dass beide Theile fast in einer Flucht liegen, und der Primitivstreifen nur dadurch markirt ist, dass in ihm alle drei Keimblätter vollständig verwachsen und die Zellen viel dichter zusammengedrängt sind. Dieser Umstand wirkt formverändernd auf die Gestalt der Medullarrinne in der Weise, dass sie zunächst im Ganzen gehoben und durch die breitere gleichmässige Unterlage eine glatte Oberfläche erhält.

Da die Umwandlung des Primitivstreifens in den Embryonalleib von vorn nach hinten gradatim vorwärts schreitet und an einem Keime verschiedene Entwicklungsstufen vorliegen, wie sie soeben geschildert wurden, so ergibt sich, dass Gasser's Angabe, es könne der Primitivstreifen in einem von den Medullarwülsten umschlossenen und nicht umschlossenen Theil geschieden werden, nur für eine bestimmte Entwicklungsdauer passe; in späteren Stadien aber beeinflussen die beschriebenen Vorgänge im Mesoderm die Entwicklung der Medullarrinne dahin, dass diese wohl nach Goette's und Gasser's Angaben den Primitivstreifen weiter zum Boden behält, aber ohne dass die Medullarwülste denselben seitlich umfassen würden.

Das Verhältniss der Primitivrinne zur Medullarrinne in diesem Stadium ist auch ein anderes geworden. Früher wurde erstere von dem Kopfende des Primitivstreifens seitlich umfasst und lief in eine Hälfte der Medullarfurche aus oder sie verblieb in der Mittellinie und ging dann in die Medullarrinne über, aber so, dass die Primitivwülste nicht in die Rückenwülste ausliefen, sondern in Continuität mit den Primitivwülsten blieben, welche, wie überhaupt der ganze Primitivstreifen im Bereiche der Medullarwülste von diesen umschlossen wurden. Bei älteren Embryonen — welche den Primitivstreifen nicht in den scharf gesonderten zwei Abtheilungen, einer von den Medullarwülsten umschlossenen und einer zweiten nicht umschlossenen zeigen, bei welchen zwischen beiden eine dritte Zone eingeschoben wird mit einer einfachen Medullarrinne über dem Primitivstreifen — gehen unmittelbar die Primitivwülste in die Rückenwülste und die Primitivrinne in die Medullarrinne über, indem letztere allmälig seichter und schmäler, die Rückenwülste kürzer werden.

Im Verlaufe der weiteren Entwicklung kann der Primitivstreifen in drei Zonen unterschieden werden. Ganz vorn ist er in den Embryonalleib einbezogen und ist der Boden der Medullarrinne, dann folgt eine nach oben vollständig glatt begrenzte Partie, auf welcher nicht eine Spur von einer Einsenkung, die man als Medullar- oder Primitivrinne deuten könnte, zu sehen ist, und schliesslich eine Zone, wo der Primitivstreifen am niedrigsten ist und eine Primitivrinne trägt.

Die mittlere und letzte Strecke sind wohl diejenigen, in welchen nach den Untersuchungen Gasser's (l. c.) das Medullarrohr nicht durch Rinnenbildung entsteht, sondern aus der soliden Zellenmasse des Streifens strangförmig abgeschnürt wird, oder wo nach Kölliker (l. c.) das Mark als geschlossenes Rohr sich fortbildet.

Allein, wenn man möglichst feine Schnitte auf diese Frage hin prüft, so findet man, dass in dieser Zone des Primitivstreifens das Medullarrohr sich in anderer Weise entwickelt, als es genannte Autoren angegeben haben. Schon bei schwachen Vergrösserungen ist auf der Oberfläche dieser Zone des Primitivstreifens die Andeutung einer Furche zu sehen, die mit lose zusammenhängenden Zellen ausgefüllt ist, deren Zusammenhang mit den Wänden der Furche ebenfalls gelockert erscheint. An Serienschnitten lässt sich dieser Befund sowohl gegen das Schwanz-, als auch das Kopfende hin verfolgen, und man erkennt alsdann, dass in letzterer Richtung durch Zerfall von Zellen eine Rinnenbildung mit allmäliger Vertiefung und Verbreiterung stattfindet. Besonders instructiv sind jene Serienschnitte, an welchen, im Primitivstreifen, seiner Rückenseite nahe ein Zellenhaufen von den benachbarten Elementen abgegrenzt erscheint, der an den nächstfolgenden Schnitten vermisst wird und statt dessen eine Lücke von Ectodermzellen umgeben vorhanden ist, die, je näher dem Kopfende, umso grösser wird, bis sie sich schliesslich zu einer Rinne entfaltet, welche weiter vorne in Continuität mit der Rückenfurche steht.

Es geht hieraus hervor, dass beim Hühnchen, von einer bestimmten Stelle an der zur Differenzirung des Embryonalleibes noch unverbrauchte Primitivstreifen die solide Anlage des Medullarrohres enthält, das aber in seiner Entwicklung von der Regel insoweit nicht abweicht, als es auch ein Stadium der Rinnen-

bildung durchläuft, ehe es zum Rohre geschlossen wird. Aehnliche Vorgänge finden bei den Knochenfischen statt, bei welchen nach Schapringer[1]) der Canalis centralis medullae spinalis durch einen im Innern der soliden Anlage auftretenden Spaltungsprocess entsteht, oder nach Oellacher[2]) durch Auseinanderweichen und theilweisen Verflüssigung der innersten Zellschicht der soliden Rückenmarksanlage, nur besteht bei den Knochenfischen der principielle Unterschied, dass es bei ihnen nicht zur Bildung einer Medullarrinne kommt, sondern die Form des Rohres direct aus der soliden Anlage hervorgeht.

Wien, 22. December 1885.

[1]) Schapringer, Ueber die Bildung des Medullarrohres bei den Knochenfischen. Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wiss. 64. Bd., II. Abth., 1871.

[2]) Oellacher, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Knochenfische nach Beobachtungen am Bachforellenei. Zeitschr. f. wiss. Zoologie. Bd. 23. 1873.

IV.

Ueber die Bedeutung der Riech- und Epithelialzellen der Regio olfactoria.

Von

Dr. Em. Kaufmann in Prag.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Am 19. Februar 1886 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Die Erfahrungen der letzten Jahre, welche im Gebiete der Physiologie des Geruchsinnes gemacht wurden, stimmen darin überein, dass der Sitz der Geruchswahrnehmung in dem oberen Abschnitte der Nasenhöhle gelegen ist. Dieser nimmt bekanntlich die obere, einen Theil der mittleren Muschel und die obere Hälfte der Nasenscheidewand ein und wird im Gegensatze zu der unteren, mit der Schneider'schen Membran bekleideten und ausschliesslich der Athmung dienenden Regio respiratoria — Regio olfactoria genannt. Er unterscheidet sich von jener sowohl durch den histologischen Charakter seiner Schleimhaut, als auch durch seine physiologische Function, indem er ausschliesslich der Geruchswahrnehmung zu dienen hat. Hier sind es vorzugsweise die auskleidenden Elemente, — nach ihrer Genese Ectodermgebilde und somit auch aus dem Substrate stammend, welches den Nerven und Horngebilden zur Grundlage dient —, deren Aufgabe es ist, als periphere Endorgane bei der Geruchsthätigkeit sich zu manifestiren.

Bezüglich der Thätigkeit der letzteren sind nun eine Reihe von Erfahrungen zusammengetragen worden, welche darauf hinaus- oder vielmehr darin auseinandergehen, dass nach der Ansicht der Einen die auskleidenden Elemente der Riechschleimhaut ohne Rücksicht auf ihre verschiedene Form geruchsempfindende Organe sein sollen, während die Anderen zweierlei, nicht nur nach ihrer Form, sondern auch nach ihrer physiologischen Dignität verschiedene Elemente unterscheiden. Als Hauptvertreter jener Ansicht gilt S. Exner, dieser M. Schultze.

Fast gleichzeitig wurden im Jahre 1885 von Ecker[1]) und Eckhardt[2]) in der Riechschleimhaut zweierlei morphologisch verschiedene Zellformen entdeckt. Hingegen ist es das Verdienst Max Schultze's[3]), die charakteristischen Unterschiede dieser beiden Zellformen sowohl in histologischer als physiologischer Beziehung ausführlich dargethan und die Hypothese aufgestellt zu haben, dass wahrscheinlich nur die sogenannten Riechzellen mit den Endfasern des Olfactorius zusammenhängen, also eigentliche Endorgane des Riechnerven bilden, während die Epithelialzellen nur als Stützapparate der ersteren zu betrachten wären. Obzwar es an einer directen Beobachtung des Zusammenhanges der Endfasern des Riechnerven mit den Riechzellen mangelte, so schloss sich dennoch die Mehrzahl der Physiologen und Anatomen in ihren Lehrbüchern mehr oder weniger rückhaltslos den Ansichten M. Schultze's in allen Punkten an.

Da trat nun S. Exner im Jahre 1870 mit einer Arbeit über die Riechschleimhaut des Frosches[4]) und mit einer weiteren im

---

[1]) Ecker, Berichte über die Verhandlungen der Gesellschaft für Beförderung der Naturwissenschaften zu Freiburg im Br. Nr. 12, Nov. 1885.

[2]) Eckhardt, Beiträge zur Anatomie und Physiologie. Heft 1, 1855.

[3]) Max Schultze, Ueber die Endigungsweise des Geruchsnerven und die Epithelialgebilde der Nasenschleimhaut. Berl. Ak. 1856. — Derselbe, Untersuchungen über den Bau der Nasenschleimhaut, namentlich die Structur und Endigungsweise der Geruchsnerven bei dem Menschen und den Wirbelthieren. Abhandlungen der naturforsch. Gesellschaft zu Halle. 1863. — Derselbe, Das Epithelium der Riechschleimhaut des Menschen. Centralbl. f. d. med. Wiss. 1864. Nr. 25.

[4]) S. Exner, Untersuchungen über die Riechschleimhaut des Frosches. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss. Bd. LXIII, I. Abth., Jänner 1870.

Jahre 1872 über die der Wirbelthiere[1]) hervor, welche die bis nun giltigen Ansichten wesentlich zu modificiren geeignet waren und, wenn auch nicht zu einem wissenschaftlichen Streite, dennoch zu lebhaften Discussionen und dazu Anlass gaben, dass nunmehr dem Studium der Riechschleimhaut ein regeres und allgemeineres Interesse gewidmet wurde.

Die Studien Exner's gipfeln im Wesentlichen darin, „dass der Unterschied zwischen Epithelial- und Riechzellen kein so eingreifender ist, dass man berechtigt wäre, ihnen entsprechend ihrer verschiedenen Gestalt ganz wesentlich verschiedene Functionen zuzuschreiben", dass also nicht nur die Riech-, sondern auch die Epithelialzellen an der Function des Riechens theilnehmen, respective mit den Endigungen des Riechnerven durch ein subepitheliales Netzwerk nervösen Charakters in Verbindung treten. Den Grund, an dem Vorhandensein zweier functionell verschiedener Zellformen zu zweifeln, fand Exner in dem constanten Vorkommen einer grossen Anzahl von Zwischengliedern zwischen Riech- und Epithelialzellen, sogenannten Uebergangsformen, beim Frosche und bei den Wirbelthieren. Wir hätten demnach in der Riechschleimhaut nur Zellen verschiedenster Form, in deren Reihe M. Schultze's Riech- und Epithelialzelle als Endglieder zu betrachten wären, in physiologischer Beziehung jedoch nur Riechzellen, indem sämmtliche Elemente des Epithels mit dem Riechnerven in Verbindung treten. In einer noch späteren Arbeit folgert Exner[2]) aus der Entwicklungsgeschichte der Batrachier, dass die Riechzelle nur ein jüngeres Stadium der sich entfaltenden Epithelialzelle vorstelle, dass sie in einem gewissen Stadium ihrer Entwicklung längere Zeit verweile und deshalb bei erwachsenen Thieren in verhältnissmässig geringer Anzahl zu finden sei. Exner (l. c.[1]) hat den Uebergang der Nerven in Epithelial-, beziehungsweise in Riechzellen ausser am Frosche noch beim Vogel, Säugethiere und beim Menschen beobachtet. Die Zweige des Geruchsnerven lösen sich,

[1]) S. Exner, Weitere Studien über die Structur der Riechschleimhaut bei Wirbelthieren. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wiss. Bd. LXV, 3. Abth., Januar 1872.

[2]) S. Exner, Fortgesetzte Studien über die Endigungsweise des Geruchsnerven. Sitzungsber. der k. Akad. der Wiss. Bd. LXXVI, 3—5, 1878.

an der oberen Grenze des Bindegewebslagers angelangt, in ein breitbalkiges Maschenwerk auf, in dessen Lücken Kerne liegen. Aus diesem Maschenwerk, welches für sich allein eine subepitheliale Schicht bildet, gehen, auf keine Weise von demselben abgegrenzt, als Ausläufer desselben die centralen Fortsätze der Epithelialzellen hervor, und ebenso sieht man die centralen Fortsätze der Riechzellen, als feine Fäserchen in dieses Balkenwerk eingepflanzt, enden.

Wie schon früher erwähnt, gaben die Arbeiten Exner's den Anlass, dass eine Reihe von Forschern sich neuerdings eifrigen Studien über den Bau der Riechschleimhaut bei verschiedenen Thieren hingab, um sich auf Grund derselben entweder den bisher giltigen Ansichten M. Schultze's oder jenen Exner's in den zwei strittigen Hauptpunkten, betreffend die Form der Zellen und die Art der Nervenendigung, anzuschliessen.

Was die erste Frage betrifft, welcher die Annahme von zwei untereinander gänzlich verschiedenen Zellenformen zu Grunde liegt, so unterscheiden mit M. Schultze's nur Riech- und Epithelialzellen: Paschutin[1]) (Frosch), Martin[2]) (Salamander, Frosch, Hund), Langerhans[3]) (Petromyzon u. Ammocoetes), v. Brunn[4]) (Hund, Katze, Kaninchen, Schaf, Kalb, Frosch, Salamander), Cisoff[5]) (Frosch), Colasanti[6]) (Frosch), Pereyaslawzeff[7])

---

[1]) V. Paschutin, Ueber den Bau der Schleimhaut der Regio olfactoria des Frosches. Leipziger physiol. Arbeiten. 1873.

[2]) H. Newell Martin, Ueber die Structur der Riechschleimhaut. Journ. of Anat. and Physiol. VIII, 1873.

[3]) Langerhans, Untersuchungen über Petromyzon Planeri. Bericht d. naturf. Gesellsch. zu Freiburg im Br. VI, 1873.

[4]) v. Brunn, Die Membrana limitans olfactoria. Centralbl. f. d. med. Wiss. 1874. — Derselbe, Untersuchungen über das Riechepithel. Arch. f. mikroskop. Anat. XI, 3, 1875.

[5]) Cisoff, Zur Kenntniss d. Reg. olfactor. Med. Centralbl. XII, 44, 1874.

[6]) Colasanti, Untersuchungen über die Durchschneidung des N. olfac. bei Fröschen. Arch. f. Anat., Physiol. und wiss. Med. 1875.

[7]) Sophie Pereyaslawzeff, Vorläufige Mittheilungen über die Nase der Fische. Diss. Zürich 1876. — Dieselbe, Ueber d. Structur und die Form des Geruchsorganes bei den Fischen. Arbeiten aus d. St. Petersb. Gesellsch. d. Naturf. IX, 1878.

(Fische), Sidky[1]) (Schaf, Schwein, Hund, Triton), Löwe[2]) (Kaninchen), Felisch[3]) (Pferd), Retzius[4]) (Cyclostomen), Krause[5]) (Schaf).

Das normale Vorkommen von Uebergangsformen neben Riech- und Epithelialzellen bestätigen mit Exner (l. c. S. 82) bisher noch Grimm[6]) (Störe), Lustig[7]) (Kaninchen) und Pereyaslawzeff (Fische) (l. c. S. 84), Letztere jedoch nur bei Scorpaena. Zu erwähnen wäre noch, dass bei Petromyzon Langerhans (l. c. S. 84) beide Zellenformen, Foettinger[8]) nur Epithelialzellen vertreten sah und Exner (l. c. S. 83[2]) die typischen Zellenformen M. Schultze's nicht ohne weiteres, wohl aber bei der Kaulquappe reichlich Uebergangsformen vorfand, welche den Riechzellen sehr nahe standen.

Das Vorkommen eines subepithelialen nervösen Netzes, wie es Exner beschrieb, bestätigt Paschutin (l. c. S. 84), und findet auch Pereyslawzeff (l. c. S. 84), jedoch nur bei wenigen Fischen, Andeutungen eines solchen im Sinne Exner's, wogegen Löwe[2]), Cisoff[9]), Colasanti (l. c. S. 84), v. Brunn (l. c. S. 84) und Retzius[4]) mit M. Schultze demselben einen nervösen Charakter gänzlich absprechen und es einfach als bindegewebiges Netz erklären, in welchem die Fasern des Olfactorius nie mit Zellen in Verbindung treten, sondern durch dasselbe hindurch direct in die Epithelialschicht eindringen.

---

[1]) Mahmoud Sidky, Recherches anat. microsc. sur la muqueuse olfactive. 1877.

[2]) Löwe, Beiträge zur Anatomie der Nase und Mundhöhle. Berlin 1878.

[3]) Felisch, Beitrag zur Histol. der Schleimh. in den Lufthöhlen des Pferdekopfes. Diss. 1878.

[4]) Retzius, Das Riechepithel der Cyclostomen. Arch. f. Anat. u. Phys. 1880.

[5]) Ernst Krause, Die Regio olfactoria des Schafes. Diss. Rostock 1881.

[6]) Grimm, Ueber das Geruchsorgan der Störe. Göttinger Nachrichten. 1872. Derselbe, Ueber die Nervenendigung im Geruchsorgane der Störe. Arbeiten der St. Petersburger Gesellschaft d. Naturf. 1873.

[7]) Lustig, Die Degeneration des Epithels der Riechschleimh. des Kaninchens nach Zerstörung der Riechlappen. Sitzungsb. d. k. Akad. d. Wiss. Wien 1884.

[8]) Foettinger, Rech. sur la structure de l'épiderme des Cyclost. et quelques mots sur les cellules olfactives. Bull. de l'acad. de Belg. 1876.

[9]) Cisoff, Beitrag zur Frage nach der Endigungsweise der Geruchsnerven beim Frosch. Kasan 1879.

In der Entscheidung endlich der Frage, ob nur die Riech- oder auch die Epithelialzellen mit den Endfasern des Olfactorius in Verbindung treten, können natürlich nur die Angaben jener Forscher in Betracht kommen, welche bei der Schwierigkeit der Präparationsmethode und der Seltenheit, Nervenfasern in Verbindung mit Zellen zu Gesichte zu bekommen, solches direct beobachtet haben wollen. Den Zusammenhang von Olfactoriusfasern mit Riechzellen constatirten durch directe Beobachtung Grimm (l. c. S. 85) und Cisoff (l. c. S. 85), wogegen Exner den unmittelbaren Zusammenhang mit beiden Zellenformen und Rémy[1]) einen solchen nur zwischen Epithelialzellen und Olfactoriusfasern fand.

Wir ersehen aus dieser kurzgefassten Uebersicht der wichtigsten Literatur über die Riechschleimhaut, dass die Ansichten der einzelnen Forscher, sowohl was den histologischen Bau als auch die physiologische Bedeutung der Elemente derselben betrifft, noch weit auseinandergehen und eine Einigung weder in dem einen, noch anderen Sinne bisher erzielt werden konnte. Es sei hier erwähnt, dass v. Vintschgau[2]) anlässlich der verschiedenen Resultate der Forschungen betont, dass die Ergebnisse der anatomischen Untersuchung an Fischen und Amphibien sich nicht ohne weiteres auf die Vögel und Säugethiere übertragen lassen, und es sei nicht unwahrscheinlich, dass die Endorgane des Olfactorius etwas verschieden sich gestalten, je nachdem die Thiere in Wasser oder in Luft, oder in beiden leben.

Endlich wollen wir noch die Ergebnisse von physiologischen Versuchen anführen, welche zu dem Zwecke angestellt wurden, auf experimentellem Wege die functionell verschiedene Thätigkeit beider in Rede stehenden Zellenformen zu ergründen, und welche darin bestanden, dass die Continuität der Riechschleimhaut mit dem Centralorgane durch Zerstörung, beziehungsweise Durchschneidung der Bulbi oder Tracti olfactorii unterbrochen und nun das Verhalten beider Zellformen in gewissen Zeitabschnitten

---

[1]) Ch. Rémy, Die Schleimhaut der Nasenhöhle. Paris 1879.

[2]) v. Vintschgau, Physiologie des Geruchssinnes (Hermann's Handbuch der Physiologie. III. Bd., 2. Theil).

geprüft wurde. Während Colasanti (l. c. S. 84) auch nach drei Monaten noch keine Veränderungen an den Riechzellen constatiren konnte, Dircknick-Holmfeld[1]) die Riechzellen nach zwei, die Epithelialzellen aber erst nach drei bis vier Monaten fettig degeneriren sah, fanden Hoffmann[2]), Exner (l. c. S. 83) und Lustig (l. c. S. 85), dass nach einer gewissen Zeit beide Zellenformen gleichzeitig einer fettigen Degeneration anheimfallen und sich in einfaches Cylinderepithel umwandeln, woraus geschlossen werden muss, dass beiderlei Zellen in gleicher Weise an der Function des Riechens betheiligt sind.

Erinnern wir uns jedoch der dem Praktiker geläufigen Thatsache, nach welcher schon bei verhältnissmässig geringen Affectionen der Nasenschleimhaut die Geruchsempfindung für längere oder kürzere Daner in hohem Grade beeinträchtigt oder gar sistirt wird, so ist aus dieser schon allein genügend der Anhaltspunkt geboten, dass zur Ergründung der Riechfunction nicht der centrale Antheil oder dessen Verbindung mit dem peripheren Theile allein zu erforschen ist, sondern dass vorzüglich der letztere, soweit als möglich, die Beachtung und Aufmerksamkeit auf sich lenken soll.

Von diesem Ideengange geleitet, stellte ich mir die Aufgabe, Einiges über das Verhalten der Epithelial- und Riechzellen des Frosches zu studiren, wenn wir dieselben unter verschiedene Bedingungen stellen und Einflüssen aussetzen, sowohl am noch lebenden Thiere, als auch an der noch im Zusammenhange mit dem Olfactorius frisch herauspräparirten Schleimhaut.

Die Ergebnisse beider Arten von Versuchen (am überwinterten Frosche) stimmten im Allgemeinen so ziemlich überein, sie mochten in der verschiedensten Weise mit denselben Reagentien behandelt worden sein.

Nimmt man eine frische Riechschleimhaut vom Frosche und zerzupft dieselbe in Humor aqueus oder in einer indifferenten Flüssigkeit (1% Kochsalzlösung), so wird man nur in seltenen Fällen gut isolirte Riech- oder Epithelialzellen zur Ansicht bekommen.

---

[1]) Dircknick-Holmfeld, Experim. Untersuchungen über den Bau der Regio olfactoria. Nord. med. ark. XV, 1, 1883.

[2]) Hoffmann, Diss. inaug. Amsterdam 1866.

Die Zellen stehen meist zu zusammenhängenden Schichten vereinigt da, ihre Kittsubstanz zeigt eine verhältnissmässig grosse Widerstandsfähigkeit; am Zellensaume findet man an einzelnen Stellen kleine Flimmerhärchen, meist aber fehlen diese vollständig. Dagegen beobachtet man an dem freien Rande der untereinander zusammenhängenden Elemente nach kurzer Zeit das Auftreten einer feinkörnigen Masse, bestehend aus Körnchen verschiedener Grösse und, wie wir bald sehen werden, auch verschiedener Art. Dieselbe Beobachtung machen wir, wenn die Riechschleimhaut sammt dem Olfactorius herauspräparirt wird und damit die Zellen so gut als möglich in situ erhalten bleiben, rasch Durchschnitte mit dem Gefriermikrotome gemacht und diese in einer 1% Kochsalzlösung untersucht werden.

Wie an der frischen Schleimhaut, sehen wir auch hier unter dem Auge (während der Beobachtung) auf der Oberfläche des Epithels die erwähnte körnige Masse auftreten.

Unter diesen Körnchen unterscheiden wir welche, die grösser sind und bei einer genügend starken Vergrösserung (Oelimmersion, Reichert, $^1/_{20}$) eine deutlich figuralische, theils rundliche, theils polygonale Form erkennen lassen; andere präsentiren sich in Form von kleinen Punkten, ähnlich den punktförmigen Massen, wie wir sie im Protoplasma vorfinden. Ueberdies finden sich noch grössere, rundlich kugelförmige Gebilde, den ersten beiden Formen beigemengt, vor. Da in Gefrierpräparaten möglichst feine Durchschnitte vorliegen, welche eine klare Uebersicht der einzelnen Bestandtheile der Schleimhaut ermöglichen, so ist hiermit zugleich ein Mittel geboten, Einiges über die Provenienz der Körnchen zu erfahren. In solchen Durchschnitten findet man die Epithelschicht häufig durchbrochen von den Ausführungsgängen der Bowman'schen Drüsen, welche von Enchymzellen mit verhältnissmässig grossen Körnchen ausgefüllt sind. Häufig sind letztere in solcher Anzahl vorhanden, dass sie den Ausführungsgang nicht nur vollständig ausfüllen, sondern sich aus demselben hervordrängen und auf der freien Oberfläche der Schleimhaut jenen Theil der körnigen Masse bilden helfen, den wir als aus grösseren Körnchen bestehend beschrieben haben.

An frischen, mit Humor aqueus oder 1% Kochsalzlösung behandelten Zupfpräparaten findet man selten vollkommen ausgebildete Formen von Riechzellen, wie sie in den Abbildungen sowohl der Lehrbücher als auch der Specialarbeiten vorkommen, sondern man erhält kurz nach der vorgenommenen Präparation entweder Zellen, welche der Epithelialzellenform annähernd entsprechen oder aber Zellen, deren periphere Fortsätze mehr weniger cylindrisch gestaltet, respective konisch zugespitzt sind. Auch die centralen Fortsätze erscheinen bei der Behandlung mit Humor aqueus oder 1% Kochsalzlösung viel breiter als bei der Anwendung anderer Reagentien. Man beobachtet nun da nicht selten direct — und dasselbe lässt sich auch an Gefrierpräparaten constatiren — dass das Protoplasma der Zelle an seinem basalen Ende Körnchen ausstösst, welche mit den von den Schleimdrüsen herrührenden Körnchen sich leicht vermengen. Darin, dass ein Theil des Zellinhaltes eliminirt werden kann, scheint ein Moment gegeben, durch welches die Uebergangsformen, wie man sie bei Anwendung indifferenter Flüssigkeiten in gelungenen Zupfpräparaten vorfindet, zu Stande kommen. Es scheint also die Zelle — Epithelialzelle der Riechschleimhaut — die Fähigkeit zu besitzen, neben einer Gestaltveränderung ihres Zellenleibes bis zu einem gewissen Grade auch Rudimente ihres Protoplasma in der Form von Körnchen an die Schleimhautoberfläche zu eliminiren.

In dieser Uebergangsform zwischen Riech- und Epithelialzelle erblicken wir demnach solche Veränderungen leichteren Grades der Epithelialzelle der Riechschleimhaut, wie sie constant und in nicht unbeträchtlicher Zahl an den meisten Präparaten zu Gesichte kommen.

Macht man dagegen an Zupfpräparaten oder an mittelst des Gefriermikrotomes frisch erhaltenen Schnitten den Versuch in der Weise, dass man in einer feuchten Kammer in eine in der Tiefe befindliche Furche einen Tropfen 1% Ueberosmiumsäure bringt und die Einwirkung dieses Reagens auf das Zupfpräparat beobachtet, so erhält man eine Reihe von Erscheinungen, welche den bisher geschilderten an die Seite gestellt werden können. Sowohl an isolirten Epithelialzellen, als auch an zusammenhängenden Epithelschichten beobachtet man schon nach kurzer Zeit der Ein-

wirkung der Osmiumsäuredämpfe, wie am freien Rande der Zellen eine feinkörnige Masse bald in grösserer, bald in kleinerer Menge auftritt, und man kann sich während der Beobachtung ebenso überzeugen, dass ein Theil dieser Masse aus dem Zellenleibe selbst austritt. Wiederholte und bis auf mehrere Stunden ausgedehnte Versuche gaben stets dasselbe Resultat. Nach längerer Einwirkung der Ueberosmiumsäure werden zwischen den Zellen, welche die ausgesprochene Form der Epithelialzellen besitzen, andere sichtbar, welche ihrer Form nach den Riechzellen näher stehen. Es ist somit durch die Einwirkung dieses Reagens möglich geworden, an zusammenhängenden Epithelien der Riechschleimhaut zweierlei Zellformen zu unterscheiden, wie sie in demselben Präparate zu Anfang des Versuches, wo die Ueberosmiumsäuredämpfe nur erst kurze Zeit eingewirkt hatten, nicht oder nur sehr undeutlich ausgesprochen waren.

Diese Ergebnisse, als auch die frühere, unter Anwendung von indifferenten Flüssigkeiten, gemachte Beobachtung drängten mir die Frage auf, ob es nicht möglich wäre, dass die in überwiegender Anzahl vorhandenen Epithelialzellen in Folge der Einwirkung verschiedener Reagentien Veränderungen ihrer Form eingehen, welche in letzter Reihe zur Bildung von Riechzellenform führen könnten. Ich muss ausdrücklich bemerken, dass es dabei nicht ausgeschlossen bleibt, dass in der Schleimhaut der Regio olfactoria beide Zellenformen auch normaler Weise, die Riechzellen allerdings in verhältnissmässig geringerer Anzahl, vorkommen können. So viel lässt sich aber aus meinen Beobachtungen constatiren, dass eine Möglichkeit vorhanden scheint, die Riechzellen ihrer Provenienz nach als Abkömmlinge aus Epithelialzellen aufzufassen.

Aus dem Umstande, dass an frischen Präparaten feinkörnige Massen austreten und dasselbe auch bei Behandlung der Gefrierpräparate mit Ueberosmiumsäure beobachtet wird, musste ich nothwendiger Weise den Schluss ziehen, dass die Riechzellen theilweise als umgewandelte Epithelialzellen anzusehen sind; ich suchte nun nach weiteren Beweisen für diese Auffassung, welche im Folgenden auseinandergesetzt werden sollen.

Behandelt man die frisch herauspräparirte Riechschleimhaut mit 1% Ueberosmiumsäure, so werden nach Ablauf einer gewissen kurzen Zeit der Einwirkung des angewandten Reagens die beiden typischen Elemente der Schleimhaut, Riech- und Epithelialzelle, deutlich ausgebildet an Zupfpräparaten zum Vorschein kommen. Ausser den beiden typischen Formen gelangt aber noch eine Reihe von Uebergangsformen zur Beobachtung; dieselben lassen sich, kurz gefasst, in folgenden Bildern zusammenstellen:

Die den Epithelialzellen am nächsten stehende Form kennzeichnet sich dadurch, dass deren peripherer Fortsatz entsprechend dem zweiten Drittel zwischen Kern und Saum eine seichte Einziehung aufweist, jenseits welcher im ersten Drittel am Rande der Zelle eine körnige Masse liegt, die gegenüber dem übrigen Inhalte durch ihren geringen Brechungsindex auffällt, jedoch nicht vollständig von demselben abgehoben und getrennt erscheint. Schon in den Abbildungen an Exner's Tafeln ist eine solche Trübung in den Epithelialzellen angedeutet. Diese Form von Zellen fehlt selten an einem Ueberosmiumsäurepräparate, und es imponirt die feinkörnige Masse, wenn sie theilweise strenger begrenzt ist, nicht selten als ein vom Protoplasma differenzirtes, einem Kerne nicht unähnliches Gebilde. Mit einem solchen hat sie jedoch nichts Gemeinsames; es gehen ihr vor Allem die charakteristischen Eigenschaften des Kernes vollständig ab; andererseits besitzt sie nicht nach allen Richtungen die den Kernen entsprechende Abgrenzung und Lage in der Zelle; schliesslich, was die Hauptsache ist, der eigentliche Kern der Zelle mit all seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten, zuweilen auch den mitotischen Formen ist an der bezüglichen Stelle der Zelle vorhanden. Es sind demnach als die erste Form von Zwischengliedern jene Zellen hervorzuheben, welche im zweiten Drittheile zwischen Kern und Zellsaum eine seichte Einschnürung und jenseits derselben eine feinkörnige Masse erkennen lassen.

Bereitet man von einer frischen Riechschleimhaut mittelst des Gefriermicrotoms Durchschnitte, welche mit Ueberosmiumsäure behandelt und dann zerzupft werden, so präsentiren sich häufig die Zwischenglieder zwischen Epithelial- und Riechzellen auch in der Form, dass die feinkörnige Masse zum guten Theile aus-

gestossen erscheint. Man sieht alsdann entsprechend der Menge der aus dem Zellenleibe ausgetretenen Masse eine gegen den Zellsaum offene, concav oder winkelig geformte Vertiefung, beziehungsweise eine Aushöhlung in derselben, welche allenfalls noch kleine Reste von körnigem Protoplasma beherbergen kann. Nicht selten sind diese Zellen in jenem Zustande anzutreffen, wo die körnige Masse theilweise noch innerhalb der Zelle liegt, zum Theil jedoch schon über den freien Rand aus derselben hervorquillt. Es geht daraus hervor, dass die Zelle, wie wir sie als Epithelialzelle der Riechschleimhaut kennen, auch bei dieser Behandlung einen Theil ihres Inhaltes auszustossen vermag, wodurch ihr die Möglichkeit geboten wird, nach und nach in die Form der Riechzelle zu übergehen.

Legt man eine Riechschleimhaut für kurze Zeit in eine 3% Salpetersäure, so ist anzunehmen, dass eine plötzliche Gerinnung aller Eiweisskörper der Zellen vor sich geht. Fertigt man lege artis von einer solchen Schleimhaut eine Serie dünner Schnitte an, und werden dieselben durch Hämatoxylin schwach gefärbt, so findet man die Färbung am meisten ausgesprochen im Kerne, das Protoplasma der Zelle bleibt dagegen ungefärbt bis auf jenen Theil in der Nähe des freien Randes der Zelle, welcher feinkörnig ist und eine stärkere Aufnahme des Farbstoffes gestattet. Unterhalb der körnigen Masse zeigt sich keine Einschnürung, auch fällt in Folge der raschen Wirkung der 3% Salpetersäure die ganze Masse nicht aus und es bleibt die Epithelialzelle in ihrer natürlichen Form erhalten.

Es scheint demnach der Vorgang bei dem Uebergange der Epithelialzelle zu der Riechzellenform, wie an dem zweiten Zwischengliede zu sehen war, wesentlich darin zu bestehen, dass die feinkörnige Masse durch die Einwirkung der Ueberosmiumsäure nach und nach ausgestossen wird, was bei der Einwirkung der Salpetersäure weniger der Fall ist.

Ist nun ein Theil des Protoplasma aus der Epithelialzelle ausgetreten, so wird der über dem Kerne gelegene periphere Theil der Zelle in seinem Querdurchmesser schmäler, jedoch ohne dass die Zelle etwas an ihrer Länge einbüsst. Es resultirt somit eine Zelle, welche eine weitere Uebergangsform zur Riechzelle darstellt und

h der zweitbeschriebenen eng anschliesst. Aehnliche Uebergsformen kann man auch in frischen Präparaten bei Behandg mit indifferenten Flüssigkeiten erhalten, nur zeigen sie nicht allen Stellen die lange Stäbchenform, sondern sie sind gegen freie Ende meist konisch zugespitzt. Wir sehen uns also zu Annahme berechtigt, dass auch in der frischen Schleimhaut Regio olfactoria des Frosches neben Epithelialzellen schon bergangsformen in ziemlich beträchtlicher Anzahl vorkommen, hrend eigentliche Riechzellen nur äusserst selten anzutreffen d. Wie aus den angeführten Versuchen mit Ueberosmiumsäure vorgeht, ist das Auftreten exquisiter Formen von Riechzellen die dauernde Einwirkung einiger Reagentien und Härtungsttel gebunden, von denen jedoch die 3% Salpetersäure den ergeringsten Einfluss auf die Umwandlung der Zellen auszuüben Stande ist, indem sie die Zellen rasch in jedem Formenzustande Erstarrung bringt, in welchem sie sich soeben befanden.

Da also die Umwandlung von Epithelial- in Riechzellen die lge einer intensiveren Einwirkung verschiedener Agentien auf Riechschleimhaut ist, so kann nach meinem Dafürhalten während s Riechactes das Auftreten von Riechzellen normaler Weise nicht tthaben; hier kommt es in der Umwandlung der Zellen wahrieinlich kaum weiter als höchstens zur Bildung von Uebergangsmen. Käme es je einmal zur Bildung von Riechzellen, dann isste man sich die Thätigkeit der Zelle, wie sie sich wahrieinlich beim Riechacte manifestirt, als überschritten denken.

Bereitet man von einem Gefrierpräparate der frischen Riechleimhaut Schnitte und behandelt dieselben abwechselnd mit mor aqueus oder 1% Kochsalzlösung, 3% Salpetersäure und % Ueberosmiumsäure, so zeigen sich manche Verschiedenheiten wohl mit Rücksicht auf die Zahl der auftretenden Riechzellen auch der Uebergangsformen, je nach dem Reagens, welches Anwendung gebracht wurde. In den Ueberosmiumsäurepräparaten ivalirt der Typus der Riechzelle nebst den verschiedenen Uebergsformen. In den Salpetersäurepräparaten kommen ausgeochene Riechzellen viel seltener, wohl aber deutliche Epithelialzellmen zur Beobachtung. An den mit 1% Kochsalzlösung oder mit mor aqueus behandelten Präparaten endlich treten theilweise

Epithelialzellen, theilweise kolbenartige oder mehr weniger konisch zugespitzte Zellenformen auf.

Wir sehen also, dass sich auch hier, wo die Schnittebenen der einzelnen Präparate aneinanderliegen, der Einfluss des jeweilig angewandten Reagens in der Weise geltend macht, dass sich die Zellen je nach dem Reagens in verschiedenen Formen präsentiren. Es fällt somit der Einwand, welcher den Zupfpräparaten gegenüber erhoben werden könnte, dass sie Zellen aus verschiedenen Regionen der Nasenschleimhaut nebeneinander zur Ansicht bringen, gänzlich weg.

Nach den Ergebnissen unserer Versuche müssen wir demnach die Epithelialzelle als den ursprünglichen und wesentlichen Formbestandtheil der auskleidenden Elemente der Riechschleimhaut und die Riechzelle als eine Provenienz aus dieser betrachten. Hierfür sprechen auch die Erscheinungen am Embryo in den frühesten Stadien, wo die Zellen ursprünglich keine weitere Differenzirung erkennen lassen, als dass sie höher sind und in der ganzen Masse verdickt erscheinen gegenüber den übrigen Elementen des Ectoderms, mit denen sie eine gemeinschaftliche Ursprungsstätte in der Keimanlage besitzen. Es ist im Allgemeinen an den Ectodermzellen dort, wo sie zur Ausbildung der peripheren Endorgane der Sinneswerkzeuge dienen, wahrzunehmen, dass ihre Zellmasse verdickt wird und ihr Längsdurchmesser zunimmt. So sehen wir beispielsweise an den Elementen, welche aus der Wandung des centralen Nervensystems nach der Peripherie hinausgelangen, um die lichtempfindende Platte, die Retina und das Stratum pigmentosum choroideae zu bilden, dass die der Retina angehörenden Elemente in ihrer ganzen Zellenmasse verdickt und in die Länge gezogen sind, während die das Stratum pigmentosum bildenden und demselben Substrate entstammenden Elemente keine ähnliche Form erkennen lassen, sondern cubisch erscheinen und später mehr weniger flach werden.

Bei der Aenderung der Labyrinthblase, welche aus dem peripheren Theile des Ectoderms stammt, wird gleichfalls jener Theil, welcher zur Anlage des Cortischen Organs dient, höher und in seiner Masse verdickt, während die übrige, den Ductus coch-

learis auskleidende Zellenmasse nur als eine niedrige cubische Zellenlage auftritt.

Zur Zeit, wo die Differenzirung der Elemente in diesen Sinnesorganen eingeleitet und durchgeführt wird, tritt auch in dem Gebiete der Regio olfactoria eine Längenzunahme des Protoplasmas der Epithelzellen auf, während die Zellen in dem unteren Abschnitte der Nase, welchen wir als Regio respiratoria bezeichnen, bedeutend niedriger erscheinen.

Nun wäre es offenbar wünschenswerth, bestimmen zu können, in welchem Entwicklungsstadium die Functionsthätigkeit der Riechschleimhaut eintritt. Nach den Versuchen, welche W. Preyer[1]) angestellt hat, tritt die Sensibilität des Embryo regelmässig später auf als die Motilität, speciell die Geruchsempfindung beim Säugethier erst nach der Geburt, beim Vogel sogleich nach dem Ausschlüpfen. Andere Sinneswahrnehmungen sind schon vor der Geburt ausgebildet.

Werden bezüglich des Geruchsorganes die Ergebnisse der anatomischen Untersuchung zu Rathe gezogen, so findet man in der zweiten Hälfte des Entwicklungslebens (beim Kaninchen), dass im Gebiete der Regio olfactoria die hohen Cylinderzellen durch die Einwirkung erhärtender Reagentien gleichfalls eine Veränderung erfahren und wir Uebergangsformen zu den Riechzellen vorfinden. Besteht die Thätigkeit der Elemente der Schleimhaut beim Riechen darin, dass die Zellen eine theilweise Umwandlung ihrer Form durchmachen, wie sie als Ergebnisse chemischer Reize bei der Anwendung härtender Reagentien auftritt, dann sind wir anzunehmen berechtigt, dass die Befähigung zur Geruchsempfindung bei dem Embryo schon längere Zeit vor der Geburt vorhanden ist. Dessen ungeachtet können wir aber mit Preyer darin übereinstimmen, dass die Geruchsempfindungen beim Säugethiere erst nach der Geburt ausgelöst werden, da ja die physiologischen Bedingungen des Zustandekommens einer Geruchswahrnehmung, wie das Durchstreifen der mit Riechstoffen geschwängerten Luft, erst nach der Geburt platzgreifen.

[1]) W. Preyer, Specielle Pathologie des Embryo. Leipzig 1885.

In der citirten Abhandlung Exner's (l. c. S. 35) führt derselbe an, dass bei den Kaulquappen die Uebergangsformen, welche den Riechzellen sehr nahe stehen, vorherrschen, und zieht daraus den Schluss, dass die Epithelialzellen Abkömmlinge der Riechzellen seien und nur einem jüngeren Stadium der Epithelauskleidung der Regio olfactoria entsprechen. Es wird wohl auch hier in ähnlicher Weise wie bei den Kaninchenembryonen die Riechschleimhaut der Kaulquappe sehr leicht veränderliche Epithelialzellen besitzen.

Dass in der That die Auffassung, nur eine Art von Zellen an der Riechschleimhaut anzuerkennen, am Platze ist, beweist das Resultat der Untersuchungen Foettinger's (l. c. S. 37), nach welchem die Riechschleimhaut von Petromyzon fluviatilis und Planeri nur eine Art von Zellen, nämlich Epithelialzellen, besitzt, während Exner bei diesen Thieren nicht ohne weiters ausgesprochene Riech- noch Epithelialzellen, dafür aber so viel Uebergangsformen vorfand, dass die eigentlichen Riechzellen daneben ganz verschwanden.

Ich habe meine Versuche nicht abschliessen wollen, ohne Rücksicht zu nehmen auf etwaige Veränderungen des Riechepithels, welche dasselbe in Folge der Anwendung verschiedener, besonders marcanter Riechstoffe erleidet. Ich wähle dazu einige aus den von Vintschgau (l. c. S. 38) angeführten Reihen Fröhlich's.

Das Ergebniss war zumeist ein negatives, insoferne es sich mit Hilfe der Anwendung obiger Reagentien auf das Auftreten von Riechzellen und Uebergangsformen zurückführen lässt. Die Versuche geschahen in der Weise, dass entweder die frisch herausgeschnittene Riechschleimhaut des Frosches oder, was mir zweckmässiger schien, das lebende Thier unter einer Glasglocke dem Einflusse der einzelnen Riechstoffe ausgesetzt wurde.

Die Anwendung von Ammoniak oder Nelkenöl führte immer schon binnen kürzester Zeit (frühestens in 5 Minuten) zum Tode des Thieres.

Bei keinem der angewandten Riechstoffe fand man bei der Untersuchung der Schleimhaut auffällige Differenzen in der Form der Zellen gegenüber jenen, wie sie ohne Anwendung von Riechstoffen auftreten. Es wurden an den Präparaten zumeist Uebergangsformen neben Riech- und Epithelialzellen vorgefunden, ohne

ass die Riechzellen an Zahl prävalirt hätten. Nur bei der Anrendung von Nelkenöl schienen constant die Uebergangsformen nd die Riechzellen in jenen Fällen vorzuherrschen, wo das Thier nter der Glasglocke so lange dem Einflusse des Riechmittels usgesetzt blieb, bis es starb.

Bei der Anwendung von Ammoniak bis zum Eintritte des Todes und in ähnlicher Weise bei jener von Moschus (wo das Thier am Leben blieb), traten überhaupt keine ausgesprochenen Zellformen zu Tage, ihr Protoplasma schien mehr weniger verflüssigt.

Wenn ich die Schleimhaut härtete und Durchschnitte derselben mit Hämatoxylin tingirte, so erschienen die Kerne gefärbt, bedeutend länger und das Protoplasma im Verhältniss zu den normalen Formen unregelmässig begrenzt, mehr weniger verdünnt.

Demnach scheinen Riechstoffe im Allgemeinen keine besonders auffallenden Veränderungen an der Form der Zellen hervorzubringen und normaler Weise zur Bildung von Riechzellen nicht zu führen. Die Zelle der Riechschleimhaut als peripheres Endorgan kann wohl bei der Aufnahme von Riechstoffen geringe Veränderungen in der Anordnung ihres Protoplasma erleiden; wahrscheinlich führen dieselben jedoch nicht weiter, als dass ein Theil des Zellleibes in Form von kleinen Körnchen die Zelle verlässt. Diese Action dürfte allein schon genügen, um bei der Geruchsempfindung mitzuwirken. Für eine solche Annahme spricht die Beobachtung, dass in der That unter verschiedenen Umständen Bestandtheile des Protoplasmas aus der Epithelialzelle der Riechschleimhaut austreten. Ich würde hier hauptsächlich jenem Theile der Epithelialzelle eine grössere Rolle vindiciren, den wir als feinkörnige Masse, etwas verschieden von dem übrigen Zellleibe, nahe dem freien Rande der Zelle gesehen haben. Umwandlungen einer Epithelial- in eine Riechzelle scheinen ausschliesslich eine Folge der Anwendung chemischer Reagentien zu sein.

Fragen wir uns nun zum Schlusse, welche der beiden Lehren eine grössere Berechtigung zur allgemeinen Annahme hat, ob die von M. Schultze, dass die Riechzellen allein die geruchsempfindenden Elemente sind, oder die Exner's, dass beide Arten

von Zellen mit dem Nervensysteme im Zusammenhange steh
und der Geruchswahrnehmung dienen, so scheint uns die Ansic
Exner's gerechtfertigter, die Empfindung der Geruchsthätigk
in sämmtliche periphere Endorgane zu verlegen, in deren Rei
wir die Riechzellen, als die Endformen, die Uebergangsform
als Zwischenglieder und die Epithelialzellen als die eigentli
frischesten Formelemente der Riechschleimhaut ansehen, welc
letzteren jedoch im Verlaufe der Zeit wahrscheinlich Umwan
lungen, wie wir sie oben beschrieben haben, anheimfallen.

V.

Ueber ringförmige Leisten in der Cutis des äusseren Gehörganges.

Von

Dr. Em. Kaufmann in Prag.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Hierzu Tafel II.)

(Am 9. Mai 1886 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Während der in letzter Zeit von mir gepflogenen histologischen Studien über den Bau und die Entwicklung des Gehörorganes fiel mir speciell bei der Untersuchung des äusseren Ohres Einiges auf, was mit den bisher gangbaren und vorzugsweise in grösseren anatomischen Werken und Fachschriften enthaltenen Daten über den Bau des äusseren Gehörganges nicht vollständig im Einklange steht.

Nun ist es aber eine, wenn nicht gerade zu gewagte, dennoch wenig lohnende Aufgabe, erneuerte und genaue Untersuchungen über den histologischen Bau dieses Abschnittes des menschlichen Gehörorganes vorzunehmen, indem die Anordnung der einzelnen, geweblich differenten Gebilde desselben im Wesentlichen jener der allgemeinen Decke entspricht, und da ferner derselbe sowohl von hervorragenden Anatomen, wie nicht minder von allen jenen Fachmännern, welche sich mit der Anatomie des Ohres eingehend beschäftigten, in den Lehrbüchern der Ana-

tomie, respective der Ohrenheilkunde gebührend gewürdigt und fast durchwegs übereinstimmend geschildert wird. Diese Uebereinstimmung bezüglich des mikroskopischen Baues des äusseren Gehörganges bezieht sich sowohl auf die einzelnen histologischen und anatomischen Verhältnisse in dem Baue der Cutis und der Epithelialgebilde, als auch auf die in denselben enthaltenen Horngebilde, die bekanntlich theilweise in Drüsenform, theilweise in Form von Härchen in diesem Hauttheile zu finden sind.

Ich beabsichtige aber trotzdem von den Ergebnissen meiner Untersuchungen in vorliegender kurzer Arbeit einen Theil der gewonnenen Resultate mitzutheilen, allerdings mit der Verwahrung, dass diese Resultate zwar weniger geeignet sind, ein bisher bekanntes und allgemein giltiges anatomisches Factum umzustossen, wohl aber dasselbe in dieser oder jener Richtung richtigzustellen und dadurch zur Feststellung des anatomischen und histologischen Baues des menschlichen Gehörorganes etwas beizutragen.

Es soll diese Notiz vorzugsweise den tiefsten Theil des äusseren knöchernen Gehörganges, nämlich die Uebergangsstelle des heutigen Theiles auf das Trommelfell, oder genauer bezeichnet, die Uebergangsweise der Cutisgebilde auf das Trommelfell behandeln.

Was die hervorragendsten Autoren in ihren Werken über diesen in Rede stehenden Abschnitt bringen, möge hier anzuführen erlaubt sein.

So sagt Henle in seinem Handbuche der systematischen Anatomie des Menschen: „Den knöchernen Gehörgang überzieht eine 0·1 Mm. starke, aus vielfach durchflochtenen Bündeln bestehende Bindegewebshaut, deren oberflächliche Lage sich durch ihre Epidermis, durch feine Härchen und durch niedere Gefässpapillen, die der Achse des Ganges parallel in Reihen geordnet sind, als Fortsetzung der Cutis erweist, indess der tieferen Lage die Bedeutung eines Periost zukommt."

v. Luschka schildert die histologische Beschaffenheit der Cutis des innersten Abschnittes des äusseren Gehörganges folgendermassen: „Die blasse, glatte, ungemein feine Haut im Ende des äusseren Gehörganges enthält weder Drüsen noch Haare und zeigt unter einer deutlich geschichteten, auf das Trommelfell ohne

nterbrechung übergehende Epidermis niedrige Gefässapillen, welche vorwiegend in Längsreihen angerdnet sind."

H. Frey in seinem Handbuche der Histologie und Histohemie des Menschen: „Der Ueberzug des Trommelfelles, von er äusseren Haut her, zeigt eine sehr dünne Faserlage, welche rüsen und Papillen verloren hat (letztere erhalten sich jedoch is in ihre Nähe)."

S. Schenk in seinem Grundriss der normalen Histologie es Menschen: „Die Cutisgebilde (des Trommelfelles) zeigen nur m Rande des Trommelfelles schwache papillöse Andeutungen."

v. Tröltsch: „Die Cutis des knöchernen Gehörganges hat eine steifen Haare und keine Drüsen mehr. Dagegen besteht ie Oberhaut immer noch aus geschichteten Platten; es erhalten ich ferner feinere Haare (lanugo) und in regelmässigen eisten angeordnete Papillen bis in die unmittelbare ähe des Trommelfelles.

Gruber: „Der innere Ueberzug des äusseren Gehörganges erräth übrigens seine Cutisbeschaffenheit auch in seinen histoloischen Elementen. Er ist an seiner freien Fläche von mehrfach eschichteter Epidermis bedeckt und zeigt ausser dem in jeder utis vorkommenden Grundgewebe (Bindegewebe, elastisches ewebe etc.) auch noch Wollhaare, welche im ganzen knoreligen Abschnitte des Gehörganges, mitunter sogar auch noch n knöchernen Abschnitte, sammt den in inniger Beziehung zu enselben stehenden Talgdrüsen, ziemlich reichlich, ja mitunter gar exorbitant vorhanden sind, ferner sehr schöne, besoners im knöchernen Theile in parallelen Reihen aneordnete Gefässpapillen."

Politzer: .... und zwar erstreckt sich nach v. Tröltsch ie Drüsenschichte von der hinteren oberen Wand des knorpeligen bschnittes in Form eines mehrere Millimeter langen dreieckigen wickels, dessen Spitze gegen das Trommelfell gerichtet ist. In en übrigen Theilen des knöchernen Gehörganges fehlen die rüsenelemente und die mit seinem Periost verbundene zartere utis bildet eng aneinander stehende linienförmige apillen (Gerlach), welche bei entzündlichen Affectionen

öfters hypertrophiren und die Grundlage oft mächtiger und derber Polypen bilden.

Fassen wir nun das, was über die Formation der Cutisgebilde des knöchernen Gehörganges in den citirten Lehrbüchern gesagt wurde, zusammen, so ersehen wir, dass in allen das Vorkommen niedriger, dicht neben einander in regelmässigen Reihen gruppirter Gefässpapillen constatirt wird, und zwar halten nach einigen Autoren diese Reihen eine mit der Längsachse des äusseren Gehörganges parallele Richtung ein.

Ob unter Umständen in der Cutisschichte des Trommelfells selbst Papillen vorkommen, dessen geschieht bei keinem der erwähnten Autoren eine Erwähnung.

Nur Urbantschitsch sagt, in seinem Lehrbuche Bezug darauf nehmend: „Der Cutisschichte des Trommelfelles ermangelt ein wesentliches Attribut des Cutisgewebes, nämlich die Papillen."

Die Ergebnisse meiner Untersuchungen stehen nur mit den Angaben der einzelnen Fachschriften und Lehrbücher theilweise im Widerspruche, und ich bin in der Lage, constatiren zu können, dass wir es in der Cutis des knöchernen Theiles des äusseren Gehörganges nicht mit Gefässpapillen, deren Anordnung eine der Längsachse des Gehörganges parallele sein soll, im wahren Sinne des Wortes zu thun haben, sondern dass jene niedrigen Erhabenheiten, welche von den Autoren auf ihren Durchschnittspräparaten als Papillen angesehen wurden, bei genauerer Untersuchung in ihrer Anlage während des Embryonallebens, beim Neugeborenen und auch beim erwachsenen Individuum, nicht minder auch bei Thieren (Katze), sich vielmehr einfach als Leisten markiren, welche auf den Durchschnittsbildern, wo der Schnitt durch den äusseren Gehörgang und das Trommelfell geführt wurde, eine Verwechslung mit Papillen erlitten haben. Nur ausnahmsweise werden, und zwar erst beim Neugeborenen (während die Papillen an den übrigen Stellen der Haut schon im siebenten Monate auftreten) auf einigen wenigen dieser Leisten aufsitzend, kleine, schwache Papillen als Ausstrahlungen der Cutis zwischen den tiefsten Schichten der Epidermis vorgefunden. Wie sich ferner das Vorkommen dieser Leisten nicht auf den ganzen knöchernen Gehörgang erstreckt, sondern im Gegentheile nur auf einen sehr kurzen Abschnitt des-

selben, auf die unmittelbare Nähe des Trommelfelles beschränkt ist, so ist auch ihre Verlaufsrichtung keineswegs eine mit der Längsachse des äusseren Gehörganges parallele, sondern eine auf dieser Achse mehr weniger senkrechte, d. h. sie verlaufen circulär und parallel mit dem Trommelfellrande. Endlich erstrecken sie sich nicht auf die ganze Circumferenz des äusseren Gehörganges, sondern man findet sie vorzugsweise am Boden desselben ausgebildet, ausnahmsweise können sie sich entlang dem Bindegewebsbande; welches sich von der oberen Wand des äusseren Gehörganges auf das Trommelfell begibt (Urbantschitsch), auf dieses selbst fortsetzen.

Die Begründung dieser Richtigstellung ist in Folgendem enthalten.

Legt man an gehörig vorbereiteten Präparaten des menschlichen Gehörorganes frontale, also mit der Längsachse des äusseren Gehörganges annähernd parallele Schnitte derart an, dass letzterer in Verbindung mit dem Trommelfelle getroffen wird, so sieht man bei der Untersuchung einer längeren Reihe von Serienschnitten die Grenze zwischen der tiefsten Zellenlage der Malpighi'schen Schichte und der oberflächlichsten Gebilde der Cutis von jener Stelle des äusseren Gehörganges ab, wo Ohrenschmalzdrüsen und Haare aufhören, eine kleine Strecke weit geradelinig, dann aber wiederum bis in die unmittelbare Nähe des Trommelfelles deutlich wellenförmig verlaufen, und zwar nehmen diese wellenförmigen Züge von Erhabenheiten in dem Verhältnisse, als sie sich dem Trommelfelle nähern, immerwährend an Höhe und an ihrer Basis an Breite zu. Sie treten sowohl am unteren als auch am oberen Rande des Trommelfelles auf, nur reichen sie an der oberen Wand weniger weit in den äusseren Gehörgang hinaus.

Ihre Stellung zur Oberfläche der Haut ist in der Regel eine verticale und nur in unmittelbarster Nähe des Trommelfelles eine zur äusseren Oberfläche schief gerichtete. Besonders an Schnitten, welche Schläfebeinen des Neugeborenen und des Kindesalters entnommen werden, erscheinen diese Erhabenheiten, wie Fig. 4 es veranschaulicht, von besonderer Regelmässigkeit und Schönheit. Desgleichen kann man sie an Horizontalschnitten deutlich,

jedoch nur an jenen, welche etwa der Mitte der Höhe des äusseren Gehörganges entsprechen, in geringer Anzahl treffen.

Dass diese Erhabenheiten in der Cutis nicht Papillen entsprechen, sondern Querschnitte von Leisten darstellen, erhellt daraus, dass in einer langen Reihe unmittelbar auf einander folgende Serienschnitte die Höhen- und Breitendurchmesser, wie auch die Anzahl derselben gleich bleiben, was offenbar nicht der Fall sein könnte, wenn die Erhabenheiten Durchschnitte von Papillen wären. Ebenso sicher ist es aus demselben Grunde, und mit Rücksicht darauf, dass die Schnitte frontal gelegt wurden, ferner dass diese Leisten nicht etwa in Reihen, die mit der Längsachse des äusseren Gehörganges parallel verlaufen, sondern in mit dem Trommelfellrande parallel laufenden circularen Reihen angeordnet sind, dass sie circular gerichtet sind, da man von Längsleisten an Frontalschnitten überhaupt keine oder aber nur sehr schief getroffene Durchschnitte erhalten könnte.

Der circuläre, mit dem Trommelfellrande parallele Verlauf in Rede stehender Leisten lässt sich aber noch auf eine zweite Art erweisen, indem man nämlich den häutigen Ueberzug des knöchernen äusseren Gehörgang bei mittelstarker Vergrösserung von der Fläche aus beschaut.

Ich ging zu diesem Zwecke in der Weise vor, dass ich das Trommelfell in Verbindung mit dem häutigen Theile sorgfältig von der knöchernen Unterlage abpräparirte und herausnahm, das Trommelfell in der Mitte und horizontal durchschnitt und die Schnittlinie in derselben Richtung in den äusseren Gehörgang fortsetzte. Es resultiren so eine obere und untere Hälfte. Beide wurden nur in eine mässig verdünnte Kalilauge gelegt und so lang (einige Minuten) darin gelassen, bis die Epithelialgebilde leicht abgehoben werden konnten. Hierauf wurden an der dem Lumen des äusseren Gehörganges zugewendeten Fläche die Reste der noch anhaftenden Epithelien mit einem weichen Pinsel weggefegt, so dass die Cutisgebilde, von der Fläche gesehen, frei und deutlich vorlagen. Beide Stücke wurden nun ausgewaschen und mit verdünnter Carminlösung sanft bestrichen. An einem solchen, nun nochmals ausgewaschenen und mit Glycerin transparent gemachten Präparate treten die Leisten, wie sie in Reihen, welche

dem Trommelfellrande mehr weniger parallel ziehen, den Gegang umkreisen, sehr deutlich auf. An solchen Flächenpräaten kann man sich ferner überzeugen, dass die Leisten nicht ganze Circumferenz des äusseren Gehörganges einnehmen, dern vom Boden sich nur bis zu einer gewissen Höhe erheben, ei zu beiden Seiten leicht convergiren, an der oberen Circumenz aber wiederum, nur in geringerer Anzahl, vorhanden sind.

Zu denselben Resultaten gelangt man bei der Untersuchung äusseren Ohres einiger Thiere. So stellt Fig. 4 der beigefügten el einen etwas schief gerathenen Frontalschnitt durch den seren Gehörgang, das Trommelfell und das Mittelohr einer en Tag alten Katze dar. *Mae* bezeichnet den innersten unteren chnitt des Lumens des äusseren Gehörganges, *C* die Auskleig der Gehörgangswand, *Ct* die Trommelhöhle mit den von bantschitsch beschriebenen Schleimhautfalten und das schen beiden ausgespannte Septum *Mt* das Trommelfell. In unter dem Epithel liegenden Cutisgebilden sind die Durchnitte der Leisten *(R)* deutlich zu sehen. Die Epithellagen schen den oberflächlichsten platten Zellen der Epidermis und tiefsten Zellenlagen der Rete Malpighi zeichnen sich durch en Reichthum an ausgebildeten Stachelzellen aus.

Da es mir nicht unwichtig schien, zu erfahren, wie sich die sten in den verschiedenen Stadien der Entwicklung bei menschen Embryonen verhalten, so untersuchte ich zu diesem Zwecke Gehörorgane menschlicher Früchte verschiedener Altersperioden. s früheste Stadium, in welchem bereits Andeutungen von Leistenlung zu beobachten sind, fällt in den Anfang des fünften nates des Fötallebens und zeigt Fig. 2 ein Durchschnittsbild s äusseren Gehörganges in Verbindung mit dem Trommelfelle n einem Embryo zwischen dem vierten und fünften Monate. r äussere Gehörgang *Mae*, bezüglicherweise dessen Lumen, ist ch epithelial verklebt (Zaufal, Urbantschitsch).

Wir sehen wieder in *Mt* das Trommelfell, in *Ct* die Paukenhle und in der knorpeligen, von Bindegewebe umgebenen Masse *m* ein Stück des Hammergriffes. Es fallen in dem Bilde, sowohl m oberen, hauptsächlich jedoch am unteren Rande des Trommelelles sofort die seichten Erhabenheiten an der Grenze zwischen

Cutis und Epidermis auf. Die Leisten sind in diesem Stadium der Entwicklung noch sehr niedrig und kommen blos unmittelbar am Trommelfellrande vor.

Ich konnte deren an keinem Schnitte mehr als fünf bis sieben zählen. Ihr Höhendurchmesser beträgt 0·01 bis 0·025 Mm., ihre Basis 0·01 Mm.; sie beginnen beiläufig 0·035 Mm. vom Trommelfelle entfernt und erstrecken sich 0·7 Mm. nach aussen. Da schon in diesem Alter die Höhen- und Querdurchmesser einer Reihe aufeinander folgender Schnitte correspondiren, so kann man diese Erhabenheiten nicht anders als für die ersten Anlagen noch kurzer Leisten ansehen.

In Fig. 3 ist von einem siebenmonatlichen Embryo ebenfalls nur jener Theil des Gehörganges gezeichnet, welcher neben dem Trommelfelle noch einen Abschnitt der unteren Wandung des äusseren Gehörganges darstellt.

Die Leisten sind in diesem Stadium schon um Vieles höher, ihre Basis ist breiter geworden und es hat ihre Anzahl in der Richtung nach aussen um ein Beträchtliches, nahezu um das Dreifache und mehr zugenommen. In einer Reihe von Schnitten sah ich vier bis fünf solcher Leisten an der oberen Circumferenz auf das Trommelfell selbst übergehen.

Ihre mittlere Höhe beträgt nach meinen Messungen 0·035 Mm., die Basis misst 0·025 Mm. und sie reichen 1·88 Mm. weit in den äusseren Gehörgang hinaus. Auch hier treten in der Epithelialschichte des äusseren Gehörganges, wie auch des Cutisüberzuges des Trommelfelles auffallend viele Stachelzellen auf, so dass sie den grössten Theil des Dickendurchmessers der Epithelschichte einnehmen.

Um endlich die Reihe der Abbildungen zu ergänzen, werden in Fig. 4 die Verhältnisse beim Neugeborenen veranschaulicht. Wie schon erwähnt, präsentiren sich hier die Leisten in auffallend schöner Weise. Sie erreichen in diesem Stadium oft eine Höhe von 0·12 bis 0·35 Mm., die Anzahl ihrer Reihen beträgt 30 bis 35 und sie nehmen den äusseren Gehörgang am oberen Trommelfellrande in einer Weite von 1·0 Mm., am unteren in der Weite von 2·46 Mm. ein.

Hervorzuheben ist, dass sie am oberen Trommelfellrande, obzwar daselbst in verhältnissmässig geringer Anzahl (7 bis 10)

rhanden, auffallend grössere Dimensionen erreichen als am Boden s Gehörganges, und dass sie sich in der überwiegenden Mehrhl als blosse Leisten mit glatter Oberfläche präsentiren, von ıen nur einzelnen weniger noch secundäre Auswüchse aufsitzen, lche einem Durchschnittsbilde von Papillen entsprechen.

Fragen wir uns nun nach der Entstehungsweise dieser Leisten, scheinen hiebei sich dieselben Momente geltend zu machen, sie im Allgemeinen für die Bildung von Leisten und Papillen der Oberfläche der Cutis an anderen Stellen der Haut bekannt geben wurden. Es liegen hierüber einige Arbeiten über die wicklung der Haut vor, von denen ich besonders auf jene von lt C. Wilson[1]) und von Grefberg[2]) aufmerksam mache, h denen das allgemeine Wachsthumsgesetz zwischen dem Mesom- und Ectodermgebilden auch hier in Anwendung tritt.

Nach diesem sind die Cutisgebilde durch das Wachsthumshältniss auch zu einer Zeit und an Stellen, wo sie noch keine ässe führen, im Stande, formverändernd auf die anstossenden oderm- und Entodermgebilde zu wirken.

Es wird demnach ein local begrenztes leistenartiges Wachsen oberflächlichen Gebilde der Cutis gegen die Ectodermgebilde tiefsten Lage der Epithelialzellen entsprechend in ihrer Annung modellirt. Da die Cutis geradezu in der Richtung gegen Epithelschichte, wie dies Grefberg besonders hervorgehoben , stärker wächst und viel mehr Bindegewebskörperchen entlt, als in den tiefsten Lagen derselben zu sehen sind, so ist auch begründet, dass die Wachsthumsverhältnisse in den oberchlichsten Lagen der Cutis zu suchen sind, indem die Epithelıichten keine Vermehrung der Elemente in der Richtung gegen e Cutis, sondern nach der freien Oberfläche hin aufweisen.

Was das Schicksal in Rede stehender Leisten im späteren lter anbelangt, so konnte ich Präparaten, welche von einem jährigen, 54jährigen und einem 73jährigen männlichen Indivi-

[1]) Beitrag zur Entwicklung der Haut des Menschen. Schenk's Mittheilungen aus dem embryologischen Institute der k. k. Universität in Wien. I. Bd. 1. Heft. Wien 1880.

[2]) Die Haut und deren Drüsen in ihrer Entwicklung. Schenk's Mittheilungen etc. II. Bd. 3. Heft. Wien 1883.

duum herrührten, entnehmen, dass ihre Zahl im vorgerückteren Alter sich niedriger stellt, dass sie verhältnissmässig weit von einander abstehen und gegenüber dem Befunde beim Neugeborenen sehr flach erscheinen. Ob diese Erscheinung auf einen Altersvorgang oder auf pathologische Zustände zurückzuführen wäre, vermag ich nach den bisherigen Untersuchungen nicht zu entscheiden.

Wenn wir zum Schlusse das bisher Gesagte noch einmal kurz zusammenfassen, so haben wir es im innersten Abschnitte des äusseren Gehörganges mit Leisten zu thun, deren erste Anlage hart am Rande des Trommelfelles zwischen dem vierten und fünften Monat des Embryonallebens zu verlegen ist.

Mit der weiteren Entwicklung der Frucht nehmen sie in der Richtung nach aussen rasch an Zahl und zugleich, namentlich in der Richtung nach innen, an Grösse zu. Sie können ausnahmsweise mit Papillen versehen sein und halten in ihrem Verlaufe eine mit dem Trommelfellrande annähernd parallele, circuläre Richtung ein. Sie stellen jedoch nicht in sich abgeschlossene Ringe dar, sondern erstrecken sich mit Unterbrechungen nur auf gewisse Distanzen. In grösster Anzahl und Mächtigkeit finden wir sie einerseits am Boden, andererseits an der oberen Circumferenz des äusseren Gehörganges. Im vorgerückteren Alter flachen sie sich endlich allmälig ab und verschwinden zum Theile.

Erklärung der Abbildungen. (Taf. II.)

Fig. 1. Schiefer Frontalschnitt durch den äusseren Gehörgang einer einen Tag alten Katze.

Fig. 2. Frontalschnitt durch den äusseren Gehörgang eines menschlichen Embryo zwischen dem vierten und fünften Monate.

Fig. 3. Frontalschnitt durch den äusseren Gehörgang eines 7monatlichen menschlichen Embryo.

Fig. 4. Frontalschnitt durch den äusseren Gehörgang eines Neugeborenen.

Mae = Meatus auditorius externus, *Mt* = Membrana tympani, *Ct* = Cavum tympani, *Mm* = Manubrium mallei, *R* = Rugae, *V* = Vasa.

Hämoglobinbestimmungen am Mutterthiere mittelst des v. Fleischl'schen Hämometers während der Brutzeit.

Von

Dr. Heinrich Morgenstern,

prakt. Arzt in Währing.

(Aus dem k. k. Institute für Embryologie in Wien.)

(Am 31. Mai 1886 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Mit Hilfe des Hämometers von E. v. Fleischl[1]) ist man gegenwärtig in die Lage versetzt, auf eine leichte und bequeme Weise den relativen Percentgehalt des Hämoglobins im Blute zu bestimmen. Dadurch eröffnet sich eine Reihe von Untersuchungen über die verschiedenen Schwankungen des Blutfarbstoffes, sowohl im normalen als auch im kranken Individuum.

Allein nicht nur für das ausgebildete Thier, sondern auch für die Lehre über die Physiologie des Blutes im Embryo sind einige Thatsachen zu erwarten, welche uns über eine allmälige Gestaltung eines Normalgehaltes an Blutfarbstoff ein Bild entwerfen könnten.

Ich habe daher auf Anrathen des Herrn Prof. Schenk Untersuchungen über den Hämoglobingehalt des Embryos aufge-

[1]) E. v. Fleischl, „Medic. Jahrbücher d. k. k. Gesellsch. d. Aerzte in Wien", 1885.

nommen, welche ich aber im Verlaufe wesentlich änderte, indem ich mich in erster Linie um den Normalgehalt des Hämoglobines des Mutterthieres kümmern musste. Ich erhielt bei einer Reihe von durchschnittlichen Prüfungen über den Hämoglobingehalt der Henne 80—90% der 100theiligen Scala des für den Menschen eingerichteten Hämometers. Dieser Procentsatz kann wohl kaum bei der in Verwendung stehenden grossen Zahl von Arten und Mischracen des Haushuhnes als Norm hingestellt werden, indem es nicht unwahrscheinlich ist, dass bei einer ausgedehnten grösseren Anzahl von Untersuchungen über den Procentgehalt an Hämoglobin bei verschiedenen Hühnerracen sich auch manchmal ein grösseres, zuweilen auch ein geringeres Maass von Blutfarbstoff im Blute finden dürfte. Für uns ist es aber von Wichtigkeit, zu wissen, dass jene Hennen, welche bei den Untersuchungen verwendet wurden, auf der Scala des Hämometers 80 bis maximum 90% Hämoglobin anzeigten.

Eine Aenderung des Hämoglobinmaasses im Blute ist sicherlich bei verschiedenen normalen Functionen im Thierleibe zu erwarten. Wenn man nun bedenkt, dass die Schwankungen des Blutdruckes von so vielen verschiedenen verhältnissmässig leichten Eingriffen abhängen, ferner, dass bei diesen Schwankungen auch bald mehr bald weniger von den wässerigen Lösungen des Blutes transsudirt werden kann, so ist auch leicht begreiflich, dass das Hämoglobin in relativer Menge zu den übrigen Bestandtheilen und zum gesammten Blute bald zu- und bald abnehmen muss. Nur bleibt es noch festzustellen, in welchen Fällen und unter welchen Bedingungen solche Zustände im Organismus durchgeführt werden.

In unserem Falle war es zu erwarten, dass das Mutterthier beim Brüten theilweise durch die veränderte Lebensweise, theilweise durch die erhöhte Abgabe von Wärme an die Bruteier, in nicht unerheblichem Maasse in Anspruch genommen wird. Hierdurch steht es auch zu erwarten, dass der Hämoglobingehalt im Blute hierbei manchen Schwankungen unterworfen sein kann. Dies zu erfahren war nun in erster Linie meine Aufgabe, und bildet das Resultat derselben den Gegenstand meiner vorliegenden Mittheilung.

Den ersten Versuch machte ich in der Weise, dass ich an den aufeinander folgenden Tagen aus dem Kamme des Thieres einen Tropfen Blut genommen habe und nach der von v. Fleischl angegebenen Gebrauchsanweisung[1]) des Hämometers verfahren. Dr. Carl Lacker (Wiener medic. Wochenschrift, Nr. 18, 1886) hat mittelst dem Fleischl'schen Hämometer nachgewiesen, dass bei Blutentziehungen an verschiedenen Körperstellen, verschiedene Werthe des Hämoglobingehaltes erhalten werden. Die Schwankungen haben bis 10% betragen. Ich habe es deshalb vorgezogen, stets nur am Kamme die Blutentziehung vorzunehmen.

Die Grösse der Blutkörperchen bewirkte eine Trübung im Wasser, welche durch Zusatz einer Spur Kali- oder Natronlauge geschwunden war. Bei einem höheren Hämoglobingehalte wurde mit der am Hämometer möglichen intensivsten Beleuchtung gearbeitet, während bei dem niedrigen Procentgehalte als 50% der Scala mit Hilfe einer matten sehr schwachen Beleuchtung die Bestimmungen vorgenommen wurden.

Ich habe an mehreren Hühnern dieselben Versuche wiederholt und da mir das Resultat in drei Fällen übereinstimmte, so habe ich mich entschlossen, von den ersten drei Versuchen, welche so ziemlich mit einander übereinstimmten, einen Versuch in der nächsten Tabelle zusammenzustellen.

Diese gibt eine Uebersicht über eine Versuchsreihe, aus der ersichtlich ist, dass der relative Procentgehalt während des Brütens beim Mutterthiere in sehr hohem Grade abnehmen kann.

Am 29. April, das ist am 21. Tage der Bebrütung, ist das Küchlein aus dem letzten Ei ausgeschlüpft. Es wurden hierauf die Procentbestimmungen des Hämoglobins fortgesetzt und fand eine allmälige Steigerung des Hämoglobins statt. Bis am 3. Mai, das ist am fünften Tage, nachdem das Brüten beendigt ward, ist ein Hämoglobingehalt von 60% und am 7. Mai mit 69—70 zu verzeichnen. Es steht zu erwarten, dass derselbe sich allmälig bis zur Norm steigert. Die Resultate bei einigen Brutversuchen stimmten so ziemlich mit der angeführten Tabelle überein. In

[1]) E. v. Fleischl, Regeln für den Gebrauch des Hämometers. („Medic. Jahrbücher", Wien 1886.)

allen Fällen zeigte sich eine so auffällige Abnahme des Hämoglobins, dass dieselbe bis zu einem Drittel und darunter gesunken war.

Tabelle I.

Datum des Jahres 1886	Procentablesung an der Hämometer-Scala	Anmerkung
8./IV. . .	80	
9./IV. . .	79—80	
10./IV. . .	80	
11./IV. . .	73—74	
12./IV. . .	74	
13./IV. .	70	
14./IV. . .	52—53	
15./IV. . .	25	Die Zählung der Blutkörperchen ergab im Durchschnitte 1,600.000.
16./IV. . .	30	Zählung der Blutkörperchen ergab 1,600.000.
17./IV. . .	40—41	
19./IV. . .	50—51	
21./IV. . .	45	Der Embryo ergab 45% Hämoglobin.
24./IV. . .	45	
26./IV. . .	44—45	Der Embryo ergab 45% Hämoglobin.
27./IV. . .	47—48	Die Zählung der Blutkörperchen beim Mutterthiere ergab 1,800.000.
29./IV. . .	50	Die Zählung der Blutkörperchen beim Mutterthiere ergab 2,000.000.

Bei genauerer Betrachtung der Zahlen auf der Tabelle ist es bald ersichtlich, dass in den ersten Tagen der Entwickelung der Hämoglobingehalt keine Schwankung zeigt. Erst am dritten Tage der Bebrütung, also in der Zeit, wo sich der Blutfarbstoff im Embryo ausbildet, tritt eine mässige Verringerung desselben bei dem Mutterthiere auf und nimmt von hier aus angefangen, constant ab, bis er endlich von 80% der Scala (für den Hämoglobingehalt des Menschen bestimmt) bis auf 25% gesunken ist. Es hat das Mutterthier in diesem Falle mehr als zwei Dritttheile seines Hämoglobingehaltes eingebüsst. — Das Thier blieb wohl in einem recht lebhaften Zustande bei seinen Bewegungen, nur wurde der Kamm auffällig blässer. An den Tagen zwischen dem siebenten und ungefähr dem 14. Tage der Dauer des Brütens waren die niedrigsten Ziffern der relativen Hämoglobinmenge zu verzeichnen.

Wenn wir bei der 21 Tage dauernden Brutthätigkeit die t, während welcher der Hämoglobingehalt verhältnissmässig niedrigsten ist, bestimmen wollen, so fällt dieselbe in den inn des zweiten Drittels der Brutzeit bei den Hühnern. Sie gert sich von hier angefangen und fängt mit dem Beginne letzten Drittels der Brutdauer sich allmälig einem höheren entgehalte zu nähern an, wie er bei dem Ende der Brutigkeit zu verzeichnen ist. Auffällig zeigt sich bei den Unterungen, wo wir parallel mit dem Mutterthiere auch den Procentlt des Hämoglobins beim Embryo bestimmten, dass das erthier bei den Schwankungen im Hämoglobingehalte in den en Tagen, in manchen Fällen schon am 13. bis 14. Tage dem Ausschlüpfen der Küchlein einen relativen Procentsatz es Hämoglobins erlangt, wie wir ihn auch am Embryo innerder Eischale vor dem Ausschlüpfen gefunden haben, so dass es hier als ein wesentliches Resultat unserer Untersuchung n der Abnahme des Hämoglobins des Mutterthieres bezeichnen ien, dass in einem gewissen Zeitabschnitte vor der Beenung des Entwickelungslebens der Hämoglobinalt im Blute des Mutterthieres mit dem des bryos übereinstimmt. Die Angaben, welche durch das ometer bei allen diesen Resultaten erzielt worden, zeigten, dass kaum ein Irrthum beim Ablesen einschleichen konnte, welcher überstiegen hätte. Zur Controle wurden die Ablesungen von reren vorgenommen und war auch Prof. v. Fleischl so dlich, in vielen Fällen dieselben zu prüfen. Die Uebereinmung in der Procentangabe schwankte höchstens nur 1 bis 2 ent der Scala.

Eine zweite [illegible] on Versuchen, welche ich der angeen Tabelle [illegible] nur i [illegible] iferne von diesen verschieden. [illegible] ine so hochgradige war. [illegible] achtete. — Jedoch lässt [illegible] ch starke Abnahme des [illegible] ers in das zweite Drittel [illegible] derselben, vor dem Auszunimmt, um sich noch [illegible] normalen Hämoglobin-

gehalte zu nähern. Dies geschieht bei diesen Thieren in einer viel kürzeren Zeit, als bei jenen, wo der Hämoglobingehalt stärker gesunken war.

Tabelle II.

Datum 1886	Procente an Hämoglobin	Anmerkung
30./IV. . .	90	
1./V. . . .	90	
2./V. . . .	90	
3./V. . . .	82	
4./V. . . .	80	
5./V. . . .	75	
6./V. . . .	75	
7./V. . . .	75	
8./V. . . .	74—5	
9./V. . . .	70	
10./V. . . .	59—60	Hochgradig flüssige Stuhlentleerung.
11./V. . . .	—	
12./V. . . .	68	
13./V. . . .	70	
14./V. . . .	72	
15./V. . . .	72—73	
16./V. . . .	—	
17./V. . . .	75	
18./V. . . .	85	
19./V. . . .	88	

Die Schwankungen waren auch in diesem Falle ziemlich hochgradig, indem zwischen dem Normalgehalte an Hämoglobin mit 90% am ersten Tage und der niedrigsten Ziffer am 11. Tage noch immer die beträchtliche Differenz an 30—31% der Hämometer-Scala sich zeigte. Dieser Unterschied im Hämoglobingehalte ist bei den Bestimmungen desselben an den Hühnern, in ihrer gewöhnlichen Lebensweise, nicht zu beobachten. Die Abnahme fällt auch hier in das zweite Drittel der Zeit der Bebrütung der Eier. Nur ist die Zeit der Abnahme bis zum niedrigsten Gehalte an Hämoglobin gegenüber der Tabelle I um einige Tage hinaus verschoben worden.

Die Henne war während der Dauer des Brütens nicht besonders verändert. Ihre Lebensweise war von der anderer Hühner während des Brütens nicht verschieden und die Diarrhoe, welche eintrat, ist wohl nicht selten, ich möchte sagen, in den meisten

Fällen beim Brüten, vorübergehend an den Hühnern zu beobachten. Auch ist zu bemerken, dass es geradezu auffallend ist, dass bei einer stärkeren Ausscheidung von Wasser aus dem Organismus (bei der Diarrhoe), wobei eher eine relative Vermehrung der festeren Bestandtheile des Blutes eintreten sollte, dennoch eine relative Verminderung des Hämoglobins zu beobachten war. Dies ist eine Erscheinung, welche mich anzunehmen veranlasst, dass die bedeutende und constant auftretende Verminderung des Hämoglobins weniger auf eine etwaige Retention des Wassers und die dadurch bedingte relative Abnahme des Hämoglobins im Blute zurückzuführen wäre, sondern wahrscheinlich mit einer erhöhten Abgabe von Wärme, beziehungsweise einer stärkeren Umwandlung von Spannkraft in lebendige Kraft im Organismus begründet sein muss.

Wenn ich zur Controle Hühner ruhig und in einem kleinen abgeschlossenen Raume mit dem nöthigen Futtervorrathe versehen sich aufhalten liess, so ergeben sich nur selten in manchen Fällen unregelmässige Schwankungen (3%) im Hämoglobingehalte. Diese sind aber in erster Linie nur sehr klein und treten nicht mit einer solchen Regelmässigkeit auf, dass sie, wie das beim brütenden Thiere der Fall ist, die ersten Tage nur wenig verändert, nach sieben Tagen bedeutend, etwa bis auf ein Drittel seines Normalgehaltes sinken würde und endlich kurz vor dem Ende der Brutzeit sich ziemlich stark erhöht, um der Norm gleich zu kommen.

Gleichzeitig mit der Prüfung des Hämoglobingehaltes bei den brütenden Thieren nahm ich in einigen Fällen Zählungen der Blutkörperchen vor. Die durchschnittliche Zahl der Blutkörperchen bei normalen Hühnern war im Maximum 4,000.000 in einem Kubikmillimeter, im Minimum 3,500.000 an verschiedenen Hühnern bestimmt. Mit dem Sinken des Hämoglobingehaltes nimmt auch die Anzahl der Blutkörperchen ab. In jenen Fällen (Tabelle I), wo der Hämoglobingehalt von 80% bis auf 25% der Scala des Hämometer gesunken, war die Anzahl der Blutkörperchen ungefähr bis auf 1,600.000 im Kubikmillimeter gesunken und stieg dann bis zum Schlusse der Brutthätigkeit bis 1,800.000 bis 2,000.000 an Zahl in einem Kubikmillimeter Blut. — Es dienen

diese Zahlen, wie dies wohl jedem Sachverständigen bald einleuchtet, nicht als absolute genaue Angaben, sondern sie dienen nur annähernd als eine Andeutung zur Annahme, dass mit dem Sinken des relativen Hämoglobingehaltes gleichzeitig eine Abnahme der Blutkörperchen als Träger des Hämoglobins stattfindet.

Aus allen diesen Versuchen geht hervor, dass das Hämoglobin während der Zeit des Brütens in nicht unerheblichem Maasse abnimmt und scheint dieser Körper bei der Wärmeabgabe des Mutterthieres an die Eier in bedeutender Quantität verbraucht zu werden.

Endlich sei noch zu erwähnen, dass ich einer Henne wiederholt Eier unterlegen liess, und dieselben nach 4—5 Tagen entfernte. Hierbei ergab sich jedesmal eine Abnahme des Hämoglobins im Blute. Sobald ich eine solche constatiren konnte, wurde die Henne vom Brüten befreit. Hierauf zeigt sich bereits nach einem oder zwei Tagen eine Hämoglobinzunahme. Eine Wiederholung dieses Versuches ward von demselben Erfolge begleitet.

VII.

Zur Lehre über die Reife der Eier.

Von

Dr. Antonio Carini aus Palermo.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Am 16. Juni 1886 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Es ist in den letzten Jahren wiederholt die Frage über die Reife des Eies zur Befruchtung besprochen worden. Allgemein handelte es sich darum, die charakteristischen Merkmale festzustellen, durch welche das reife Ei von demjenigen im Eierstocke unterschieden werden soll, welches als ein in demselben Eierstocke befindliches minderreifes Ei betrachtet wird. Damit soll, wie ich allsogleich andeuten will, nicht etwa verstanden werden, dass die Frage bezüglich der Reife der Eier nur von dem Standpunkte aus ihre Berücksichtigung gefunden hätte, dass man etwa die beiden Extreme reif und unreif an dem Ei der Wirbelthiere zu erkennen versuchte; sondern man sah sich genöthigt, charakteristische Merkmale für die verschiedenen Zwischenstufen in der Reife des Eies zu kennzeichnen. Dies geschah besonders mit Rücksicht darauf, dass man in den Abstufungen der Reife einen gewissen Zusammenhang zu erblicken versuchte, der mit dem künftigen Geschlechtsunterschiede des Individuums, welches aus dem Ei hervorgehen soll, in Einklang zu stellen wäre. Ich erinnere hier an die Entstehung des Geschlechtsunterschiedes bei Thieren nach der Lehre von Thury[1]), eine Lehre, welche das Experiment zur Grundlage hat und ausser dieser einen Basis bisher noch der anderen Stützen

[1]) Thury, Ueber das Gesetz d. Erzeugung d. Geschlecht. Leipzig, 1863.

entbehrt. Es ist daher nicht ohne Interesse, wenn wir die Eigenschaften des Eies der Säugethiere diesbezüglich näher prüfen und die charakteristischen Merkmale einzelner Stadien der Reife, sowohl in anatomischer als auch in physiologischer Beziehung, näher kennen zu lernen versuchen.

Durch die Entwicklungsweise des Eies ist es uns bekannt (Waldeyer[1]), dass dasselbe sammt den Zellen, welche es im Follikel umgeben, Producte von Epithelien sind, die ursprünglich auf der Oberfläche des Ovariums lagen. Diese gehen aus den Elementargebilden der Pleuroperitonealhöhle des Embryos hervor. Diese, die Pleuroperitonealhöhle auskleidenden Elemente sind die gesammte Zellmasse der Somato- und Splanchnopleura (Schenk[2]).

Gelangen diese Elemente von der Oberfläche des Ovariums durch die Wachsthumsverhältnisse der bindegewebigen Elemente in's Stroma des Ovariums in die Tiefe, und werden sie endlich zum Follikel derart umgestaltet, dass sie einerseits zum Ei, anderseits zu dem das Ei umgebenden Follikelepithel gestaltet werden, so manifestiren sich eine Reihe von anatomischen und physiologischen Merkmalen, welche in der Bildungsstufe des Eies so klar hervortreten, dass man in ihnen Anhaltspunkte gewinnt, theilweise um die Reife des Eies zu bestimmen, theilweise um die Merkmale der Zwischenstufen zwischen dem unreifen und reifen Ei zu kennen. Diese Merkmale sind bisher in der Literatur von einer grösseren Anzahl von Fachmännern mitgetheilt worden, welche ich kurz gefasst im Folgenden anführen will, und denen ich meine Beobachtungen anreihe.

Barry findet im reifen Ei das Vorhandensein von Zelltröpfchen in einem kleineren Maasse, als dies bei den kleineren Eiern der Fall ist. Wharton Jones beobachtete das Fehlen des Keimbläschens in den grösseren reiferen Eiern, was Bischoff als ein constantes Merkmal des reifen Eies nicht zugibt.

Bischoff[3]) hebt folgende Merkmale hervor. Die Follikel,

[1]) Waldeyer, Eierstock und Eier. Leipzig, 1870.

[2]) Schenk, Beitrag zur Lehre von den Organanlagen im motorischen Keimblatte. Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wissensch. Wien, 1868.

[3]) Bischoff, Th. L. W., Entwicklungsgeschichte der Säugethiere und de Menschen. Leipzig, 1842.

welche reifere Eier bergen, besitzen ein lockeres Gewebe. Die letzteren liegen nahe der Oberfläche, sind gefässreich und besitzen an der oberflächlichsten freien Partie ihres Umfanges eine auffällige Verdünnung ihrer Wandung. Ferner ist das Ei, welches in einem reifen Follikel liegt, grösser als die minderreifen; die Grösse des Eies wird auf $^1/_{10}$‴ angegeben. Gleichzeitig mit diesen Erscheinungen füllt sich der Follikel stärker mit dem Liquor folliculi.

Das frisch aus dem reifen Follikel genommene Ei besitzt an seiner Zona pellucida Zellen aus dem Follikel, welche in der Peripherie in radiärer Richtung stehen und mehr spindelartig ausgezogen erscheinen.

Waldeyer[1]), der den Gefässreichthum des reifen Follikels hervorhebt, macht darauf aufmerksam, dass die Gefässschlingen der Capillaren in der Follikelwandung bei grossen Follikeln vorspringen. Ferner sind beim reifen Follikel die Zellen der Granulosa in mehrere Schichten gesondert, von denen die äussere aus kernhaltigen kurzcylindrischen Zellen besteht, während die inneren aus unregelmässig geformten, aneinanderklebenden Zellen bestehen, deren Protoplasma sich leicht in lange Fäden auszieht. Waldeyer beschreibt näher die verschiedenen Formen der inneren Schichten dieser Zellen, und findet unter ihnen solche Elemente, die im Zerfall begriffen sind, Trümmer von Zellen und nebst diesen freie Kerne. Endlich wird die Zona pelucida beim reifen Ei mit einer radiären Streifung versehen bei Anwendung starker Vergrösserung vorgefunden. Dies tritt besonders deutlich an solchen Eiern auf, welche für kurze Zeit in eine ziemlich verdünnte, ungefähr $^1/_{10}$ Procent Ueberosmiumsäure (Flemming[2]) gelegt wurden. Diese radiären Streifen wurden von Waldeyer als Porencanäle bezeichnet. Stockmann[3]), welcher die Porencanäle in der Eischale der Knochenfische, die von Oellacher[4]) und His[5]) näher beschrieben wurde, untersuchte, fand, dass dieselben

[1]) Waldeyer, Eierstock und Ei. 1870, pag. 36.

[2]) Flemming, Zellsubstanz, Kern- und Zelltheilung. Leipzig, 1882.

[3]) Stockmann, Mittheil. aus d. embryol. Inst. der Univ. Wien, 1883.

[4]) Oellacher, Zeitschr. f. wissensch. Zool. Bd. 22.

[5]) His, Untersuchungen über d. Ei u. dessen Entw. bei Knochenfischen. Leipzig, 1873.

durch Zwischenräume untereinander in Communication stehen, wodurch er das Aufquellen dieser Eier unmittelbar nach der Befruchtung erklärt.

Nach His tritt eine stärkere Zunahme der Lymphräume in der Wandung des Follikels auf, eine Erscheinung, welche allgemein beachtet wird, und welche auch Hensen [1]) in seiner meisterhaften Arbeit besonders hervorhebt. Hensen führt in erster Linie die Dimensionen des reifen Eies an. Ferner bestimmt er, dass die Form des Follikels eine Ovale ist. Während das Ei nach den älteren Autoren zumeist näher der äusseren Oberfläche des Follikels zu liegen kommt, sieht Hensen dasselbe in der Tiefe des Graaf'schen Follikels. Im Uebrigen schliesst sich Hensen den allgemein bekannten Anschauungen bezüglich der Merkmale des reifen Eies an. Im Allgemeinen steht soviel fest, dass die Zellen, welche innerhalb der bindegewebigen Wandung des Follikels enthalten sind, die theilweise als Cumulus proligerus das Ei in sich enthalten, theilweise die Follikelwandung auskleiden, von hoher Bedeutung sind, die Reife des Eies zu bestimmen. Sowohl aus den Formen der letzteren als auch aus ihrer Anzahl, leuchtet es dem Geübten bald ein, ob das Ei einen gewissen Grad der Reife erlangt hat. So sieht man bekanntlich in dem Anfangsstadium der Entwicklung bei den kleineren Follikeln nur eine die bindegewebige Hülle auskleidende Zellenlage, welche sich allmälig vermehrt, bis diese eine Form im Follikel erlangen, welche bei dem reifen Ei das allgemein bekannte Bild des reifen Follikels bietet.

Nicht nur die Anzahl der Epithelien und ihre Anordnung im Follikel lassen es zu, einen Grad der Reife an dem Ei zu bestimmen; sondern es ist auch die Festigkeit, mit der die Kittsubstanz zwischen den Zellen die einzelnen Elemente des Follikels aneinander hält, in hohem Maasse für die Reife des Eies zu berücksichtigen. Bei künstlichen Befruchtungsversuchen, wenn man das Ei auf die Uterinschleimhaut bringt, kann man sich überzeugen, dass am reifen Ei die Kittsubstanz eine derart lockere

[1]) Hensen, in Hermann's Handbuch d. Physiologie. VI. Bd. Physiologie der Zeugung. Leipzig, 1881.

ist, dass die Bewegung der Spermatozoen ausreicht, um die auf der Oberfläche des Eies an der Zona pellucida haftenden Epithelzellen dadurch zu entfernen, dass die Spermatozoen zwischen die Zellen in die Kittsubstanz eindringen und diese derart locker ist, dass es durch die Kraft, welche durch die Bewegung der Spermatozoen entfaltet wird, ermöglicht ist, die Zellen von dem Ei zu entfernen. Es ist demnach die Lockerung der Kittsubstanz zwischen den Zellen, welche das Ei umgeben, ein charakteristisches Merkmal, welches zu den früher angegebenen hinzutritt (Schenk[1]).

Eine allgemein angegebene Erscheinung, dass beim reifen Ei das Keimbläschen wandständig liegt, scheint schon dem Entdecker des Eies der Säugethiere und des Menschen, v. Baer, bekannt gewesen zu sein.

Diesen bisherigen Auseinandersetzungen will ich noch eine Thatsache anfügen, welche gleichfalls geeignet ist, als ein Merkmal zur Bestimmung der Eireife im Follikel zu dienen. Meine Untersuchungen stellte ich an Eierstöcken vom Menschen und denen anderer höherer Wirbelthiere an. Die Methode der Untersuchung beschränkte sich darauf, dass ich die Follikel sammt ihrem Inhalte an in Alkohol gehärteten Eierstöcken auf Durchschnitten prüfte. Die geeigneten und gut erhaltenen Schnitte wurden verschieden lange mit Hämatoxylin gefärbt, hierauf gewaschen und an demselben Präparate eine zweite Färbung mit Eosin durchgeführt. Die Präparate wurden ausgewaschen und kunstgerecht aufbewahrt. Durch diese combinirte Färbungsmethode ergab sich bei der Beobachtung der Präparate von reifen Follikeln eine Reihe von Erscheinungen bezüglich der einzelnen Elemente, welche ich kurzgefasst folgendermassen bekannt geben kann.

Bekommt man einen vollständig reifen Follikel, der in der eben beschriebenen Weise behandelt wurde, zur Beobachtung, so fällt es auf sowohl an den Follikeln des Hundes, Kaninchens, Meerschweinchens, Schweines und Menschen, dass es Zellen gibt, welche sowohl das Protoplasma als auch den Kern durch Hämatoxylin deutlich gefärbt zeigen. Die Färbung im Protoplasma ist stets

---

[1]) Schenk, Mittheilungen aus dem embryolog. Institute der Wiener Univ., 1882.

schwächer ausgeprägt als die des Kernes, im Ganzen aber finde ich, dass die Attractionsfähigkeit dieser Elemente zum Hämatoxylin derart prävalirt, dass man in dieser Eigenschaft ein besonders charakteristisches Merkmal erblicken muss.

Zu diesen Zellen zählen wir in erster Linie jene Elemente, welche der fibrösen Wandung des Follikels in Form von cubischen Zellen anliegen. Ferner sind es vorwiegend die Zellen in unmittelbarer Nähe des Eies.

Eine zweite Art von Zellen, welche im reifen Follikel zu beobachten sind, färben sich dadurch verschieden von den vorhergehenden, dass in ihnen die Attractionsfähigkeit zum Eosin hervortritt. Diese beschränkt sich auf das Protoplasma, welches constant durch Eosin gefärbt wird, während die Kerne die Hämatoxylinfärbung annehmen. Bei diesen Zellen sind nicht selten deutliche cariokynetische (mitotische) Figuren zu beobachten. Zu dieser Art der Zellen gehören die meisten der Formgebilde im Discus proligerus und der übrigen epithelialen Gebilde, welche zwischen den beiden vorgenannten zu liegen kommen. Endlich finden sich unter den letztgenannten Zellen solche, welche in auffälliger Weise sowohl im Kerne als im Protoplasma durch Eosin charakteristisch gefärbt erscheinen, welche man als aus einer Substanz bestehende betrachten muss, die bei der Anwendung der oben angegebenen Doppelfärbung sich als eosinophil kundgibt. Wenn ich die oben angeführten, von anderen Autoren berücksichtigten Eigenschaften der Reife des Eies insofern genau beachte, als sie sich auf Durchschnitten im Follikel kundgeben, so fällt es mir auf, dass die eosinophilen Elemente bei den ausgesprochen reifen Follikeln auftreten, während ich dieselben bei minderreifen kleineren Follikeln vermisse.

Es ist demnach in dem Auftreten dieser Elemente eine weitere charakteristische Eigenschaft für die Reife des Eies zu erblicken. Diese Zellen sind, soweit ihre Grösse mit den anderen ihnen benachbarten Zellen verglichen wird, von denen nicht verschieden, deren Kerne durch Hämatoxylin gefärbt wurden. Neben diesen zeigen sich noch andere grössere Elemente, welche mehrere runde Gebilde in sich führen, die an einen beginnenden Verfettungsprocess erinnern und auffällig grösser als die übrigen Elemente des Follikels sind, welche nur durch Eosin gefärbt wurden.

Um nun den Beweis zu führen, dass das Auftreten der eosinophilen Zellen im Follikel als ein charakteristisches Merkmal der Reife des Eies anzusehen ist, versuchte ich an Eierstöcken vom Hunde und vom Kaninchen die Doppelfärbung in verschiedenen Stadien der Eientwicklung am ausgebildeten Ovarium durchzuführen, um zu sehen, in welchem Stadium die Entwicklung des Follikels im Extrauterinalleben die eosinophilen Zellen auftreten, und welche Bedeutung dieser Erscheinung beigelegt werden könnte.

Betrachtet man die Epithelien des Ovariums von einem ausgewachsenen Thiere, welches bereits über grössere Graaf'sche Follikel im Ovarium verfügt, so ergibt es sich, dass dieselben nur schwach das Eosin im Protoplasma behalten, im übrigen Theile der Zelle, im Kerne derselben, wird das Hämatoxylin mit Vorliebe als das einzig aufgenommene Färbemittel betrachtet. Verfolgen wir die Fortsetzungen des Epithels in Form von Röhren gegen das Stroma des Ovariums, so zeigt sich gleichfalls, dass die einzelnen Elemente der epithelialen Fortsetzungen eine bedeutend höhere Attractionsfähigkeit zum Hämatoxylin besitzen. Es zeigt sich also nach dieser Beobachtung, dass, so lange wir es mit den jüngsten Formen der Elemente des Eierstockfollikels zu thun haben, sowohl im Kerne als auch im Protoplasma die Attractionsfähigkeit zum Hämatoxylin vorherrscht, während die Eosinfärbung nur theilweise im Protoplasma der Zellen zu beobachten ist.

Haben sich aus den Schläuchen bereits ein oder mehrere Follikel ausgebildet und ist das Ei in ihnen, mit der Zona pellucida umgeben, vorhanden, wo sich eine Reihe von Cylinderzellen zwischen dem Ei und der bindegewebigen Follikelwandung befindet, so wird diese eine Reihe von Zellen gleichfalls mehr das Hämatoxylin als das Eosin aufnehmen. Dies geschieht bei den bisher geschilderten Stadien in der Entwicklung öfters in dem Maasse, dass man an vielen Zellen kaum auch nur eine mit der ausgesprochenen Eosinfärbung wahrnimmt.

Aus dem Angeführten geht nun hervor, dass bei den jüngeren Stadien der Entwicklung die eosinophilen Zellen, wie wir sie im ausgebildeten Follikel gefunden haben, gar nicht vorkommen, und was wir überhaupt durch Eosin gefärbt finden, sind nur einzelne Spuren des Protoplasmas der Elemente.

Bei Follikeln, die in der Entwicklung vorgeschritten sind, die bereits zwei oder mehrere Reihen von Zellen um das Ei herum erkennen lassen, finden sich in den das Ei umgebenden Elementen solche, in denen die Eosinfärbung sowohl im Protoplasma als auch im Kerne auftritt, nur werden die mitotischen Figuren im Kerne durch Hämatoxylin gefärbt. Endlich gelangen wir zu der weitesten Ausbildung des Follikels, mit einem grössten Eichen versehen, wie wir sie oben geschildert haben, wo die sogenannten eosinophilen Zellen auftraten. Durch diesen letzten Act in der Veränderung, die das Eichen umgebende Follikel-Elemente, gewinnt der Follikel eine charakteristische Eigenschaft, um auf die Reife des Eies zu schliessen. Das Ei selbst ist in seinem Protoplasma nur mit Eosin gefärbt, die Keimflecke zeigen sich deutlich durch Hämatoxylin gefärbt.

Versuchen wir nun zum Schlusse auf die Bedeutung der eosinophilen Zellen näher einzugehen, so stossen wir auf eine allgemein bekannte Eigenschaft der Zellen, welche auf eine Degeneration derselben hinweist. So lange die Zellen noch in einem lebensfähigen Zustande als auskleidende Elemente des Graafschen Follikels enthalten sind, so nehmen dieselben, wie dies allgemein bekannt ist, theilweise das Eosin, theilweise das Hämatoxylin an bestimmten Theilen auf. Ist aber der Follikel soweit in seiner Reife gediehen, dass er bald zum Platzen kommt, dann werden viele Zellen der Membrana granulosa und des Discus proligerus degenerirt. Bei der Degeneration, die schon im ungeplatzten Follikel vorkommt, erlangen viele Zellen des Follikels die Fähigkeit, das Eosin in ihrem Protoplasma als auch im zerfallenden Kerne lebhafter aufzunehmen, während ihre Attractionsfähigkeit zum Hämatoxylin vollkommen schwindet.

VIII.

Beitrag zur Lehre über die Veränderungen der Nervenendigungen während des Entzündungsprocesses.

Von

Dr. Michael Grossmann in Wien.

(Aus dem Laboratorium des Professors Schenk in Wien.)

(Am 9. September 1886 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Seit dem Beginne unseres Jahrhunderts sind die Veränderungen, welche die vom Centrum mechanisch getrennten markhaltigen Nerven eingehen, Gegenstand der eifrigsten Forschung und aus der Menge der theils gleichlautenden, theils sich widersprechenden Angaben sind nach und nach durch die festgesetzte Discussion einzelne Behauptungen als feststehende, allgemein anerkannte Thatsachen Gemeingut der Wissenschaft geworden.

Die hierher gehörige überaus reiche Literatur wurde zuerst von Benecke (Virchow's Archiv, Bd. 55, pag. 496) sorgfältig zusammengestellt und diese verdienstvolle Arbeit ist von den späteren Autoren, wie Eichhorst[1]), Ranvier[2]), Korybutt-Daszkiewicz[3]), weiter verwendet und ergänzt worden.

[1]) Virchow's Arch. Bd. 59, pag. 1.

[2]) Leçons sur l'histologie du système nerveux. T. II, pag. 349.

[3]) Ueber die Degeneration der markhaltigen Nerven nach traumatischen Läsionen. Inaugural-Dissertation. Strassburg 1878.

Die Beobachtung bei der Degeneration durchschnittener Nerven erweckte ein erhöhtes Interesse, seit A. Waller[1]) aufmerksam machte, dass das Verhalten der peripherischen Stümpfe vom Centrum getrennter Nerven für die Erforschung des Verlaufes der Nervenfasern ein vorzügliches methodisches Hilfsmittel sei.

Schon im Beginne der Sechziger-Jahre hat W. Krause[2]) den Nachweis geliefert, dass nach Nervendurchschneidungen die blassen Terminalfasern im Innern der motorischen Endplatten entarten, dass die Degeneration an denselben peripherisch beginnt und nach den Nervenstämmen centralwärts fortschreitet.

Von der grossen Zahl der Forscher, die sich nach Krause mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, nenne ich blos Ranvier[3]), Beale[4]), Sokolow[5]), Axel Key und Retzius[6]), Gessler[7]), der seine Forschungsresultate über den in Frage stehenden Gegenstand in folgendem Satze zusammengefasst: „Die Degeneration des Nervengewebes nach der Durchschneidung der Nervenstämme beginnt in der Endplatte, und zwar zuerst in der marklosen Endverästelung und den Noyaux fondamentaux und greift von da auf die Terminalfaser und zuletzt auf die Nervenstämme über."

---

[1]) Nouvelle méthode pour l'investigation du système nerveux. Bonn 1852.

[2]) W. Krause, Göttinger Nachrichten. 1863, Nr. 18. Zeischrift für rationelle Medicin. 1864, Bd. 21, pag. 77, T. IV. — Die motor. Endplatten der quergestreiften Muskelfasern. Hannover 1869, pag. 82, Fig. 41. — Anatomie des Kaninchens. 1883, pag. 242. — Allg. und mikroskop. Anatomie. 1876, pag. 499.

[3]) l. c.

[4]) Remarks on the recent observations of Kühne and Kölliker upon the termination of the nerves in voluntary muscles. Beale's Archives of Med. 1863.

[5]) Sur les transformations des terminaisons de nerfs dans les muscles de la grenouille après la section des nerfs. Arch. de physiol. normale et pathol. 1874.

[6]) Studien in der Anatomie des Nervensystems und des Bindegewebes, zweite Hälfte, erste Abth. Stockholm 1876.

[7]) Untersuchungen über die letzten Endigungen der mot. Nerven im quergestr. Muskel und ihr Verhalten nach der Durchschneidung der Nervenstämme. Deutsch. Arch. f. kl. Medic. Bd. XXXIII, 1. Heft, 1883.

Cattani Giuseppina[1]) untersuchte die Herbst'schen Körperchen längs der Art. interossea des Unterschenkels vom Huhn und bestätigt die Angabe von Krause, dass die Terminalfaser platt ist.

Nach der Resection des Ischiadicus schritt die fettige Degeneration nach der Peripherie hin vorwärts, wobei schliesslich die Terminalfasern körnig fettig entarten.

Wichtig und überraschend sind die Resultate, die Sigmund Mayer in seiner interessanten Arbeit: „Ueber Vorgänge der Degeneration und Regeneration im unversehrten peripheren Nervensystem" (Prager Vierteljahrschrift für prakt. Heilkunde, 1881, I. Bd., 2. u. 3. Heft) zur lichtvollen Darstellung gebracht hat.

S. Mayer führt in geradezu überzeugender Weise den Beweis, „dass im peripherischen Nervensysteme der Wirbelthiere fortwährend markhaltige Nervenfasern in wechselnder Anzahl, als solche, untergehen, um später wieder, zum Theile wenigstens, in den früheren normalen Zustand zurückzukehren. Es findet mit anderen Worten im peripherischen Nervensysteme ein fortwährender Wechsel der Formen statt, die markhaltigen Nervenfasern sind keine stabilen Gebilde, sondern sie unterliegen vereinzelt während des Verlaufes ihres Gesammtlebens eingreifenden Veränderungen ihres Baues und ihrer chemischen Structur, so dass sie in derjenigen Erscheinung, in der wir sie als normal und den Zwecken des Gesammtorganismus unterthänig anzusehen gewohnt sind, nicht sowohl eine perennirende, als vielmehr nur eine cyklische Lebensdauer besitzen." — Er zeigt ferner: „dass alle diejenigen Formationen, welche man bis jetzt nur aus solchen Nerven kannte, die nach einer Trennung der Degeneration und später einer Regeneration anheimfallen, auch in den unversehrten Nerven mehr oder weniger zahlreich vorkommen."

Von welch hoher klinischer Bedeutung diese Angaben sind, vorausgesetzt, dass sie sich vollinhaltlich bewahrheiten, woran bei

---

[1]) Ricerche intorno alla normale tesvitura ed alle alterationi sperimentali dei corpuscoli Pacinici degli uccli (corpuscoli dell' Herbst). R. Accad. dei Lin. Mem. della Cl. di sc. fisiche matem. e naturale. Vol. XVIII, 39 pp. mit 2 Tafeln.

der, wie schon erwähnt, überzeugenden Beweisführung dieses verdienstvollen Forschers kaum zu zweifeln ist, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Bei der Betrachtung der Ergebnisse der Autoren, welche ich theilweise zu wiederholen suchte, fiel es mir auf, dass eine Berücksichtigung der Veränderung der Nervenendigungen bei Entzündungsvorgängen jener Organe, in denen sich dieselben vorfinden, weniger gewürdigt wurde. Dies veranlasste mich, meine Versuche in der Weise zu modificiren, dass ich ohne Durchschneidung der Nerven, in einem an Nervenendigungen reichen Gebiete eine Entzündung einleitete oder auch längere Zeit unterhielt.

Bekanntlich ist die Lederhaut am Entenschnabel sehr reich an diversen Nervenendigungen; es finden sich da die Herbst'schen oder Key-Retzius'schen, die Grandry'schen Körperchen, die Merkel'schen einzelligen Platten. Alle diese Formen der Nervenendigung sind ziemlich zahlreich auf einem verhältnissmässig kleinen Gebiete vorhanden. In ähnlicher Weise zeigen sie sich in der Zunge dieses Thieres.

An einer solchen Stelle eine Entzündung hervorgebracht und in verschiedenen Stadien, unter Berücksichtigung der Veränderungen untersucht, welche an den Nervenendigungen zu beobachten sind, konnte voraussichtlich ein Ergebniss erwarten lassen, welches, wie es sich zeigte, Gegenstand dieser kleinen Mittheilung sein kann.

Die Entzündung wurde zunächst derart hervorgebracht, dass die Haut am Entenschnabel an einzelnen Stellen mechanisch verletzt wurde, wobei sich eine vorübergehende, acute, traumatische Entzündung etablirte. Ferner wurden namentlich an dem verdickten Rande des Schnabels Darmsaiten oder Leinenschnüre von entsprechend kleinem Durchmesser durch die Lederhaut geführt und daselbst dauernd erhalten, wobei sich natürlicherweise eine chronische Entzündung mit darauffolgender Vernarbung zeigte. Auch schnitt ich viereckige Stücke der Haut aus und habe die Wundränder mit ihren benachbarten entzündeten Partien in kürzeren, aufeinanderfolgenden Zeitabschnitten ausgeschnitten und zur Untersuchung verwendet. Die Stücke wurden in eine

verdünnte Ueberosmiumsäurelösung (0·1 Percent) gelegt und lege artis aus ihnen Querschnitte verfertigt, oder es wurden aus dem frischen Präparate mit dem Gefriermikrotom Querschnitte gemacht und diese nachträglich mit Ueberosmiumsäure behandelt.

Das erste Ergebniss, welches mir auffiel, zeigte sich bereits nach 10—12 Stunden nach der Operation, wobei im Gebiete der geschwellten Wundränder jene Körperchen, welche nach dem Typus der Pacini'schen Körperchen gebaut sind, also die sogenannten Herbst'schen Körperchen, von der sie umgebenden Wandung abgehoben waren. Es lag der Rand des Körperchens nur theilweise, und zwar zumeist in der Nähe des eintretenden Nerven, dem umgebenden Cutisgewebe an. In der übrigen Peripherie des Körperchens war im durchfallenden Lichte ein heller freier Saum von unregelmässiger Begrenzung sichtbar. Diese Erscheinung erweckte in mir die Vermuthung, dass die Grenze des Körperchens in dem Entzündungsgebiete anfangs keine so genau umschriebene ist, als wir bei den normalen Präparaten zu sehen Gelegenheit haben, wo die Cutisgewebe gleichsam eine direct anliegende Hülle um das Herbst'sche Körperchen bildet. In dieser Voraussetzung, dass sich beim Entzündungsvorgange die Körperchen von ihrer Wandung abheben, sah ich mich noch mehr bestärkt durch Präparate, welche ich aus den späteren Stadien des Entzündungsverlaufes gewonnen habe. Schon nach 36 Stunden sah ich die Abhebung des Körperchens von der Wandung so weit durchgeführt, dass zwischen beiden ein Spalt sich zeigte, welcher nahezu dem Querdurchmesser einer solchen Nervenendigung gleichkommt. Diese Abhebung zeigte sich manchmal an der einen Seite stärker, manchmal erstreckte sie sich auf die ganze Umgebung des Körperchens, selbst die Nähe der Eintrittsstelle des Nerven nicht ausgenommen.

An dem Körperchen selbst sind vorläufig noch keine Veränderungen zu beobachten, ebensowenig kann man solche in dem zuziehenden Nerven sehen.

Nachdem mir die Abhebung des Körperchens von seiner Umgebung (an entzündeten Stellen) als sicher anzunehmen gestattet war, suchte ich mir diesen Vorgang folgendermassen zu erklären.

Die ödematöse Schwellung in dem entzündeten Gewebe, wenn auch hier am Entenschnabel etwas geringer als an anderen Stellen, wo ein lockeres Bindegewebe vorliegt, ist durch eine locale Ansammlung einer serösen Flüssigkeit bedingt, welche zwischen den Bindegewebsbündeln und noch mehr in den Räumen zwischen der Nervenendigung und dem umgebenden Bindegewebe angesammelt ist.

Durch den erhöhten Grad dieser Entzündung wird von dieser Flüssigkeit das umgebende Bindegewebe verdrängt und der entstandene Raum um die Nervenendigung auf diese Weise zu Stande gebracht.

Es ist also nichts Anderes als eine entzündliche Transsudation zwischen der Nervenendigung und dem umgebenden Bindegewebe. Diese Erscheinung trat anfangs in einem verhältnissmässig niedrigen Grade auf und bei länger unterhaltener Entzündung, wo eine stärkere Schwellung sich zeigte, war auch der genannte Raum grösser geworden.

Es ist hier zugleich die Vermuthung zugelassen, dass mit einem solchen Vorgange, bei der Voraussetzung der Richtigkeit der physiologischen Grundlehre, dass die peripheren Nervenendigungen in der Haut zur Aufnahme von Reizen, die centripal zu leiten sind, dienen, eine erhöhte Steigerung der Empfindlichkeit an diesen peripheren Nervenendigungen eingeleitet werden muss, indem die seröse Infiltration, durch welche das Körperchen von der Wandung abgehoben wird, einen Druck auf dasselbe ausübt, der zur Empfindung von Schmerzhaftigkeit ausarten kann.

Dass eine Ente nicht das geeignete Versuchsthier ist, um an deren Schnabel die verschiedenen Grade der Empfindlichkeit zu bestimmen und auf diese Weise die Richtigkeit meiner hier ausgesprochenen Vermuthung zur endgiltigen Entscheidung zu bringen, bedarf wohl keiner weiteren Begründung.

Es ist allgemein bekannt und auch von den meisten Autoren angenommen, dass bei einer Neuritis die Entzündungsvorgänge in dem gefässhaltigen umgebenden Gewebe des Nerven stattfinden und auf diese Weise den Nerven in Mitleidenschaft ziehen. Derselbe Vorgang scheint mir auch bei der Nervenendigung stattzu-

finden, indem diese durch den Druck der aus den Gefässen der umgebenden Gewebe exsudirten Flüssigkeit afficirt wird.

Dies zeigt sich an den Körperchen selbst in den späteren Stadien des Heilungsprocesses, in dem man bereits einzelne Formveränderungen desselben beobachten kann.

Nebst der oben erwähnten Abhebung des umgebenden Gewebes zeigen sich schon die Folgen des dauernden Druckes auf das Körperchen selbst.

Bekanntlich besitzt das Key-Retzius'sche Körperchen eine concentrische Schichtung wo in den einzelnen Sepimenten Kerne eingelagert sind, die gewöhnlich bis an den Innenkolben reichen An den Innenkolben selbst liegen eine Reihe von Kernen in der Längsachse übereinander. An den pathologisch veränderten Körperchen sieht man die äusseren concentrischen Schichten geschwunden und als schwache Andeutung bleiben nur noch einzelne Kerne der Sepimente zurück.

Am längsten erhalten sich die dichter aneinander stehenden concentrischen Schichten in der Nähe des Innenkolbens.

Bei länger anhaltendem Drucke verliert das Körperchen seine glatte Oberfläche; diese wird uneben, buckelig, gleichsam ein Resultat des ungleichmässigen Druckes, welcher auf das Körperchen gewirkt hat.

Bei den weiteren Veränderungen ist eine Verkleinerung dieses Körperchens zu constatiren, und nachdem die concentrische Schichtung geschwunden, so begegnet man einzelnen Körperchen, welche eine deutliche Unterscheidung und Begrenzung des Innenkolbens mit dem Nerven in demselben nicht erkennen lassen.

Es sind also nur noch Reste, statt der Körperchen in ihrer vollen Ausbildung, Trümmer von den Sepimenten zu sehen, welche ihre normale Anordnung eingebüsst haben.

An jenen Stellen, wo sich die Narbe vollständig ausbildete, war eine Regeneration der Nervenendigungen nicht zu beobachten. Bei der chronisch unterhaltenen Entzündung, welche durch Einführung von dünnen Darmsaiten und Leinenfäden unterhalten wurde, zeigten sich ähnliche Veränderungen.

Ueber das Verhalten anderer Nervenendigungen am Entenschnabel, wie des Grandry'schen und Merkel'schen Körper-

chens, ebenso einiger Nervenendigungen an anderen Thieren, während der Entzündung, werde ich späterhin berichten. Hier sei nur noch hervorgehoben, dass der Entzündungsprocess bei längerer Dauer die peripheren Endigungen in der Weise alterirt, dass jener Theil, welcher bei der Bildung der Nervenendigung (Isquierdo[1]), Asp[2]) dem Ectoderm entnommen ist, total zu Grunde geht und die Elemente des Mesoderms, die sich an dem Aufbau des Körperchens betheiligen, rudimentär zurückbleiben.

---

[1]) Beiträge zur Kenntniss der Endigung der sensiblen Nerven. (Inaug.-Diss.) Strassburg 1879.

[2]) Mittheilungen aus d. embryol. Institute. Neue Folge, 1 Heft, Wien 1885, Urban & Schwarzenberg.

IX.

Die embryonale Anlage des Mittelohres: die morphologische Bedeutung der Gehörknöchelchen.

Von

Dr. G. Gradenigo aus Padua.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Im October 1886 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

I.

Allgemeiner Theil.

Die erste Anlage der Gehörknöchelchen und des tubo-tympanalen Raumes: morphologische Bedeutung der Ersteren.

Durch die erschöpfenden Arbeiten Retzius', Tafani's, Boettcher's haben die Kenntnisse in der vergleichenden Anatomie und der Entwicklungsgeschichte des inneren Ohres in ihren Hauptzügen einen derartigen Grad der Vollkommenheit erreicht, den man noch vor wenigen Jahren nicht geahnt hätte. Ein Gleiches kann vom Mittelohre nicht gesagt werden. Die Entstehungsweise des tubo-tympanalen Raumes, die erste Anlage und die morphologische Bedeutung der Gehörknöchelchen bilden noch immer einen der dunklen Abschnitte der Entwicklungsgeschichte und der comparativen Anatomie.

Die technischen Schwierigkeiten, die sich an die Präparation so kleiner, der Untersuchung schwer zugänglicher Objecte knüpfen, und die Complication der topographischen Verhältnisse,

bedingt durch die Anhäufung und das Ineinandergreifen wichtiger embryonaler Gebilde auf einer relativ engen Stelle, erklären vielleicht zum Theile die auseinandergehenden Ansichten, welche sich auf diesem Gebiete kundgeben.

Und nicht allein die Angaben über nebensächliche Einzelheiten, sondern auch jene über fundamentale Vorgänge stehen zu einander im Widerspruche. Der tubo-tympanale Raum wird, was seine Entstehungsweise betrifft, von den Einen mit der inneren Hälfte der ersten Kiemenspalte in Beziehung [Reichert (9), Kölliker (56)*)] gebracht, von den Anderen als eine gegen das Ohr zu wachsende Ausstülpung des Darmcanals angesehen [Hunt (57), Moldenhauer (68)]. Betreffs der Gehörknöchelchen stimmen die Autoren nur darin überein, dass sie den Hammer aus dem ersten Kiemenbogen entstehen lassen. Der Ambos wird von den Einen mit dem ersten Kiemenbogen [Reichert (9), Rathke (5), (18), Salensky (76)], von den Anderen mit dem zweiten in Zusammenhang gebracht [Huxley (23–24), Parker (61), Fraser (79)].

Der Steigbügel, das wichtigste Knöchelchen in physiopathologischer Hinsicht ist bald mit dem ersten Kiemenbogen [Valentin (7–8), Günther (12)], bald mit dem zweiten [Reichert (9), Bruch (15–16), Semmer (44)], bald mit der periotischen Kapsel [Burdach (4), Gruber (62), Parker (61)], in Beziehung gebracht worden: einige Autoren stehen sogar für eine morphologische Unabhängigkeit des Steigbügels ein, indem sie das embryonale Bindegewebe zum Steigbügel umwandeln lassen [Hunt (57), Salensky (76), Fraser (79)].

Wenn in Fragen so allgemeiner Bedeutung eine solche Verschiedenheit der Ansichten herrscht, ist es leicht begreiflich, wie noch um so ungewisser und unvollkommener unsere Kenntnisse über einzelne Details, z. B. die Einzelheiten in den Entwicklungsvorgängen der Knöchelchen und in der Topographie des embryonalen tubo-tympanalen Raumes, die Entstehungsweise der Deckknochen u. s. w. sein müssen.

---

*) Die eingeklammerten kleinen Ziffern verweisen auf das bibliographische Verzeichniss, welches am Ende dieser Arbeit steht.

Beim Studium der Entwicklungsart der Gehörknöchelchen halte ich für nothwendig, die Entstehungsweise der periotischen Kapsel und besonders ihrer vestibularen Wand in Betracht zu ziehen, welche später in ein inniges Verhältniss zu den Gebilden des Mittelohres gelangt.

In der That, während im Embryo die Entstehungsweise des häutigen Labyrinthes als eine ziemlich bekannte betrachtet werden kann, dünkt es mich, dass die wichtigen Modalitäten, welche die Labyrinthkapsel in ihrer Entwicklung aufweist, bislang nicht entsprechend erforscht wurden.

Das genaue Studium des Entwicklungsganges der Gehörknöchelchen und der periotischen Kapsel ist geeignet, eine Reihe wichtiger allgemeiner embryologischer und morphologischer Fragen zu lösen.

Es sind die Ergebnisse der Untersuchungen, welche die Anpassungsvorgänge des primordialen Skeletes zu dem höchsten Skelettypus im Embryo verfolgen, diejenigen, welche uns in die Lage setzen, in's verwickelte Feld der Morphologie der Wirbelthiere einzudringen. Die vergleichende Anatomie ist für sich allein nicht im Stande, alle complicirten morphologischen Probleme zu lösen, die sich dem Forscher entgegenstellen. Zu bedeutend und verschiedenartig sind die Veränderungen des primordialen Typus bei den verschiedenen Wirbelthierclassen, zu ausgedehnt das Anpassungsvermögen der Organe der einzelnen Thierarten.

Andererseits, da die Erforschung der Entwicklungsweise der Gehörknöchelchen und deren Gelenke Gebilde berücksichtigt, welche in einem beschränkten Raume jene histologischen Vorgänge bilden, welche bei der Entstehung der Röhrenknochen und der grossen Gelenke anzutreffen sind, so ist es möglich, in einem und demselben mikroskopischen Gesichtsfelde diejenigen Processe auf einmal zu übersehen, welche bei dem Studium der Entwicklungsweise anderer Skelettheile nur auf eine lange Reihe von Schnitten mühselig verfolgt werden müssen. Dies erleichtert wesentlich die Beurtheilung einiger noch fraglicher Thatsachen in der allgemeinen Entwicklungslehre der Skeletelemente.

Die beste Methode, um die verschiedenartigsten Fragen, welche man auf diesem Gebiete trifft, zu lösen, besteht meines Erachtens darin, die histologischen Einzelheiten, welche sich an die Entwicklung der verschiedenen Gebilde des Mittelohres anknüpfen, ohne vorausgehende Berücksichtigung der Ergebnisse der vergleichenden Anatomie zu studiren und festzustellen. Erst dann, wenn die fundamentalen Entwicklungsvorgänge festgesetzt sind, wird man zu ihrer Deutung schreiten und über ihren Werth discutiren, indem man sie zu den allgemeinen embryonalen Lehren und zu den aus dem Studium der vergleichenden Anatomie gewonnenen Resultaten in Beziehung bringt.

Von einem streng embryologischen Standpunkt bin ich also, auf Grund dieser Betrachtungen, an das Studium der so complicirten und noch so wenig bekannten Entwicklungsweise der Skeletelemente des Mittelohres und des tubo-tympanalen Raumes gegangen. In dieser Arbeit wird die Entwicklung der Skeletelemente nur bis auf die Verknöcherung verfolgt.

Bei den Untersuchungen, welche ich im embryologischen Institute der Wiener Universität unter der gelehrten und freundlichen Leitung des Herrn Prof. Schenk, dem ich hier meinen besten Dank abzustatten mich beehre, unternahm, kamen menschliche und Säugethierembryonen zur Anwendung, und wurden diese mit einer streng wissenschaftlichen Methode, der Methode der Serienschnitte, studirt. Das reichlich dazu benützte Material, die dünnen Schnitte, die angewandte Doppelfärbungsmethode haben mich in die Lage gesetzt, die kleinsten histologischen Details der wichtigsten Entwicklungsstadien mit Genauigkeit zu verfolgen.

Die gewonnenen Resultate scheinen mir geeignet, die Entwicklungsweise des Mittelohres hinreichend zu beleuchten, und in's breite Feld der Morphologie der Gehörknöchelchen einen Lichtstrahl zu werfen.

Die Entwicklungsweise der Gehörknöchelchen, und besonders des Steigbügels ist, nach meinen Resultaten, weit complicirter als bis jetzt gedacht. Der Steigbügel der Menschen und der höheren Säugethiere geht aus der Verschmelzung zweier embryologisch und morphologisch ganz verschiedener Elemente hervor. Der tubo-tympanale Raum geht zur Zeit des Auftretens der proxi-

malen Enden der zwei ersten Kiemenbogen einen eigentlichen Involutionsvorgang ein, und sich erst durch eine Reihe complicirter, aber bestimmter, in der Entwicklungsweise der umgebenden Skelettheile gelegener Veränderungen seine definitive Gestaltung ganz erreicht.

Auch diesmal bestätigen und vervollständigen die embryologischen Thatsachen in wunderbarer Weise die Ergebnisse, welche man aus dem Studium der vergleichenden Anatomie ziehen kann; auch diesmal entsprechen die autogenetischen Vorgänge den phylogenetischen vollkommen.

Die Resultate meiner Arbeit sind zugleich geeignet eine glänzende Bestätigung des classischen Satzes anzugeben, dass es die Entwicklungsgeschichte ist, welcher die Aufgabe zufällt, das Richteramt über die comparative Anatomie zu führen.

Untersuchungsmethode.

Bei den Untersuchungen der Entwicklungsweise der Gehörknöchelchen können zwei Methoden zur Anwendung kommen: Die gewöhnliche anatomische Präparirmethode und die Methode der Serienschnitte. Es ist angezeigt über deren relativen Werth einige Worte zu sprechen, denn die von den Autoren erlangten verschiedenen Resultate dürften zum Theil den betreffenden angewendeten Methoden zugeschrieben werden.

Die sogenannte Präparirmethode besteht darin, dass man makroskopisch die einzelnen soliden Skelettheile herauspräparirt, und sowohl deren Form und Zusammenhang als auch deren topographische Verhältnisse studirt.

Es folgt hieraus, dass diese Methode mit befriedigendem Erfolg nur dann angewendet werden kann, wenn die zu untersuchenden Elemente genug fest sind, damit sie mechanisch von den umgebenden Theilen ordentlich getrennt werden, und wenn die Dimensionen derart sind, dass man sie wenigstens deutlich und leicht mit der Loupe sehen kann.

Der Meckel'sche Fortsatz, der Hammer und der Ambos können ohne erhebliche Schwierigkeiten bei den Embryonen der meisten höheren Säugethiere herauspräparirt werden, jedoch erst dann, wenn die Verknorpelung schon eingetreten ist.

Was den Steigbügel betrifft, so ist dessen unversehrte Präparirung und die Erforschung seiner topographischen Verhältnisse wesentlich erschwert durch die Zartheit seiner Contouren, die vielfachen Beziehungen zu den Nachbartheilen, die tiefe Lage in der Nische des ovalen Fensters und das umgebende embryonale Bindegewebe.

Aber auch für die übrigen obgenannten knorpeligen Elemente des Mittelohres muss sich die Anwendung der Präparirmethode auf bestimmte Entwicklungsperioden beschränken. Das erste Auftreten des Knorpelgewebes geht nicht gleichzeitig und gleichmässig in allen Skeletabschnitten der Kiemenbogen vor sich. Durch die Präparation kann man nun Bilder bekommen, welche die Verschiedenheit der histologischen Vorgänge in übertriebenem Maasse anschaulich machen, und müssen in gewisser Beziehung als künstlich erzeugt angesehen werden. Ueberdies ist bei den ersten Stadien der Knorpel von dem ihn umgebenden embryonalen Gewebe gar nicht deutlich abgegrenzt. Salensky selbst, welcher die Entstehungsweise des Hammers und des Ambosses hauptsächlich mit der Präparirmethode verfolgt hat, gesteht zu, dass das Präpariren des Knorpels bei den kleinen Embryonen, bei welchen die Verknorpelung noch nicht ganz vollendet ist, eine ziemlich schwierige Manipulation darstellt. Selbst an den gefärbten Präparaten treten die Grenzen der Knorpel nicht sehr scharf hervor, und das die Knorpel umhüllende embryonale Bindegewebe kann nicht vollkommen entfernt werden.

Vor dem Auftreten des Knorpelgewebes, in dem in morphologischer Hinsicht wichtigsten Stadium, wo die Elemente des künftigen Skeletes nur von mehr färbungsfähigen Zellanhäufungen dargestellt erscheinen, kann von einer Präparirmethode nicht die Rede sein.

Aus den oben angeführten Gründen erhellt, dass bei dem Studium der Entwicklungsweise der Gehörknöchelchen die Präparirmethode nur in besonderen Fällen, und jedenfalls nie in den allerersten Stadien mit Erfolg angewendet werden kann.

Wenn das Knorpelgewebe schon vollkommen gebildet ist, kann uns die Präparirmethode eine werthvolle und rasche Uebersicht der wichtigsten Einzelheiten über Form und Grösse gewähren,

und dies besonders bei vorausgegangener passender Färbung des anatomischen Präparates in toto.

Die zweite Methode, die einzige, welche auf alle Fälle passt, besteht in der Anfertigung der Serienschnitte. Nur nach dieser Methode ist es möglich die allerersten Stadien der Skeletelemente zu treffen, wenn diese, noch kaum angedeutet, inmitten des zarten embryonalen Bindegewebes erscheinen; nur an der Hand derselben Methode können wir bestimmte und genaue topographische Kenntnisse erlangen, und in die feinsten hystologischen Details eindringen.

Es ist wohl wahr, dass eine exacte Kenntniss über die Form und Ausdehnung nur durch einen Vergleich von wenigstens drei vollkommenen, nach den drei Hauptrichtungen geführten Schnittserien gewonnen werden kann. Die Vorbereitungsmethode ist daher langwierig und mühevoll. Die Herstellung aus den Schnitten eines realen Bildes ist manchmal schwer, aber die Folgerungen, die man daraus ziehen kann, übertreffen in Bezug auf Genauigkeit und Vollkommenheit der Details und wissenschaftlichen Werth bei weitem jene Resultate, welche nach der geschicktesten Präparation zu erzielen sind.

Die von mir unternommenen Untersuchungen wurden nach der Serienschnittenmethode geführt. Bei einzelnen speciellen Fällen hat mir die Präparationsmethode sehr gute Dienste geleistet.

Je nach dem Alter des Embryo wurden entweder das ganze cephalische Ende oder der otico-occipitale Abschnitt, oder aber auch nur das Gehörorgan in Schnitte zerlegt. Die Dicke der einzelnen Schnitte variirte bei sehr jungen Embryonen von $^1/_{60}$—$^1/_{30}$ Mm., für ältere Embryonen betrug sie $^1/_{30}$—$^1/_{20}$. Ich habe mich oft überzeugt, dass die Entwicklungsvorgänge nur an sehr dünnen Schnitten genau zu verfolgen sind.

Die mehr als 3 Cnm. langen Embryonen wurden entweder in der Müller'schen Flüssigkeit oder in einer Chromsäurelösung gehärtet, respective aufbewahrt.

Für jüngere Embryonen habe ich eine Reihe von Fixirungsflüssigkeiten angewendet; unter anderen die Tafani'sche Lösung (Osmiumsäure und doppeltchromsaures Kali), die Kleinenberg'sche Flüssigkeit (Pikrinsäure und Schwefelsäure), die Ehrlich'sche Mischung (doppeltchromsaures Kali mit Kupfersulfid), die

Flemming'sche Mischung (Chromsäure und Essigsäure). — Die glänzendsten Resultate wurden nach der von Tafani angegebenen Methode erlangt. Die Embryonen wurden in folgende frisch bereitete Flüssigkeit:

wässerige Lösung von 0·40 Proc. doppeltchromsaurem Kali . . . . . = 20 Ccm.
wässerige Lösung von 1 Proc. Ueberosmiumsäure . . . . . = 5 Ccm.

hineingelegt.

Ich liess sie an einem dunklen Orte 6—12 Stunden stehen, und brachte sie dann, behufs Erhärtung, in Kleinenberg's Flüssigkeit.

Die einzelnen Zellen der so behandelten Präparate treten in ihren Contouren sehr scharf hervor; die Kerne färben sich rasch und intensiv. Das einzige Fehlerhafte, welches sich zuweilen einschlich, bestand in einem nicht genügenden Eindringen der Osmiumsäure in das Gewebe.

Auch die Kleinenberg'sche Flüssigkeit für sich allein hat mir durch prompte Fixirung und rasche Erhärtung vorzügliche Resultate geliefert. Aus den verschiedenen Erhärtungsflüssigkeiten wurden die Embryone in successive stärkeren Alkohol gebracht. Nachdem endlich, wenn der Fall eintrat, die Höhlen des Mittel- und inneren Ohres weit geöffnet wurden, liess ich die einzelnen Theile in einer Mischung aa. partes aequales absoluten Alkohol und Schwefeläther durch 6—12 Stunden liegen, und habe sie dann in Celloidin eingebettet.

Ich habe im Allgemeinen nicht für geeignet gehalten, die Präparate in toto zu färben. Die Färbungsmethode, die mir die besten Resultate ergab, war die doppelte Färbung der Schnitte mittelst Grenacher's Hämatoxylin und wässeriger Lösung von Eosin.

Nachdem ich die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass nicht nur die feinen histologischen Details, sondern auch die wesentlichen Vorgänge bei der embryonalen Entwicklung nur an gut gefärbten Präparaten genau zu verfolgen sind, habe ich jeden einzelnen Schnitt in der Serie doppelt tingirt, im Origanumöl aufgehellt, und im Balsam montirt.

Nach der erwähnten Doppelfärbungsmethode tingiren sich die Kerne der Zellen des Bindegewebes, des Centralnervensystems, der Ganglien und der Epithelien intensiv blau. Im fertigen Knorpelgewebe bleibt die Intercellularsubstanz ungefärbt; die Zellenkerne färben sich intensiver als die Kerne des Bindegewebes. Die Nervenfasern nehmen eine ganz schwache rosige Farbe an, die Muskelfasern bleiben roth gefärbt.

In dem Falle, wo sich bereits Knochen vorfinden, bleibt dieses Gewebe roth gefärbt, und ist daher sehr leicht erkennbar.

Aber wo am meisten die Vortheile der Doppelfärbung sich kundgeben, das ist in dem Verhalten der Blutkörperchen. — Sie nehmen eine kupferrothe Färbung an, mit violettem Kerne, so dass die Blutgefässe durch deren Anhäufung eine Farbe bekommen, die sie deutlich auf dem blauen Felde des Präparates hervortreten lässt.

Das Carmin hat mir ebenfalls zuweilen günstige Resultate ergeben, aber in den meisten Fällen ist es mit den anderen Färbungsmethoden nicht zu vergleichen.

Anordnung des Themas und benützten Materials. Terminologie.

Wenn man sich zur Betrachtung des meisterhaften Werkes Parker's ([82]) über die Entwicklung des Schweinsschädels anschickt — wo der directe embryonale Zusammenhang des Ambosses mit den Elementen des zweiten Kiemenbogens, und nur mit diesen allein bis zur Evidenz bei einer langen Serie von Figuren, die in ihren kleinsten Einzelheiten durchgeführt sind, dargestellt erscheint — und wenn man wieder die Arbeit Salensky's ([76]) durchliest — woselbst mit gleicher Ersichtlichkeit nur der directe Zusammenhang zwischen Hammer und Ambos dargestellt ist — so muss es uns nicht wenig befremden, dass zwei so bewährte Autoren in einem und demselben Gegenstand zu ganz verschiedenen Resultaten gelangt sind.

Ich habe zwei Arbeiten beispielsweise angeführt, wo die gezogenen Schlüsse diametral entgegengesetzt sind: ich könnte aber noch eine ganze Reihe von diesbezüglichen Arbeiten erwähnen, wo die Folgerungen und die beigegebenen Figuren ebensowenig zusammenstimmen.

Die einzige Erklärung über dieses eigenthümliche Vorkommniss wäre die Annahme, dass die objectiven Thatsachen, bei den von den Autoren vorwiegend untersuchten Entwicklungsstadien, an und für sich so wenig beweisend und charakteristisch sind, dass sie sich den verschiedenartigsten Hypothesen anpassen, und dass der Autor sich gewissermassen gezwungen sieht, nach einem eigenen, meistens durch die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie erlangten Gesichtspunkte, sie zu systemisiren und zu vervollständigen. Auf diese Weise wird die complicirte Beobachtungsthatsache nach einem vorherbestimmten Schema zu erklären versucht, und der objective, in mancher Beziehung unbestimmte Befund, in ein bestimmtes Resultat umgewandelt.

Indem ich an diese Arbeit ging, war meine erste Sorge darauf gerichtet, nur auf meine Wahrnehmungen gestützt, die eigene Meinung zu begründen. Dieses leitende Princip liegt auf die Anordnung der ganzen Arbeit zu Grunde.

In einem ersten, streng objectiv behandelten Abschnitte werden nur die beobachteten Thatsachen in Kürze zur Darstellung kommen, wie sie aus der sorgfältigen Untersuchung der wichtigsten Entwicklungsstadien gewonnen worden sind.

Nur in einem zweiten Abschnitte werde ich solche Resultate mit den Ergebnissen der vergleichenden Anatomie in Beziehung bringen, und zugleich die Ansichten anderer Autoren hierüber, welche auf diesem dunklen Gebiete mir vorangegangen sind, durchprüfen und discutiren, um hierauf zur Aufstellung einer einzigen Lehre zu kommen.

Die allerersten Stadien der Entwicklung der Gehörknöchelchen wurden von mir bei einer fortschreitenden Reihe von Katzenembryonen

I. Stadium 12—13 Mm. Steissscheitellänge
II. „ 15 „ „
III. „ 20 „ „

verfolgt. Die gemachten Beobachtungen wurden bei Kaninchenembryonen (13 Mm.), bei Schweinsembryonen (2 und 2·5 Cm.), bei Hundembryonen (2 Cm.) controlirt.

Für ein späteres (IV.) Stadium, welches bis zur Verknöcherung der Skeletelemente reicht, kamen eine Reihe von menschlichen

Embryonen (von 4—17 Cm. Scheitelsteisslänge), von Schweins-, Kaninchen-, Hund- und Mausembryonen zur Anwendung.

Terminologie. Die Embryonen sind in aufrechter Stellung gedacht.

Die Schnitte wurden nach den drei Hauptebenen geführt: horizontal, sagittal (verticalis antero-posterior, parallel der Medianebene) und frontal.

In Betreff der Benennung der Kiemenbogen glaubte ich auf die Bezeichnungen der zwei ersten präoralen Bogen, denen nur eine morphologische Bedeutung zukommt, nicht Rücksicht nehmen zu müssen; die Benennung erster und zweiter Kiemenbogen bezieht sich auf die postoralen Bogen im Ganzen.

Unter der Bezeichnung Hyoid- und Mandibularzellenstränge verstehe ich die künftigen Skeletelemente der betreffenden Kiemenbogen zur Zeit als sie noch nicht durch Knorpelgewebe vertreten sind. Mit der Bezeichnung Mandibular- (Meckel'sche Knorpel) und Hyoidbogen (Reichert's Knorpel) beziehe ich mich auf die Skeletelemente der respectiven Bogen.

I. Abtheilung.

Eigene Untersuchungen.

Meine eigenen Untersuchungen beziehen sich hauptsächlich auf das Studium der embryonalen Entwicklung der Skelettheile des Mittelohres (der zwei ersten Kiemenbogen und der periotischen Kapsel) bis zur vollendeten Verknorpelung, und der Entstehungsweise des tubo-tympanalen Raumes.

I. Abschnitt.

Die Skeletelemente des Mittelohres.

Was die Skeletelemente betrifft, scheint es mir, um die folgende Darstellung verständlicher zu machen, sehr geeignet, vier Entwicklungsstadien zu unterscheiden, nämlich:

I. Stadium. — Die allererste Anlage der Skeletelemente.

II. Stadium. — Die vorknorpeligen Skeletelemente.

III. Stadium. — Das erste Auftreten des Knorpelgewebes (Uebergangsstadium).
IV. Stadium. — Die knorpeligen Skeletelemente.
Alle diese Stadien gehen selbstredend in einander über.

I. Stadium.

Das erste Auftreten der vorknorpeligen Skeletanlage (Katzenembryo 12 Mm.).

Dieses Stadium entspricht der allerersten Anlage der Skeletelemente. Katzenembryo 12 Mm. Scheitel-Steiss-Länge.[1])

Charakteristische Merkmale. Ausgesprochene mesocephalische Krümmung; Kiemenbogen und Kiemenspalten deutlich entwickelt. Die primitive Augenblase napfförmig, durch die Linse eingestülpt. Keine Spur von Pigment im äusseren Blatte der secundären Augenblase. Die Linse ist bei manchen Embryonen noch nicht ganz vom Ectoderm abgelöst, bei anderen jedoch schon blasenförmig isolirt, und misst in ihrem grössten Durchmesser 0·25 Mm., in ihrer Dicke 0·17 Mm.

Der Stiel des Nervus opticus noch mit einer Höhlung versehen, und hat gleich hinter der Augenblase einen Durchmesser von 0·30 Mm.; wovon 20 μ auf die Höhlung fallen.

Die ovale Gehörblase misst an der Basis in horizontaler sagittaler Richtung 0·75. Nur der Ductus endolymphaticus ist schon deutlich abgeschnürt; seine Ausdehnung in sagittaler Richtung beträgt 0·14, in frontaler 0·06.

Skeletelemente. Bei diesem Stadium sind einige der künftigen Skeletelemente nur in Form von nicht scharf begrenzten Anhäufungen runder, gefärbter, dick aneinander liegender Zellen angedeutet, welche bei schwacher Vergrösserung besser hervortreten. Die Zellen des indifferenten embryonalen Gewebes sind weniger dicht aneinander gelagert, haben eine mehr ovale Gestalt, besitzen einen verhältnissmässig grossen Kern, mit spärlicher Protoplasmahülle und sind mit kurzen Ausläufern versehen.

---

[1]) Entspricht dem von Boettcher*) beschriebenen Schafembryo, 13 Mm. Sch.-St.-Länge.

*) Boettcher, Entwicklung und Bau des Gehörlabyrinths.

Die Nervenganglien, die wegen der Beschaffenheit der sie zusammensetzenden Zellen mit den obgenannten Zellenanhäufungen der ersten Knorpelanlage verwechselt werden könnten, sind jedoch durch ihre innigen Beziehungen zu den Nervenfasern vollkommen unterscheidbar. Die Nervenstränge selbst treten in diesem Stadium sehr deutlich hervor; ihre Fasern färben sich durch Eosin rosenroth, so dass sie in klaren Umrissen auf dem mit Hämatoxylin gefärbten Felde erscheinen. In den Nervenstämmen verlaufen die einzelnen Fasern nicht parallel, sondern kreuzen sich vielfach untereinander. Zwischen den einzelnen Fasern ausgestreut, finden sich in relativ geringer Anzahl Zellen ohne Fortsatz, von ovaler Form und mit dem grössten Durchmesser in der Längsrichtung des Nerven angeordnet.

Für die Benennung der genannten Zellenanhäufungen, Anlage der Skelettheile, wähle ich die Bezeichnung „vorknorpelige Anlage", welche auf das zukünftige Knorpelgewebe hindeutet, oder auch ganz einfach, je nach der Form, die Ausdrücke Zellhäufung, Zellenstrang, welche sich lediglich auf die histologischen Charaktere beziehen.

Bei dem cephalischen Ende der Katzenembryonen von 12 Mm. Scheitel-Steiss-Länge finden wir angedeutet:

a) Die vorknorpelige Anlage der Wirbelsäule.

b) Die ersten Spuren der periotischen Kapsel um die Gehörblase herum, welche durch einen Hof von runden, dicht aneinander gedrängten Zellen repräsentirt erscheinen, die besonders zahlreich an der unteren seitlichen Wand der Gehörblase vorkommen. Von diesen müssen die ihnen ähnlich aussehenden Zellen an der unteren medialen Wand streng unterschieden werden, die, wegen ihrer Lage und der innigsten Beziehungen zu der Epithellage des künftigen Ductus cochlearis als erste Anlage des Ganglion cochleare aufzufassen sind.

c) Von den Kiemen-Skeletelementen lässt sich in dieser Periode an dem mittleren äusseren Abschnitte des ersten Kiemenbogens auf eine kleine Strecke hin ein Zellenstrang von einer Dicke 0·05 verfolgen, welcher an dem dritten Aste des fünften Nervens ventral liegt. Gegen das distale Ende des Kiemenbogens wie auch gegen

das proximale geht der genannte Zellenstrang in das umliegende Gewebe allmälig über.

An den Wurzeln der zwei ersten Kiemenbogen finden sich unregelmässige Anhäufungen von runden und intensiv gefärbten Zellen vor.

Topographie der Kopfgebilde: Gefässe. Indem ich mir vorbehalte bei der Beschreibung des nächsten Entwicklungsstadiums über die Topographie der embryonalen Kopfgebilde ausführlich zu sprechen, um dieselben auch mit der Anlage der Skelettheile in Beziehung bringen zu können, will ich hier nur hervorheben, dass die Jugularvene eine mächtige Ausdehnung aufweist, dass sie seitlich die ganze Hälfte des Kopfes einnimmt, gegen hinten zu die Ganglien des 9. und 10. Nervenpaares nach aussen abgrenzt, und vorne gegen das Ganglion Gasseri, welches relativ stark entwickelt erscheint, hineinragt.

Die künftigen Carotiden sind verhältnissmässig von geringeren Dimensionen, und steigen mit bogenförmigem Verlauf an den beiden Seiten der Medianlinie in der hinteren Wand des Darmcanals nach oben, um in die Schädelhöhle einzudringen.[1])

Aus dem Studium an Katzenembryonen, 12 Mm. Scheitelsteisslänge, welche die allererste Anlage der Skeletelemente, von mir als erstes Stadium der Entwicklung bezeichnet, darbieten, ist folgendes ersichtlich:

I. Knorpelgewebe findet sich noch nicht vor, die künftigen Skelettheile sind nur durch Zellenanhäufungen und Zellenstränge dargestellt.

II. Von den Skeletelementen der zwei ersten Kiemenbogen ist nur ein Abschnitt des ersten (mandibularen) Bogens, seinem proximalen Ende entsprechend, angedeutet.

III. Die vorknorpelige Anlage der periotischen Kapsel ist besonders gut an der lateralen unteren Wand der Gehörblase angedeutet.

---

[1]) Die Katzenembryonen von 13 Mm. St.-Sch.-Länge zeigen keine merklichen Unterschiede an jenen schon beschriebenen in der Länge von 12 Mm.

II. Stadium.

Die vorknorpeligen Skeletelemente (Katzenembryo 15 Mm.).

Die Skeletelemente sind nur von Zellenanhäufungen dargestellt; keine Spur von Knorpelgewebe. Katzenembryo 15 Mm. Scheitelsteisslänge.[1])

Charakteristische Merkmale: Mesocephalische Krümmung noch deutlich ausgesprochen; der Orbitalfortsatz ist lateralwärts mit dem Mandibularbogen verschmolzen; der gut entwickelte Nasalfortsatz begrenzt nach oben die Mundbucht; die Kiemenspalten sind bereits fast geschlossen. — Im Auge durchsetzt das Pigment das äussere Blatt der secundären Augenblase in seiner ganzen Dicke; die Linse ist von dem Ectoderm durch eine mesodermatische Schichte getrennt, die beiläufig 20 μ dick ist; die Linse besitzt in der Richtung der optischen Achse eine Höhe von ungefähr 0·25, und in einer zu dieser Achse senkrecht gelegenen Ebene einen Durchmesser von 0·40; der Stiel des Nervus opticus weist jetzt kaum eine Spur einer Höhlung auf. Die Labyrinthblase hat nunmehr eine gut ausgesprochene Anlage ihrer einzelnen Theile. Der Ductus endolymphaticus (Fig. 3, D. E.) ist über einen Millimeter lang; er zeigt jedoch an seinem oberen Ende keine merkliche Erweiterung; seine Krümmung ist immer mit einer nach aussen sehender Convexität; seine Mündung ist im Begriff, sich senkrecht zur Labyrinthblase zu stellen. Unterhalb der Mündung bemerken wir schon die erste Anlage des Sacculus rotundus (Fig. 3, Sac.). Indem sich der Canalis cochlearis (Fig. 3, Ca. Coch.) gegen vorne und medianwärts krümmt, gelangt er zu einer Entfernung der Medianlinie von ungefähr 0·30 Mm. Hier wendet er sich auf eine kleine Strecke hin nach oben und aussen, ohne aber eine ganze Windung voll zu machen. Die einzelnen Theile der Labyrinthblase messen:

Ductus endolymphaticus (Fig. 3, D. E.). . . .	1·00 Mm.
Der lange Schenkel des verticalen halbzirkelförmigen Canälchens (Fig. 3, C. s. s.) . . .	0·65 „

[1]) Entspricht einem mittleren Stadium zwischen den von Boettcher abgebildeten Schafembryonen von 2 Cm. und 2·20 Cm.

Der kurze Schenkel desselben	0·32 Mm.
Das Lumen des oberen Canälchens, nahe der Basis	0·15 „
Die Höhe des Canalis semicircularis externus (C. s. ex.)	0·20 „
Das Lumen desselben nahe der Basis	0·20 „

Das Skelet erscheint nur in Form der schon vorher beschriebenen Zellenanhäufungen, die in diesem Stadium schärfer hervortreten; keine Spur von eigentlichem Knorpelgewebe.

Topographie der Kopfgebilde. Bevor ich zur Beschreibung der Gestaltung der Skeletelemente der zwei ersten Kiemenbogen und der periotischen Kapsel übergehe, welche auf dieser Entwicklungsstufe höchst wichtige Details aufweisen, scheint es mir am Platze zu sein, Einiges über die Topographie der embryonalen Kopfgebilde im Allgemeinen zu schildern.

Nervengebilde. Das erste Paar steigt nach unten an beiden Seiten der medianen Linie, um in Beziehung zu dem Epithel der Geruchsgruben zu treten. Der Trigeminus tritt aus dem Nachhirn fast in der Höhe der Augen heraus, und bildet gleich das beträchtlich entwickelte Ganglium Gasseri (Fig. 5, 5 A u. 21 A, G. G.). Dieses Ganglion liegt nur circa 0·20 vor der Austrittsstelle des fünften Nervens, unterhalb und nach hinten vom Auge (Fig. 5 u. 5 A. O.) von innen zu von der Jugularis begrenzt (Fig. 5 u. 5 A, Sagittalschnitte Ju.).

Aus seiner vorderen Convexität entspringen seine drei Aeste. Von diesen zieht der erste gegen das Auge zu; der zweite verläuft direct nach vorne in den Orbitalfortsatz des ersten Kiemenbogens, auf einer geraden Strecke von 1·10 Mm. (Fig. 5 A und 20 A: V^2); der dritte wendet sich in schiefer Richtung nach unten und aussen und verläuft längs des ersten Kiemenbogens (Fig. 5 A V^3, Fig. 20, 20 A, 21, 21 A: V^3).[1] Nachdem er sich bis zu einer Entfernung von 1 Mm. der Medianlinie gelangt, theilt er sich dorsalwärts von dem Meckel'schen Fortsatze in drei Zweige: der eine verläuft direct nach aussen, der andere setzt sich entlang der Aussenseite des Meckel'schen Zellenstranges

[1]) Die Figuren stellen frontale Schnitte dar; die mit A bezeichneten entprechen weiter nach hinten gelegenen Ebenen.

nach vorne fort, um dann gegen die Oberfläche des ersten Kiemenbogens sich der Beobachtung zu entziehen; der dritte endlich, zu welchem die Chorda tympani hinzutritt, zieht an der inneren Seite des genannten Stranges nach vorne. (Vergl. Fig. 5 A, wo der Mandibularbogen mit Mn. und die Chorda tympani mit Ch. ty. bezeichnet ist.)

Der siebente Nerv tritt aus einer Stelle des Nachhirns heraus, die etwas seitlich von der Wurzel des fünften Nervens liegt. Die Entfernung zwischen dem hinteren Rande der benannten Wurzel und dem vorderen Rande des achten beträgt 0·15 Mm.

Gleich hinter dem siebenten Nerv tritt aus dem Nachhirn der achte Nerv (Fig. 5 u. 5 A, Sagittalschnitt VIII).

Die Fasern der zwei Nerven und deren Ganglien können schon in diesem Entwicklungsstadium von einander unterschieden werden.

Drei ziemlich deutlich hervortretende Ganglien finden sich vorne und oberhalb der Convexität, welche von der Krümmung des Canalis cochlearis gebildet wird.

Ein Ganglion, von ovaler Form, liegt ganz vorne (Ganglium cochleare, acusticum anticum). Das andere, mehr abgerundet und dicker, gleich hinter dem ersten (Ganglium vestibulare seu acusticum posticum). Lateralwärts von den zwei genannten, entsprechend der Verlängerung ihres Zwischenraumes, liegt das dritte, welches rundlich und kleiner erscheint, und sich von den anderen durch die Grösse seiner Zellen unterscheidet (Ganglium faciale).

Die vorderen Nervenfasern, welche ganz vorne am Nachhirn entspringen, gehören dem siebenten an, und verlaufen zwischen den zwei Ganglien des Acusticus hindurch, um ihr eigenes Ganglion zu erreichen. Die gleich hinter denselben heraustretenden Fasern verlaufen quer gegen das hintere Ganglion des Acusticus, und werden in charakteristischer Weise von den hintersten Wurzeln unten durchkreuzt, welche in einer nach vorne schiefen Richtung zu dem vorderen Ganglion des Acusticus gelangen.[1])

[1]) Damit ist der Beweis geliefert, dass die sogenannte hintere Acusticuswurzel mit der Cochlea (Nervus cochlearis), und die vordere mit dem Vorhof und den Canales semicirculares (Nervus vestibularis) im Zusammenhange stehen.

Der Facialis steigt von vorne nach hinten und von innen nach aussen, indem er die Jugularvene durchkreuzt (Fig. 5, VII). Die Chorda tympani (Fig. 24, Ch. ty.) löst sich fast rechtwinklig vom Facialisstamm (VII) ab, und verläuft nach vorne und oben von einem arteriellen Gefässast begleitet (vergl. Fig. 2, 3, 4, horizontale Schnitte; Fig. 5, 6, sagittale Schnitte; Fig. 22, 22 A, 23, frontale Schnitte : Ch. ty.).

Von den complicirten Verhältnissen, die der genannte Nerv mit dem zweiten Kiemenbogen eingeht, wird später ausführlich besprochen werden.

Die letzten Paare der Hirnnerven folgen sich in der bekannten Anordnung aufeinander.

Das Ganglion des neunten Nervens, welches gleich unterhalb der Labyrinthblase liegt, wird nach aussen von der Jugularis und nach innen von der Carotis begrenzt (vergl. Fig. 5 A); es entsendet nach oben zu in paralleler Richtung zur Carotis einen beträchtlichen Strang (Jacobson's Ast).

Gefässe. Die Vena Jugularis hat im Vergleich zu dem früheren Stadium viel an Umfang abgenommen, und erscheint in Folge des ansehnlichen Zuwachses der Gehörblase nach aussen vorgedrängt. Sie behält jedoch unterhalb der Gehörblase ein noch ziemlich erweitertes Lumen, welche Stelle vielleicht als Andeutung des künftigen Bulbus angesehen werden könnte (Fig. 22 und 22 A: Ju.).

Sie steigt seitlich von der Gehörblase hinauf, und kommt an dem Canalis semicircularis externus vorüber (vergl. die Reihe von unten nach oben der horizontalen Schnitte, die von den Fig. 1, 2, 3, 4 dargestellt sind, und die sagittalen Schnitte Fig. 5 und 6: Ju.), um dann nach innen und vorne umzubiegen und von innen her das Ganglion Gasseri zu begrenzen (Fig. 5 Ju.).

Die Carotis steigt entlang der Medianlinie an der hinteren Wand des Darmcanals (Fig. 1 Ca.); biegt sich nach aussen und hinten, und gibt in der Höhe des vorderen Endes des Canalis cochlearis einen kurzen Ast ab, welcher sich bald verzweigt (bei der Fig. 2 wurde dieser Ast der Länge nach getroffen); ein Arm steigt nach hinten (Arteria stapedialis) (Fig. 3, A. st.), der andere begibt sich nach unten und hinten und geht zwischen

ugularis und Facialis durch (Arteria hyoidea) (Fig. 1 und Fig. 6, . hy.). Die Arteria stapedialis durchbohrt den Annulus tapedialis, von welchem später die Rede sein wird (Fig. 4, . st.), und theilt sich wieder in zwei Aeste, von welchen der ordere gegen das Auge zu verläuft. Auch von den complicirten erhältnissen, welche die Jugularis und die Carotis in der seitchen Gegend des Schädels darbieten, soll später ausführlich die ede sein.

Die Carotis selbst, nachdem sie die erwähnten Verzweigungen gegeben hat, wendet sich neuerdings nach vorne und innen, um erauf nach hinten mit fast rechtwinkliger Biegung in die Schädelhle einzudringen, wo sie in der bekannten Weise zur Bildung s Circulus Willisii beiträgt.

Skeletelemente. Periotische Kapsel. Um die Gehörase herum hat die Schichte der rundlichen Zellen in Vergleich m früheren Entwicklungsstadium an Dicke zugenommen, und trägt an der dicksten Stelle, nämlich entsprechend dem Canalis micircularis externus (C. s. ex.) 0·20 Mm. An dem nteren Abschnitte der Blase erscheint diese Schichte dünner, id ist kaum an der Seite des Nachhirns wahrnehmbar (Fig. 2 id 3). Keine Spur von Labyrinthfenstern.

Kiemenskelet. Mandibularer Zellenstrang. In der icke des ersten Kiemenbogens eingebettet findet sich beiderseits in gut markirter Zellenstrang (Fig. 21 und 21 A : mn.). Sein istales Ende reicht nicht bis zur Medianlinie, endet aber mit iner geringen Krümmung gegen oben in einer Entfernung von 0·30 on derselben.

Die beiden Zellenstränge verlaufen parallel zum Kiemenbogen, l. i. in schiefer Richtung von hinten und oben nach vorne und nten. Die Grösse ihres Durchmessers beträgt ungefähr 0·15 Mm.; ie zeigen eine verdickte Stelle an dem Niveau des vordersten heiles der Gehörblase.

Der dritte Ast des 5. Nervens steigt von der Convexität les Ganglion Gasseri nach unten entlang der dorsalen Seite dieses andibularen Bogens (Fig. 21 V^3), und theilt sich in seinen drei Aesten in einer Entfernung von 0·25 Mm. vom Darmrohre, und ·40 von Ectoderm.

Hyoidbogen. In dem zweiten Kiemenbogen verläuft der Hyoidzellenstrang an seiner äusseren Seite von dem Facialis begleitet (Fig. 21, 21 A, 22, 22 A. Hy.).

Proximale Enden der zwei ersten Kiemenbogen.

Das Verhalten der proximalen Enden der Kiemenbogen, welche die seitlichen Theile der Labyrinthkapsel erreichen, wird besser an der Hand einzelner Schnitte auseinandergesetzt.

Wir werden zuerst die horizontalen, dann die sagittalen Schnitte studiren.

Horizontale Schnittserie aus 144 Schnitten bestehend, senkrecht auf der Chorda und von unten beginnend:

Schnitt 78 (Fig. 1). — Von der Gehörblase ist nur deren hinterster und tiefster Theil getroffen, entsprechend der Anlage für die verticalen Bogengänge (Ca. v.). An ihrem vordersten Abschnitte beginnt schon das Ganglium acusticum sichtbar zu werden. Die Jugularis (Ju.) welche in ihrem grössten Sagittaldurchmesser 0·75 misst, befindet sich aussen und etwas nach vorne von der Labyrinthblase, und liegt der vorknorpeligen periotischen Kapsel an. Vorne und medialwärts der Jugularis trifft man auf drei Gefässlumina: Am vordersten die Carotis (Ca.) (Durchmesser 0·20 Mm.), weiter hinten einen arteriellen Stamm derselben (A. hy.), den man in den unteren Schnitten lateralwärts von der Jugularis verfolgen kann (Arteria hyoidea) (Vgl. Fig. 6 A. hy.); mehr nach aussen ein kleiner Ast (A. mn.), welcher die Chorda tympani, wie aus der Fig. 2 ersichtlich, in den mandibularen Bogen begleitet (Arteria mandibularis).

Der Canalis tubo-tympanicus (C. tu. ty., Fig 1) setzt sich in dem Darmcanal (Ca. i.) fort, und zeigt in einer Entfernung von 0·25 von der Medianlinie eine engere Stelle, erweitert sich dann wieder, indem er nach hinten umbiegt, und reicht mit seinem hinteren Ende, welches ungefähr 1·12 Mm. von der Medianlinie weit absteht, bis zu 0·28 vom vorderen Rande der Vena jugularis.

In dem zweiten Kiemenbogen verläuft der hyoidale Zellenstrang (Hy.), ziemlich gleichmässig dick (Dicke 0·10), parallel und seitwärts von der Tubalspalte (C. tu. ty.). Im Niveau des hintersten

Ende der Tuba legt er sich vor dem Facialisstamm (VII); weder sein distales, noch sein proximales Ende kommen in diesem Schnitt vor.

Schnitt 81 (Fig. 2). Ausser der Anlage für die verticalen Bogengänge (Ca. s.), finden wir hier die Anlage des Canalis semicircularis externus (C. s. ex.), und des Canalis cochlearis (C. coch.), und ein Stück des Ductus endolymphaticus (D. e.).

Das Lumen der Jugularis (Ju.) ist enger geworden (sagittaler Durchmesser 0·47), und das Gefäss selbst ist nach vorne gerückt, so dass sein hinterstes Rand von dem Canalis semicircularis externus beiläufig 0·12 absteht.

Das im vorhergehenden Schnitte als Arteria hyoidea beschriebene Gefäss (A. hy.) ist an der Stelle, wo es in den zur Carotis führenden Ast einmündet, den es mit der Arteria stapedialis gemein hat, getroffen. Die Arteria mandibularis ist an zwei Stellen ihres Verlaufes getroffen, und zieht lateralwärts der Chorda tympani (Ch. ty.) nach aussen zu.

Der tubo-tympanale Raum ist enger als in dem vorherbeschriebenen Schnitt, besonders gegen das Endstück zu, wo die zwei Epithelschichten untereinander in Berührung kommen (Ca. tu. ty.).

Von dem Hyoidbogen finden wir lateralwärts der Tuba (Ca. tu. ty.) und der Facialis (VII), und vor der Jugularis (Ju.) nur einen runden Abschnitt seines proximalen Ende.

Schnitt 83 (Fig. 3). Die Labyrinthblase ist vollgetroffen. Es fehlt nur die äusserste Spitze des Canalis cochlearis (Ca. coch.), der nach vorne und oben zu gewendet ist. Wir finden den ganzen Ductus endolymphaticus (D. e.), die Anlage der oberen Bogengänge (C. s. s.), des Canalis semicircularis externus (C. s. ex.), des Canalis cochlearis (Ca. coch.).

Die Jugularis bietet keine merkliche Veränderungen in ihrer Grösse und Lage (Ju.). Das hinterste Ende des tubo-tympanalen Raumes befindet sich jetzt 1·40 von der Medianlinie entfernt (Ca. tu. ty.).

Von dem kurzem, früher besprochenen Gefässaste, von welchem sich früher die Arteria hyoidea abgetrennt hatte, zweigt sich

jetzt gegen oben und hinten zu die Arteria stapedialis ab (A. st.). An ihrem hinteren Rande legt sich der Hyoidzellenstrang (Hy.) in Form eines Halbkreises mit der Concavität nach vorne. Der Facialisstamm liegt jetzt gerade hinten (VII).

Die topographischen Verhältnisse des genannten Halbkreises können durch die folgenden Maasse dargestellt werden:

Entfernung des hinteren Randes des Halbringes von dem vorderen Schenkel der äusseren Bogengänge (C. s. ex.)	0·42 Mm.
Entfernung des hinteren Randes des Halbringes von dem Stamme des N. Facialis, kaum . . .	15 μ
Entfernung des medialen Randes des Halbringes von der later. Wand der Labyrinthblase . .	0·25 Mm.
Entfernung des medialen Randes von der vorknorpeligen periotischen Kapsel	0·08 „

Letztere ist also 0·17 dick.

Bei der Fig. 3 ist noch zu sehen die Chorda tympani (Ch. ty.), die Chorda dorsalis (Ch. d.), der Darmcanal (C. i.).

Schnitt 85 (Fig. 4). Die Labyrinthblase hat in ihren Dimensionen abgenommen. Der Ductus endolymphaticus ist nur an seiner Spitze getroffen (D. e.).

Der von dem Hyoidbogen um die Art. stapedialis herum (A. st.) gebildete Ring ist complet entwickelt; er hat einen Durchmesser von 0·17, und eine ziemlich gleichmässige Dicke von 0·025 Mm.; an seiner vorderen und lateralen Seite kann eine etwas dunklere runde Zellenanhäufung beobachtet werden: Annulus stapedialis (An. st.). Das arterielle Lumen ist von ovaler Form mit dem grössten Durchmesser (0·08 Mm.) nach vorne gegen die Carotis zu gerichtet. Zwischen der Peripherie des stapedialen Gefässes und dem inneren Rande des besser gefärbten Ringes ist eine Schichte von Gewebe aus blasseren oder weniger dicht aneinanderliegenden Zellen zu sehen.

Die Entfernung zwischen Arteria stapedialis (A. st.) und Carotis (Ca.) beträgt in dieser Höhe 0·22 Mm. Das hintere Ende der tubo-tympanalen Spalte reicht bis zum Niveau des hinteren Randes des Ringes, und steht von diesem circa 0·12 ab. Die Entfernung dieses Endes von der Medianlinie ist ungefähr 1·50 Mm.

Der Ring ist jetzt mittelst seiner medialen Wand mit der lage der periotischen Kapsel in Berührung; liegt immer vor n VII, und der Jugularis (Ju.).

Schnitt 90. — Von den Labyrinthgebilden erscheinen hier nur oberste Theil der verticalen Bogengänge und die Spitze des nalis cochlearis. Zwischen diesen beiden Theilen liegen die nglien des Acusticus und besonders tritt das Ganglium coch- ıris hervor, dessen Nervenfasern in schiefer Richtung verlaufen.

Der Facialisstamm, welcher vor der Jugularis sich befindet, gt lateralwärts einige grosse Ganglienzellen. Um die Arteria pedialis ist keine Spur mehr von einem Ringe zu sehen. In ser Höhe ist der Hyoidbogen nicht mehr zu treffen, und der ndibulare noch nicht zum Vorschein gekommen. Das hinterste le des tubo-tympanalen Raumes findet sich 1·50 Mm. von der dianlinie entfernt und nur 0·15 von der Einsenkung des äusseren hörganges.

Aus der Untersuchung der weiter nach oben geführten Schnitte bezüglich des Mandibularbogens folgendes zu bemerken:

Der Mandibularbogen in Gestalt eines Zellenstranges (von Dicke 0·10) kommt zu Gesicht in der Höhe des obersten eiles der Acusticusganglien, in welcher Ebene die Labyrinth- se ganz aufgehört hat.

Sein proximales Ende ist weniger deutlich markirt, und kann ch hinten nur bis zum Niveau des Endstückes des tubo-tym- nalen Raumes verfolgt werden.

Wenn wir kurz das, was aus den beschriebenen horizontalen hnitten zu entnehmen ist, zusammenfassen, können wir sagen:

Das proximale Ende des Hyoidbogens wendet sich nach oben, rne und medialwärts, legt sich vor dem Facialis und vor der gularis an der hinteren Wand eines arteriellen Gefässes (Arteria pedialis) an und weiter oben bildet es um dieses Gefäss herum ien vollständigen Ring (Annulus stapedialis). Dieser Ring stellt s proximale Ende des Hyoidzellenstranges dar, und tritt ziemlich it nach vorne von der Anlage des Canalis semicircularis externus it der Anlage der periotischen Kapsel in Berührung. Der stape- ale Ring bietet in diesem Entwicklungsstadium keine innige eziehung zu dem proximalen Ende des I. Kiemenbogens dar.

Die Arteria stapedialis stammt von der Carotis gemeinsam mit der Arteria hyoidea ab, welche in den zweiten Kiemenbogen nach unten verläuft.

Sagittale Schnitte. Die Prüfung einiger in sagittaler Richtung geführter Schnitte ist geeignet, die Erkenntnisse über das Verhalten des proximalen Endes des Hyoid- und Mandibularbogens zu vervollständigen.

In den mehr lateral gelegenen Schnitten kommt zuerst das proximale Ende des Mandibularbogens zum Vorschein: in den mehr medialwärts geführten Schnitten trifft man auch das proximale Ende des Hyoidbogens. Zwischen diesen zwei Gebilden beträgt die verticale Entfernung 0·70 Mm.

Sagittale Schnittreihe aus 51 Schnitten bestehend und von aussen beginnend.

Schnitt 17 (Fig. 5). Die Labyrinthblase zeigt eine Andeutung der halbzirkelförmigen Canälchen (Ca. s. s.), ferner nach vorne hin das Anfangsstück des Canalis cochlearis, und hinten einen Abschnitt des Ductus endolymphaticus (D. e.).

Ventral von der Blase bemerkt man die V. jugularis (Ju.), die der Länge nach getroffen erscheint, und die gegen oben aus dem Bereiche des Schnittes heraustritt, indem sie sich medialwärts wendet. Man nimmt auch den mehr lateralwärts gelegenen Theil des Ganglium Gasseri wahr (G. G.).

Ventral von der Vena jugularis findet sich der Facialisstamm, welcher deren Verlaufsrichtung kreuzt. Der Verlauf des achten, und theils dieser des siebenten Nervens ist durch punktirte Linien nach den nächst gelegenen Schnitten angedeutet. Vor dem Facialis ist die obere Partie des Hyoidbogens (Hy.), die nach vorne und oben gewendet erscheint; das proximale Ende biegt sich medialwärts, und wurde daher nicht von dem Schnitte getroffen.

Der tubo-tympanale Raum ist in seinem hintersten Ende getroffen. Ventral von diesem finden wir die Chorda tympani (Ch. ty.), deren Abzweigung von dem Facialisstamm in den mehr lateralwärts gelegenen Schnitten erkenntlich war. Ganz oben und vorne den lateralen Theil des proximalen Endes des mandibularen Bogens (Mn.).

Die Endstücke der beiden Bogen sind von einander durch n tubalen Raum getrennt, und beträgt ihre Entfernung 0·35.

Schnitt 20. Gut sichtbar der laterale Rand des stapedialen ges, welches gegen unten zu in den Hyoidbogen sich fortsetzt.

Schnitt 22 (Fig. 6). Der Stapedialring ist fast in seiner te getroffen; die Arteria stapedialis kommt jedoch kaum zum schein.

Unmittelbar unterhalb dem Ringe ist das Lumen des Ramus Carotis, welcher die Arteria stapedialis und die Arteria oidea in sich aufnimmt, zu sehen. Man kann nach unten zu eine gewisse Strecke die Arteria hyoidea (A. hy.) ver-gen. Die Jugularis ist nur in ihrem unteren Theile getroffen .). Der Stapedialring (Annulus stapedialis) berührt auf eine ze Strecke die vorknorpelige periotische Kapsel.

Das Lumen des tubo-tympanalen Raumes erscheint in Form es spitzwinklig gebogenen Cylinders; der Scheitel kommt nach sen und vorne zu liegen und zeigt in dieser Richtung eine rze Spitze (Ca. tu. ty.). Dieser Schnitt (Fig. 6) trifft den Hyoid-gen an zwei Stellen seines Verlaufes: nämlich unten, bevor er h nach oben und vorne wendet, dann wieder entsprechend n Annulus stapedialis. Das Zwischenstück kommt in den her beschriebenen, mehr lateralen Schnitten zum Vorschein.

Bei diesen Sagittalschnitten ist deutlich zu sehen, dass in sem Entwicklungsstadium die proximalen Enden der zwei ersten menbogen durch eine Schichte von embryonalem indifferenten webe von einander getrennt sind.

Aus der bisherigen Schilderung der Präparate, welche auf ese Entwicklungsphase, von mir als zweites Stadium be-ichnet, sich beziehen, ist folgendes ersichtlich:

I. Echtes Knorpelgewebe ist noch nicht vorhanden, die inftigen Skeletelemente sind, wie im vorher beschriebenen adium, nur durch nicht deutlich begrenzte Zellenanhäufungen id Zellenstränge dargestellt.

II. Der Mandibularbogen erscheint in Form eines Zellen-tranges, welcher an seinem distalen Ende nur bis zu einer ge-issen Entfernung von der Mittellinie reicht, und endet frei roximal mit einer unbegrenzten Anschwellung an der Seite des

Schädels, dem vorderen Theile der Labyrinthblase entsprechend. Er tritt weder zu der periotischen Kapsel, noch zu dem proximalen Ende des zweiten Kiemenbogens in Beziehung.

III. Der Hyoidbogen erscheint in Form eines Zellenstranges, welcher ungefähr dieselbe Dicke als der Mandibularbogen aufweist. Sein distales Ende geht nach vorne in unbegrenzte Zellenanhäufungen über; sein proximaler Abschnitt wendet sich zuerst ein wenig nach aussen, dann biegt er sich nach oben, vorne und innen. Das proximale Ende umgibt ein arterielles Gefäss (Arteria stapedialis), und bildet auf diese Weise einen vollständigen, aus dicht aneinanderliegenden Zellen bestehenden Ring (Annulus stapedialis), und tritt zuletzt zu der Anlage der periotischen Kapsel in Beziehung.

IV. Die Arteria stapedialis stammt mittelst einem mit der Arteria hyoidea gemeinsamen Aste von der Carotis ab.

V. Die vorknorpelige periotische Kapsel weist die grösste Dicke entsprechend der lateralen Wand der Gehörblase auf.

Keine Spur von Labyrinthfenstern ist zu bemerken.

III. Stadium.

Das erste Auftreten des Knorpelgewebes, Uebergangsstadium (Katzenembryo 2 Cm.).

Die Skeletelemente sind theils durch die Ueberreste der vorknorpeligen Anlage, theils durch echtes Knorpelgewebe dargestellt. Von Embryonen, welche dieses Stadium der Entwicklung dargeboten haben, habe ich zwei Reihen von Katzenembryonen ungefähr 2 Cm. Scheitelsteisslänge [1]) und Schweinsembryonen 3 und $3^1/_2$ Cm. Scheitelsteisslänge untersucht.

Katzenembryo 2 Cm. Scheitelsteisslänge.

Charakteristische Merkmale. Die Kiemenbogen total verwachsen. Netzhaut im Auge gefaltet. Nervus opticus misst an seiner Insertionsstelle 0·20 Millimeter. An verschiedenen Skelettheilen ist das Knorpelgewebe gut ausgebildet: lateralwärts des vorderen Abschnittes des Meckel'schen Knorpels ist schon eine Knochenlamelle des Dentalis aufgetreten. Die Labyrinthkapsel

[1]) Obwohl diese Katzenembryonen alle ungefähr 2 Cm. lang waren, haben einige von diesen etwas mehr vorgerückten Entwicklungsgrad gezeigt.

in ihrer hinteren Partie deutlich knorpelig; die Cochlea zeigt mehr als $1^1/_2$ Windung; der Ductus endolymphaticus besitzt an seinem Ende eine ausgesprochene Erweiterung (Frontaldurchmesser 0·20 Mm.). Der Sinus petrosus superior, der ihr nahe steht, hat ein Lumen von 0·12 Mm. Das Lumen des Canalis reuniens superior ist bedeutend enger geworden und misst jetzt circa 10 μ.

Topographie der Kopfgebilde. Gefässe. Die embryonalen Kopfgebilde weisen schon eine bemerkenswerthe Umgestaltung auf, so dass die hauptsächlichsten topographischen Verhältnisse jenen, die sich beim erwachsenen Thiere vorfinden, ähnlich sind. Darum, und aus diesem Grunde, weil uns die Behandlung des Gegenstandes von dem Bereiche unserer Untersuchungen zu weit führen würde, halte ich es für nicht angezeigt, in eine ausführlichere topographische Darstellung einzugehen.

Ich kann jedoch nicht umhin, auf eine merkwürdige Veränderung in der Anordnung des Gefässverlaufes hinzuweisen.

Die Jugularis, die wir früher als ein verhältnissmässig mächtiges Gefäss, an der Seite und hinter dem Facialis verlaufend, kennen gelernt haben, ist jetzt fast gänzlich verschwunden (vergl. Fig. 7 und 8).

An ihrer Stelle finden wir ein kleines Gefäss, welches sich von unten herauf nur bis zur Höhe des ovalen Fensters verfolgen lässt (Fig. 8 V).

Auch die Carotis hat in ihrem Verlaufe eine beträchtliche Modification erlitten: Die weitere Ausbildung der Pars cochlearis der Gehörkapsel hat die Carotis ganz nach vorne gedrängt; überdies hat sich ihr Lumen sehr verengert. Die Arteria stapedialis (Fig. 8, A. st.) zweigt sich direct von der Carotis ab, deshalb weist sie eine beträchtliche Länge auf.

Skeletelemente. Histologische Beschaffenheit und Terminologie. Bezüglich der Skeletelemente finden wir in diesem Stadium die verschiedensten Entwickelungsstufen des Knorpelgewebes vertreten, von den Zellenanhäufungen angefangen, welche in den vorhergehenden Stadien ausschliesslich vorhanden waren, bis zu dem ausgebildeten Knorpelgewebe. Dieses Stadium, wo schon Knorpel eintritt und die vorknorpelige

Anlage noch nicht vollkommen ist, wurde von mir auch als Uebergangsstadium bezeichnet.

Aus der verschiedenen Anordnung der Zellen und der verschiedenen Intensität der Färbung mittelst Hämatoxylin sind wir im Stande, ein hinreichend genaues und wohl schätzenswerthes Kriterium über die Zeit der Entwicklung der einzelnen Skelettheile zu gewinnen.

Wir können drei verschiedene Entwicklungsphasen des Knorpelgewebes unterscheiden, obwohl die ganze Reihe der Zwischenstadien beobachtet werden kann.

1. Gewebe vollkommen identisch den Zellenanhäufungen, welche die Skeletelemente bei den Embryonen der früheren zwei Stadien darstellt. Zellen klein, Kern relativ gross oder körniger Inhalt, geringe Menge von Protoplasma; Intercellularsubstanz gering oder auch nicht wahrnehmbar. — Die Zellen sind dicht aneinander gedrängt. — Die Zellsubstanz sticht durch intensivere Färbung von dem umgebenden Gewebe deutlich ab. — Die Bezeichnung vorknorpeliges wird für dieses Gewebe auch im Nachfolgenden beibehalten werden.

2. Zellen grösser, Protoplasma reichlicher; Intercellularsubstanz in geringem Maasse schon aufgetreten; sie färbt sich noch mit Hämatoxylin, jedoch weniger als die Zellkerne. Das Knorpelgewebe dieser Entwicklungsphase sei als unreifer Knorpel bezeichnet.

3. Das Gewebe bietet das Aussehen eines ausgebildeten Knorpels: Zellen gross und mit deutlich ausgesprochener Kapsel, Intercellularsubstanz reichlich vorhanden, von hyaliner Beschaffenheit und sich mit Hämatoxylin kaum färbend. Obschon dieses Gewebe durch eine besondere Grenzschichte in das umgebende indifferente Gewebe übergeht, und relativ reich an Zellen ist, halte ich es für zweckmässig, die Bezeichnung „reifer Knorpel" zu wählen, mit Rücksichtnahme auf die zwei vorausgehenden Phasen.

Durch die Messung der Grösse der Zellen und ihrer wechselseitigen Entfernung, wollte ich oft versuchen, einen Anhaltspunkt ausfindig zu machen, um die verschiedenen Reifegrade des Knorpelgewebes feststellen zu können.

Da aber an einer bestimmten Stelle eines und desselben ewebes, sowohl die Grösse der Zellen als auch deren Entfernung oneinander verschieden sind (was auch aus dem interstitiellen achsthum des Knorpels vorauszusehen war), so scheint es geignet und viel sicherer, als Classificationscriterium den Färbungsrad und das von dem Gewebe dargebotene Aussehen festzustellen. ch will eigentlich betonen, dass der Hauptunterschied zwischen er vorknorpeligen Anlage und dem Knorpel in dem Vorandensein der Intercellularsubstanz und zwischen dem unreifen nd dem reifen Knorpel in dem Verhalten der Intercellularsubstanz egen Hämatoxylin besteht.

Wenn der unreife Knorpel sich zu zeigen beginnt, sind gewöhnlich die einzelnen Skeletabschnitte den künftigen Gelenken ntsprechend voneinander getrennt.

Diese Abschnitte sind in ihrem ganzen Umfange von einer chichte von Zellen umgeben, die einen allmäligen Uebergang on den wahren Knorpelzellen zu den embryonalen Bindegewebsellen darstellen.

Die Intercellularsubstanz wird gegen die Peripherie spärlich, nd nimmt eine stärkere Färbung an (Fig. 11, St. l.); das Zellenrotoplasma nimmt ab, die Zellen werden mehr oval bis spindelörmig, ordnen sich in parallelen Reihen an, und erhalten zuletzt as Aussehen der eigentlichen embryonalen Bindgewebszellen.

Diese Uebergangzone ist breiter bei den von mir als Unei f bezeichneten Knorpeln; mit dem Reifwerden des Knorpelewebes nimmt sie in ihrer Dicke ab, und die sie zusammensetzenden ellen werden länglich, spindelförmig (die Anlage des Perichondrium). ie Uebergangzone wird von mir als Grenzschichte bezeichnet erden.

Wichtige Veränderungen sind in dieser Entwicklungsperiode uch in dem Gewebe, welches die Skeletelemente umgibt, aufetreten.

Lateralwärts von dem vordersten Theil des mandibularen norpels, ist auf eine kurze Strecke eine knöcherne Lamelle, die nlage der Mandibula (Unterkiefer, Os dentale) zu sehen. Sie t aus directer Umwandlung des mesoblastischen Gewebes entanden (Deckknochen).

Das interstitielle Gewebe ist in Begriff faserig zu werden.

Periotische Kapsel. Während die Skeletelemente der Schädelbasis schon den Charakter des reifen Knorpels angenommen haben, müssen wir indessen bei der periotischen Kapsel die vordere untere Partie (Pars cochlearis) von der hinteren oberen (Pars canalium semicircularium) streng unterscheiden. — Während diese letztere echt knorpelig aussieht, ist das Gewebe an dem vorderen Theil in seiner Entwicklung bedeutend zurückgeblieben und bietet das Aussehen eines unreifen Knorpels. Die Grenzen der Knorpellamelle, welche die Cochlea in sich aufnimmt, sind an der tympanalen Seite ziemlich deutlich zu erkennen. — An der Labyrinthseite indessen gehen sie allmälig in das Gewebe über, welches den Canalis cochlearis umgibt.

An einer bestimmten Stelle sogar ist die cochleare Kapsel noch nicht knorpelig geworden, nämlich die Intercellularsubstanz ist so spärlich vorhanden, dass das Gewebe als ein Zwischenstadium zwischen der vorknorpeligen Skeletanlage und dem unreifen Knorpel angesehen werden könnte. Diese Stelle entspricht der Gegend der künftigen ovalen Fenster, nimmt auch das Promontorium und gegen unten zu die ganze laterale vordere Partie der Kapsel ein, indem allmälig die übrige knorpelige cochleare Lamelle in die Kapsel übergeht. — Gegen oben und hinten zu kann man indessen ein ganz bestimmtes Raphe bemerken, welches auf die Grenze zwischen dem capsularen Theile der Schnecke und demjenigen der Bogengänge hindeutet.

Bei diesem Stadium der Entwicklung ist also keine Spur des runden Fensters zu sehen; die noch nicht knorpelige Anlage der cochlearen Lamelle zieht continuirlich an dieser Stelle vorüber.

Dem ovalen Fenster entsprechend, erscheint das Gewebe bei einer ersten Reihe von Embryonen von Katzen 2 Ctm. durch das Anlegen des medialen Randes des Annulus stapedialis gegen das Labyrinth zu einfach hineingedrängt. Bei der zweiten Reihe von Embryonen, mehr in der Entwicklung vorgerichtet, differenzirt sich die Stelle der capsularen Wand, welche den medialen Rand des Annulus stapedialis in sich aufnimmt, rundherum von den übrigen Theilen der periotischen Kapsel, und bildet eine Platte, mit einer Concavität, welche dem medialen

Rande des hier anliegenden Ringes entspricht (Lamina stapedialis, Fig. 7 u. Fig. 8, L. st.). In jener Lamelle, wo die Zellen in fast concentrischer Reihe zu dem Ringe selbst angeordnet erscheinen und die Intercellularsubstanz noch nicht deutlich zu beobachten ist, können auch bei schwacher Vergrösserung zwei Schichten unterschieden werden: die eine tympanale, weniger gefärbt und mit dem Ringe in Contact tretend; die andere labyrinthische intensiver gefärbt, und einen Theil der inneren Oberfläche der Kapsel darstellend.

Die tympanale Schichte verdankt ihre schwache Färbung der geringeren Färbung ihrer Kernfiguren. Die Differenzirung der Lamina stapedialis von der übrigen Wand der Kapsel erscheint in diesem Entwicklungsstadium von der Anordnung der Zellen bedingt.

Skeletelemente der Kiemenbogen. Auch in den Skeletelementen der zwei ersten Kiemenbogen sind in diesem Entwicklungsstadium wichtige Veränderungen eingetreten.

Mandibularbogen. Der Mandibularbogen bietet durch eine grosse Strecke hin das Aussehen des reifen Knorpelgewebes. — Seine vorderen Abschnitte bilden eine schwache, gegen unten convexe Krümmung, und werden lateralwärts von einer Knochenlamelle begleitet. Diese Knochenlamelle, die Anlage des Unterkiefers (Dentalis), liegt in derselben Höhe, aber in einer gewissen Entfernung von dem Meckel'schen Knorpel fast concentrisch zu diesem Knorpel gekrümmt. Zwischen dieser Lamelle und dem Meckel'schen Knorpel liegt ein Nervenstrang: der Ramus alveolaris des 5. Paares; gegen hinten zu, ungefähr in der Höhe des Ganglium Gasseri, hört dieser Knochen gänzlich auf.

Die distalen Enden des mandibularen Bogens kommen auf der Medianlinie mit einander in Berührung; sie wenden sich dann von einander ab, um bald in eine Anhäufung von gefärbten Zellen überzugehen.

Das proximale Ende des knorpeligen Bogens schwillt nach aussen an einer Stelle an, welche dem vorderen Theil der Labyrinthblase entspricht, setzt sich nach hinten in eine Gewebsmasse, welche an ihren verschiedenen Stellen verschiedene Entwicklungsgrade darbietet, fort. In einem solchen Gewebe lassen sich

schon die Formen des Hammers und des Ambosses erkennen. Der Hammer- und Amboskörper sind knorpelig, und von einander schon zum Theile, durch die betreffende Grenzschichte, den künftigen Gelenkoberflächen entsprechend getrennt. Der Knorpel des Hammerkörpers zeigt dieselbe Entwicklungsphase wie der Meckel'sche Knorpel.

Das Gewebe des Amboskörpers hat indessen ein etwas mehr junges Aussehen.

Der obere Abschnitt des Hammergriffes und des langen Ambosschenkels und der grösste Theil des Processus brevis des Ambosses sind nur durch die vorknorpelige Anlage, d. i. einfache Zellenanhäufungen dargestellt.

Selbstverständlich finden sich in allen diesen Theilen eine ganze Reihe von Zwischenstufen der Entwicklung. In Betreff der Form der in Rede stehenden Knöchelchen bei solchen 2 Cm. langen Embryonen halte ich es für nicht angezeigt, mich in nähere Details einzulassen, denn schon in diesem Stadium beginnen die morphologischen Charaktere des erwachsenen Individuums sich geltend zu machen.

Hyoidbogen. Der knorpelige Hyoidbogen als Product aus dem zweiten Kiemenbogen ist in seiner Entwicklung weit hinter dem Mandibularbogen zurückgeblieben. Nicht nur sein Gewebe sieht als unreifer Knorpel aus, sondern auch seine Dicke, die im vorhergehenden Stadium gleich jener des Mandibularbogens war, beträgt jetzt nur die Hälfte dieses letzteren.

Ueberdies ist er nicht in seiner ganzen Ausdehnung knorpelig geworden.

Der unmittelbar unterhalb des Annulus stapedialis gelegene Theil hat die histologischen Charaktere der vorknorpeligen Anlage beibehalten.

Vorne vereinigen sich mit dem Körper des Os hyoideum (Basi-hyalis) die leicht angeschwollenen distalen Enden. Indem der knorpelige Bogen nach hinten zieht, verschmälert er sich in seinem Mitteltheile, wendet sich, wie im vorigen Stadium, zuerst ein wenig gegen aussen, dann gegen oben, vorne und medialwärts, verliert aber die knorpelige Beschaffenheit bevor er — ungefähr 0·08 Mm. von der Ursprungsstelle aus dem Facialisstamm

der Chorda tympani — direct vor dem siebenten Nerv zu liegen kommt.

In diesem Stadium liegt das knorpelige Ende des hyoidalen Bogens circa 0·45 Mm. von dem lateralen Ende des Annulus stapedialis entfernt.

Das knorpelige Endstück verlängert sich nach oben zu in Form eines Zellenstranges, der sich durch eine Verbreiterung mit dem lateralen Rande des stapedialen Ringes und unteren Ende des Processus longus des Ambosses in Verbindung setzt (Fig. 8, Hy.). Im Verlaufe dieses Stranges sind auf einer kleinen Strecke hin die ihn zusammensetzenden Zellen weniger durch Hämatoxylin gefärbt und weniger dicht aneinander gedrängt, so dass es den Anschein hat, als ob sie sich mit den Zellen des umgebenden Gewebes vermischen würden.

Annulus stapedialis. Der Stapedialring, welcher dadurch nicht mehr in directer Beziehung zu dem Hyoidbogen steht, ist schon in inniges Verhältniss mit den Derivaten des ersten Bogens, und zwar mit dem gegen unten zu hingewachsenen langen Ambosschenkel, getreten. Das Gewebe des Ringes hat das Aussehen eines unreifen Knorpels (Fig. 7, An. st.). In Folge des Schwindens der Vena Jugularis, die im früheren Stadium den Ring hinten begrenzt hatte (vergl. Fig. 4, V. Ju. und Fig. 8, V. Ju.), und wegen des Wachsthums nach vorne der Labyrinthblase, erscheint der Annulus stapedialis gegen hinten gerückt. Die Entfernung seines hinteren Randes von der vorderen Wand der knorpeligen Kapsel des äusseren Bogenganges beträgt jetzt nur 0·20 (vergl. Fig. 4 und Fig. 7).

Wie in dem vorigen Stadium, ist der Ring derart geneigt, dass der hintere und laterale Rand am tiefsten zu liegen kommt. Die Arteria stapedialis, welche durch den Ring hindurchgeht (vergl. Fig. 8), ist viel dünner geworden, und kann nur eine kurze Strecke über den Ring verfolgt werden.

Der lange Ambosschenkel befindet sich mit seinem knorpeligen Ende in einer gewissen Entfernung von dem lateralen Rand des Ringes, mit der noch nicht knorpelig gewordenen Spitze schon mit diesem Rande in Berührung.

Der mediale Rand des Ringes ist an der periotischen Kapsel nicht mehr einfach anliegend, er hat sich vielmehr zum grössten Theile in das Gewebe hineinvertieft. Auch bei diesem eingedrungenen Theile treten die Contouren durch das Vorhandensein der sogenannten Grenzschichte deutlich hervor (Fig. 7 und 8, An. st.).

Schweinsembryonen. Die von mir untersuchten Schweinsembryonen, 3 und $3^1/_2$ Cm. Scheitelsteisslänge, entsprechen einer etwas weiter vorgerückten Entwicklungsstufe. Das Knorpelgewebe bietet überall ein ziemlich reifes Aussehen dar; das Bindegewebe ist schon faserig geworden. Durch die vorknorpelige Anlage ist nur das Stück des Hyoidbogens unmittelbar unterhalb des Stapedialringes und die äusserste Spitze des langen Ambosschenkels dargestellt. Die ganze periotische Kapsel ist schon knorpelig geworden; die Lamina stapedialis ist rund herum differenzirt. Das runde Fenster erscheint relativ sehr breit; zwischen seinen Rändern, deren der untere nicht so deutlich als der obere begrenzt ist, ist keine Spur einer Anlage der entsprechenden Membrana zu sehen.

Aus der bisherigen Schilderung der Präparate, welche auf Katzenembryonen, 2 Cm. Scheitelsteisslänge und Schweinsembryonen, 3 und $3^1/_2$ Cm. Scheitelsteisslänge (III. Entwicklungsstadium), sich beziehen, ist folgendes ersichtlich:

I. Die Skeletelemente sind in diesem Stadium:

a) theils von einfachen Zellenanhäufungen (vorknorpelige Anlage),

b) theils von echtem Knorpelgewebe dargestellt. Der Deckknochen, welcher den Unterkiefer darstellt, ist schon erschienen.

II. Das Knorpelgewebe, welches die meisten Skeletelemente vertritt, wird durch das Vorhandensein einer Intercellularsubstanz charakterisirt. Nach dem Reichthum an Intercellularsubstanz kann man einen unreifen Knorpel, welcher an die vorknorpeligen Zellenanhäufungen durch seine histologische Beschaffenheit erinnert, und einen reifen Knorpel unterscheiden. Von der vorknorpeligen Anlage bis zum reifen Knorpelgewebe ist ein allmäliger Uebergang zu bemerken.

III. Die periotische Kapsel bietet in ihrer hinteren oberen Partie (Pars canalium semicircularium) das Aus-

sehen von ziemlich reifem Knorpelgewebe; ihre vordere untere Partie (Pars cochlearis et vestibularis) ist noch nicht knorpelig geworden.

IV. Die Stelle der Labyrinthkapsel, an welcher der mediale Rand des Stapedialringes (Annulus stapedialis) anliegt, differenzirt sich später rund herum durch die Anordnung der sie zusammensetzenden Zellen von der übrigen Wand, und bildet somit eine noch nicht knorpelige Lamelle, welche den obgenannten Rand in sich aufnimmt (Lamina stapedialis). In diesem Entwicklungsstadium ist auch das breite runde Fenster zu sehen.

V. Der Mandibularbogen ist in Form eines knorpeligen Cylinders vorhanden; die distalen Enden stossen in der Mittellinie zusammen; aus den proximalen Extremitäten entwickeln sich Hammer und Ambos, noch nicht ganz getrennt. Der Hammergriff und die beiden Ambosfortsätze sind noch nicht knorpelig geworden.

VI. Der Hyoidbogen ist dünner als der Mandibulare; das distale Ende ist in Beziehung mit dem Os hyoideum getreten. Ein Stück, unmittelbar unterhalb dem proximalen Ende, ist noch immer durch einen Zellenstrang vertreten. Das proximale Ende bildet den stapedialen Ring (Annulus stapedialis), welcher in das Gewebe der Lamina stapedialis hinein vertieft erscheint.

VII. Die Topographie der Kopfgebilde ist nunmehr der Topographie des erwachsenen Thieres ähnlich; die bereits sehr dünn gewordene Arteria stapedialis stammt jetzt unterhalb dem vorderen Theile der periotischen Kapsel, direct von der Carotis ab.

IV. Stadium.

Die knorpeligen Skeletelemente. (Menschliche Embryonen.)

Die Skeletelemente der Kiemenbogen und der periotischen Kapsel sind alle von Knorpelgewebe dargestellt; die Verknöcherung dieser Elemente ist noch nicht aufgetreten, ausgenommen am distalen Ende des Mandibularbogens.

Bei den Katzenembryonen haben wir die allerersten Anlagen der Gehörknöchelchen untersucht, und constatirt, dass Hammer und Ambos aus dem ersten Kiemenbogen, der Stapedialring aus

dem zweiten, die Lamina stapedialis aus der Labyrinthwand hervorgehen.

Für das Stadium der vollständigen Verknorpelung dieser Theile ist es viel geeigneter, sich menschlicher Embryonen zu bedienen, weil der morphologische, für das erwachsene Individuum charakteristische Typus der Gehörknöchelchen schon aufzutreten beginnt.

In dieser Beziehung sind die Vergleiche, welche sich zwischen Embryonen verschiedener Thierspecies (Schwein, Kaninchen, Hunde und Mäuse) anstellen lassen, sehr lehrreich zur Unterscheidung der allgemeinen Entwicklungsvorgänge von den speciellen bei den Thieren einer und derselben Gattung. Für das Studium dieses Entwicklungsstadiums habe ich eine Reihe von menschlichen Embryonen (4, $4^1/_2$, 5, $7^1/_2$, 8, 10), dann Schwein-, Kaninchen- und Mäuseembryonen angewendet.

Menschliche Embryonen 4 und $4^1/_2$ Cm. Scheitel-Steiss-Länge.

Die jüngsten von mir untersuchten menschlichen Embryonen waren 4 und $4^1/_2$ Cm. lang.

Obwohl der eine etwas mehr als der andere in der Entwicklung vorgerückt war, sind überhaupt keine merkbaren Verschiedenheiten in dem Aussehen der einzelnen Skelettheile zu constatiren; und nur die Lamina stapedialis weist ein verschiedenes Verhalten in beiden Embryonen.

Charakteristische Merkmale. Im Auge sind schon die Stäbchen der Netzhaut deutlich zu erkennen. Der Ductus cochlearis hat schon seine Windungen vollbracht; er erscheint jedoch immer in Form eines einfachen Schlauches, und seine Epithelschichte ist an der gegen das Gehirn zu gewandten Wand am dicksten. Keine Spur von Knorpelgewebe an der Stelle des künftigen Modiolus. Der Sacculus misst in seinem grössten verticalen Durchmesser 0·40 Mm., der Canalis reuniens Henseni 0·05 Mm., wovon 0·02 auf die mediale, 0·01 auf die laterale Wand, und 0·02 auf die Höhlung fallen. — Verknöcherungspunkte des primordialen Skeletes sind schon im Sphoenoideum posterius und Basi occipitale zu sehen. Die meisten Deckknochen sind schon aufgetreten.

Histologische Beschaffenheit. Das Gewebe der Kiemenbogen und der periotischen Kapsel bietet fast überall das Aussehen des reifen Knorpels. Die Intercellularsubstanz ist reichlich vorhanden; die Zellen sind gross und lassen eine deutliche Kapsel um sie erkennen. Als Grenzschichte des Knorpels finden wir jetzt keine Uebergangszone von Knorpelzellen zu Bindegewebszellen mehr, sondern eine faserige Schichte mit spindelförmigen Zellen, die eigentliche Anlage des Perichondriums. Das Bindegewebe ist auch faserig geworden; seine Zellen jedoch sind immer rundlich und mit kurzen Fortsätzen versehen.

Die Nervenfasern sind in diesem Stadium schwer von der faserigen Grundsubstanz zu unterscheiden.

Die Muskelfasern lassen sich durch regelmässige Streifen und Zellenreihen und durch ihre rothe Färbung (Eosin) erkennen.

Die intensiv roth mit Eosin gefärbten Deckknochen treten auf dem mit Hämatoxylinblau gefärbten Felde sehr scharf hervor; auch mit schwacher Vergrösserung können ihre topographischen Verhältnisse ohne Schwierigkeit durch die Reihe der Schnitte verfolgt werden.

Die Deckknochen welche sich sehr oft in Beziehung zu einem bestimmten Knorpelstück bringen lassen, erscheinen zuerst in Form einer Lamelle, inmitten des mesodermatischen Gewebes, und in einer gewissen Entfernung von dem betreffenden Knorpel. Die knöcherne Lamelle ist in der Regel gekrümmt und weist in den meisten Fällen eine der convexen Fläche des Knorpels zugewendete Concavität auf. Die Zellen des Bindegewebes, welche sich zu Osteoblasten umwandeln, zeigen zuerst um sie herum einen lichteren Saum, sind wenig aneinander gedrängt, verlieren ihre Fortsätze und werden allmälig in einer eosinophylen Intercellularsubstanz eingebettet.

Periotische Kapsel. Die in diesem Stadium ganz knorpelig gewordene periotische Kapsel, zeigt an ihrer lateralen Wand die zwei Labyrinthfenster, und an ihrer medialen Wand eine grosse Lücke, den künftigen Ductus acusticus internus.

Die periotische Kapsel ragt auf einer gewissen Strecke nach vorne ganz frei mit ihrem rundlichen vorderen Ende hervor; gegen hinten zu verschmilzt die mediale Wand mit den Sphoenoideum

anterius, und noch weiter hinten verschmilzt der untere Abschnitt dieser Wand mit dem Sphoenoideum posterius und occipitale. Spuren einer Raphe sind an den letzteren Verschmelzungsstellen zu bemerken.

Die Kapsel kann als aus einem vorderen und unteren, welcher die häutige Cochlea und den Sacculus aufnimmt (Pars cochlearis), und einem hinteren Theil, welcher die Bogengänge einschliesst (Pars canalium semicircularium), zusammengesetzt betrachtet werden.

Der vordere Theil ist eine ovale Schale mit dem in verticaler Richtung etwas schief nach innen gerichteten grössten Durchmesser, und wird aus einer knorpeligen ziemlich gleich dicken Lamelle gebildet, welche den grössten Theil des Ductus cochlearis, die Ganglien und die Faser des Nervus cochlearis, alles in embryonalem Bindegewebe eingebettet, aufnimmt.

Der viel massivere hintere Theil stellt bereits eine Knorpelmasse dar, in welcher die respectiven Bogengänge eingebettet erscheinen. Seine Gestalt wird durch das Vorhandensein eines knorpeligen Fortsatzes unregelmässig, welcher von dem hinteren oberen Abschnitte der lateralen Oberfläche abgeht, sich lateralwärts hinstreckt, indem er in einer Art Rinne den kurzen Ambosschenkel aufnimmt (Processus perioticus posterior[1]).

Der vordere Theil der periotischen Kapsel ist seinerseits mittelst einer knorpeligen Lamelle in einem oberen grösseren Abschnitte, welcher den grössten Theil des spiralförmigen Ductus

---

[1]) Nach Beobachtungen, welche hauptsächlich auf spätere Entwicklungsstadien sich beziehen, und über deren Ergebnisse ich mir in einer anderen Arbeit ausführlich zu sprechen vorbehalte, wären drei knorpelige Fortsätze zu unterscheiden, welche aus der lateralen Wand der periotischen Kapsel gegen das künftige Mittelohr zu wachsen; nämlich:

1. Processus perioticus superior, welcher nebst einer knöchernen Lamelle des Os squamosum zur Bildung des sogenannten Tegmen tympani beiträgt.

2. Processus perioticus posterior, welcher mit dem Reichert'schen Knorpel zuerst in faserige Verbindung tritt, dann mit letzterem knorpelig verschmilzt (Processus styloideus Politzer).

3. Processus perioticus inferior, welcher sich zuletzt entwickelt, und theilweise den Boden der Paukenhöhle bildet.

cochlearis aufnimmt (eigentliche Pars cochlearis), und einem kleineren unteren-hinteren, welcher den Sacculus und das Anfangsstück der cochlearen Basalwindung in sich aufnimmt (Pars vestibularis), gesondert.

Solche Lamelle weist eine, derjenigen des Ductus cochlearis ähnliche, Entwicklungsart auf.

Wie bekannt, entwickelt sich der Ductus cochlearis, während er gegen hinten in Verbindung mit dem Sacculus mittelst dem Canalis reuniens inferior bleibt, direct nach vorne sich auf einer gewissen Länge hinstreckend, um sich später gegen oben, aussen und hinten umzubiegen, und somit seine Spiralwindungen anzufangen. — Die knorpelige Lamelle des Cochlearistheiles, welche die Windungen an der tympanalen Seite begrenzt, ist mit der übrigen Kapsel gegen hinten und unten nicht verschmolzen, sondern erscheint, entsprechend dem Zwischenraume, welcher zwischen den höheren Spiralwindungen und dem Sacculus sammt dem Anfangsstücke der Basalwindung sich befindet, nach vorne und oben fast hineingebogen. Die in Rede stehende Lamelle setzt sich dann in einer vorspringenden Linie fort, welche, spiralförmig aus der inneren Wand der Kapsel abgehend, die einzelnen Windungen des Ductus cochlearis trennt. Diese Linie nimmt allmälig an seiner Höhe ab, je mehr sie sich dem oberen Theil der Cochlea nähert.

Bei den obgenannten menschlichen Embryonen ist zwischen der zweiten und dritten Windung kaum eine Spur dieser vorspringenden Linie zu sehen. An der Stelle, wo die äussere Wand sich gegen das Innere der Cochlea umwendet, befindet sich zwischen derselben und dem übrigen Theil der Kapsel eine deutliche Raphe.

Es bleibt somit eine den häutigen Sacculus und das Anfangsstück der Basalwindung enthaltende Höhle, welche weder nach vorne, noch nach hinten geschlossen ist, da der Sacculus mittelst dem Canalis reuniens inferior mit dem Ductus cochlearis und mittelst dem Canalis reuniens superior mit dem Utriculus (Alveus communis canalium semicircularium) in Verbindung steht. Diese Höhle stellt die vestibulare Höhle dar.

Es ist wichtig, die Gegenwart der beschriebenen Raphe zwischen dem hinteren unteren Theil der cochlearen Lamelle und dem oberen vorderen der vestibularen zu constatiren. Bei den Frontalschnitten erscheint diese unmittelbar oberhalb des ovalen Fensters, und könnte daher mit der oberen Differenzirungslinie der Lamina stapedialis verwechselt werden. In der Fig. 10 z. B. ist die Raphe mit dem Buchstaben *R*, die obere Peripherie der Lamina stapedialis mit *A* bezeichnet.

Ovales Fenster. — Lamina und Annulus stapedialis. (Menschl. Embryonen 4 Cm. Vergl. Fig. 9 und 10).

Die Stelle der capsularen Wand, an welcher der Stapedialring anliegt, beginnt nur gegen oben und hinten zu von dem übrigen Theil der Wand sich zu differenziren, und eine solche Differenzirung scheint wesentlich durch das Hineindringen von faserigen Elementen, besonders von der tympanalen Seite her, unterstützt zu werden. Die Differenzirung ist nur an der oberen hinteren Peripherie der Lamina zu sehen; weiter nach vorne kann man blos eine Anordnung der Knorpelzellen in parallelen, dem Rande des Annulus stapedialis concentrischen Reihen, beobachten.

Der in seiner ganzen Umrandung scharf begrenzte Annulus stapedialis hat sich in die Lamina um beiläufig die Hälfte der Dicke seines medialen Randes hineinvertieft. Der Ring ist in ähnlicher Weise zu dem, was wir bei Katzenembryonen constatirt haben, schief gerichtet, so dass sein hinterer äusserer Rand am tiefsten zu liegen kommt.

Ueberreste der A. stapedialis sind noch zu sehen.

Diese Verhältnisse sind aus der Fig. 9 und 10 zu sehen.

Fig. 9 stellt einen frontalen Schnitt dar, der hinter dem langen Ambosschenkel geführt wurde, und das Lumen des Annulus stapedialis getroffen hat. Der laterale und der mediale Rand des Ringes weisen eine ziemlich gleiche Dicke auf. Die Stelle der Labyrinthwand, an welcher der Stapedialring anliegt, zeigt noch nicht eine Differenzirung von dem übrigen Gewebe; die Raphe, welche nach oben zu in der Figur zu sehen ist, entspricht den Grenzen zwischen der vestibularen Lamelle und der Partie der periotischen Kapsel, welche die Bogengänge umschliesst. Ausser dem engen Vas perforans (Arteria stapedialis), findet

nan ein Stückchen des Musculus stapedialis (M. st.), den hinteren periotischen Fortsatz (Pr. per.), den Sacculus (Sacc.), den Ductus cochlearis (D. coch.), das runde Fenster (Fen. r.) u. s. w.

Bei Fig. 10, die einen frontalen Schnitt hinter dem soeben beschriebenen darstellt, ist der Ring in der Nähe seines hinteren Schenkels getroffen; dabei bemerken wir oben, neben der beschriebenen Begrenzungslinie zwischen der vestibularen und der cochlearen Partie (R.), die Differenzirung der oberen Peripherie der Lamina stapedialis.

Wenn wir bei starker Vergrösserung den an der vestibularen Wand anliegenden Theil des Annulus untersuchen (Fig. 11), finden wir sein Gewebe aus kleinen, intensiv gefärbten Zellen gebildet und die Intercellularsubstanz ziemlich reichlich vorhanden. Die Grenzschichte des Annulus (St. l.) pflanzt sich auch zwischen Annulus und Lamina fort. Die Stelle der Kapselwand, an welcher der Ring anliegt, zeigt relativ grosse, schwach gefärbte, und mit kleinem geschrumpften Kern versehene Zellen, die fast concentrisch zu der Berührungsfläche in Reihen angeordnet sind und an der tympanalen Seite keine Grenzschichte aufweisen. Das Bindegewebe zeigt sowohl an der tympanalen als auch an der labyrinthischen Seite eine echt faserige Beschaffenheit.

Entsprechend dem hinteren Rande des Ringes, dringen diese Bindegewebsfasern von der tympanalen Seite her in das Knorpelgewebe der capsularen Wand und beginnen so an dieser Stelle die künftige Lamina stapedialis zu begrenzen.

Bei dem Embryo $4^1/_2$ Cm. Scheitel-Steiss-Länge, ist die Lamina stapedialis rund herum deutlich differenzirt; die beschriebene Raphe ist noch deutlich vorhanden.

Rundes Fenster. Das runde Fenster ist schon deutlich und herum mit knorpeligen Rändern begrenzt. Das Promontorium endet gegen unten zu mit einer convexen Oberfläche (Fig. 9, Pr.), und vom inneren Rande dieser Oberfläche geht die Anlage der Membrana tympani secundaria ab, und heftet sich dem inneren Rande des gegenüberliegenden Abschnittes der Kapsel an. Die Anlage der Membrana wird von intensiver gefärbten, spindelförmigen oder länglichen in longitudinalen Reihen angeordneten Zellen zusammengesetzt, welche als von der Verlängerung

und der Verschmelzung des Perichondriums der inneren und äusseren Oberfläche der capsularen Wand gebildet betrachtet werden dürften.

Während jedoch an der tympanalen Seite die die obgenannte Anlage zusammensetzenden Zellen allmälig in die Zellen des Bindegewebes, welches noch den betreffenden Abschnitt der tympanalen Höhle besetzt, übergehen, scheint hingegen an der vestibularen Seite die Membrana genau begrenzt, da schon hierbei ein Resorptionsprocess angefangen hat. Das Bindegewebe der vestibularen Höhle ist grösstentheils gegen hinten zu um das Anfangsstück des Ductus cochlearis und den Sacculus (Fig. 10, Sac.) verschwunden; die Resorption reicht bereits nach hinten bis zur vorderen Wand des Utriculus.

Mandibularbogen. In diesem Entwicklungsstadium können wir bereits den vorderen grösseren Abschnitt des Mandibularbogens als Meckel'schen Knorpel, und das proximale Endstück als Hammer und Ambos bezeichnen.

Der Meckel'sche Knorpel erscheint in Form eines knorpeligen Stabes, dessen Durchmesser, welcher ziemlich constant in den einzelnen Abschnitten bleibt, durchschnittlich 0·50 Mm. misst Die distalen Enden vereinigen sich in der Mittellinie und lassen zwischen sich eine Raphe deutlich erkennen. Der knorpelige Stab steigt nach hinten zu, indem er sich etwas medialwärts umbiegt. Das proximale Ende des Meckel'schen Knorpels geht in den Hammerkörper über, und entspricht dem medialen Abschnitte des letzteren.

Hammer. Der Hammer bietet schon die Form des Hammers eines erwachsenen Menschen dar; bei selbem sind bereits die Andeutungen des kurzen und des musculären Fortsatzes zu erkennen.

Der Hammer ist von vorne, oben und aussen nach hinten, unten und innen gerichtet. Der verhältnissmässig dicke Griff erscheint concav gegen vorne; durch die schiefe Lage des gesammten Knöchelchen tritt das stumpfe Griffende mit der gegenüberliegenden Wand der periotischen Kapsel in Berührung.

Die wichtigen Beziehungen, in welchen der Hammer zu dem tubo-tympanalen Raume gelangt, werden später, — bei Gelegenheit von der Darstellung der Entwicklungsweise dieses Raumes, — ausführlich besprochen werden. Hier glaube ich nur erwähnen zu dürfen, dass die ganze Partie des Knöchelchen, welche oberhalb

des kurzen Fortsatzes liegt, von embryonalem Bindegewebe umgeben erscheint, so dass nur der Griff frei in die Trommelhöhle hineinragt, und von Epithel bedeckt wird, jedoch derart, dass das Knorpelgewebe von dem Epithelialüberzuge durch eine ziemlich gleich dicke Schichte von Bindegewebe getrennt bleibt.

Ambos. Der Ambos empfängt den Hammerkopf in einer schief von oben und aussen nach unten und innen gerichteten Furche. Die Gelenkflächen deuten bereits die Form, welche beim erwachsenen Menschen anzutreffen ist. Zwischen den zwei Knorpeln liegt eine aus länglichen Zellen bestehende intermediäre Schichte, welche als aus der Verlängerung und der Verschmelzung der Grenzschichten (Perichondria) der zwei Knöchelchen entstanden, angesehen werden kann.

Ich konnte jedoch durch sorgfältigste Prüfung der betreffenden Präparate die Ueberzeugung gewinnen, dass in beiden in Rede stehenden menschlichen Embryonen die Trennung der zwei Gehörknöchelchen noch keine vollständige war. — Es war in der That dem unteren und äusseren Theil des Gelenkes entsprechend eine Art, aus Knorpelgewebe bestehender Brücke zu beobachten, welche den Hammer- und Amboskopf direct vereinigte. — An dieser Stelle liess die besondere Anordnung der Knorpelzellen nicht einmal die spätere Trennung der Gehörknöchelchen vorhersehen.

Der Ambos bietet, so wie der Hammer, annäherungsweise die Form, welche beim Erwachsenen anzutreffen ist; auch dieses Knöchelchen, so wie der Hammer, ist schief nach innen und unten gerichtet. Der etwas von dem Hammergriff nach hinten divergirende lange Ambosschenkel steigt herunter nach innen zu, und weist eine Convexität nach vorne auf. — Das Ende des langen Ambosschenkels tritt zu dem distalen Rande des Annulus stapedialis in Beziehung, indem es sich stark nach innen in seinem untersten Stücke biegt. Die vereinigten Grenzschichten trennen die zwei Knorpelstücke von einander.

Es ist keine Spur eines getrennten knorpeligen Os lenticulare s. sylvianum zu sehen.

Der kurze Ambosschenkel wird in einer fast quergerichteten Furche der vorderen Fläche des hinteren periotischen Fortsatzes aufgenommen, und mittelst faserigen Bindegewebes fixirt.

Hyoidbogen. Der Hyoidbogen stellt die Form eines knorpeligen Stabes dar, welcher ziemlich beträchtliche Verschiedenheiten der Dicke in seinen einzelnen Abschnitten zeigt. Man kann überhaupt sagen, dass sein Durchmesser nie die Hälfte des Durchmessers des mandibularen Bogens übertrifft. Bezüglich seinem proximalen Stücke, welches als Annulus stapedialis sich ganz von dem übrigen Hyoidbogen getrennt hat, und in inniges Verhältniss zu dem langen Ambosschenkel und der Lamina stapedialis gelangt ist, war schon bei der Darstellung der Entwicklungsvorgänge der Kapsel die Rede. Das übrige proximale Stück wird von uns als Reichert'scher Knorpel bezeichnet werden.

Die distalen Enden des Hyoidbogens vereinigen sich neben der Mittellinie mit dem knorpeligen Os hyoideum. An dieser Stelle erscheint der Knorpel grösser. (Durchmesser circa 0·35 Mm.[1])

Indem der Reichert'sche Knorpel sich nach hinten und oben hinstreckt, wird er, einer mittleren Partie entsprechend, beträchtlich dünner (Durchmesser 0·22 Mm.), und auf dieser Strecke bietet auch sein Gewebe das Aussehen eines noch sehr unreifen Knorpels dar. Weiter hinten biegt sich der Knorpel nach oben, nimmt wieder an Dicke zu, und misst in seinem proximalen Endstücke 0·30.

Der Reichert'sche Knorpel steigt einem länglichen knorpeligen Fortsatze entgegen, welcher die Verlängerung nach unten des capsularen Abschnittes darstellt, welcher vorne den kurzen Ambosschenkel in sich aufnimmt; er legt sich an die mediale Seite dieses Fortsatzes, und hört mit einem stumpfen und freien Ende ungefähr in der Höhe des mittleren Abschnittes des Promontoriums auf. Die laterale Fläche des Reichert'schen Knorpels wird mittelst faserigen Gewebes mit den medialen Flächen des obgenannten Processus perioticus verbunden, und verschmilzt in späteren Entwicklungsstadien knorpelig mit diesem Fortsatze.

Deckknochen. Unter den zahlreichen Deckknochen, die im Schädel in dieser Entwicklungsperiode schon aufgetreten sind,

[1]) Ich darf wohl bemerken, dass, wenn die Schnitte nicht in einer genauen frontalen Ebene geführt worden sind, so wie der mandibulare als auch der Hyoidbogen von verschiedenen Dimensionen und Gestaltungen erscheinen können.

werde ich nur die berücksichtigen, welche sich in Beziehung zu den zwei ersten Skeletelementen der Kiemenbogen bringen lassen, nämlich: Os mandibulare, Os squamosum, Processus gracilis mallei und Annulus tympanicus.

Der Unterkiefer (Mandibula), das Squamosum, der Processus gracilis s. folianus mallei (langer Hammerfortsatz) stehen alle in Beziehung zu dem mandibularen Knorpel und seinen Derivaten. Der Annulus tympanicus scheint nicht nur mit dem proximalen Abschnitte des mandibularen, sondern auch mit dem proximalen Abschnitte des Hyoidbogens in Beziehung zu sein.

Os mandibulare (Os dentalis, Unterkiefer). Fig. 24. Der Unterkiefer stellt den ersten Deckknochen, welcher im Kopfe des Embryos auftritt, dar (vergl. III. Stadium). Ganz vorne neben der Mittellinie, vor der Vereinigungsstelle der zwei Meckel'schen Knorpel, erscheint der Unterkiefer in Form einer knöchernen Lamelle. Vorne an der Seite treten zwei knöcherne gekrümmte Lamellen auf, welche unten in einer Anschwellung zusammenlaufen, und somit einen spitzigen gegen oben geöffneten Winkel bilden. Die mediale Lamelle bietet eine, der äusseren convexen Flächen des mandibularen Knorpels entsprechende Concavität dar, bleibt jedoch durch eine Bindegewebsschichte von dieser Fläche getrennt (Fig. 24, Ma. La. m.).

Die laterale, in ähnlicher Weise concave Lamelle zeigt ungefähr dieselbe Höhe als die mediale (Fig. 24, Ma. La. l.). In dem spitzigen, gegen oben geöffneten Winkel, welchen die zwei Lamellen begrenzen, sind die Arteria und Nervus alveolaris (Aa. und Na.) und ganz oben die Zahnkeime (D.), welche als Ausstülpungen des epithelialen Ueberzuges des Mundes erscheinen, in einem sehr lockeren Gewebe eingebettet. Bei der Fig. 24 ist noch das Sulcus lingualis (Su. Li.) zu sehen. Weiter hinten nimmt die mediale Lamelle allmälig an Höhe ab, während die laterale fortwährend an Höhe zunimmt, und an ihren zwei Enden kolbig angeschwollen erscheint. Diese letztere Lamelle stellt den Processus coronoideus und condyloideus der Mandibula dar, und wird schon mittelst deutlich angeordneter Muskelfasern mit dem Os jugale und der künftigen Fossa zygomatica verbunden.

Der Meckel'sche Knorpel bleibt immer im Niveau des unteren Abschnittes des knöchernen Unterkiefers, in einer gewissen Entfernung von diesem. Nur auf einer kurzen Strecke habe ich bei dem menschlichen Embryo $4^1/_2$ Cm. constatirt, dass die untere, aus der Verschmelzung beider Lamellen entstandene Anschwellung in Berührung mit der vorderen äusseren Peripherie des Meckelschen Knorpels getreten war, und an dieser Stelle wegen der unregelmässigen Krümmung hätte der Knorpel als atrophisch betrachtet werden können.

Os squamosum (Fig. 25). In der frontalen Ebene des vorderen Abschnittes der periotischen Kapsel, fängt das Squamosum in Form zweier knöcherner Lamellen, welche in einen fast rechten, nach aussen geöffneten Winkel zusammenlaufen, zu erscheinen an. Die untere Lamelle (L. i. s.) bietet eine dem convexen oberen äusseren Rande des mandibularen Bogens entsprechende Krümmung dar; bleibt jedoch in einer gewissen Entfernung von diesem Rande. Die obere, fast verticale Lamelle (L. v. s.) besitzt ungefähr dieselbe Höhe wie die andere und erscheint weniger gekrümmt. Gegen hinten hin schiebt sich die verticale Lamelle allmälig mit ihrem unteren Ende lateralwärts, so dass zuletzt die zwei Lamellen einen spitzigen, medialwärts geöffneten Winkel zusammen begrenzen. Weiter hinten oberhalb der Hammer- und Ambosköpfe verschmelzen die zwei Lamellen des Squamosum in eine einzige Lamelle, welche mit einer passenden Krümmung die Köpfe der Knöchelchen von aussen und oben umfasst.

In der frontalen Ebene des Amboskörpers ist keine Spur des Squamosum mehr zu sehen.

Annulus tympanicus (Fig. 25, An. ty.). Der tympanale Ring stellt den grösseren Theil eines knöchernen, zwischen den zwei proximalen Enden des mandibularen und des Hyoidbogens gelegenen Ringes dar. Der tympanale Ring fehlt der Stelle entsprechend, wo die Köpfe des Hammers und des Ambosses sich befinden, und behält nicht die gleiche Dicke in seiner Peripherie. Der Abschnitt, welcher direct unterhalb des letzten Theiles des Meckel'schen Knorpels liegt, ist der breiteste; er besitzt die Form einer dünnen, gegen oben convexen Lamelle, und fast die Breite der unteren convexen Fläche des Meckel-

schen Stabes (An. ty.). Das laterale Ende der Lamelle ist dem Knorpel näher als das mediale. Diese Lamelle hört frei nach hinten auf, bevor der Meckel'sche Knorpel (Mn.) in den Hammerkörper übergeht. Nach vorne und unten setzt sich die Lamelle in einer dünnen knöchernen, fast cylindrischen Spange fort, welche sich nach hinten krümmt, um an der medialen und oberen Seite des Reichert'schen Knorpels (Hy.) zu gelangen. An der Stelle, wo direct dieser Knorpel nach oben umbiegt, bleibt der hintere Rand des tympanalen Ringes medialwärts und vorne von ihm, um frei in der Höhe ungefähr des stumpfen Endes des erwähnten Reichert'schen Knorpels zu enden.

Die hintere Umrandung des Ringes bleibt immer in einer constanten Entfernung von dem Hyoidbogen.

Processus folianus s. gracilis mallei (Fig. 25, P. g. m.). Der lange Hammerfortsatz erscheint zuerst in Form eines schmalen knöchernen, in einer sehr kurzen Entfernung von dem Meckel'schen Fortsatze gelegenen Leistchen. Dieser knöcherne Fortsatz reicht vorne nicht bis zur vorderen Umrandung des Annulus tympanicus. Er kommt direct oberhalb des medialen Abschnittes der Lamelle, die die vordere obere Peripherie des Annulus tympanicus bildet, zu liegen. Gegen hinten behält er dieselbe Lage bezüglich des Meckel'schen Knorpels bei, und endet an der inneren Seite des vorderen Abschnittes des Hammerkörpers, unmittelbar oberhalb des tubo-tympanalen Raumes.

Der Processus gracilis tritt in kein näheres Verhältniss zu dem Hammer.

Muskeln. Der Musculus tensor ebenso wie der Musculus stapedius sind bei 4 und $4^1/_2$ Cm. langen menschlichen Embryonen deutlich differenzirt, insbesondere ihrer Anheftungsstelle an der periotischen Kapsel entsprechend.

Der Musculus tensor entspringt an einer fast horizontalen vorspringenden Linie der tympanalen Wand der periotischen Kapsel, ungefähr in der Höhe der unteren Hälfte der Mittelwindung des Ductus cochlearis und wendet sich nach hinten; seine Anheftungsstelle an der inneren Seite des Hammers ist noch nicht gut angedeutet.

Der Musculus stapedius nimmt seinen Ursprung von unten nach oben, längs einer von dem hinteren periotischen Fortsatze gebotenen Rinne, welche Rinne auch den absteigenden Facialisstamm aufnimmt.

Näheres über die topograpischen Verhältnisse, die der Musculus tensor zu diesen Nerven und zu dem oberen Endstücke des Reichert'schen Knorpels darbietet, wird später mitgetheilt werden.

Weitere Entwicklung der Gehörknöchelchen und der periotischen Kapsel. Da ich in dieser Arbeit die Entstehungsweise der Gehörknöchelchen und der periotischen Kapsel nur bis zum Anfange der Verknöcherung zu verfolgen mir vorgenommen habe, bleibt es mir nun noch übrig, um das vorliegende Thema zu vervollständigen, die Resultate der Prüfung älterer menschlicher Embryonen, die noch keine Verknöcherungspunkte in dem Skeletelemente des Mittelohres darboten, zu erwähnen.

Wir haben schon gesehen, dass bei 4 und $4^1/_2$ Ctm. langen menschlichen Embryonen die Gehörknöchelchen bereits annähernd die Form, welche beim Erwachsenen anzutreffen ist, zeigen; es ist also vorauszusehen, dass in späteren Stadien keine wichtigen Veränderungen mehr zu treffen sein werden. Ich halte nur für geeignet, einige Detailvorgänge bei der Lamina stapedialis und dem Reichert'schen Knorpel hervorzuheben.

Entsprechend der Peripherie der Lamina zertrümmern und vernichten die hineindringenden Bindegewebsfaserzüge die einzelnen Knorpelzellen. An dem centralen Theile der Lamina hingegen erscheinen die Zellen verdrängt und in einem Zustande von beginnender Atrophie (Fig. 13). Die Lamina sieht sehr verschmälert aus.

Obschon in dieser Entwicklungsphase die Grenzschichte nicht mehr zu sehen ist, bleibt die Lamina stapedialis doch scharf von dem Annulus getrennt; die kleinen und gut gefärbten Zellen des letzteren scheinen eine rege kariokynetische Thätigkeit zu besitzen.

In weiteren Stadien ist es nicht möglich an der Basis der schon ziemlich gut ausgebildeten Stapes die Lamina deutlich zu

und verschmilzt mit diesem in einem späteren Entwicklungsstadium.

VII. Der knöcherne Unterkiefer erscheint zuerst an der lateralen Seite des Meckel'schen Knorpels in Form zweier Lamellen, welche sich nach unten vereinigen und somit einen nach oben geöffneten Winkel begrenzen. Zwischen den Lamellen sind die Arteria und Nervus alveolaris und die Zahnkeime im embryonalen Bindegewebe eingebettet.

VIII. Das Os squamosum erscheint zuerst oberhalb des Meckel'schen Knorpels in Form zweier knöcherner Lamellen, welche vorne einen rechten nach oben und aussen geöffneten Winkel bilden, und hinten in einer einzigen gekrümmten Lamelle, welche die Hammer-, Amboskopfe umfasst, sich vereinigen.

IX. Der Annulus tympanicus, welcher den Hammer-, Amboskopfen entsprechend unterbrochen ist, weist in seiner Umrandung nicht gleiche Form und Dicke auf. Sein vorderer oberer Abschnitt, welcher direct unterhalb des proximalen Stückes des Meckel'schen Knorpels zu liegen kommt, wird von einer ziemlich breiten, nach oben concaven, knöchernen Lamelle dargestellt; die übrige Peripherie wird von einer dünnen, fast cylindrischen knöchernen Spange vertreten.

X. Der Processus folianus mallei tritt in Form eines schmalen, an der unteren medialen Fläche des Meckel'schen Knorpels anliegenden Leistchens auf. Er zeigt keine directe Verbindung weder mit dem Annulus tympanicus, noch mit dem Hammer oder Meckel'schen Fortsatze; reicht vorne kaum bis zur vorderen Peripherie des Annulus und endet hinten frei an der inneren Seite des vordersten Abschnittes des Hammerkörpers.

II. Abschnitt.

Die embryonale Entwicklung des tubo-tympanalen Raumes.

Ich halte es für angezeigt, die Entwicklungsvorgänge des tubo-tympanalen Raumes hier zu schildern, indem ich alles das zusammenstelle, was darüber aus dem Studium der verschiedenen Entwicklungsperioden zu entnehmen ist.

Es ist nicht leicht, eine klare Anschauung der Topographie der Tuba in ihrem primitivsten Stadium zu gewinnen. — Die in horizontaler oder leicht von vorne nach hinten schiefer Richtung geführten Schnitte kommen in einer der beiden Kiemenbogen ungefähr parallelen Ebene zu liegen, und sind daher nicht geeignet, eine richtige Idee über die Beziehungen zwischen Tuba und der ersten Kiemenspalte zu geben.

Von den Sagittalschnitten können für diese Art von Nachforschungen nur die von der Mittellinie am weitesten gelegenen benützt werden.

Jene, welche die reflexe Partie der Kiemenbogen treffen, können uns eine Uebersicht über das Verhalten des distalen, nicht aber des proximalen Abschnittes der Spalte geben. Jedenfalls erscheint die Untersuchung der sagittalen Schnittreihe in mancher Beziehung wichtig.

Die Frontalschnitte sind es, die sich sehr gut für das Studium der Modalitäten der Tubaentwicklung eignen; am besten jene, welche etwas schief von vorne und aussen nach hinten und innen geführt, sich der Richtung des Halbmessers des Kiemenbogens nähern. So können nur Bilder der einen Seite des so winzigen Embryos zu Gesicht kommen, da die andere Hälfte in einer zu schiefen Richtung getroffen wird.

Auch die von hinten her tangential zur mesocephalischen Krümmung geführten Schnitte können uns nicht zu unterschätzende Resultate liefern.

In meiner nachfolgenden Darstellung werde ich nur die ersten zwei Kiemenbogen und die erste Spalte berücksichtigen.

Da die Kiemenbogen, wie bekannt, an den Seiten der Schädelbasis sich anheften, setzt sich der Darmcanal, den sie vorne begrenzen, beiderseits bis zu ihrer Insertionsstelle fort, und communicirt mit der ersten Kiemenspalte. Gerade die Fortsetzung des Darmcanals an der inneren Seite der zwei ersten Kiemenbogen ist für das Studium der Entstehungsweise des tubo-tympanalen Raumes von Interesse.

Es möge mir gestattet sein, um die nachfolgende Darstellung verständlicher zu machen, auf ein Schema, welches in der Fig. 19 dargestellt ist, hinzuweisen. — Ich unterscheide bei jener Strecke

des Darmcanals, die sich nach hinten zu zwischen den inneren Flächen der Bögen und der lateralen Fläche der Schädelbasis fortsetzt, einen oberen Abschnitt, von mir als mandibulare Spalte bezeichnet *(d b e)*, und einen unteren (hyoidale Spalte) *(f c e)*, jener gegen aussen von dem ersten Kiemenbogen, dieser von dem zweiten begrenzt. — Diese beiden Spalten communiciren mit der eigenen Kiemenspalte (hyomandibulare Spalte), welche zwischen den einander zugekehrten Flächen der beiden Bögen liegt. (Im Schema wird die gegen aussen geschlossene erste Kiemenspalte nur durch den Raum *a d f* dargestellt.)

So nimmt der ganze Raum in seinem Durchschnitte die Form eines mit gekrümmten und nach innen convexen Seiten versehenen Dreieckes an; die äussere obere Seite *(a d b)* würde durch den ersten *(I)*, die äussere untere *(a f c)* durch den zweiten Kiemenbogen *(II)*, die innere *(b e c)* durch die laterale Wand des Schädels (Cr.) dargestellt erscheinen.

Unter der Benennung tubo-tympanale Raum versteht man jene Höhle, welche zwischen den Kiemenbogen und der lateralen Wand des Schädels unmittelbar hinter der dorsalen Wand des Darmcanals zurückbleibt.

Bezüglich der Gestaltung scheint es mir geeignet, bei diesem Raum zu unterscheiden, eine vordere Partie, welche in den ersten Entwicklungsstadien vor dem vordersten Ende der Gehörblase und in späteren Entwicklungsperioden vor dem Hammer zu liegen kommt; eine hintere Partie, die in den ersten Stadien, bis zu dem Punkte, wo der Ductus endolymphaticus in die Labyrinthblase einmündet, und später bis zum hinteren Rande des Stapedialringes reicht. Auf die vordere Partie beziehen sich die Fig. 20, 21, 22; auf die hintere 20*A*, 21*A*, 22*A*, welche den hauptsächlichsten Entwicklungsstadien der von mir untersuchten Katzenembryonen entsprechen.

Katzenembryonen 12 Mm. Scheitel-Steiss-Länge. Diese Embryonen bieten uns eines der günstigsten Stadien dar, um die Entstehungsweise des tubo-tympanalen Raumes verfolgen zu können. Die erste Kiemenspalte ist im Begriffe, sich zu schliessen. Ganz vorne sind die distalen Enden der zwei ersten Bogenpaare vollständig zusammen verschmolzen, ohne dass irgend

eine Spur der ersten Spalte zurückgeblieben wäre. Mehr lateralwärts, entsprechend der reflexen Partie der Bogen sind ihre einander zugekehrten Flächen durch eine mesodermatische Brücke verbunden. In dem vorderen Abschnitte des tubo-tympanalen Raumes, in der frontalen Ebene der vordersten Spitze der Gehörblase, sind die Bogen durch Mesoderma verbunden. Von der ersten Kiemenspalte verbleibt nur der innere Abschnitt (*a d f*, Fig. 19 und 20), welcher in Verbindung mit der gegen unten, respective oben geöffneten mandibularen und hyoidalen Spalte, steht. In dem hinteren Abschnitte (Fig. 20*A*) ist die obere Hälfte der inneren Fläche des ersten Bogens und der grösste untere Theil der gleichnamigen Fläche des zweiten Bogens mit der Schädelbasis verwachsen, daher sind mit der ersten Kiemenspalte nur die untere Hälfte der mandibularen Spalte und ein kleiner, oberer Abschnitt der hyoidalen Spalte in directer Communication geblieben (*d b c*, Fig. 20*A*). Die Kiemenspalte ist aber nicht durch mesodermatisches Gewebe, sondern durch die einfache Berührung der epithelialen Ueberzüge (*a*) gegen aussen geschlossen.

Nach hinten schliessen sich allmälig die hyoidale, wie die hyomandibulare Spalte (Kiemenspalte), weil einerseits das proximale Ende des Hyoidbogens (Fig. 20*A*, Hy.) sich mit einer starken Krümmung nach vorne, oben und innen wendet, und andererseits die zwei ersten Bogen miteinander verwachsen (Mn. und Hy.).

Die mandibulare Spalte, welche schief gegen oben und innen gerichtet ist, verschwindet als letzte, wie dies auch Fig. 20*A* andeutet (*d b e*). Entsprechend der Stelle, wo der Ductus endolymphaticus in die Labyrinthblase einmündet, ist keine Spur des tubo-tympanalen Raumes mehr zu finden. An der äusseren Oberfläche bleibt nur eine seichte Senkung entsprechend der ersten Kiemenspalte zurück.

Bei dieser Figur ist noch zu sehen: die Labyrinthblase mit La. bezeichnet; die Carotis (Ca.) und die Aeste des 5. und 7. Nerven (V^2, V^3, VII).

Katzenembryo 15 Mm. Scheitel-Steiss-Länge. (Fig. 21 und 21*A*.) Zweites Stadium. Die zwei ersten Kiemenbogen, ihrer ganzen Länge nach, miteinander durch Mesoderma verbunden.

Die vordere Partie des tubo-tympanalen Raumes ist in seiner Gestaltung beträchtlich verändert. Das rasche Wachsthum der Labyrinthblase und Labyrinthkapsel hat die mediale Seite des oben beschriebenen Dreieckes weit nach aussen vorgeschoben. Im Schema Fig. 19 repräsentirt die punktirte Linie $b\,e^1, c$ die Stelle wo die Linie $b\,e\,c$ zu stehen kommt. Die mesodermatische Schichte welche die zwei Bogen verbindet, hat andererseits die Schliessung eines grossen Theiles der Ueberreste der ersten Spalte veranlasst (a geht in a^1, Fig. 19 und 21).

Der tubo-tympanale Raum ist also in diesem Stadium fast ausschliesslich von den beiden mandibularen und hyoidalen Spalten gebildet, die nach aussen mit spitzem Winkel zusammenlaufen; die eine $a^1\,b\,e^1$ — die andere $a^1\,c\,e^1$ (Fig. 19 und 21) Im Punkte a findet sich noch die Andeutung der primitiven Kiemenspalte.

Im hinteren Abschnitte (Fig. 21*A*) können wir wieder constatiren, wie durch die nach vorne erfolgte Krümmung des zweiten Kiemenbogens — welcher hier auch in der Fig. 21*A* von dem hyoidalen Zellenstrange (Hy.) und dem Stapedialringe (An. st.) vertreten ist — die hyoidale Spalte zum Verschwinden gebracht wurde, und der tubo-tympanale Raum nur durch die mandibulare Spalte dargestellt ist. Die mandibulare Spalte reicht hinten bis zum Annulus stapedialis, und verläuft wie im früheren Stadium von aussen unten nach innen oben (Fig. 21*A* $a^1\,d\,b\,e^1$); diese Spalte trennt das proximale Ende des mandibularen Bogens (Mn.) von dem proximalen Ende des Hyoidbogens (Hy.).

Indem das proximale Ende des zweiten Kiemenbogens nach hinten den tubo-tympanalen Raum schliesst, veranlasst es eine vertical gerichtete Einstülpung der Wand in Form eines Wulstes (Colliculus hyoideus).

Bei der Fig. 21 ist noch zu sehen: die Carotis (Ca.), die Jugularis (Ju.), der 7. Nerv mit der Chorda tympani (Ch. ty.), der dritte Ast vom 5. Nerv (V^3), die Einsenkung des äusseren Ohres (C. a. e.).

Bei der Fig. 21*A* ist ausserdem zu sehen: das Ganglion des 9. Paares zwischen Carotis und Jugularis, das Ganglion Gasseri (Ga. G.), die Arteria mandibularis (A. mn.).

Katzenembryonen 2 Cm. Scheitel-Steiss-Länge. (Fig. 22 und 22*A*.) Drittes Stadium. In Folge der weiteren Entwicklung des proximalen Endes des Mandibularknorpels, können wir wieder eine wichtige Formveränderung des tubo-tympanalen Raumes beobachten. Während der Musculus tensor tympani das obere Ende der Mandibularspalte herabdrückt, comprimirt der Hammergriff, indem er gegen innen zu wächst, die äussere Wand der Spalte (Fig. 22, Te. ty. und Ma.).

Die mittlere Partie der Wand ba^1 kommt daher in Berührung mit der inneren Wand be; die zwei entsprechenden Epithelschichten verschmelzen auf dieser Stelle und verschwinden zuletzt (d in d^1 Fig. 19).

Der obere Abschnitt der mandibularen Spalte, welcher zwischen Hammergriff, Hammerhals, Musculus tensor und Labyrinthkapsel liegt, wird auf diese Weise von dem übrigen Theile des tubo-tympanalen Raumes getrennt, setzt sich nach hinten auf eine kurze Strecke hin fort, um sich bald zu schliessen. Hinten dehnt sich demnach nicht, wie im vorigen Stadium, die mandibulare Spalte, sondern nur die Hyoidalspalte aus (Fig. 22*A* a^1e^1c). Wegen des Verschwinden jeder Spur der Kiemenspalte ist die Hyoidalspalte mit dem zurückgebliebenen Theil der mandibularen Spalte verschmolzen.

Indem das proximale Ende des Mandibularknorpels in diesem Stadium schwillt um den Hammer- und Amboskörper zu bilden, veranlasst es eine vertical gerichtete Einstülpung der hinteren äusseren Wand des Darmcanals, unmittelbar oberhalb der Einmündung des tubo-tympanalen Raumes (Colliculus mandibularis).

Bei der Fig. 22 ist noch zu sehen: der äussere Gehörgang (C. a. e.), der 7. und 9. Nerv, die Carotis (Ca.), der vorderste Theil des Ganglion von 7, den Hammer, die Chorda tympani u. s. w.

Bei der Fig. 22 A: die knorpelige Kapsel der Bogengänge (Ca. ca. s.), der kurze und der lange Ambosschenkel (S. pr. br. — S. pr. l.), der Annulus stapedialis (An. st.) die Arteria stapedialis (A. st.).

Fassen wir den ganzen complicirten Vorgang kurz zusammen:

In einem ersten Stadium, bevor die vollständige Schliessung der ersten Kiemenspalte erfolgt ist, wird der tubo-

ympanale Raum dargestellt durch das Zusammenfliessen der erwähnten Spalte mit den beiden Spalten, die zwischen den inneren Flächen des mandibularen, respective hyoidalen Bogens und der lateralen Schädelwand zurückbleiben (mandibulare und hyoiale Spalte) (Fig. 20 *A*).

In einem zweiten Stadium, wenn das proximale Ende des Hyoidbogens zuerst zur Entwicklung kommt, indem es mit einer starken Krümmung nach oben und vorne in den Annulus stapedialis übergeht, schliesst sich nach hinten die entsprechende Hyoidalspalte. Nachdem aber die Schliessung der ersten Bronchialspalte immer vollständiger wird, ist der tubo-tympanale Raum hinten nur von der Fortsetzung der Mandibularspalte repräsentirt (21 *A*).

In einem dritten Stadium, wo gleichzeitig mit der Entwicklung des proximalen Endes des ersten Bogens, der Stapedialring in inniger Beziehung zu diesem tritt, ist es die Mandibularspalte, die in ihrer Ausbildung gehemmt und von dem gegen innen zu wachsenden Hammergriff gepresst wird; hier setzt sich nach hinten nur die Hyoidspalte fort.

Wenn wir zur Untersuchung der Verhältnisse zwischen tubo-tympanalen Raume und Labyrinthblase übergehen, Verhältnisse, die im frontalen Durchschnitte anschaulich gemacht sind, so können wir beobachten, dass in dem ersten Entwicklungsstadium die Labyrinthblase, welche, wie bekannt, an der Stelle entsprechend der Wurzel des 2. Kiemenbogens liegt, nur mit ihrem vorderen Theil in Beziehung zu der Hyoidspalte tritt, während sowohl die eigentliche Kiemenspalte (Hyomandibularspalte), als auch die Mandibularspalte in einer höher gelegenen Ebene sich befinden. — In dem zweiten Stadium können wir sehen, wie die Labyrinthblase mehr gegen oben gewachsen ist, so dass sie vorzugsweise mit ihrem mittleren Abschnitt zu der mandibularen Spalte in Beziehung getreten ist.

Dieser Wachsthum nach oben schreitet auch in den nachfolgenden Stadien fort, so dass das hintere, von der Hyoidspalte dargestellte Ende des tubo-tympanalen Raumes unterhalb des vestibularen Abschnittes der periotischen Kapsel sich befindet.

Während also das Resultat der Umbildungen, welche der tubo-tympanale Raum eingeht, durch eine Niveau-Herabsenkung dargestellt erscheint, nimmt das innere Ohr einen höheren Platz ein.

Das hintere Ende der tympanalen Höhle, welches anfangs oberhalb des Labyrinthes sich befindet, kommt später unterhalb desselben zu liegen.

In dem vierten von mir beschriebenen Entwicklungsstadium, wenn die Skelettheile knorpelig geworden sind und annäherungsweise ihre definitive Form angenommen haben, sind nur kleine Veränderungen in den topographischen Verhältnissen des tubo-tympanalen Raumes, im Vergleiche zu dem dritten Stadium, eingetreten. Es ist angezeigt, bei Menschen die Entwicklung des tubo-tympanalen Raumes zu verfolgen.

Bei menschlichen Embryonen, 4 und $4^1/_2$ Cm. Scheitel-Steiss-Länge, ist der vorderste Abschnitt der Tuba, unmittelbar hinter der Einmündung in die Bauchhöhle, durch eine vertical gerichtete Spalte vertreten, welche in der Höhe des Meckel'schen Knorpels, zwischen diesem und dem vordersten Theil der periotischen Kapsel zu liegen kommt. Medialwärts von der Tuba verläuft die Carotis nach oben.

Diese Spalte ist also als Mandibularspalte zu betrachten. — Mehr nach hinten, vor dem Hammergriff, verlängert sich diese Spalte gegen unten bis zum Reichert'schen Knorpel, und wird also von den vereinigten Mandibular- und Hyoidspalten vertreten. Der Hammergriff ist gegen die Labyrinthkapsel zu gewendet, und wiewohl er bei Menschen eine nicht so ausgesprochene Krümmung wie bei Katzen- und Schweinsembryonen darbietet, bedingt doch sein Ende den vollständigen Verschluss des betreffenden Abschnittes der Mandibularspalte. Jener Theil der Spalte, welcher oberhalb des Griffes offen bleibt, ist von oben her durch den Musculus tensor abgeplattet.

Ausserdem bleibt die tympanale Höhle auch weiter unten verschlossen, da sie zwischen dem Promontorium und dem schief aufsteigenden Hyoidknorpel zu liegen kommt. Deswegen bleibt in diesem Niveau als Vertreter des tubo-tympanalen Raumes nur der tiefste Abschnitt der Hyoidspalte, welcher unterhalb des Promontorium und des Reichert'schen Knorpels liegt.

Die topographischen Verhältnisse, welche der tubo-tympanale Raum bei menschlichen Embryonen in diesem Entwicklungsstadium darbietet, sind ganz ähnlich den Verhältnissen, welche man bei den Säugethierembryonen trifft.

In einem gleich darauf folgenden Stadium beginnt die Trommelhöhle, welche bisher in einen Rückgangsprocess eingegangen war, sich auszubreiten. Anfangs drängt die Höhle zwischen Hammergriff und künftigem Trommelfell vor, später breitet sie sich über die reflexe Partie des Musculus tensor aus, welche somit in die Höhle aufgenommen erscheint; endlich erweitert sich dieselbe zwischen Hammer und der cochlearen Kapsel, und dem Trommelfell entlang zwischen Hyoidbogen und Promontorium u. s. w.

Das embryonale Bindegewebe bleibt bis zu den spätesten Entwicklungsstadien der vestibularen Wand der Trommelhöhle entsprechend.

II. Abtheilung.

Die Lehre der Entwicklung des Mittelohres.

Die Entwicklung der Skeletelemente des Ohres im Allgemeinen betrachtet.

Wenn wir auf Grund des Studiums der histologischen Vorgänge, die sich an die Entwicklung der einzelnen Elemente des Mittelohres knüpfen, Folgerungen allgemeiner Natur anzustellen versuchen, sind wir in der Lage einige Lücken auszufüllen und einige Fragen zu lösen, denen man noch in der Lehre über die Entwicklung des primordialen Skeletes begegnet. Die Wichtigkeit der Schlüsse, welche wir daraus ziehen können, steht zur Thatsache derart in Beziehung, dass die Skeletelemente des Mittelohres uns ein Material bieten, welches in seltener Weise sich zu dieser Art Studium eignet. Die geringen Dimensionen erleichtern die genaue mikroskopische Beobachtung der einzelnen Theile; die Complication der topographischen Verhältnisse, die Mannigfaltig-

keit der dazu gehörigen Gebilde (Gelenke, Muskeln) gestatten, in vollkommenster Weise die nebensächlichen Vorgänge in ihren Details zu studiren; die morphologische Bedeutung, welche den proximalen Enden zweier Kiemenbogen und einer Sinneskapsel gebührt, setzt uns endlich in die Lage, auch bei höheren Säugethieren und bei Menschen die Veränderungen zu verfolgen, welche allmälig der primordiale Skelettypus, um sich der höheren Organisation der Säugethiere anzupassen, eingeht.

Ich halte es für geeignet, zu besserer Klarheit der Darstellung, zwei Hauptperioden in der Entwicklung der Skeletelemente zu unterscheiden, nämlich:

I. Die vorknorpeligen Skeletelemente (entspricht dem I. und II. Stadium: Katzenembryonen 12 und 15 Mm. Länge).

II. Die knorpeligen Skeletelemente (entspricht dem III. und IV. Stadium: Katzenembryonen 2 Cm. und menschliche Embryonen 4 Cm. Länge).

Ich will gleich ausdrücklich betonen, dass einer solchen Unterscheidung nur eine theoretische Bedeutung zukommt: in der That gehen die zwei Perioden allmälig in einander über, und es ist oft kaum möglich, zu bestimmen, ob ein gewisses Gewebe als Knorpel oder nicht angesehen werden darf.

A. Vorknorpelige Skeletelemente.

Die meisten Autoren, welche die embryonale Entwicklung des primordialen Skelettes beschrieben haben, erwähnen ausdrücklich eine, von einfachen Zellenanhäufungen dargestellte, vorknorpelige Anlage.

Was das Mittelohr betrifft, hatte schon Reichert[9]) diese Anlage genau beschrieben (pag. 167):

„Zur Zeit, als die Kiemenspalten schon geschlossen sind, kann man eine knorpelartige, ziemlich consistente Masse herauspräpariren, welche in den runden Knochen als der Vorgänger der Knorpelbildung zu betrachten ist. Sie ist von den Umgebungen noch nicht bestimmt abgegrenzt, und so noch zu kleineren Formveränderungen geeignet. Man verfolgt diese härtere, knorpelartige Substanz in der Richtung und Lage der Visceralbogen selbst, und nur in der vorderen und oberen Abtheilung der ersteren geht sie in einer Bildungsmasse über, die noch keine Sonderung vorgenommen hat. So ist der Zusammenhang der zweiten Kiemenbogen mit der Basis des Schädels durch die

Entwicklung des Ohrlabyrinthes unsicher und oft zweifelhaft. Unten in der Mittellinie sind diese knorpelartigen Streifen getrennt, so dass ihr Halbgürtel hier unterbrochen ist. Nirgends ist eine Spur von beginnender Abscheidung in einzelnen Theilen."

Für die Bezeichnung der erwähnten Anlage benützen einige Autoren specielle Ausdrücke. Reichert[9]) braucht, wie oben ersichtlich, das Wort knorpelartig; Kölliker[60]) bezeichnet eine ähnliche Anlage mit — „häutig", — „weich". Die englischen Autoren wenden die Bezeichnungen körniges Gewebe, verdicktes Gewebe, (condensed tissue, Huxley) an, die der histologischen Thatsache nicht vollkommen entsprechen.

Die Mehrzahl der Autoren spricht auch in diesem Stadium von Knorpelgewebe, obwohl die genannten Zellenanhäufungen das Aussehen von Knorpeln noch nicht darbieten. Parker und Bettany heben in ihrer Morphologie des Schädels[61]) ausdrücklich hervor (pag. 13 und 14):

„Ein grosser Theil des Mesoblastes, welcher das Gehirn umhüllt und die Visceralfalten und andere zum Kopfe gehörige Fortsätze bildet, erfährt eine allmälige, aber sehr frühzeitige Umwandlung in Knorpelsubstanz, welche bestimmte Skelettheile darstellt, bevor noch Intercellularsubstanz aufgetreten ist."

Aus Mangel an eine richtige Bezeichnung ist dieses Stadium von den nachfolgenden nicht gehörig unterschieden, wo nämlich das eigentliche Knorpelgewebe sich zu zeigen beginnt.

Es ist nämlich nicht zu leugnen, dass diese Zellenanhäufungen die Anlage des künftigen Knorpels darstellen, und dass das Knorpelgewebe bei seinem ersten Auftreten ein neues histologisches Element nicht bedeutet, aber nur, wie wir weiter unten sehen werden, einem bestimmten Reifegrade der genannten Zellenanhäufungen entspricht. Nichtsdestoweniger erachte ich es, zur grösseren Klarheit der Darstellung der embryonalen Vorgänge, als nothwendig, eine scharfe Unterscheidung zwischen diesen beiden Arten von Geweben festzuhalten. Zur Bezeichnung der Skelettelemente vor dem Auftreten des Knorpels wende ich in der vorliegenden Arbeit den Ausdruck „vorknorpelige Anlage" an. Vom histologischen Gesichtspunkte aus finde ich als das Beste die Bezeichnungen: Zellenanhäufungen und Zellenstränge zu wählen.

Das Wort Knorpel wende ich nur zur Bezeichnung eines Gewebes an, wo die Intercellularsubstanz schon deutlich aufgetreten ist.

Da die histologische Beschaffenheit, die Modalitäten des Auftretens und des Wachsthums, die Anordnung der allerersten Anlage der zwei ersten Kiemenbogen und der periotischen Kapsel nicht ganz für die Säugethiere festgesetzt erscheinen, werde ich die Resultate meiner eigenen diesbezüglichen Beobachtungen kurz mittheilen (vergl. im I. Abschnitte, I. und II. Entwicklungsstadium).

Histologisches Verhalten. Die erste Andeutung einer Anlage der Skeletelemente beim Embryo ist von Zellen dargestellt, die, in Anhäufungen und Strängen zusammentretend, sich allmälig von den gewöhnlichen Zellen des embryonalen Mesoblastes differenziren. Diese Zellen sind rundlich, weisen einen verhältnissmässig grossen Kern oder körnigen Inhalt auf, besitzen keine Fortsätze und färben sich intensiv mit Hämatoxylin und Carmin; während die Zellen des indifferenten Gewebes nicht so dicht aneinander gedrängt, und meist von ovaler Form sind und zahlreiche Processe besitzen.

Es ist jedoch zu bemerken, dass die Skeletanlage besser als durch die Form und die Grösse der einzelnen Zellen, durch die Anhäufungsart und den Färbungsgrad von ähnlichen Zellenanhäufungen zu unterscheiden sind. Derartige Zellenanhäufungen treten in der That, wenn sie mit schwacher Vergrösserung (30 bis 50mal) angesehen werden, auf dem mikroskopischen Felde, ihrer lebhaften Färbung wegen, ziemlich scharf hervor; indess, wenn man die einzelnen Zellen mit starker Vergrösserung betrachtet kann man constatiren, dass die Zellen allmälig in der Randzone ihre charakteristische Beschaffenheit verlieren, und in die Zellen des neugebildeten Gewebes übergehen.

Das Verhalten der Skeletelemente wird daher in diesem Stadium besser mit schwächerer als mit stärkerer Vergrösserung studirt.

Stöhr[77]) bemerkt auf Grund einer Reihe von Beobachtungen über die embryonale Entwicklungsweise des Kopfes von Fischen (Teleostier), dass das Gewebe aus dichtgedrängten rundlichen oder ovalen Kernen, welche in einer gemeinsamen sich färbenden Grundsubstanz zu liegen scheinen, zweifellos in vielen Fällen der Vorläufer des Knorpels ist; trotzdem ist eine Deutung desselben als frühere Skeletanlage unmöglich, u. zw. aus folgenden Gründen:

1. Zu einer gewissen Zeit wird die ganze Masse der Visceralgen nur von solchem Gewebe dargestellt, das demnach von ithel zu Epithel reicht. Im weiteren Verlaufe der embryonalen twicklung bilden sich die axialen Partien des genannten Gebes zu Knorpel um, die peripheren Theile dagegen geben uskeln, sowie dem indifferenten Gewebe, welches zwischen norpel und Epithel der Kiemenspalten gelegen ist, den Ursprung. mit ist das fragliche Gewebe der Vorläufer nicht nur des Knorls, sondern auch anderer dem Knorpel fernstehender Gewebe.

2. Auch an Stellen, in denen es niemals zu Knorpelbildung mmt, treten Anhäufungen des gleichen Gewebes auf, z. B. im berkieferfortsatz, wo es das Muttergewebe für das knöcherne axillare superius abgibt.

3. Endlich, ist die häufig vollkommen fehlende Abgrenzung n weiteres Hinderniss, das fragliche Gewebe genauen Beschreiungen zu Grunde zu legen."

Ich kann diese Ansichten von Stöhr nicht theilen, weil es ir scheint, dass den von ihm erwähnten Thatsachen eine andere edeutung zuzuschreiben ist.

Allerdings darf nicht eine jede Zellhäufung bei den ersten mbryonalen Stadien als der Vorläufer des Knorpelgewebes angehen werden; aus meinen Wahrnehmungen geht jedoch hervor, ss von ihrem ersten Deutlichwerden an die Zellenanhäufungen, elche die Skeletelemente darstellen, von den anderen Zellenhäufungen gut unterschieden werden können. Es ist wohl wahr, e Stöhr hervorhebt (Satz I), dass in einem der allerersten adien der Entwicklung die ganze Masse der Visceralbogen von nem Gewebe aus dicht gedrängten rundlichen Zellen dargestellt scheint; zu dieser Zeit stellt jedoch dieses Gewebe nur das mbryonale Mesoblast und nicht irgend eine Anlage von Skeleteilen dar, welche noch nicht im Embryo angedeutet sind. Es ist ohl wahr, dass auch an Stellen, in denen es niemals zu Knorpelldung kommt, Anhäufungen des gleichen Gewebes auftreten; aber er Färbungsgrad und die vollkommen fehlende Abgrenzung ssen, wenigstens in den meisten Fällen, diese Anhäufungen, elche in Beziehung zur Entwicklung von Muskeln, Bändern und eckknochen wahrscheinlich gebracht werden dürften, von der

Skeletanlage unterscheiden. Nur bezüglich der Ganglien habe ich im ersten Abschnitte bemerkt, dass die lebhafte Färbung der sie zusammensetzenden Zellen und die ziemlich scharfe Begrenzung eine Verwechslung der betreffenden Zellenanhäufungen mit der vorknorpeligen Anlage der Skeletelemente leicht verursachen könnten, im Falle nicht die Ganglien durch das innige Verhalten, in welchen sie zu den Nervenfasern oder Epithelien stehen, charakterisirt wären.

Die vollkommen fehlende Abgrenzung ist nur ein fernerer Beweis, dass ein solches Gewebe von der eigentlichen Anlage der Skelettheile genau unterschieden werden muss. Als Anlage der Skelettheile sind, meines Erachtens, nur die Anhäufungen zu betrachten, welche mit schwacher Vergrösserung ziemlich deutlich in ihren Umrissen begrenzt erscheinen. Falls ein scharf begrenzter Zellenstrang allmälig in eine Zellenmasse mit vollkommen fehlender Abgrenzung übergeht, (in ähnlicher Weise wie die distalen Enden der zweiten Kiemenbogen bei Katzenembryonen 15 Mm. Sch. St. L.) darf diese Zellenmasse, wenn auch in Fortsetzung einem deutlich angelegten Skeletelemente, noch nicht als eigentliche Anlage der Skelettheile angesehen werden; ich stimme daher mit Stöhr vollkommen überein, dass aus dieser Masse nicht nur Knorpel, sondern auch andere Gewebe hervorgehen können. (Siehe: Schenk, Embryologie. 1874 Wien.)

Meiner Ansicht nach ist nur eine intensiv gefärbte und mit deutlichen Grenzen versehene Zelenanhäufung als Skeletanlage zu betrachten.

Das Auftreten und die Anordnung der primordialen Skeletelemente im Mittelohre.

Die Kiemenbogen und die periotische Kapsel erscheinen nicht zu derselben Zeit in ihrer ganzen Ausdehnung.

Beim Katzenembryo, 12 Mm. Länge, sind nur zu sehen: *a*) ein proximaler Abschnitt des 1. Kiemenbogens; *b*) eine, der lateralen unteren Wand der Läbyrinthblase entsprechende, Andeutung der periotischen Kapsel.

In einem späteren Stadium (Katzenembryo 15 Mm.), doch immer vor dem Auftreten des Knorpelgewebes, kommt der ganze

Mittelabschnitt des mandibularen Bogens zum Vorschein; die distalen Enden reichen jedoch noch nicht bis zur Mittellinie, und die proximalen Enden gehen in das umgebende indifferente Gewebe über, ohne mit der Schädelbasis in Beziehung zu treten.

Der Hyoidbogen indess ist schon mit seinem scharf begrenzten proximalem Ende zu der periotischen Kapsel in Beziehung getreten: die distalen Enden hören auf, gegen die Mittellinie gut begrenzt zu sein.

Die periotische Kapsel bietet ihre laterale Wand schon gut angelegt dar, ist jedoch an ihrer medialen Wand kaum angedeutet, und zeigt keine Spur von Labyrinthfenstern.

Die vollständige vorknorpelige Anlage dieser Elemente ist erst dann zu treffen, wenn das Knorpelgewebe in manchen Abschnitten schon aufgetreten ist.

Es geht aus diesen Beobachtungen hervor, dass ebenso die periotische Kapsel wie der erste Kiemenbogen in Form isolirter Zellenanhäufungen inmitten des indifferenten mesoblastischen Gewebes beim Embryo aufzutreten beginnt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass auch der Hyoidbogen in einer Entwicklungsperiode, welche den zwei von mir beobachteten intermediär ist, noch nicht in Beziehung zu der periotischen Kapsel proximal eingetreten sei.

Die Art und Weise des successiven Auftretens der Skelettelemente beim Embryo sollte, meines Erachtens, zu deren respectiven morphologischen Bedeutung in Beziehung gebracht werden. In der That entspricht die embryonale Anordnung der vorknorpeligen Anlage bei den Embryonen von Säugethieren vollkommen der Anordnung, welche bei den Embryonen von anderen Wirbelthierklassen anzutreffen ist. Das primordiale Skelett der am besten specialisirten Thiere ist so einfach als dasjenige der niedersten Wirbelthiere.

Nach Parker's Beobachtungen bei Fischen (Elasmobranchien, Teleostei) bleiben die zwei ersten Kiemenbogen in der ersten Entwicklungsperiode ungegliedert, und in Form zweier gut begrenzter und isolirter Cylinder. Stöhr[77]), welcher die Entwicklungsgeschichte des Kopfskelettes der Teleostier[1]) studirt hat,

[1]) Beobachtungen über die Embryonen der Salmo salar und Salmo truta.

beschreibt die primitive Anordnung der zwei ersten Kiemenbogen bei den Embryonen solcher Thiere in folgender Weise: „Der erste Visceralbogen (Kieferbogen) besteht jederseits aus einer ab- und medialwärts gekrümmten Knorpelspange, welche dorsal, seitlich von der Chordaspitze unter dem vorderen Ende der Ohrblase frei endet, während das ventrale Ende gleichfalls frei, ohne sein Gegenüber zu berühren, ausläuft. Der Hyoidbogen erscheint in Gestalt eines vorknorpeligen Streifens."

Die Embryonen der Amphibien (Frosch von zwei bis drei Linien Länge, ungefähr zur Zeit ihres Ausschlüpfens) bieten ein ausserordentlich einfaches Aussehen der primitiven Elemente des Schädels dar. Die zwei ersten Kiemenbogen erscheinen in Gestalt von Cylindern, welche proximal stumpf enden, und sind distal in der Mittellinie getrennt (Parker).

Bei niederen Wirbelthieren erscheint auch die vorknorpelige periotische Kapsel in Form einer isolirten, der lateralen Wand der Gehörblase entsprechenden Lamelle (Rathke, Parker[61]), Stöhr[77]). Diese primitive Anlage ist eine unvollständige: bei dem Frosche z. B. fällt der obere äussere Theil der Kapsel aus (Parker[61]).

Das Verhalten der zwei ersten Kiemenbogen und der periotischen Kapsel bei den allerersten Entwicklungsperioden erscheint leider bei Sauropsiden und Säugethieren nicht entsprechend verfolgt worden zu sein. Die Geschwindigkeit, mit welcher dieses primordiale Skelett bei höheren Wirbelthieren in seiner Anordnung sich verändert, und partielle Involutionsvorgänge eingeht, erklärt hinreichend, wie das Studium dieses ersten Entwicklungsstadiums bei diesen Thieren nicht unbedeutende Schwierigkeiten bietet.

Es wäre in der That die genaue Beobachtung dieser ersten Periode bei Säugethieren diejenige gewesen, welche unzweifelhaft eine Menge Voraussetzungen und Fragen über das Verhalten der proximalen Enden der zwei ersten Kiemenbogen und die Entstehungsweise der periotischen Kapsel aufgehoben hätte.

Auf Grund meiner eigenen Beobachtungen bin ich im Stande, diese Lücke zu füllen und zu beweisen, dass auch bei höheren Säugethieren (Katze) das primordiale Skelet im Ohre genau wie das primordiale Skelet der niederen Wirbelthiere sich verhält.

Bezüglich der vorknorpeligen Skeletanlage scheint es mir angezeigt, hier noch einige Fragen allgemeiner Natur kurz zu besprechen.

Die vorknorpelige embryonale Anlage des Skelets wurde zumeist auf Grund von Beobachtungen über die Entwicklungsweise der Extremitäten erforscht, und zahlreiche Autoren erwähnen einen einheitlichen Körper, welcher in den allerersten Stadien die Anlage der einzelnen Knorpelabschnitte vertritt.

Kölliker[56]) spricht sich folgender Weise darüber aus:

„Das ganze Extremitätenskelet entsteht als eine von Anfange an zusammenhängende Blastemmasse, in der vom Rumpf gegen die Peripherie zu Knorpel um Knorpel, Gelenkanlage nach Gelenkanlage deutlich wird."

Henke und Reyher[58]) können nicht entscheiden, ob die einzelnen Knorpelabschnitte aus Zergliederung eines einzigen Primitivstückes hervorgehen, oder ob selbe primitiv getrennt angelegt sind.

Schulin[74]) bemerkt, dass in einem der allerersten Stadien die Skeletelemente von Anhäufungen runder, embryonaler Zellen vertreten sind. Doch meint er die Zellenanhäufungen nicht als eine zusammenhängende Masse ansehen zu dürfen.

Auf Grund meiner Beobachtungen und gestützt auf die analogen Resultate der vergleichenden Anatomie (Parker[61]) glaube ich diesbezüglich folgende Sätze aufstellen zu können:

I. Die Skeletelemente, welchen eine specielle morphologische Bedeutung zukommt, sind von vornherein getrennt angelegt. Die Kiemenbogen, die periotische Kapsel treten durch directe Umwandlung des mesoblastischen Gewebes als isolirte Gebilde auf.

Ich stimme daher vollkommen mit Parker und Stöhr überein; ich soll indess Noorden's[61]) Behauptung, nach welcher die vorknorpelige Anlage der Skelettheile von vorneherein in Verbindung mit der Chorda dorsalis sich befindet, entschieden ablehnen.

II. Jedes einzelne, von Zellensträngen und Zellenanhäufungen dargestellte, morphologische Element kann andererseits als ein einheitlicher Körper angesehen werden, weil er keine Andeutung der verschiedenen Knorpelstücke, in welche er sich später zergliedert, zeigt.

Das Skeletelement eines Kiemenbogens stellt sich daher ähnlich wie die Anlage einer Extremität, in dem vorknorpeligen

Zustand als eine zusammenhängende Blastemmasse, in der später die einzelnen Knorpelstücke deutlich werden, (Kölliker, Schenk) dar.

Noch genauer wäre es zu sagen, im Sinne Schulin's, dass die künftigen Skeletabschnitte den Gelenken entsprechend noch nicht differenzirt sind, da die Skelettheile und die Gelenke noch von einem, dieselben anatomischen Charaktere darbietenden, Gewebe vertreten sind.

Die einzelnen Elemente des primitiven Skelets treten isolirt, ungegliedert inmitten des mesodermatischen Gewebes auf.

Das vorknorpelige Skelet der Kiemenbogen und der periotischen Kapsel geht sehr frühzeitig eine Reihe von Veränderungen ein, um die complicirte Gestaltung der Skeletttheile des Mittelohres anzunehmen. Die einzelnen morphologischen Elemente, welche die primordiale Anlage darstellen, verfertigen ihre Form, treten zu den Nachbartheilen in Beziehung und einige Abschnitte gehen sogar eigentliche Involutionsvorgänge ein. Der mandibulare Bogen dehnt sich in ventraler Richtung aus, die distalen Enden vereinigen sich in der Mittellinie; das proximale Ende schwillt an, und streckt sich allmälig nach hinten zu. Der Hyoidbogen vereinigt sich distal mit dem Basihyale (os hyoideum); sein proximales Ende umgibt die Arteria stapedialis, und gelangt in immer inniger Beziehung zu der periotischen Kapsel.

Die periotische Kapsel entwickelt sich um die Labyrinthblase; sie bietet jedoch keine Labyrinthfenster dar, und zeigt an der dem Gehirn zugewendeten Fläche eine grosse Lücke.

Was die histologischen Vorgänge der Vergrösserung und der Ergänzung solcher vorknorpeligen Anlagen anbelangt, müssen wir eine doppelte Wachsthumsart annehmen: interstitielles und appositionelles Wachsthum.

Die Voraussetzung eines interstitiellen Wachsthums, welches schon a priori sehr wahrscheinlich vorkommt, beruht auf der Thatsache, dass die Zellen, welche die in Rede stehenden Anhäufungen zusammensetzen, bis zu einer gewissen Periode klein, lebhaft gefärbt, mit körnigem Inhalt und dicht aneinandergedrängt bleiben; lauter Charaktere, welche als zu einer raschen Zellen-

rucherung in Beziehung stehend allgemein anerkannt sind. Das ıppositionelle Wachsthum stellt gewissermassen nur die Fortsetzung des primitiven Entwicklungsvorganges der vorknorpeligen Anlage dar. Wenn wir constatirt haben, dass in einem der allerersten Stadien der mandibulare Bogen nur auf einer kurzen Strecke deutlich begrenzt ist, und dass später derselbe gegen die Mittellinie zuwächst, dürften wir mit Recht annehmen, dass solch eine Entwicklung der fortschreitenden Umwandlung des mesoblastischen Gewebes in Skeletelementen zuzuschreiben sei.

Diese Ansicht wird auch histologisch von der Thatsache bestätigt, dass wir um die vorknorpelige Anlage herum einen allmäligen Uebergang der sie zusammensetzenden Zellen in die Zellen des indifferenten Gewebes constatiren können.

Wenn wir die hauptsächlichen Ergebnisse, welche aus dem Studium der vorknorpeligen Anlage der Skeletelemente im Mittelohre zu entnehmen sind, kurz resumiren, so ist Folgendes zu bemerken:

I. Das vorknorpelige primordiale Skelet der Kiemenbogen und der periotischen Kapsel bei Säugethieren ist ganz dem primordialen embryonalen Skelet der niederen Wirbelthiere (Fische und Amphibien) ähnlich; das primordiale Typus der periotischen Kapsel ohne labyrinthische Fenster entspricht dem Typus, den die Fische durch das ganze Leben beibehalten.

II. Die einzelnen morphologischen Elemente, welche das primitive Skelet darstellen, treten zuerst in Gestalt von isolirten Zellenanhäufungen auf, welche später, durch interstitielle Zellenvermehrung und durch Apposition wachsend, zu einander und zu der Schädelbasis in Beziehung treten.

III. Die einzelnen Elemente, welche das primitive Skelet darstellen, bieten keine Spur von Zergliederung dar.

B. Die knorpeligen Skeletelemente.

In einem späteren Stadium lassen die Zellen, welche die vorknorpelige Skeletanlage zusammensetzen, deutlich um sie herum einen lichteren Saum erkennen. Eine homogene, durchsichtige Intercellularsubstanz wird jetzt deutlich sichtbar; wir haben schon vor uns die charakteristischen Elemente des Knorpelgewebes. — In demselben Stadium zeigt das embryonale Bindegewebe in seiner Intercellularsubstanz eine sehr feine faserige Beschaffenheit.

Obwohl die Umwandlung des primitiv angelegten in das definitive Skelet des Mittelohres sehr wichtige Merkmale aufweist, sind

in der Literatur die Angaben über die Art und Weise der Verknorpelung des Mittelohres sehr spärlich vorhanden.

Kölliker[56]) bemerkt, dass das Knorpelgewebe der Schädelbasis wie aus einem Gusse entsteht: Hammer und Ambos seien zur Zeit des Auftretens des Knorpelgewebes von einander getrennt.

Salensky[76]) hebt hervor, dass die untere vordere Partie der periotischen Kapsel ein jüngeres Knorpelgewebe als die hintere darbietet. Ausserdem hätte er beobachtet, dass die Trennung des Ambosses vom Hammer allmälig von unten nach oben vor sich geht.

Urbantschitsch[75]) hebt in einer werthvollen Arbeit über die embryonale Bildung des Hammer-Ambos-Gelenkes, den Ansichten Kölliker's gegenüber, hervor, dass bei einem 3 Cm. langen Schweinsembryo Hammer und Ambos gut erkennbar erschienen, während der Hammer-Ambos-Körper noch eine knorpelige Verschmelzung aufwies.

Ich werde nun die Resultate meiner Untersuchungen über die Entwicklungsart des Knorpelgewebes der Kiemenbogen und der periotischen Kapsel kurz darstellen, und dieselbe in Beziehung zu der allgemeinen Lehre über die Entwicklung der Skelettheile des Schädels und der Extremitäten bringen.

Bei den Katzenembryonen, 2 Cm. lang (III. Stadium, Uebergangsstadium), sind die Skeletelemente entweder durch Knorpelgewebe — welches durch seine Charaktere dem Knorpelgewebe des erwachsenen Thieres näher tritt (reifer Knorpel) — oder durch Knorpelgewebe, welches durch seine histologischen Charaktere an die vorknorpelige Anlage, aus welcher es hervorgegangen ist, erinnert (unreifer Knorpel), oder auch durch die Zellenanhäufungen, welche bei den zwei vorhergehenden Stadien einzig vorhanden waren (vorknorpelige Anlage), vertreten.

Demgemäss darf die Behauptung Kölliker's, dass die Verknorpelung aller Theile des primordialen Craniums zu gleicher Zeit vor sich gehe, wenigstens mit Rücksicht auf die Gebilde des Ohres nicht im absoluten Sinne acceptirt werden.

Die Thatsache der Nichtgleichzeitigkeit der Verknorpelung der genannten Gebilde findet übrigens ein Aehnliches in noch ausgedehnterem Maasse in der successiven Entwicklungsweise der Extremitäten, wie dies auch von Kölliker angenommen wird.

Wenn man von einigen, von mir im ersten Abschnitte dieser Arbeit ausführlich dargestellten Einzelheiten absieht, kann man

stsetzen, dass der grössere Theil des mandibularen Bogens mit
m Hammer-Ambos-Körper und die Partie der periotischen
apsel, welche die Bogengänge aufnimmt, vom reifen Knorpel
präsentirt sind; der grössere Theil des Hyoidbogens und der
ammer-Ambos-Fortsätze — der Stapedialring — die Partie der
apsel, welche die Cochlea aufnimmt, in Form unreifer
norpel vorhanden sind; das Stück des Hyoidbogens, welches
mittelbar unterhalb des Annulus stapedialis liegt — die
nden der Fortsätze des Hammers und des Ambosses — die
rtie der periotischen Kapsel, welche den Sacculus und das
nfangsstück des Ductus cochlearis aufnimmt (Pars vesti-
ularis), noch von einfachen Zellenanhäufungen vertreten sind.

Wenn wir zur Aufklärung der verschiedenen, von den Skelet-
ementen des Mittelohres dargebotenen Entwicklungsgrade, nur
as Kriterium des Alters, d. h. der Zeit des allerersten Auftretens
er respectiven vorknorpeligen Anlage anzuwenden versuchen,
nd wir im Stande, nur eine geringe Zahl von Thatsachen,
elche die Entwicklung der einzelnen Theile des Hammers und
es Ambosses betreffen, genügend zu erklären. In der That,
nd die Körper der zwei Knöchelchen diejenigen, die zuerst an-
elegt sind, und erst später entwickeln sich der Hammergriff und
er lange Ambosschenkel. Demgemäss ist zu erwarten, dass in
iner späteren Periode die Körper der Knöchelchen echten Knorpel
ufweisen, während ihr Gewebe allmälig ein stets jüngeres Aus-
ehen — bis zum Verlieren der Charaktere des Knorpels — je
ehr wir uns den letzten angelegten Enden der Fortsätze nähern,
arbietet.

Das Kriterium des Alters allein ist aber nicht genügend,
as Verhalten der übrigen Skelettheile verständlich zu machen.

Der Hyoidbogen, und insbesondere sein proximales Ende —
elches, sammt dem Annulus stapedialis, zur Zeit wo das
roximale Ende des mandibularen Bogens in eine Zellenmasse
it fehlender Abgrenzung überging, schon vollkommen begrenzt
ar — ist indessen dem mandibularen Bogen bei der Entwicklung
eit zurückgeblieben: er bietet noch das Aussehen des unreifen
Knorpelgewebes (während hingegen der mandibulare Bogen echt
norpelig geworden ist), und ist im Durchmesser nur halb so breit

als dieser. Ein Abschnitt des Hyoidbogens ist sogar nicht einmal knorpelig geworden.

Was die periotische Kapsel anbelangt, ist jetzt die zuerst angedeutete untere vordere Partie viel weniger entwickelt als die hintere.

Es ist eben dem morphologischen Kriterium, dem wir uns zuwenden müssen, um diese Thatsachen ins Klare zu legen; die Verschiedenheiten in dem Entwicklungsgrad stehen nicht nur im Zusammenhang mit dem normalen Wachsthum des Gewebes, sondern hängen hauptsächlich von dem verschiedenen morphologischen Werth der einzelnen Skeletelemente ab. Die Phylogenie, welche dem Auftreten beim Embryo des primordialen Skelettypus vorwaltet, leitet jetzt die Umwandlung dieses letzteren in dem hoch specialisirten Skelettypus der Säugethiere.

Wir können thatsächlich bemerken, dass es genau die Theile sind, welche wesentliche Veränderungen erfahren müssen, diejenigen, die entweder gar nicht knorpelig werden, oder das Aussehen von unreifem Knorpel darbieten.

Die vestibulare Wand der Kapsel, an welcher die zwei Labyrinthfenster — welche die periotische Kapsel der Säugethiere von jener der Fische unterscheiden — erscheinen sollen, ist noch nicht knorpelig geworden. Die vordere Partie der Kapsel, welche die Windungen des Ductus cochlearis, des vervollkommneten Vertreters der Lagena der niederen Wirbelthiere, aufnimmt, bietet das Aussehen eines noch jungen Knorpels dar. Die Partie der Kapsel indess, welche die Bogengänge aufnimmt, die bei Säugethieren im Vergleiche zu denjenigen der Fische verhältnissmässig wenig verändert sind, ist schon echt knorpelig. Das unmittelbar unterhalb des Stapedialringes liegende Stück des Hyoidbogens, welches später in dem Skelettypus der höheren Wirbelthiere verschwindet, ist nicht einmal knorpelig geworden. Der ganze Hyoidbogen, welcher bei höheren Wirbelthieren allmälig an seiner functionellen Bedeutung verliert, ist in der Entwicklung weit zurückgeblieben.

Die von den einzelnen Skelettheilen dargebotenen histologischen Charaktere können demnach in diesem Entwicklungsstadium ganz entgegengesetzte embryologische Bedeutung besitzen. Das

Studium der späteren Stadien zeigt uns in der That, dass von den Skeletelementen, die in diesem Uebergangsstadium vorknorpelige Gewebe oder unreifen Knorpel darbieten, einige erst seit kurzer Zeit entstandene, im Begriff sich weiter zu entwickeln sich befinden, andere, zum Verschwinden bestimmte, bei Beginnen ihrer Involution getroffen werden.

Auf Grund dieser Wahrnehmungen kann die Behauptung Noorden's[81] nicht in absolutem Sinne aufrecht gehalten werden, nach welcher die Verknorpelung immer da zuerst auftritt, wo die Zellen der vorknorpeligen Anlage zuerst entstanden sind. Das Verhalten der Skeletelemente des Mittelohres zeigt, dass vorwiegend der morphologische Werth der betreffenden Skeletelemente auf die Zeit des Auftretens des Knorpelgewebes bei der primordialen Anlage einen Einfluss übt.[1])

Die Umwandlungen, welche der primordiale Skelettypus erfährt, finden bei den hohen Wirbelthieren in einer so kurzen Zeitperiode statt, dass die meisten Veränderungen schon zur Zeit des Auftretens des Knorpelgewebes als vollendet angesehen werden können.

Diese Umwandlungen können bezüglich den Elementen des Mittelohres

α) von Involutionsvorgängen,

β) von Gliederungsvorgängen,

γ) von Verschmelzungsvorgängen

repräsentirt werden.

α) Involutionsvorgänge (Resorption, Atrophie). Resorptionen von Abschnitten der Elemente des primordialen Skeletes finden ebenso vor, als nach dem Auftreten des Knorpelgewebes statt.

Die Resorption eines Theiles der vorknorpeligen Anlage der Skeletelemente kommt dadurch zu Stande, dass die oft erwähnten Zellenanhäufungen ihre Contouren verlieren; die Zellen wenig

[1]) Der morphologische Werth der einzelnen Skeletelemente des Ohres übt auch auf die Zeit der Verknöcherung einen wesentlichen Einfluss aus. Es gehen nämlich diejenigen Theile, welche, um den Skelettypus einer gewissen Familie der Säugethiere sich anzupassen, bestimmte Veränderungen erfahren müssen, zuletzt die Verknöcherung ein.

dicht eineinander gedrängt erscheinen, und die Charaktere des Bindegewebes bekommen.

Auf diese Art wird ein dem runden Fenster entsprechender Theil der vorknorpeligen Wand der periotischen Kapsel resorbirt; auf diese Art verschwindet das proximale Stück des Hyoidbogens unmittelbar unterhalb des Annulus stapedialis.

Die Resorption einiger schon vom Knorpel vertretener Skeletabschnitte geht langsamer in einem späteren Entwicklungsstadium vor sich. Die Knorpelzellen scheinen sich weiter nicht zu vermehren, werden gross, mit geschrumpften Kernen. — Diese Zellen verschwinden theils durch eine Art Atrophie, theils scheinen sich in faserigen Elementen des Bindegewebes umzuwandeln, theils ferner erscheinen von den faserigen Elementen der Nachbargebilde verdrängt und zertrümmert. — Manchmal treten die gegen das betreffende Knorpelelement zu verwachsenden Deckknochen mit diesem in Berührung, und scheinen eine eigentliche Druckatrophie zu verursachen.

Die knorpelige Lamina stapedialis erfährt einen von mir ausführlich im ersten Abschnitte dieser Arbeit beschriebenen partiellen Involutionsvorgang. Das Verschwinden des Meckel'schen Knorpels und des Stückes des Hyoidbogens unterhalb des künftigen Proc. styloideus findet grösstentheils durch Atrophie und Umwandlung der Knorpelzellen in faseriges Gewebe statt.

Wenn man die Involutionsvorgänge der knorpeligen Skelettheile genau in ihren histologischen Details verfolgt, gewinnt man die Ueberzeugung, dass die innige Affinität, welche zwischen der vorknorpeligen Anlage und dem übrigen mesoblastischen Gewebe zu treffen war, auch später zwischen den Knorpelzellen und dem faserigen Gewebe bleibt.

β) Gliederungsvorgänge. Die Gliederung der einzelnen Elemente, welche das primordiale Skelet vertreten (vorknorpelige Anlage), findet gewöhnlich zur Zeit des Auftretens des Knorpelgewebes statt: ich habe mich jedoch überzeugen können, dass weitere Gliederungsvorgänge bei einem einzigen Knorpelstücke in manchen Fällen zu beobachten sind.

Die Autoren stimmen sämmtlich in der Annahme überein, ss die einzelnen Knorpeltheile den zukünftigen Gelenksverıdungen entsprechend von einander getrennt sind.

In der axialen Partie der vorknorpeligen Anlage tritt ein ıorpelkern für ein jedes Knorpelstück auf; so dass der be-ffende Kern in den allerersten Stadien von den Ueberresten r vorknorpeligen Anlage, auch den künftigen Gelenkoberchen entsprechend, getrennt bleibt. Die vorknorpelige Anlage hreitet ihrerseits in dem Wachsthum fort, wie wir dies im rigen Capitel constatirt haben; die Verknorpelung trifft gessermassen einen Schritt später die zuletzt angelegten Skeleteile. — Auf diese Weise sind die einzelnen Knorpelkerne zur ;it ihres ersten Auftretens von einer ziemlich breiten Schichte ın vorknorpeliger Anlage (der sogenannten chondrogenen chichte, Bernay's Grenzschichte) umgeben; diese hichte, die wir später näher besprechen werden, erstreckt sich, dem sie schmäler wird, zwischen die Gelenkflächen zweier ınebenliegender Knorpelstücke.

Die Gliederungen, welche mit dem Auftreten des Knorpel-ewebes im Mittelohre stattfinden, sind: die Trennung des apedialringes von dem proximalen Endstücke des Hyoidbogens ıd die partielle Gliederung des Hammers vom Ambos.

Ich habe jedoch wahrnehmen können, dass im Mittelohre ıch nach erfolgtem Auftreten des Knorpelgewebes Gliederungsorgänge sich ereignen.

Ueberhaupt sind die Autoren nicht geneigt, eine Gliederung nes einzigen Knorpelstückes anzunehmen.

Bruch [15–16]) erkennt die zeitlich und räumlich getrennte nd successive Anlage der einzelnen Knorpelstücke an; nur ausahmsweise nimmt er die Gliederung eines einzigen Knorpelstückes an. Als Beispiel dieser letzteren jedoch führt er die rennung des Hammers von dem Meckel'schen Knorpel und die es Processus styloideus von dem Os hyoideum an. Nun ollen diese beiden Vorgänge, welche von Bruch als Beispiel iner Trennung angegeben sind, nicht als eigentliche Gliederungsorgänge, sondern als Involutionsvorgänge angesehen werden.

Kölliker erwähnt, dass Hammer und Ambos zur Zeit des Auftretens des Knorpels im Embryo schon getrennt sind. Was die Skeletelemente der Extremitäten anbetrifft, hebt er hervor, dass jeder Knorpel vom ersten Anfange an selbstständig und ohne Zusammenhang mit den Nachbarknorpeln sich anlegt, zugleich aber auch von seinem ersten Entstehen an mit seinen Nachbarn durch die gleichzeitig mit ihm deutlich werdende Gelenkanlage vereinigt ist.

Gliederungsvorgänge eines einzigen Knorpelabschnittes finden meinen Wahrnehmungen gemäss an zwei Stellen, nämlich an der Lamina stapedialis und an dem Hammer-Ambos-Gelenk statt.

Bei menschlichen Embryonen, 4 und 4½ Cm. Länge, sind die schon vollkommenen knorpeligen Hammer- und Amboskörper noch auf einer kurzen Strecke den künftigen Gelenkoberflächen entsprechend, miteinander vereinigt (Urbantschitsch[75], Salensky[76]), Gradenigo). Die Vollendung der Trennung geht in einem späteren Stadium vor sich hin.[1])

Auch die knorpelige Wand der periotischen Kapsel bietet uns einen wichtigen Gliederungsvorgang, welchen zuerst Gruber[77]) bei den Säugethieren beobachtet hat. Die Lamina stapedialis differenzirt sich rund herum bei menschlichen Embryonen von der übrigen vestibularen Wand zur Zeit als diese Theile schon durch echtes Knorpelgewebe dargestellt werden.

Auf Grund dieser Thatsachen und auf die Resultate des Studiums der unteren Wirbelthiere gestützt, wo öfters die Gliederung eines einzigen Knorpelstückes vorkommt (Huxley, Parker), scheint es mir berechtigt zu sein, daraus zu schliessen, dass, obwohl die einzelnen Knorpelstücke von ihrem Auftreten an schon getrennt erscheinen, in besonderen Fällen eine nachträgliche Gliederung eines Knorpelabschnittes stattfindet.

γ) Verschmelzungsvorgänge. Verschmelzungsvorgänge der Skeletelemente können vor und nach dem Auftreten des Knorpels vorkommen.

Als vorknorpelig angelegte Skeletelemente vereinigen sich

[1]) Das Verbleiben einer partiellen malleo-inurdalen Synchondrose wurde von mir bei Menschen auch in einem Entwicklungsstadium, wo schon die beiden Knöchelchen fast vollständig knöchern waren, mit Bestimmtheit nachgewiesen.

die distalen Enden des ersten Kiemenbogens miteinander, die distalen Enden des zweiten Kiemenbogens mit dem Basi hyale (Os hyoideum), die proximalen Enden des zweiten Kiemenbogens mit der Anlage der Kapsel, die Anlage der periotischen Kapsel selbst mit den Skeletelementen der Schädelbasis.

Was die Verschmelzung von früheren getrennten Knorpeltheilen anbelangt, sind die Autoren überhaupt geneigt, eine solche anzunehmen.

Bruch [16]) drückt sich in folgendem Sinne aus: Das appositionelle Knorpelwachsthum führt öfters zur Verschmelzung zweier Knorpelstücke, z. B. entwickeln sich die Dornfortsätze durch Verschmelzung zweier sich entgegenwachsenden Knorpelflächen. Ebenso entsteht (pag. 16) das Brustbein durch Verschmelzung zweier seitlicher Hälften zu einem Knorpelstücke, desgleichen der Schildknorpel (pag. 19). Die Verschmelzung erfolgt durch Entgegenwachsen unter Bildung einer bald verschwindenden Raphe.

Und Schulin [74]) fügt hinzu: Nicht sich trennen, sondern vereinigen wollen sich die Primordialknorpeln. Sie erreichen irh Ziel aber nur in sehr verschiedenem Grade, vollkommen bei Menschen wenigstens fast nur an den von Bruch angegebenen Stellen.

Aus meinen Beobachtungen geht hervor, dass auch im Mittelohre knorpelige Verschmelzungsvorgänge normal vorkommen. Die zwei Knorpelstücke wachsen einander entgegen, die Grenzschichten verschwinden allmälig, bis die eigentlichen Knorpelgewebe unter Bildung einer Raphe mit einander sich vereinigen. Im Mittelohre sind die Verschmelzung des Stapedialringes mit der Lamina stapedialis und die des übriggebliebenen proximalen Stückes des Hyoidbogens (Reichert'schen Knorpels) mit dem Processus perioticus posterior zu beobachten. Bemerkenswerth ist es, dass die Lamina stapedialis keine eigentliche tympanale Grenzschichte besitzt, und dass sie theilweise einen Involutionsvorgang eingeht.

Ich kann daher Bruch's und Schulin's Ansichten vertheidigen, nach welchen das Vorkommen von Verschmelzungen zweier gesonderter Knorpelstücke angenommen wird.

Es geschieht also durch eine Reihe von Involutions-, Gliederungs- und Verschmelzungsvorgängen, dass das einfache pri-

mordiale Skelettypus des Embryos sich in das complicirte Typus des erwachsenen Thieres umwandelt. Die meisten dieser Vorgänge vollenden sich in einem vorknorpeligen Stadium, einige beginnen jedoch im vorknorpeligen Stadium und vervollständigen sich erst nach dem Auftreten des Knorpelgewebes; nur ausnahmsweise beginnen dieselben zur Zeit, wo die Verknorpelung schon entstanden ist.

Wir können kurz die obige Darstellung der Vorgänge, die im Mittelohre stattfinden, in folgender Weise resumiren:

Umwandlungsvorgänge des primordialen Skelettypus des Mittelohres.

Art der Umwandlungsvorgänge	Vorknorpelige Skeletelemente	Knorpelige Skeletelemente
α) Involutionsvorgänge	Resorption: a) Abschnitt der periotischen Kapsel dem runden Fenster entsprechend. b) Proximales Stück des Hyoidbogens (inter-hyale).	Theile der Lamina stapedialis, des Meckel'schen und Reichert'schen Knorpels
β) Gliederungsvorgänge	(Zur Zeit der Verknorpelung) a) Trennung des stapedialen Ringes. b) Partielle Gliederung des Hammers vom Ambos.	a) Differenzirung der Lamina stapedialis. b) Vollendung der Trennung des Hammers vom Ambos
γ) Verschmelzungsvorgänge	a) Distale Enden des ersten Kiemenbogens miteinander. b) Distale Enden des zweiten Kiemenbogens mit dem Basihyale. c) Proximale Enden des zweiten Kiemenbogens mit der Anlage der Kapsel. d) Kapsel mit der Schädelbasis.	a) Annulus mit Lamina stapedialis. b) Proximales Endstück des Hyoidbogens mit dem Processus perioticus posterior

Wenn wir die erwähnten Umwandlungen berücksichtigen, dürfen wir das Auftreten des eigentlichen Knorpelgewebes bei

den embryonalen Skeletelementen nicht als einen Vorgang ansehen, welcher eine specielle, von den Vorhergehenden getrennte Entwicklungsperiode auszeichnet, sondern blos als ein Kennzeichen, dass die mehr axial gelegenen Zellen der vorknorpeligen Anlage einen bestimmten Reifegrad geworben haben; zwischen den einfachen Zellenanhäufungen und dem eigentlichen Knorpel gibt es einen allmäligen und vollständigen Uebergang.

Sowohl vor als nach dem Auftreten des Knorpelgewebes wächst und verändert sich die Skeletanlage, sowohl vor als nach diesem Auftreten bleibt die Verwandtschaft der Zellen der Skeletanlage und denen des Bindegewebes eine innige.

Wachsthum des Knorpelgewebes. — Grenzschichte und chondrogene Zone.

Das Knorpelgewebe entsteht in den älteren axialen Abschnitten der vorknorpeligen Anlage, welche keine Involutionsvorgänge erfahren, als ob es einen bestimmten Reifegrad dieser Abschnitte darstellt; die Knorpelzellen verlieren sich allmälig in der Peripherie und gehen in die Zellen, welche die Ueberreste der primitiven Anlage bilden, über. — Die vorknorpelige Anlage selbst aber, welche in den allerersten Entwicklungsstufen durch directe Differenzirung des mesoblastischen Gewebes selbst entstanden ist, wächst und vollendet sich fortwährend auch in späteren Entwicklungsstadien, hauptsächlich durch Apposition neues, peripherisches Gewebes, die Zellen des Bindesgewebes nehmen allmälig die Anordnung und die Charaktere der Zellen, welche die vorknorpelige Anlage zusammenstellen, an. Wir treffen daher um die einzelnen Knorpelkerne herum, zur Zeit ihres ersten Auftretens, eine besser gefärbte peripherische Schichte, Grenzschichte; und da einerseits die Zellen des Knorpels in die Zellen der vorknorpeligen Anlage und andererseits diese letztere in die Zellen des anliegenden Bindegewebes allmälig übergehen, können wir in der Grenzschichte einen Uebergang von den echten Knorpelzellen zu den Bindegewebszellen constatiren.

Im Allgemeinen stimmen die Autoren in der Annahme überein, dass das Wachsthum des Knorpelgewebes in den ersten embryonalen Perioden nicht nur durch interstitielle Vermehrung der Zellen, sondern auch durch eine Art Apposition stattfindet.

Bruch [16]) meint sogar, und ich kann seine diesbezüglichen Ansichten nicht theilen, dass durch Intussusception sich ausschliesslich die Intercellularsubstanz vermehrt, und dass die Vermehrung der Zellen blos durch appositionelles Wachsthum statthat.

Je mehr in den späteren Entwicklungsstadien die Skeletelemente allmälig die Form, welche man beim Erwachsenen trifft, gewinnen, vermindert sich die In- und Extensität des appositionellen Wachsthums der Grenzschichte, und der echte Knorpel dehnt sich immer mehr aus. Die Grenzschichte wird daher schmäler, die sie zusammensetzenden Zellen werden länglich, spindelförmig, und nehmen nach und nach eine specielle faserige Beschaffenheit an, durch welche, sowie von den Knorpel-, als auch von den Bindegewebszellen sie sich unterscheiden lassen. Wir haben jetzt schon die faserige Schichte des Perichondriums angedeutet, und können daher nicht mehr über ein appositionelles Wachsthum Rede halten.

Kassowitz [75]) schreibt in seiner wichtigen Arbeit über die Verknöcherung dem Knorpel nur bei den ersten embryonalen Perioden ein appositionelles Wachsthum zu. — Sobald aber einmal die definitive Form der Skelettheile annäherungsweise vorgebildet ist, erfolgt nach Kassowitz das Wachsthum des Skeletknorpels und auch jede weitere Formveränderung ganz allein durch innere Vorgänge.

Wenn man in der oben besprochenen Weise die Wachsthumsvorgänge der embryonalen Knorpel auffasst, wird die Bedeutung der Grenzschichte klar, über welche in der jüngsten Zeit abweichende Behauptungen geäussert wurden.

Die Grenzschichte wurde zuerst von Henke und Reyher [48]) studirt, welche sie nicht als eine Wucherungsschichte ansahen.

Bernays [69]) beschreibt genau in einer wichtigen Arbeit über die Entwicklungsgeschichte des Kniegelenkes des Menschen die Grenzschichte des embryonalen Knorpels und bemerkt hierbei, wie die Carminreaction, insbesondere mit schwacher Vergrösserung, diese Grenzschichte gut zu markiren geeignet ist. In ihr findet er Entwicklungsstufen von Knorpelzellen, und hält deshalb diese sich unter Carmin stark roth färbende perichondrale Schichte als eine Wucherungszone, auf

deren Kosten der Knorpel wächst. Er bezeichnet diese Grenzschichte als chondrogene Schichte und bemerkt, dass diese bis zum spätesten embryonalen Leben sich behält.

Nagel[71]) theilt diese Ansichten Bernays'. Die allmäligen Uebergänge der Knorpelzellen in die anliegenden indifferenten Bindegewebszellen wurde auch von Stieda[52]) als ein Zeichen des noch immer fortwährenden Wachsthums des Knorpels angenommen.

Nach Schulin[74]) indess stellen die Grenzschichten keine chondrogene Zone im Sinne Bernays' dar. Sie stellen vielmehr den Endpunkt des appositionellen Knorpelwachsthums dar. — Man findet sie auch im fertigen Knorpelgewebe, welches im Gegensatz zum embryonalen kein Carmin annimmt, aber von einer sich lebhaft mit Carmin färbenden Grenzschichte umgeben ist, welche längliche Körperchen enthält und den allmäligen Uebergang zu benachbartem Bindegewebe bildet.

Die Erklärung solcher bedeutender Abweichungen der Meinungen Bernays' und Schulin's dürfte meines Erachtens im folgenden Satze Schulin's zu ersehen sein (pag. 257):

„An solchen Stellen, wo die Knorpeln appositionell wachsen, findet man auch bei schwacher Vergrösserung nicht scharf abgesetzte Zonen mit kleinen, rundlichen, sich lebhaft färbenden Zellen, welche allmälig in sehr kernreiches Rundzellengewebe übergehen. Wenn dann die Apposition aufhört, bildet sich als Endproduct die beschriebene Grenzschichte."

Offenbar bezeichnet Schulin mit dem Wort Grenzschichte eher als die Zonen „mit kleinen, rundlichen, sich lebhaft färbenden Zellen" (die eigentliche chondrogene Schichte Bernays'), das Endproduct von diesen, „welches sich auch im fertigen Knorpelgewebe vorfindet."

Nach solcher Deutung entspricht die Behauptung Schulin's, dass die Grenzschichte keine chondrogene Schichte darstellt, vollkommen den Beobachtungsthatsachen. Diesen Thatsachen gemäss, gehört der Grenzschichte nur bei den ersten embryonalen Stadien die Bedeutung einer Wucherungszone, die zu dieser Zeit als die Reste der vorknorpeligen Anlage, welche fortwährend appositionell wächst, angesehen werden kann. In diesen Stadien ist in der

That ein allmäliger Uebergang zwischen den Knorpeln und den Bindegewebszellen zu bemerken.

In einem späteren Stadium, wenn die Knorpelabschnitte schon annäherungsweise die Form, welche beim Erwachsenen anzutreffen ist, darbieten, verwandelt sich die chondrogene Schichte zu einer dünnen faserigen Schichte, deutlich vom Knorpel als auch von dem anliegenden Bindegewebe gesondert; in diesem Stadium besitzt sie kein chondrogenes Vermögen.

Die Anlagen der Gelenke.

Was die Entwicklung der Gelenke anbelangt, werde ich nur auf einige Thatsachen hinweisen, welche sich zu der ersten Gelenkanlage beziehen, da die Behandlung ihrer weiteren Ausbildung mit dem Studium von embryonalen Stadien, wo die Verknöcherung des primordialen Skelets schon aufgetreten ist, zusammenhängt.

Im Mittelohre treffen wir drei in etwas verschiedener Weise sich entwickelnde Gelenke, das Gelenk des langen Ambosschenkels mit dem lateralen Rand des Annulus stapedialis, das stapedio-vestibulare Gelenk und das Hammer-Ambosgelenk.

Zwischen dem Ende des langen Ambosschenkels[1]) und dem stapedialen Ring verlängern sich noch vor dem Auftreten des Knorpels die respectiven Grenzschichten, welche später allmälig dünner werden und faserige Beschaffenheit bekommen.

Die knorpelige Lamina stapedialis ist indess vom Anfang an Eins mit der übrigen vestibularen Wand, und um ihre Umrandung herum bildet sich das Ligamentum anulare, hauptsächlich durch Hineinbringen von faserigen Elementen der nachbaren Grenzschichten.

Das Hammer-Ambosgelenk, bei welchem die Gelenkfläche allmälig nach dem Auftreten des Knorpels durch die Verlängerung der Grenzschichte getrennt werden, könnte, was seine Entwicklungsart betrifft, als intermediäre zwischen dem stapedio-incudalen Gelenk (wo die Grenzschichten von Anfang an die noch vorknor-

[1]) Ich will eigentlich betonen, dass zu dieser Zeit keine Spur eines getrennten Knorpelabschnittes zu sehen ist, welcher dem Os sylvianum entspricht.

peligen Skelettheile trennen) und dem stapedio-vestibularen Gelenk (wo diese Trennung erst nach der Verknorpelung erfolgt), angesehen werden.

Bei allen diesen Gelenken können wir jedoch constatiren, dass es die Elemente der Grenzschichte sind, welche die Anlage der Gelenkkapsel bilden.

Die Gelenkflächen des Hammers und des Ambosses, welche beim Embryo annähernd die complicirte Gestalt, die man beim erwachsenen Individuum trifft, darbieten, würden allein genügen zu beweisen, dass die Lehre Fick's, nach welcher die Form der Gelenkflächen in Beziehung zu den Muskelwirkungen zu stellen wäre, wenigstens für die früheren embryonalen Perioden, nicht als anehmbar betrachtet werden kann.

Die primitive Form der Gelenkflächen soll ausschliesslich in Beziehung zu den autogenetischen Vorgängen gebracht werden.

Wenn wir die hauptsächlichen Ergebnisse, welche aus dem Studium der knorpeligen Skeletelemente im Mittelohre zu entnehmen sind, kurz resumiren, so ist Folgendes zu bemerken:

I. Die Verknorpelung der einzelnen primitiv angelegten Skeletelemente erfolgt nicht zu gleicher Zeit.

II. Die Zeit des Auftretens des Knorpelgewebes hängt hauptsächlich von bestimmten ontogenetischen Vorgängen ab. — Die Skeletelemente, welche in späteren Entwicklungsperioden keine merklichen Veränderungen eingehen, werden zuerst knorpelig.

III. Das einfache primordiale Skelettypus erfährt eine Reihe Umwandlungen, um die complicirte Gestalt des erwachsenen Skelettypus anzunehmen. Die meisten dieser Umwandlungen vollenden sich in einem vorknorpeligen Stadium; einige jedoch gehen auch zur Zeit vor sich, wo das Knorpelgewebe schon aufgetreten ist.

IV. Diese Umwandlungen des primordialen Skelettypus können im allgemeinen:

α) von Involutions-,

β) von Gliederungs-,

γ) von Verschmelzungsvorgängen

repräsentirt werden.

V. Das Auftreten des eigentlichen Knorpelgewebes stellt keine specielle, getrennte Entwicklungsperiode dar: zwischen den einfachen Zellenanhäufungen der vorknorpeligen Anlage und dem echten Knorpel gibt es einen allmäligen Uebergang.

VI. Das Knorpelgewebe wächst, bei den ersten embryonalen Stadien, nicht nur durch Vermehrung der ihn zusammensetzenden Zellen, sondern auch wesentlich durch Apposition. — Die sogenannte Grenzschichte soll nur in diesen ersten Stadien als eine Wucherungszone angesehen werden (chondrogene Schichte).

VII. Die Anlage der Gelenke wird von den Elementen der Grenzschichte dargestellt. Die primitive Form der Gelenkflächen soll ausschliesslich in Beziehung zu ontogenetischen Vorgängen gebracht werden.

II.

Die Lehre der Entwicklung des Mittelohres und der periotischen Kapsel.

Hammer und Ambos. — Deckknochen.

Zur Erklärung der Entwicklungsweise des Hammers und des Ambosses werden in der Literatur die verschiedensten Ansichten angestellt.

Valentin[7–8]) unterscheidet am proximalen Ende des mandibularen Knorpels drei Abschnitte: das hintere Stück, welches mit dem Schädel verschmilzt; das mittlere Stück, welches die Grundlage für den Steigbügel und den langen Schenkel des Ambosses liefert, dessen kurzer Fortsatz mit dem zweiten Kiemenbogen zusammenhängt; die übrige Knorpelmasse geht dann in den Hammer und den Meckelschen Knorpel über.

Reichert[9]) hat in einer classischen Arbeit über die Metamorphosen der Kiemenbogen der Wirbelthiere eine wichtige Lehre aufgestellt. Nach derselben lässt der mandibulare Knorpel drei Abschnitte an sich erkennen: der hinterste, mehr häutiger Natur und noch in formeller Entwicklung begriffen, nimmt gar keinen Antheil an der Bildung der Gehörknöchelchen; der mittlere bildet die Anlage für den Ambos; der zuerst sich entwickelnde lange Ambosfortsatz legt sich an die äussere Seite des knorpeligen Hyoidbogens; der kurze

ırtsatz entwickelt sich später. Der Hammer geht aus dem dritten rdersten Abschnitte hervor.

Magitot und Robin[19]) nehmen an, dass der Hammer sich ıs dem ersten Kiemenbogen entwickelt. Sie betrachten jedoch den mbos als ein unabhängig entwickeltes Gebilde.

Huxley, welcher zuerst die Lehre Reichert's angenommen ıtte[20]), kam später von derselben ab[25—27]), und, sich vorzugsweise ıf Ergebnisse des Studiums der vergleichenden Anatomie stützend, ellte er eine neue Lehre auf. Nach Huxley bildet der Hammer it seinem gegen unten gekrümmten Handgriff das proximale Ende s mandibularen Bogens. Der Ambos stellt hingegen das proximale nde des Hyoidalknorpels dar.

Parker[28—29]) bestätigt und erweitert die Lehre Huxley's ıf Grund einer Reihe erschöpfender Arbeiten über die vergleichende mbryologie, welche in Philosophical und Zoological Transctions veröffentlicht, und später in einem meisterhaftem Werke ber die Morphologie des Schädels der Wirbelthiere resumirt wurden.

Semmer[44]) spricht sich bezüglich der Herkunft des Hammers nd des Ambosses zu Gunsten der Reichert'schen Lehre aus.

Hunt[57—64]) ist geneigt für den Ambos eine gewisse Entwickngsunabhängigkeit von den Kiemenbogen anzunehmen.

Salensky[75]) nähert sich der Reichert'schen Anschauung: Bei der Bildung des Hammers und des Ambosses nimmt allein der ·ste Schlundbogen Theil; der zweite Bogen, im Gegensatz zu der Beauptung von Parker spielt hierbei gar keine Rolle. Schon in iemlich frühen Entwicklungsstadien trennt sich von dem ersten .iemenbogen ein hinterer Theil ab, und stellt die Anlage des Ambosses ar, während der übriggebliebene vordere Theil zur Anlage des Hamers nebst Meckel'schen Knorpels wird."

Der Vorgang, nach welchem Hammer und Ambos sich von dem 'andibularbogen abgliedern, ist von Salensky folgendermassen behrieben:

„Die Veränderungen im ersten Visceralbogen erwei·en sich ·stens in der Verdickung und in der Krümmung des proximalen ndes desselben, und zweitens in der Bildung von zwei Einschnitten, elche die Grenze verschiedener Theile des künftigen Malleus und ıeus bezeichnen. Durch diese beiden Furchen theilt sich der proxiıale Abschnitt des ersten Visceralbogens in drei Theile, von denen er hintere durch eine Art Ligamentum mit dem entsprechenden Theil es Reichert'schen Knorpels verbunden ist. Die vollständige Abrennung lässt nicht lange auf sich warten. Die Theilung geht gerade lurch die hintere von den früher beschriebenen Furchen. Die Anlage les Ambosses stellt somit in den früheren Stadien, da sie noch mit dem Meckel'schen Knorpel continuirlich verbunden ist, eine dreieckige

Platte vor, in welcher wir nur den Processus longus und einen Theil des Corpus incudis erkennen können. Nach der Abtrennung hat sie aber schon die Anlage des Processus brevis, welche in horizontaler Richtung vom Corpus abgeht, und an der Ohrkapsel sich befestigt.

Der nach der Abtrennung des Ambosses noch gebliebene Theil des Meckel'schen Knorpels stellt die Anlage des Hammers und des Meckel'schen Knorpels dar. Die mittlere Verdickung des Meckel'schen Knorpels wächst jetzt etwas nach unten zu, rundet sich ab und stellt nun eigentlich die Anlage des Capitulum und des Manubrium mallei dar. Sie ist jetzt durch eine schmale und ziemlich tiefe Furche von der vorderen Verdickung getrennt. Wie es scheint, spielt diese letztere bei der Bildung des Hammers keine Rolle und später wird dieselbe vollkommen ausgeglichen."

Fraser[79]) vertheidigt, auf Grund embryologischer Untersuchung, die Lehre Huxley's.

Wenn wir die Meinungen der verschiedenen Autoren über die Derivation des Hammers und des Ambosses miteinander vergleichen, so können wir im Allgemeinen zwei Lehren unterscheiden, die sich noch heute das Terrain streitig machen.

Nach der Einen entwickeln sich aus dem ersten Kiemenbogen Hammer und Ambos (Valentin, Reichert, Semmer, Salensky); nach der anderen geht der Hammer allein aus dem ersten Kiemenbogen hervor, und dessen Handgriff repräsentirt das proximale Ende dieses letzteren; der Ambos hingegen stammt aus dem zweiten Kiemenbogen und bildet das proximale Ende desselben (Huxley, Parker, Fraser).

Ich gehe nun zu kurzer Schilderung der Resultate meiner eigenen, in der ersten Abtheilung ausführlich dargestellten Untersuchungen, über.

Die erste Andeutung der Skeletgrundlage der Kiemenbogen erscheint in der Form einer isolirten Anhäufung kleiner, runder Zellen, zur Zeit als im Embryo nur die ersten Andeutungen der Wirbelkörper und der periotischen Kapsel als Skelettheile vorhanden sind. Die Lage dieser Zellenanhäufung lässt sie als den Vertreter eines proximalen Stückes des ersten Kiemenbogens betrachten. In diesem Stadium sind absolut keine deutlichen Spuren des zweiten Bogens bemerkbar.

Später, wenn der Mandibularzellenstrang (knorpelartiger Visceralstreifen Reichert's, häutiger Bogen Kölliker's) schon deutlich in dem ganzen mittleren Theil des betreffen-

len Kiemenbogens gesondert erscheint, breitet sich sein proximales Ende aus, ohne jedoch deutliche Umrisse zu zeigen. Zu dieser Zeit ist der vorknorpelige Hyoidbogen in seinem ganzen Umfange ziemlich scharf begrenzt und sein mit der Anlage der perio-tischen Kapsel in Verbindung tretendes proximales Ende lässt den Annulus stapedialis erkennen.

Namentlich an den Frontalschnitten kann leicht beobachtet werden, dass eine Schichte von embryonalem Gewebe die zwei respectiven proximalen Enden von einander trennt.

In einem späteren Stadium, wenn der Mandibularbogen in seiner grössten Ausdehnung Charaktere eines reifen Knorpels bietet, lassen sich in der Gewebsmasse, welche im vorigen Stadium das proximale Ende des Mandibularbogens dargestellt hat, die knorpeligen Körper des Hammers und des Ambosses erkennen. Der Hammerkörper, welcher sich nach vorne in den Meckelschen Knorpel verlängert, bietet wie jener, das Aussehen eines reifen Knorpelgewebes dar.

Das Knorpelgewebe erscheint am Amboskopf weniger reif als am Hammer.

Zwischen Hammer und Ambos ist auch in knorpeligem Zustande eine partielle Vereinigung der Gelenkflächen zu sehen. — Sowohl von dem Körper des Hammers als auch von jenem des Ambosses gehen nach unten zwei Fortsätze ab: der Hammergriff und der lange Ambosschenkel, die ein umsoweniger reifes Gewebe zeigen, je weiter man unten gegen das Ende zu fortschreitet.

Nach hinten von dem Körper des Ambosses geht in ähnlicher Weise der kurze Fortsatz ab. Der lange nach unten und medialwärts gerichtete Ambosschenkel biegt sich stark an seinem Ende und tritt in ein inniges Verhältniss mit dem lateralen Rand des aus dem zweiten Kiemenbogen hervorgegangenen Annulus stapedialis.

In diesem Stadium ist keine Spur eines lenticularen Abschnittes (Os. Sylvianum) zu sehen.

Aus den von mir gewonnenen Resultaten erhellt, dass sowohl der Hammer wie der Ambos als Derivate des ersten Kiemenbogens angesehen werden dürfen. Der Körper des Ambosses stellt das proximale Ende des mandibularen Bogens dar.

Ich kann daher die Lehren Valentin's, Reichert's und Salensky's in ihren allgemeinen Zügen bestätigen; ich sehe mich aber veranlasst, einige wichtige Details anders aufzufassen.

Ich konnte in keinem Entwicklungsstadium, weder vor noch nach dem Auftreten des Knorpelgewebes, die Gegenwart jenes proximalen Abschnittes des Kiemenbogens nachweisen, welcher nach Valentin und Reichert einen Involutionsvorgang eingeht, und an der Bildung der Gehörknöchelchen keinen Antheil nehmen soll. Meine Untersuchungen haben ergeben, dass das proximale Ende des mandibularen Bogens seit seinem ersten Auftreten von der Anlage der periotischen Kapsel getrennt ist. Auch kann von einem eigentlichen Zusammenhang zwischen dem Hyoidbogen und dem kurzen Fortsatze des Ambosses (Valentin) nicht die Rede sein.

Ferner scheint die Erklärung Salensky's über die von ihm beobachteten Thatsachen nicht ganz richtig zu sein. [1])

Auf Grund meiner Wahrnehmungen kann ich die Angabe Salensky's, dass der mandibulare Zellenstrang sich an der Anlage der periotischen Kapsel befestigt, nicht bestätigen. Ebenfalls konnte ich nicht constatiren, dass die proximalen Enden der beiden Bogen miteinander durch embryonales Gewebe verbunden sind. — Ein Blick auf die Fig. 5 und 6 zeigt, dass allerdings zwischen diesen Enden eine Schichte von embryonalem Bindegewebe vorhanden ist; dasselbe kann aber absolut nicht als ein Verbindungselement angesehen werden, da es mit dem übrigen mesodermatischen Gewebe identisch ist.

Ferner habe ich die Einzelheiten in der Trennung des Hammers vom Ambos, wie diese von Salensky aufgefasst worden sind nicht bemerken können.

Schon die einfache Prüfung der von Salensky [15]) angegebenen Figuren, zur Erklärung dieser Entwicklungsweise der Gehörknöchelchen, lässt den Verdacht aufkommen, dass die von ihm erlangten Resultate zum Theil der von ihm angewendeten Präparationsmethode zuzuschreiben seien. In seiner Fig. 4 z. B.

---

[1]) Wenn man die Arbeit Salensky's durchnimmt, muss man annehmen, dass Salensky auch die vorknorpelige Anlage als Knorpel bezeichnet.

erscheint die ganze Anlage des Hammers kleiner als der kurze Fortsatz des Ambosses; der lange Ambosschenkel wird in Fig. 3 länger als in Fig. 4 abgebildet, welche letztere eine spätere Entwicklungsperiode darstellt.

Abgesehen jedoch von einigen Missverhältnissen in den Zeichnungen und von der allzu schematischen Darstellung derselben, ist andererseits nicht zu zweifeln, dass man durch die anatomische Präparationsmethode, welche Salensky geübt hat, ähnliche Bilder bekommen kann.

„Die anatomische Präparation stellt eine ziemlich schwierige Manipulation dar", wie dies auch der erfahrene Forscher selbst zugibt. In diesen ersten Entwicklungsstadien treten die Grenzen des Knorpels nicht sehr scharf hervor; das den Knorpel umhüllende embryonale Bindegewebe kann nicht vollkommen entfernt werden. Es kann in der That auch dem vorsichtigeren Anatomen leicht passiren, dass sammt dem embryonalen Bindegewebe auch die Ueberreste der vorknorpeligen Anlage um die Knorpelkerne entfernt werden.

Es war, meines Erachtens, die anatomische Präparation, welche den Autor zu einer mit meiner nicht übereinstimmenden Ansicht führte.

Ich kann mit Bestimmtheit behaupten, dass auch bei dem ersten Auftreten des Knorpels eine Verbindung zwischen beiden Enden der Kiemenbogen mittelst eines Bandes, wie dies Salensky angibt und abbildet, nicht nachzuweisen ist. In diesem Entwicklungsstadium ist der Reichert'sche Fortsatz schon in einem Involutionsvorgang begriffen. Von seinem oberen knorpeligen Endstücke, welches tiefer als der Steigbügel liegt, geht nur ein Zellenstrang ab, der mit dem lateralen Rand des Stapedialringes in Verbindung tritt und sich zum Theil mit der nächstliegenden vorknorpeligen Anlage des langen Ambosschenkels verbindet. Dieser Strang soll, meiner Ansicht nach, nur als ein bald schwindender Ueberrest des Hyoidbogens angesehen werden.

Ich behalte mir vor, in dem Capitel, welches von der Morphologie der Gehörknöchelchen handelt, die namentlich auf Grund der in der vergleichenden Anatomie aufgestellten Lehren Huxley's[25–27]) und Parker's[28–30]) durchzuprüfen und zu discutiren.

Ich will nur hier zwei embryologische Argumente widerlegen, welche in einem jüngsten, durch Reichthum des Materials und Sorgfalt der Details ausgezeichneten Werke Fraser's[79]) zur Stütze der Huxley'schen Lehre angeführt sind.

Nachdem Fraser den directen Zusammenhang zwischen dem proximalen Ende des Hyoidbogens und dem langen Ambosschenkel nicht nachzuweisen im Stande war, so nimmt er nur auf Grund der Thatsachen an, dass beide Skelettheile in derselben Richtung verlaufen, und dass sie dieselbe knorpelige Beschaffenheit aufweisen.

Diesbezüglich will ich nur hervorheben, dass es in ganz anderer Weise zu erklären ist, warum der lange Ambosschenkel, der mit dem lateralen Rande des Annulus stapedialis zusammenhängt, beiläufig in der Verlängerung der Richtung des Hyoidbogens zu liegen kommt. In der That hat sich dasselbe, in dem unmittelbar vorhergehenden Stadium bis zum benannten Rand des Ringes fortgesetzt.

Zu Gunsten der Lehre Huxley's spricht auch die Thatsache nicht, dass das obere Ende des Hyoidbogens ein, dem des langen Ambosschenkels ähnliches, Knorpelgewebe darbietet; die Beschaffenheit des Knorpelgewebes steht nicht nur in Beziehung zur Zeit des Auftretens, sondern wesentlich zu der morphologischen Bedeutung und der späteren Bestimmung der einzelnen Knorpelabschnitte.

Deckknochen.

Ueber die Art des ersten Auftretens der meisten Deckknochen des Schädels sind noch unsere Kenntnisse sehr mangelhaft. Die topographischen Verhältnisse der Deckknochen, welche zu dem mandibularen Bogen in Beziehung gebracht werden können, wurden von mir zur Zeit ihres ersten Auftretens bei menschlichen Embryonen studirt. Die Beschreibung ihrer weiteren Entwicklung soll nicht in vorliegender Arbeit, welche verhältnissmässig frühzeitige embryonale Stadien berücksichtigt, Platz finden.

Unterkiefer (vgl. Fig. 25). Der knöcherne Unterkiefer wurde schon von einer Reihe hervorragender Forscher, unter welchen ich Kölliker und Stieda nenne, zum Objecte eingehenden Studiums gemacht.

Im Gegensatz zu Strelzoff's Behauptung, nach welcher es höchst wahrscheinlich wäre, dass der ganze Unterkiefer im Knorpelgewebe präformirt sei, kann ich, mit Stieda übereinstimmend, die Unabhängigkeit des Knochengewebes von dem Meckel'schen Knorpel hervorheben.

Der Unterkiefer erscheint im Embryo sehr frühzeitig. Dieser ist in seinem vorderen Abschnitte (pars alveolaris) zuerst durch eine lange Strecke von zwei knöchernen, unten vereinigten Lamellen (mediale und laterale) vertreten, welche einen nach oben geöffneten Winkel begrenzen. In diesem Winkel liegen die Zahnkeime, die Arteria und Nervus alveolaris, und erscheinen in einem Gewebe eingebettet, welches durch seine Zartheit von dem umgebenden faserigen Bindegewebe sich differenzirt. Die mediale Lamelle ist bei Menschen mit ihrer Krümmung concentrisch zu der äusseren convexen Fläche des Meckel'schen Knorpels angeordnet und bleibt von dieser in einer fast constanten Entfernung.

Sowohl dem distalen, als auch dem proximalen Ende des Meckel'schen Knorpels entsprechend, verschwindet nach und nach die mediale Lamelle; die Portio coronoidea und condyloidea des Unterkiefers wird ausschliesslich durch die laterale Lamelle vertreten. Sehr frühzeitig tritt ein Verknöcherungspunkt in dem Meckel'schen Knorpel neben der Mittellinie ein. Zur Bildung der knorpeligen Gelenkfläche hat der Meckel'sche Knorpel gar keinen Antheil.

Os squamosum (vgl. Fig. 26). Das Os squamosum kommt in einer frontalen Ebene gleich hinter der Pars condyloidea des Unterkiefers und hinter dem Os jugale zum Vorschein, welches letztere als isolirte knöcherne Lamelle erscheint. Das Os squamosum wird gegen vorne von zwei Lamellen repräsentirt, die eine horizontal, concentrisch der oberen lateralen Fläche des Meckel'schen Knorpels gelegen, die andere vertical, sich mit der ersten unter Bildung eines fast rechten Winkels vereinigend, gestellt. Die horizontale Lamelle trägt später zur Bildung des Temporo-maxill. Gelenkes bei. An der Stelle, wo der Mandibularbogen in den Körper des Hammers sich fortsetzt, vereinigen sich die zwei Lamellen zu einer einzigen, welche mit ihrer Con-

cavität der äusseren oberen Fläche den Hammer-Amboskörper lateralwärts begrenzt.

Annulus tympanicus (vgl. Fig. 26). Der tympanale Ring erscheint in Form eines Kreises, welcher, gegen oben und hinten, den Körpern der zwei grösseren Knöchelchen entsprechend, unterbrochen erscheint. Dieser Ring ist in fast sagittaler Richtung zwischen dem nach hinten aufsteigenden oberen Stücke des Meckel'schen Knorpels und dem oberen, nach vorne und oben gekrümmten Abschnitte des Reichert'schen gelegen.

Wir können zur Klarheit folgender Darstellung drei Abschnitte an der Umrandung des tympanalen Ringes unterscheiden: einen Abschnitt, welcher unmittelbar unterhalb des proximalen Stückes des Meckel'schen Knorpels zu liegen kommt (vorderer oberer Bogenabschnitt); einen Abschnitt, welcher parallel mit dem letzten Stücke des Reichert'schen Knorpels verläuft (hinterer Bogenabschnitt), und einen dritten Abschnitt, welcher die zwei erstgenannten vereinigt (vorderer unterer Bogenabschnitt).

Es scheint mir, dass bis jetzt nicht die entsprechende Aufmerksamkeit der schon bekannten Thatsache (Magnus[17], Baraldi[41], Schwalbe) geschenkt wurde, dass gerade der unmittelbar unterhalb des Meckel'schen Knorpels gelegene Abschnitt des Annulus sich durch Grösse und Gestaltung deutlich von der übrigen Umrandung des Ringes differenzirt. Dieser Abschnitt erscheint thatsächlich in Form einer gekrümmten, mit der Concavität der unteren Oberfläche des Meckel'schen Knorpels gewendeten und in einer bestimmten Entfernung von dieser gelegenen Lamelle. Gegen hinten zu endet diese Lamelle unmittelbar vor der Stelle, wo der Meckel'sche Knorpel in den Hammer übergeht, frei; und vorne setzt sie sich theils mit einer ziemlich ausgesprochenen Wendung in den vorderen unteren, zwischen dem mandibularen und hyoidalen Knorpel gelegenen Abschnitt des Ringes fort; theils begleitet sie noch auf kurze Strecke den Meckel'schen Knorpel. Die beschriebene Lamelle dürfte wegen ihrer topographischen Lage in Beziehung zum mandibularen Bogen gebracht werden.

Der dünne dazwischen liegende Abschnitt des Ringes ist verhältnissmässig kurz, da die proximalen Enden der zwei Kiemenknorpel nur wenig von einander entfernt sind.

Der Hyoidknorpel convergirt proximal nach oben und vorne gegen den mandibularen. Der Abschnitt des Ringes, welcher vor dem Reichert'schen Knorpel nachläuft, führt zu diesem parallel eine Krümmung gegen oben aus und endet selbst frei, ungefähr in der Höhe, wo der Knorpel aufhört.

Dieser hintere Abschnitt des Ringes dürfte trotz seiner topographischen Lage nicht ohne weiteres in Beziehung zu dem Reichert'schen Knorpel gebracht werden, weil:

a) Er sich nicht durch Gestaltung und Durchmesser von dem intermediären Abschnitt des Ringes unterscheidet und vorne in diesen übergeht;

b) er nicht gegen die Oberfläche des Knorpels concav, wie es bei den anderen Deckknochen der Fall ist, erscheint.

c) er bei manchen Thierembryonen (Hundeembryonen) in einer ziemlich ansehnlichen Entfernung vom Reichert'schen Knorpel bleibt.

Der Annulus tympanicus sollte, meines Erachtens, als einziges Skeletelement angesehen, und ausschliesslich zu den Meckel'schen Knorpel in Beziehung gebracht werden. In ähnlicher Weise als der andere von uns bis jetzt beschriebene Deckknochen (Unterkiefer, Os squamosum), besteht er aus einer Lamelle welche durch Gestaltung und topographische Lage sich in Beziehung zu den Meckel'schen Knorpel bringen lässt, und aus einem Theile, welcher in Fortsetzung mit dieser Lamelle sich befindet. [1])

Processus folianus seu gracilis mallei (vergl. Fig. 26). Der Processus folianus stellt ein noch wenig bekanntes Gebiet der Anatomie des Hammers dar.

Robin und Magitot[19]) halten ihn als knorpelig präformirt.

---

[1]) Gegen die Behauptung einiger Autoren (Hagenbach, Baraldi[41]) bemerke ich, dass in keinem Entwicklungsstadium der Ann. tymp. in directe Berührung mit dem Meck. Knorpel tritt und somit keinen Druck auf letzteren ausüben kann.

Hagenbach bemerkt dass der lange Hammerfortsatz unabhängig entsteht, und dass das beträchtlichste Wachsthum desselben zu einer Zeit erfolgt, wo der Meckel'sche Knorpel zu verschwinden beginnt.

Reichert[9]) scheint diesen Fortsatz als einen Theil des Meckel'schen Knorpels zu betrachten, er drückt sich in der That in folgender Weise aus:

„J. F. Meckel, C. H. Weber, S. Valentin u. A. führen an, dass der Meckel'sche Knorpel über den Processus folii liegend, von ihm selbst ganz zu trennen sei. Doch kann ich mir diese Angabe nicht anders erklären, als dass es in seltenen Fällen wegen der mangelhaften Ossification vorkommt, dass dieselbe von den verknöcherten Anfange nur einseitig vorschreite und so Knochen und Knorpel von einem und demselben Theile nebeneinander liegen."

Magnus[17]) hebt hervor, dass der Processus gracilis intensiver als die Knöchelchen wächst und an dem unteren Umfange des Meckel'schen Knorpels, jedoch ohne allen Zusammenhang mit demselben, bleibt. Nach ihm liegt der Fortsatz in der Nähe des Annulus tympanicus, jedoch nicht zusammenhängend, unter oben vorsprünglichen Leistchen, welches den Hals des Hammers aufnimmt (dieses Leistchen wird von mir als vorderer oberer Abschnitt des Annulus tympan. bezeichnet).

Nach Kölliker[56]) entwickelt sich unmittelbar vor dem Annulus tympanicus von vorne nach hinten ein Stück von verknöchertem Bindegewebe, welches, obwohl in einer gewissen Entfernung von dem Meckel'schen Knorpel, in einer gemeinsamen faserigen Hülle mit diesem umgeben ist.

Aus meinen Wahrnehmungen geht hervor, dass der Processus gracilis bei seinem Auftreten im menschlichen Embryo vorne nicht ganz bis zum vorderen Rand des Annulus reicht und hinten frei in der Frontalebene des vordersten Theiles des Hammerkörper, ohne mit dem Annulus tympanicus oder mit dem Hammer in Verbindung zu treten, endet. Er ist in Form einer isolirten knöchernen Leiste, leicht concav gegen die untere mediale Fläche des Meckelschen Knorpels.

Hammer und Ambos entwickeln sich aus dem proximalen Ende des mandibularen Bogens.

Unterkiefer, Os squamosum, Annulus tympanicus und Processus gracilis mallei können als Deckknochen in Beziehung zum mandibularen Knorpel gebracht werden.

III.

Steigbügel. — Periotische Kapsel.

Steigbügel.

Wenn die Anschauungen schon über die Entwicklungsweise des Hammers und des Ambosses so auseinandergehen, so lässt sich erwarten, dass die Anschauungen über die Entstehungsart des Steigbügels — welcher wegen seiner geringen Dimensionen und seiner tiefen versteckten Lage der Untersuchung schwer zugänglich ist — noch verschiedenartiger seien.

Valentin[7, 8]) bringt den Steigbügel mit dem ersten Kiemenbogen in Beziehung.

Nach Huschke[1]) sollen hingegen beide Knorpel der zwei ersten Kiemenbogen mit der Verschmelzung ihrer proximalen Enden zur Bildung des Stapes führen.

Burdach[4]) lässt den Stapes aus der Labyrinthwand entstehen.

Nach Reichert[9]) stammt dieses Element aus dem zweiten Kiemenbogen und ist durch eine lockere Substanz von dem Zungenbeinstück des zweiten Bogens getrennt. Diese lockere Substanz wandelt sich später in den Musculus stapedius um, während der hyoidale Knorpel als Eminentia pyramidalis der Paukenhöhle angehört.

Nach Günther[12, 22]) sollte der Steigbügel nicht aus dem zweiten, sondern aus dem ersten Kiemenbogen entstehen.

Magitot und Robin[19]) nehmen sowie für den Ambos, als auch für den Stapes eine gewisse Entwicklungsunabhängigkeit an.

Nach Bruch[15, 16]) soll der Stapes aus dem oberen Ende des Hyoidknorpels entstehen.

Parker[23–39]) vertritt die Ansicht, besonders auf Grund der vergleichenden Anatomie, dass auch bei den höheren Säugethieren der Steigbügel aus der knorpeligen periotischen Kapsel hervorgeht.

Nach Semmer[44]) erscheint der Stapes in Form eines Zellenhaufens dem proximalen Ende des Hyoidbogens entsprechend. Semmer hält es für wahrscheinlich, dass der Stapes aus dem zweiten Kiemenbogen sich herausbildet: er kann dieses jedoch nicht mit voller Bestimmtheit behaupten.

Hunt[57–61]) theilt nicht die Parker'schen Ansichten und ist geneigt, die Unabhängigkeit des Steigbügels, sowohl von den Kiemenbogen, als auch von der capsularen Wand anzunehmen.

Gruber[60, 61]) nimmt an, dass der Steigbügel, nicht aus dem knorpeligen zweiten Kiemenbogen, sondern aus dem Kopfwirbel, und

zwar aus derselben Bildungsmasse entsteht, aus welcher sich die Labyrinthkapsel entwickelt.

Nach Salensky[75]) entwickelt sich der Stapes unabhängig von den anderen Gehörknöchelchen. Der Steigbügel erscheint in Form eines Zellhaufens um einen, von ihm als Arteria mandibularis bezeichneten, arteriellen Ast, bekommt später die Form einer trapezoiden Platte, welche sich hiernach in eine fünfeckige und endlich in eine glockenförmige verwandelt.

Die Arteria mandibularis biegt sich um eine rinnenförmige Aushöhlung des vorderen Stapesschenkels und durchlöchert den Stapes. Nach Salensky trägt das proximale Ende des Hyoidbogens zur Bildung des Stapes nicht bei, es ist indess mittelst eines Ligaments mit den proximalen Ende des ersten Kiemenbogen verbunden.

Nach Fraser[79]) erscheint der Stapes in Form eines gefärbten ein Gefäss umgebenden Ringes, und ist somit von der Labyrinthwand und von dem zweiten Kiemenbogens unabhängig.

Kölliker[56]) spricht sich nicht zu Gunsten einer bestimmten Theorie aus, wie aus dem folgenden Satze hervorgeht (pag. 478): „In erster Linie bemerke ich, dass ich nach meinen bisherigen Wahrnehmungen Parker's und J. Gruber's Angaben, denen zufolge der Steigbügel mit dem knorpeligen Labyrinthe ursprünglich eins sein soll und erst in zweiter Linie von derselben sich abgrenze, nicht zu stützen vermag. Bei Kaninchen derselben Grösse, wie diejenigen, die Gruber untersuchte, und bei noch etwas jüngeren fand ich den Steigbügel schon deutlich vom knorpeligen Labyrinthe abgegrenzt und habe ich überhaupt bisher kein Stadium gefunden, in dem Labyrinth und Steigbügel im Knorpelzustande eins gewesen wären. Dagegen ist allerdings zugegeben, dass Labyrinth und Stapes vom Zeitpunkte des ersten Deutlichwerdens beider Theile an, durch eine ganz dünne Faserlage so miteinander verbunden sind, wie etwa die Anlage der knorpeligen Rippen und Wirbel oder diejenigen von Hammer und Ambos, so dass, wenn auch nicht im Knorpelzustande, so doch möglicherweise in der ersten weichen Anlage beide Theile zusammenhängende Gebilde sind. Auf der anderen Seite ist es mir bis anhin auch nicht geglückt, eine Verbindung des Steigbügels mit dem Reichert'schen Knorpel zu finden, vielmehr kann ich mit voller Bestimmtheit behaupten, dass eine solche beim knorpeligen Zustande der Theile nicht einmal durch Bandmasse statthat, wenn auch Steigbügel und oberes Ende des Reichert'schen Knorpels sich sehr nahe liegen."

Wenn wir die einzelnen Ansichten über die Entstehungsart des Steigbügels zusammenfassen, so können wir sie in folgenden Gruppen vereinigen:

I. Der Stapes entwickelt sich unabhängig von den Kiemenbogen und der Labyrinthkapsel (Magitot et Robin, Hunt, Salensky, Fraser).

II. Der Stapes entwickelt sich aus dem Kiemenapparate, und zwar:

a) Aus der Verschmelzung der proximalen Enden der beiden Kiemenbogen (Huschke).

b) Aus dem ersten Kiemenbogen (Valentin, Günther).

c) Aus dem zweiten Kiemenbogen (Reichert, Bruch, Semmer).

III. Der Stapes geht aus der Labyrinthwand hervor (Burdach, Parker, Gruber).

Inmitten so verschiedener Theorien sind es zwei Lehren, diejenigen, welche wegen ihres speciellen Werthes um den Sieg kämpfen, die Eine, die wir die Reichert'sche Lehre bezeichnen möchten und nach welcher der Steigbügel aus den zweiten Kiemenbogen hervorgeht; die Andere (Parker's und Gruber's Lehre), wonach der Steigbügel aus der Labyrinthwand sich entwickelt.

Die Ergebnisse meiner Untersuchungen zeigen, dass der Entwicklungsvorgang des Steigbügels in Wirklichkeit viel complicirter ist, als es die verschiedenen Autoren in ihren vielfältigen Hypothesen hätten ausdenken können, und dass die beiden erwähnten Lehren nur zum Theile den embryologischen Thatsachen entsprechen und einer gegenseitigen Ergänzung bedürfen.

Wenn wir die im ersten Theile der vorliegenden Arbeit ausführlich beschriebenen Vorgänge resumiren, so gelangen wir dahin festzustellen, dass der Steigbügel des Menschen und der höheren Säugethiere aus zwei embryologisch und morphologisch ganz verschiedenen Elementen hervorgeht, und zwar:

a) erstens aus dem von dem zweiten Kiemenbogen gebildeten Annulus stapedialis,

b) zweitens aus der von der Wand der Labyrinthkapsel sich differenzirenden Lamina stapedialis.

Zur Zeit als im Embryo das eigentliche Knorpelgewebe noch nicht vorhanden ist und die einzelnen Skelettheile durch Stränge und Anhäufungen runder, dicht aneinanderliegender Zellen dargestellt erscheinen, umgiebt das proximale Ende des mit der Anlage der Gehörkapsel in Verbindung tretenden hyoidalen Zellen-

stranges einen arteriellen Gefässast (Art. stapedialis) und bildet somit einen vollständigen Zellenring (Annulus stapedialis). Dieser Ring ist von dem proximalen Ende des mandibularen Zellenstranges durch eine Schichte von indifferentem embryonalem Gewebe getrennt. Er befindet sich an der Seite der Labyrinthblase und hängt medialwärts mit der Anlage der Labyrinthkapsel zusammen, liegt hinter der Carotis, vor dem VII. (d. h. Facialis) und vor der Vena jugularis. Die Vena jugularis, die in diesem Stadium seitwärts von der Labyrinthblase vorüberzieht, trennt den Stapedialring von der Anlage des äusseren Bogenganges.

In einer späteren Entwicklungsphase, in welcher sich schon Knorpelgewebe vorfindet und die Jugularvenen beiläufig jene Lage eingenommen, die sie beim Erwachsenen beibehält, differenzirt sich die Stelle der Gehörkapsel, an welcher der mediale Rand des Ringes sich anlegt, allmälig von der übrigen capsularen Wand, und bildet eine Knorpelplatte mit einer Concavität, die dem medialen Rande des ihr anliegenden Ringes entspricht, Lamina stapedialis. Die Differenzirung erfolgt zuerst durch eine besondere Anordnung der Zellen und später auch durch das Hineindringen von Bindegewebselementen von der tympanalen Seite her in das capsulare Gewebe. Die Lamina stapedialis füllt die künftige Fenestra ovalis aus, und um ihren Rand herum bildet sich das Stapediovestibulargelenk aus.

Die sogenannte Platte des Steigbügels wird demnach durch das Aneinanderlegen eines Theiles des stapedialen Ringes und eines Theiles der periotischen Kapsel gebildet.

Die Zellen der Lamina stapedialis besitzen ganz und gar nicht die cariokinetische Thätigkeit, welche die Zellen der anliegenden Partie des Ringes auszeichnet. Der Ring vertieft sich nach und nach in das Gewebe der Lamina; dieselbe erscheint dadurch dünner, ihre Zellen werden gedrängt und zum Theil atrophisch. Andererseits tragen die Bindegewebsfasern, welche, entsprechend dem künftigen Ligamentum annulare, von der tympanalen Seite her in das Gewebe eindringen, dazu bei, einen Theil der Zellen zu verdrängen. Obwohl nun die beiden anliegenden Knorpelstücke in directe Berührung treten, dürfte eine

innige Verschmelzung der entsprechenden Gewebe nur in beschränktem Maassstabe stattfinden; die Lamina stapedialis scheint sogar einen Involutionsvorgang einzugehen.

Der Steigbügel geht also nicht ausschliesslich, wie Reichert lehrt, aus dem zweiten Kiemenbogen und auch nicht ausschliesslich, wie Parker und Gruber behaupten, aus der Labyrinthwand hervor; der Steigbügel ist vielmehr das Resultat dieser beiden Elemente, und die genannten Lehren müssen eben in diesem Sinne abgeändert werden. Was nun jenen Theil betrifft, welcher aus dem Kiemenbogen hervorgeht, kann ich mit voller Bestimmtheit behaupten, dass er von dem Zeitpunkte seines ersten Deutlichwerdens in Form eines von der Arteria stapedialis durchlöcherten Ringes erscheint.

Es ist wohl wahr, was Kölliker, Semmer u. A. angeben, dass, nämlich beim knorpeligen Zustande der Theile das proximale Ende des Hyoidbogens nicht bis zum Annulus stapedialis verfolgt werden kann; aber ich muss betonen, dass in einem vorhergehenden Stadium, zur Zeit als sich Knorpelgewebe noch nicht vorfindet, der betreffende Zellenstrang bis zum Annulus reicht. Ich habe mich davon überzeugen können bei 15 Mm. langen Katzenembryonen, sowohl in horizontaler Schnittserie (vergl. Fig. 1 bis 4[1]), als auch in sagittaler Schnittserie (vergl. Fig. 5, 5A, 6) und in frontalen Schnitten.

Bei den in Rede stehenden Embryonen sind die distalen Enden des mandibularen Zellenstranges von einander ziemlich weit abstehend. In der Gehörblase findet man nun die erste Andeutung des Sacculus. Der mediale Rand des Ringes hängt bei seinem vorknorpeligen Zustande mit der Anlage der Kapsel zusammen, jedoch nicht durch faseriges Gewebe, welches zu dieser Zeit noch nicht aufgetreten ist, sondern nur durch Verschmelzung der betreffenden Zellenanhäufungen. Desgleichen kann auch in diesem Stadium von einer Verbindung des Ringes mit dem ersten Kiemenbogen gar nicht die Rede sein, erst in einem späteren Stadium steigt der lange Ambosschenkel gegen den lateralen Rand

[1]) Die ausführliche Erklärung dieser Abbildungen ist in der ersten Abtheilung zu sehen.

des Ringes herab, und vereinigen sich die Grenzschichten der naheliegenden Theile.

Anlangend die Form des Ringes, habe ich in Uebereinstimmung mit Fraser constatiren können, dass sie, wenigstens in den ersten Stadien, einem vollkommenen Kreise entspricht. Da der Ring gegen die Horizontalebene von vorne nach hinten und von innen nach aussen herabsteigt, so trifft ihn ein horizontaler Schnitt in schiefer Richtung. In den untersten geführten Schnitten, bekommt man nur seinen hinteren und äusseren Rand zu sehen, in den mittleren Schnitten kann man den ganzen Ring schief getroffen erhalten (s. Fig. 7).

In den oberen Schnitten kommt nur der obere mediale Rand zum Vorschein.

Nur durch Vergleich der aufeinander folgenden Schnitte ist es möglich, eine richtige Idee über die Gestaltung des Ringes zu gewinnen, und umso besser, wenn man die in verschiedenen Richtungen geführten Schnitte miteinander vergleicht. So kommt es vor, dass die unregelmässige Gestaltung des von Salensky in seiner Fig. 11 a abgebildeten Ringes, dem Umstande zugeschrieben werden muss, dass der Ring schief getroffen wurde.

Auch in meiner Fig. 7 erscheint der Ring nicht vollkommen kreisförmig; die leichten Unregelmässigkeiten seiner Contouren können jedoch mit der schiefen Richtung der Schnittebene in Beziehung gebracht werden; der hintere äussere Rand erscheint in seinem obersten Theile, der vordere mediale in seinem untersten Theile getroffen.

Auch das Aussehen des Ringes bei den Frontalschnitten kann zu Missdeutungen Anlass geben. Eine der häufigsten Erscheinungen, welche zu irrthümlichen Auffassungen führen kann, ist das Bild des undurchlöcherten Stapes, welches man erhält, wenn der Schnitt auf den hinteren oder vorderen Schenkel fällt, ohne das, in diesem Stadium relativ enge, Loch zu treffen. In späteren Stadien behält der Ring eine ziemlich regelmässige Form. Bei Menschen kann man die Ueberzeugung gewinnen, dass in einer Phase, wo die Involution der Arteria stapedialis fast vollständig ist, der Ring eine ziemlich gleiche Dicke an seinem lateralen und medialen Rande aufweist.

Das ist in Fig. 9 und 10 (Ann. st.) deutlich zu sehen, bei welchen der Ring frontal geschnitten erscheint.

Vergleiche man hingegen Fig. 11 (Menschen) und Fig. 8 (Katze), so findet man, dass die Ränder, schief getroffen, eine verschiedene Dicke aufweisen.

Bei seiner weiteren Ausbildung vertieft sich der Ring allmälig in die Lamina stapedialis, welche dünner wird und verschmilzt bald mit den Resten desselben. Erst in diesem Stadium fängt es an, die typische Form des Steigbügels der Erwachsenen anzunehmen.

In Bezug auf den Verlauf der Gefässe bei dem ersten embryonalen Stadium, vermag ich nicht, die Salensky'schen Anschauungen zu bestätigen.

Jenes Gefäss, welches dorsal von dem stapedialen Ring und von dem Facialis liegt, ist, nach Uebereinstimmung aller Autoren (Fraser, Kölliker, Parker) nicht die Carotis, sondern die Vena jugularis.

Wie aus meiner topographischen Darstellung hervorgeht, verläuft die Carotis in diesem Stadium längs der hinteren Darmwand zu beiden Seiten der Mittellinie und entspricht dem Gefässe, welches als Art. mandibularis in den Salensky'schen Figuren dargestellt ist.

Die Carotis ist in meinen Figuren 1 bis 4 mit Ca bezeichnet. In der Höhe der Labyrinthblase sendet die Carotis nach hinten und lateralwärts ein kurzes Gefässästchen ab, welches unmittelbar unterhalb des Annulus stapedialis sich in zwei Aeste verzweigt: der eine wendet sich nach oben, geht durch den Ring hindurch um dann nach vorne gegen das Ganglion Gasseri und das Auge hin zu verlaufen (Art. stapedialis), der zweite Ast begleitet gegen unten den Hyoidbogen und verläuft lateralwärts von dem Ganglion des neunten Nervens (Art. hyoidea).

Fast in der Höhe des gemeinsamen Astes der Arteria stapedialis und der Arteria hyoidea, trennt sich von der Carotis eine Arterie ab (Arteria mandibularis), die mit einer Wendung um das hintere Ende des tubotympanalen Raumes, die Chorda tympani begleitet, und mit derselben dann in das Gewebe des ersten Kiemenbogens eintritt.

Indem der cochleare Abschnitt der Labyrinthblase sich n vorne entwickelt, wird der Stamm der Carotis von demsel nach unten und vorne gedrängt. Zuerst ändern sich die va lären Verhältnisse in merklicher Weise. Die A. hyoidea mandibularis gehen sehr frühzeitig einen vollständigen volutionsvorgang ein. Auf diese Art verschwindet der gemeins Ast der Art. stapedialis und hyoidea, welcher früher in der Höhe des Stapedialringes aus der Carotis entsprang, die länger gewordene Art. stapedialis entspringt jetzt is aus der Carotis unten und vorne von der Labyrinthkap Diese zweite Art des Verlaufes der Arteria stapedialis spricht der von Fraser beschriebenen.

Auch Salensky schreibt einen derartigen Verlauf der ihm bezeichneten Arteria mandibularis zu, welche Arteria stapedialis entspricht; aber Salensky lässt von einem Gefässe abstammen, welches, wie wir oben gesel als Vena jugularis anzusehen ist.

Indem ich mir vorbehalte, später die Arteria staped lis vom morphologischen Standpunkte aus zu besprechen[1]), ich hier nur hervorheben, dass es nicht richtig ist zu sagen, d die Arteria stapedialis den Zellhaufen durchlöchert, welc die erste Anlage des Steigbügels darstellt. In der That ist proximale Ende des Hyoidbogens dasjenige, welches von sei ersten Deutlichwerden an sich um die Arteria herumwindet auf diese Art den Ring bildet; und da es sich von hinten, u und aussen gegen vorne, oben und innen herumwindet, um der Anlage der periotischen Kapsel in Verbindung zu treten, kommt damit die oben erwähnte schiefe Lage des Ringes zu Sta

Die Arteria stapedialis erleidet, ähnlich wie die teria mandibularis und die Vena jugularis, einen volutionsvorgang.

Indessen habe ich bei den von mir untersuchten Embryo nicht constatiren können, dass das Ringloch Hand in Hand dem Verschwinden der Arteria enger geworden wäre, wie der glockenförmig abgebildete Stapes Salensky's vermut

[1]) Vergl. V. B. d.

sst. Ich habe vielmehr gefunden, dass die Involution der Arteria einen Einfluss auf die Gestaltung des Steigbügels ausübt.

Die von mir constatirte Thatsache, dass die Arteria stapedialis in einem der ersten Entwicklungsstadien aus der Carotis gemeinsam mit einer Arteria entspringt, welche längs des zweiten Kiemenbogens herabsteigt (Arteria hyoidea), und dass in einem späteren Stadium die Arteria stapedialis mit der hyoidea einen und denselben Stamm bildet, berechtigt uns, diese Gefässe als analog zu jenen des III. und IV. Kiemenbogens und zu der rudimentären Arteria mandibularis des I. anzusehen. Demnach ist es die Arteria des zweiten Kiemenbogens selbst, welche den Stapes durchgeht und das wäre ein weiterer Grund, wenn es noch eines solchen bedürfen sollte, für den Beweis des innigen Zusammenhanges zwischen Stapedialring und zweiten Kiemenbogen.

Lamina stapedialis. Die Lamina stapedialis ist derjenige Theil des Stapes, welcher sich aus der Labyrinthwand entwickelt.

Der histologische Vorgang der Differenzirung findet beim menschliche Embryo zur Zeit statt, als der betreffende Abschnitt der Knorpel schon das Aussehen eines ziemlich reifen Knorpelgewebes bietet; die Differenzirung beginnt zuerst oben und hinten. — Wir haben hierin das Beispiel der Trennung eines einzigen Knorpelstückes während der embryonalen Entwicklung.

An der Peripherie der Lamina bildet sich später das Stapediovestibulargelenk; das Ligamentum annulare entsteht nicht nur durch Hineindrängen von faserigem Gewebe in den Knorpel, sondern auch, was besonders deutlich bei Katzen- und Kaninchenembryonen zu sehen ist, durch directe Umwandlung der zunächst liegenden Knorpelzellen in faseriges Gewebe.

In Betreff auf die Form und der Anordnung des Ligamentum annulare bei Menschen kann ich die Angabe Eysell's und Buck's bestätigen.

Reichert'scher Knorpel.

Das proximale Endstück des Hyoidbogens, unmittelbar unterhalb des Annulus stapedialis wird nie knorpelig und ver-

schwindet in einem späteren Stadium ganz. Das übriggebliebene proximale Stück des Hyoidbogens reicht kaum bis zur Höhe des Promontoriums und wird als Reichert'scher Knorpel bezeichnet, da Reichert zuerst in exacter Weise diesen Knorpel beim Embryo beschrieben hat. — Nach Reichert wandelt sich ein proximaler Abschnitt des Hyoidknorpels in den Musculus stapedius um, und der übrig gebliebene Theil gehört als Eminentia pyramidalis der Paukenhöhle an.

Bei einer von Fraser angegebenen Figur verbindet sich mittelst faserigen Gewebes das obere Ende des Reichert'schen Knorpels mit der unteren Fläche eines periotischen Fortsatzes.

Aus meinen Wahrnehmungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, dass das obere Ende des Reichert'schen Knorpels nicht in allen Fällen ein gleiches Verhalten aufweist.

Bei einem 8 Cm. langen menschlichen Embryo endet der Knorpel stumpf und frei, und es ist nicht seine Spitze, sondern seine laterale Fläche, welche mittelst faserigen Gewebes mit dem periotischen Fortsatze verbunden ist (vergl. die in Figur 14—18 dargestellte aufsteigende Schnittserie, wo man das plötzliche Aufhören des Knorpels constatiren kann).

Bei 4 und $4^1/_2$ Centimeter langen menschlichen Embryonen, ebenso wie in einer Reihe von Kaninchenembryonen, habe ich unzweifelhaft constatiren können, dass der Reichert'sche Knorpel mit dem periotischen Fortsatze knorpelig verschmilzt, manchmal unter Bildung einer deutlichen Raphe. Dieses darf, meines Erachtens, als der häufigste Fall angesehen werden.

Politzer[46]) gebührt das Verdienst, das Verhalten und die topographische Lage des Reichert'schen Knorpels bei neugeborenen und erwachsenen Menschen untersucht zu haben.

Es würde mich zu weit führen, alle von ihm gewonnenen wichtigen Resultate auch blos zu resumiren. Ich will nur bemerken, dass nach Politzer's Untersuchungen sowohl bei Neugeborenen als auch bei Erwachsenen die Existenz eines bis in die Trommelhöhle reichenden oberen Abschnittes des Processus styloideus nachgewiesen werden kann. Der Knorpel, welcher vom Steigbügelmuskel und dem Facialis durch eine verschieden dicke Knochenlamelle getrennt ist, wird von einer starken faserigen

Bindegewebshülle umgeben; das Gebilde lässt sich aus seiner Hülle vollständig ausschälen. Der kolbige Kopf, welcher in einer grubigen Vertiefung unterhalb der Eminentia pyramidalis lagert, geht in einen seitlich zusammengedrückten Hals über, von welchem, jedoch nicht constant, nach vorne ein kurzer Fortsatz abgeht, unter welchem das untere, stiftförmige, zugespitzte Ende beginnt. [1])

Wie bekannt, hat Reichert und dann auch Huxley den Musculus stapedius als den Vertreter des intermediären Theiles des Hyoidbogens zwischen Annulus stapedialis und Reichert'schen Knorpel angesehen.

Leider kann ich nicht auf Grund meiner Beobachtungen diese Ansichten theilen.

Die Anlage des Musculus stapedius ist beim Embryo schon zu der Zeit zu sehen, wo das erwähnte intermediäre Stück des Hyoidbogens noch durch einen Zellenstrang repräsentirt erscheint. Auch später kommt der Musculus stapedius, was seine Lage betrifft, nicht in der Richtung des Reichert'schen Knorpels zu liegen, sondern, von der vorderen Fläche des periotischen Fortsatzes entspringend, reicht er weiter unten als das Ende des Reichert'schen Knorpels und bleibt an dessen hinteren medialen Seite (vergl. Fig. 14—18). Die Form des Muskels ist auch nicht geeignet, eine solche Auffassung zu bestätigen.

Periotische Kapsel.

Was die Entwicklungsweise der periotischen Kapsel betrifft, sind die Angaben in der Literatur sehr spärlich. Sie wurde in

[1]) Bei Menschen stellt der von Politzer beschriebene Proc. styloideus genetisch die knorpelige, resp. knöcherne Verschmelzung zweier morphologisch verschiedener Skeletabschnitte dar. Es vereinigt sich nämlich beim Embryo nach erfolgter Abtrennung des Ann. staped. (hyo-mandibulare) und Resorption des dazwischenliegenden Abschnittes (inter-hyale) der Ueberrest des proximalen Endes des II. Kiemenbogens (stilo-hyale) mit dem unteren Ende eines Fortsatzes, welcher aus der hinteren Partie der periotischen Kapsel abgeht (Processus periot. post.). Aus meinen diesbezüglichen Untersuchungen geht hervor, dass der Theil des Processus styl. Politzer's, welcher die hintere Wand der Trommelhöhle vorwölbt, nicht wie Reichert behauptet, dem hyoidalen, sondern dem periotischen Abschnitt desselben angehört.

der That bei der Erforschung der Entwicklung des inneren Ohres gewöhnlich nicht genügend berücksichtigt, und auch wenig beim Studium der Entstehungsweise der Skeletelemente des Mittelohres.

Zur eingehenden Besprechung der Einzelheiten, welche die periotische Kapsel in ihrem Entwicklungsgang aufweist, wäre es nothwendig, im Voraus die Entstehungsweise der epithelialen Labyrinthblase, auf welche die Kapsel sich modellirt, ausführlich zu schildern. Diese Besprechung würde mich zu weit von dem von mir vorgenommenen Thema führen. — In der vorliegenden Arbeit will ich nur einige wichtige, mit der Entwicklung der Skeletelemente des mittleren Ohres in Verbindung stehende Thatsachen hervorheben.

Ich habe mich bei Säugethieren, ähnlich wie Parker und Stöhr bei niederen Wirbelthieren, gegen die Behauptung Parker's überzeugen können, dass die sehr frühzeitig auftretende Anlage der periot. Kapsel beim Embryo in Form einer ganz isolirten Zellanhäufung an der unteren lateralen Wand der Gehörblase erscheint. Erst in späteren Entwicklungsstadien erfolgt die Vereinigung der Kapsel mit den Skeletelementen der Schädelbasis.

Die periotische Kapsel lässt betreffs ihrer embryonalen Entwicklungsweise drei Abschnitte an sich unterscheiden: nämlich eine hintere obere Partie, welche die Bogengänge aufnimmt (Pars canalium semicircularium); eine vordere untere, welche den Sacculus, den Canalis reuniens inferior, und das Anfangsstück der basilaren Windung des Ductus cochlearis aufnimmt (Pars vestibularis), und eine vordere obere, welche die eigentliche Cochlea einschliesst. Zur Zeit, wenn die hintere Partie eine echte Knorpelmasse stellt, in welcher die häutigen Bogengänge eingebettet sind, erscheint die cochleare Partie als eine von unreifem Knorpelgewebe repräsentirte dünne Lamelle, welche die Windungen des Ductus cochlearis und die cochlearen Ganglien und Nerven im embryonalen Bindegewebe eingebettet, umgibt, und die vestibulare Partie von einer kaum knorpelig gewordenen Lamelle vertreten.

Die periotische Kapsel weist die Labyrinthfenster noch nicht auf.

Diese Abschnitte gehen ineinander über; eine deutliche
)he kommt nur zur Bildung, dem hinteren unteren und lateralen
)il der cochlearen Partie entsprechend. In der That setzt sich
Lamelle, welche an der tympanalen Seite die häutige Cochlea
renzt, in die vestibulare Lamelle nicht fort, sondern sie biegt
ı gegen das Centrum der Cochlea, (d. h. nach vorne, medial-
rts und oben), dem Raume zwischen Basal- und Mittelwindung
sprechend. Zwischen dieser Lamelle und der vestibularen La-
lle entsteht auf diese Weise eine Raphe, welche oberhalb des
nftigen ovalen Fensters zu liegen kommt, und in späteren
ıdien mit dem differenzirten oberen Rand der Lamina sta-
dialis verwechselt werden kann.

Was die Entstehungsweise der Labyrinthfenster anbelangt,
re es nicht genau im Sinne Kölliker's, zu behaupten, dass
ı zwei Fenster von Anfang an Stellen sind, wo das Knorpel-
webe fehlt.

Bei der Beschreibung der Entstehungsweise der Lamina
pedialis haben wir constatirt, dass bei keinem Entwicklungs-
ıdium, dem ovalen Fenster entsprechend, die vorknorpelige
ılage oder das Knorpelgewebe fehlt; vielmehr setzt sich direct
ı knorpelige Lamelle anfangs in die übrige vestibulare Wand
ıiter fort.

Vor dem Auftreten des Knorpelgewebes ist auch keine Spur
n runden Fenstern zu sehen; die vorknorpelige Anlage der
ıpsel erscheint auch dem Fenster entsprechend ununterbrochen.
r Zeit des Auftretens des Knorpels wird der entsprechende Ab-
ınitt der vestibularen Wand nicht knorpelig, und bald
ffen wir statt einer Anlage von Skeletelementen einfaches Binde-
webe, welches durchaus vom Gewebe der übrigen tympanalen
ıhle nicht differenzirt ist.

Die Membrana tympani secundaria erscheint durch
:e Lage fast als Fortsetzung des inneren Perichondriums der
ıtibularen Lamelle, so dass dieselbe auf dem Boden eines kurzen
nals, welcher an Länge ungefähr der Dicke der vestibularen
and gleich zu stehen kommt.

Der Stapes geht aus zweierlei morphologischen Elementen hervor
ıd zwar: 1. aus dem vom zweiten Kiemenbogen gebildeten Annu-

lus stapedialis und 2. aus der von der Wand der Labyrinthkapsel sich differenzirenden Lamina stapedialis.

Der Hyoidbogen verliert bald jede Beziehung zum Annulus stapedialis und tritt in ein inniges Verhältniss zu einem periotischen Fortsatz, welcher von dem vestibularen Abschnitt der Kapsel abgeht.

IV.

Der tubo-tympanale Raum.

Die Entstehungsweise des tubo-tympanalen Raumes wird von den einzelnen Autoren in verschiedener Weise erklärt.

v. Baer[1]) betrachtet diesen Raum als eine von Schleimhaut ausgekleidete Ausstülpung der Rachenhöhle, welche dem Ohre entgegenwächst. v. Baer hebt ausdrücklich hervor, dass diese Ausstülpung erst dann beginnt, sobald die erste Kiemenspalte sich geschlossen hat, und zwar an derselben Stelle.

Hutschke[6]), Rathke[5]), Valentin[7–8]), Reichert[9]), Bischoff, Günther[12]) nehmen hingegen an, dass der tubo-tympanale Raum aus einem Theile der ersten Kiemenspalte hervorgeht.

Reichert beschreibt den Entwicklungsvorgang folgendermassen:

„Es verlängert sich nämlich die innere Abtheilung der Visceralspalte, welche durch Zwischenlagerung von Substanz von der äusseren getrennt ist, durch die Entwicklung der umliegenden Bildungsmasse in einen Canal. Derselbe wird von der, zwischen dem zweiten und dritten Visceralbogen entstehenden, dann aber nach vorne gegen den ersten Visceralfortsatz verwachsenden Labyrinthanlage des Ohres in der Nähe der verwachsenen Stelle eingeengt, und die ausserhalb der Einengung des Canals gelegene Partie zur Paukenhöhle umgebildet, während der übrig gebliebene Theil als Tuba Eustachii sich verlängert. — Wobei jedoch zu bemerken ist, dass die letztere nicht, wie Valentin anführt, in ihrem Umfange abnimmt, sondern wenn die Visceralspalte an ihrem unteren Ende etwas verwachsen, als innere Oeffnung der Eustachi'schen Trompete sich offenbart, wegen der einfachen Form des Theiles selbst an den Evolutionen der umliegenden Bildungsmasse wenig theilnehmend, einer rückgängigen Bildung unterworfen scheint, während sie jedoch jedenfalls an dem allgemeinen Wachsthum des Embryo Antheil hat. Die Richtung der Eustachi'schen Trompete ist gleich anfangs etwas von aussen und vorn nach innen und hinten geneigt, und verbleibt auch in dieser Lage."

[1]) Carl Ernst v. Baer. Ueber die Entwicklungsgeschichte der Thiere. 1828.

Hunt[58]) ist, nach seinen Untersuchungen über die Embryologie des Schweines, der Ansicht, dass die Eustachi'sche Röhre eine Ausstülpung der Schlundschleimhaut sei.

Nach Urbantschitsch ist die Anlage des Mittelohres keineswegs von den ersten Kiemenspalten abzuleiten, sondern ausschliesslich in den beiden Seitenbuchten der gemeinschaftlichen Mund-Nasen-Rachenhöhle zu suchen. Jener Abschnitt der Mundhöhle, welcher die beiden Seitentheile derselben ausmacht, metamorphosirt sich in der Weise, dass er nur durch einen schmalen Verbindungsspalt mit der Mundhöhle in Communication bleibt und auffällig erweitert wird. Die Auskleidung sämmtlicher dieser Höhlen ist vom äusseren Keimblatte gebildet.

Moldenhauer[62]) beschreibt auf eine andere Weise den Entwicklungsvorgang der Tuba: Schon zu einer Zeit, wo die Kiemenspalten noch geöffnet sind, erhebt sich an der inneren Seite des ersten Bogens, nicht fern von seiner Insertion an die Schädelbasis beiderseits ein Wulst, den Moldenhauer wegen seiner späteren Beziehungen zum Gaumenapparat als Colliculus palatinus bezeichnet. Derselbe nimmt die ganze Breite des Bogens ein, indem er vom Oberkieferfortsatz beginnend, bis zur ersten Spalte hinabstreicht. Durch Entstehen dieses Wulstes wird zwischen ihm und der hinteren Wand des Vorderdarmes eine Rinne gebildet, deren unterer oder hinterer Theil, wie die weitere Entwicklung lehrt, als erste Anlage des Mittelohres zu betrachten ist, und der daher als Sulcus tubo-tympanicus benannt werden kann. Denn, nachdem die beiden ersten Bögen miteinander verwachsen sind, wird die Rinne nicht etwa dadurch vertieft, dass zwischen dem Bogen der der Rinne benachbarte Abschnitt der Spalte sich offen erhält, sondern dadurch, dass die Wülste mehr und mehr nach dem Lumen des Darmes vordrängend, allmälig das dorsalwärts vor ihnen gelegene Stück desselben von dem übrigen Abschnitte trennen. Durch weitere Wachsthumvorgänge wird die früher grosse spaltförmige Communication der Tuben-Paukenhöhlenanlage mit dem Darm nach und nach verengt und zuletzt bis auf eine kleine Oeffnung — die vordere Tubenmündung — geschlossen. Dieselbe ist zwar in der Gegend der früheren ersten Kiemenspalte gelegen; sie aber als unverschlossene innere Mündung derselben auffassen zu wollen, ist nach Moldenhauer nicht statthaft."

Kölliker[56]) vertheidigt die Reichert'sche Lehre: Die Paukenhöhle und die Tuba Eustachii entwickeln sich unzweifelhaft aus dem medialen Theil des hinteren Abschnittes der ersten Kiemenspalte, welche jedoch nicht ohne weiteres und unmittelbar zu diesen Theilen sich umbildet, sondern in einen nach aussen, oben und hinten gerichteten Fortsatz auswächst, der wesentlich zur Paukenhöhle sich gestaltet, und daher nach Analogie einer von Moldenhauer angewandten Bezeichnung Canalis tubo-tympanicus genannt werden kann."

Und weiter unten: „Stimme ich darin mit Moldenhauer überein, dass ich die Hohlräume des mittleren Ohres nicht einfach aus den wenig veränderten inneren Resten der ersten Kiemenspalte ableite, sondern eine Verlängerung derselben an der äusseren Seite der Cartilago petrosa nach oben und hinten annehme."

Wenn man die verschiedenen Ansichten über die Entwicklungsweise des tubo-tympanalen Raumes durchprüft, so gewinnt man nur mit Schwierigkeit eine richtige Idee über die eigentliche Auffassung der Autoren.

Die hauptsächlichste Ursache hiervon ist, meines Erachtens, eine unzureichende Terminologie.

Das was Kölliker Canalis tubo-tympanicus bezeichnet, hat absolut nichts zu schaffen mit dem Sulcus tubo-tympanicus Moldenhauer's; was Urbantschitsch eine seitliche Ausstülpung der Mundrachenhöhle nennt, hat eine ganz andere Bedeutung als die seitliche Ausstülpung der hinteren Darmwand im Sinne v. Baer's und Moldenhauer's.

Wenn man bei der Unbestimmtheit der gebrauchten Ausdrücke Sorge trägt, die Ansichten der Autoren richtig aufzufassen, so gelangt man zur Aufstellung dreier verschiedener Lehren, die die Entstehungsweise des tubo-tympanalen Raumes erklären sollen:

I. Der tubo-tympanale Raum geht aus einer gegen das Ohr wachsenden Ausstülpung des Darmcanals hervor (v. Baer, Hunt, Moldenhauer).

II. Der tubo-tympanale Raum bildet sich aus der offen gebliebenen inneren Hälfte der sogenannten Hyomandibularspalte (erste Kiemenspalte) (Reichert, Kölliker).

III. Der tubo-tympanale Raum entsteht aus dem Abschnitte des Darmcanals, welcher zu den Seiten des Schädels an der Basis des ersten Kiemenbogens zurückbleibt und vielleicht auch zum Theile aus einem kleinen Abschnitte unterhalb derselben (Urbantschitsch).

Um einen klaren Begriff über die Topographie des fraglichen Raumes zu erlangen, halte ich es für nöthig, die Aufmerksamkeit der Leser auf das Schema in Fig. 19 zu lenken. Dieses Schema stellt in frontaler Ansicht jenen Raum dar, welcher bei einem

tzenembryo zu beiden Seiten des Schädels, medialwärts der zwei ten Kiemenbogen zurückbleibt, zur Zeit als der mittlere Theil · ersten Kiemenspalte im Begriffe ist, sich zu schliessen. *a* bechnet den Vereinigungspunkt der zwei gegeneinanderliegenden ichen der Kiemenbogen (vergl. auch Fig. 20 A), *b* und *c* verchaulichen die Insertionsstelle des ersten und zweiten Kiemenens an der Basis des Schädels; die Linie *ab* bezeichnet die ere innere Fläche des ersten Kiemenbogens; *ac* die innere ere Fläche des zweiten; *bc* die Wand der Schädelbasis.

Aus diesem, den natürlichen Verhältnissen vollkommen entechenden Schema, ist zu entnehmen, dass die innere Hälfte r ersten Kiemenspalte von dem zwischen den inneren Flächen r Kiemenbogen und der Schädelbasis entstandenen Raume gar ht unterschieden werden kann; die beiden Flächen, welche die emenspalte begrenzen, gehen durch eine Krümmung in die nere Fläche der Kiemenbogen über.

Dessenungeachtet ist es geboten, eine Unterscheidung zum sseren Verständniss der Verhältnisse festzustellen.

Der mit *adf* bezeichnete Raum kann als die innere Hälfte r ersten Bronchialspalte angesehen werden, der zurückbleibende össere Raum *dfcb* wird von den inneren Flächen der Kiemengen und von der Schädelbasis begrenzt. In diesem Raum kann s mit dem Mandibularbogen im Zusammenhang stehende Segnt *dbe* als Mandibularspalte, und das zu dem zweiten iemenbogen in Beziehung tretende Segment *fce* als Hyoidalalte betrachtet werden. In dem in Fig. 19 abgebildeten dreikigen Raume können wir neben der hyomandibularen alte (eigentliche Kiemenspalte) die mandibulare und die oidale Spalte unterscheiden.

Nach Reichert und Kölliker soll sich der Raum *adf*, ch Urbantschitsch hingegen den Raum *dbcf* in die avitas tympanica umwandeln. Hunt und Moldenhauer rechen indessen diesem ganzen Raumabschnitte jeden Werth an er Bildung der Eustachi'schen Röhre und der tympanalen öhle ab.

Die Resultate meiner eigenen Untersuchungen führen ich zur Unterscheidung von zwei Phasen in der embryonalen

Entwicklung des tubo-tympanalen Raumes. In der ersten Phase, zur Zeit als die Entwicklung der anliegenden Skelettheile erfolgt, erleidet dieser durch das Wachsthum der genannten Theile verengerte Raum einen partiellen Involutionsgang. Sobald aber einmal die definitive Form der Skelettheile annäherungsweise vorgebildet ist, schreitet erst in der zweiten Phase der tubo-tympanale Raum in seiner Entwicklung fort, und breitet sich sein hinteres Ende zu einer eigentlichen Höhle aus.

Der Einengungsvorgang des tubo-tympanalen Raumes findet hauptsächlich nach zwei Richtungen statt, in der einen von Seite zu Seite, d. i. nach der frontalen Richtung, und in der anderen von hinten gegen vorne, d. i. in sagittaler Richtung hin.

Die Involutionsphase umfasst die Zeit von dem ersten Deutlichwerden der Anlage der Skelettheile bis zu ihrer annäherungsweisen Ausbildung, und kann in drei Stadien unterschieden werden:

Das erste Stadium, bei welchem nur die erste Andeutung der Skelettheile anzutreffen ist (Fig. 20 und 20 A).

Das zweite, wo sich vorwiegend das proximale Ende des zweiten Kiemenbogens ausbildet (Fig. 21 und 21 A).

Das dritte, bei welchem sich das proximale Ende des ersten Kiemenbogens entwickelt und das Ende des Hyoidbogens einen Involutionsvorgang eingeht (Fig. 22 und 22 A).

Bei dem ersten Stadium entsprechen die Form und die Beziehungen des tubo-tympanalen Raumes der in dem Schema (Fig. 19) mit vollen Contouren dargestellten und von mir schon besprochenen Grenzen.

Bei dem zweiten Stadium erfolgt die Einengung von einer zur anderen Seite, hauptsächlich dadurch, dass durch Wachsthum der cochlearen Partie der Kapsel und des Promontoriums die mediale Wand *b e c* nach aussen vorgedrängt wird. Der Punkt *e* geht in e^1 über, und die früher dreieckige Form des Querschnittes des tubo-tympanalen Raumes erhält das Aussehen zweier in einander zusammenfliessender Spalten, $a\,b\,e^1$, $a\,c\,e^1$. In der Richtung von hinten nach vorne ist es das proximale Ende des Hyoidbogens, welcher durch seine Wendung nach vorne und innen das hintere Ende der betreffenden Hyoidalspalte verschliesst. In diesem Stadium ist die Tuba gegen hinten zu nur durch die

mandibulare Spalte und einen Theil der ersten Kiemenspalte repräsentirt (vergl. Fig. 21 und 21A).

Bei dem dritten Stadium gehen der Hammergriff und der lange Ambosschenkel von dem proximalen Ende des mandibularen Bogens (Hammer- und Amboskörper) nach abwärts, und indem sie gegen das Labyrinth zu wachsen, üben sie einen beträchtlichen Druck auf die Wand der mandibularen Spalte dem Punkte d entsprechend aus. Der Punkt d rückt in Folge des weiteren Wachsthums der obgenannten Fortsätze in d_1 ein, so dass die gegenüberliegenden Wände an dieser Stelle in Berührung kommen. Es erfolgt hier ein eigentlicher Schluss des betreffenden Abschnittes der mandibularen Spalte. Beim Menschen setzt sich diese Verschliessung nach unten gegen den oberen Theil der Hyoidalspalte fort, wo sie bedingt wird durch den Druck des Promontoriums auf den mittleren Abschnitt des Hyoidbogens. Ueberdies vervollständigt sich der Verschluss des mittleren Abschnittes der ersten Kiemenspalte, so dass der in a befindliche Winkel sich abrundet, und der Punkt a mit a_1 zusammenfällt. Was die Einengung von hinten nach vorne in diesem Stadium betrifft, so erhält sich nach hinten die von den beiden Fortsätzen obenerwähnte bedingte Verschliessung, während der Rückgangsprocess, den das proximale Ende des zweiten Kiemenbogens erfährt, neuerdings die Verlängerung des untersten Abschnittes der Hyoidspalte gestattet.

In diesem Stadium ist also der tubo-tympanale Raum durch die Hyoidspalte und das unterste Segment der Mandibularspalte vertreten. Das oberste Segment dieses letzteren und die erste Kiemenspalte sind verschlossen.

Es ist in diesem Stadium bemerkenswerth, dass sowohl das proximale Ende des mandibularen Knorpels, als auch das des Hyoidknorpels zu Bildung zweier Wülste Anlass geben.

Die Anschwellung des proximalen Endes des Mandibularbogens, aus welcher Hammer und Ambos hervorgehen, liegt in einem höheren Niveau als das obere Segment der mandibularen Spalte und unmittelbar lateralwärts und hinten von der hinteren Darmwand.

Dieses proximale Ende bedingt eine Einstülpung der Wand in Form eines Wulstes (Colliculus mandibularis[1]), der, wie wir später sehen werden, dem Colliculus palato-pharyngeus Moldenhauer's entspricht. Das knorpelige Ende des Hyoidbogens (resp. des Reichert'schen Knorpels) veranlasst eine ähnliche Ausstülpung an dem hintersten Abschnitt der Hyoidspalte (Colliculus hyoidalis). Diese beiden Wülste bestehen aus mesoblastischem Gewebe, da die betreffenden Knorpelabschnitte in einer gewissen Entfernung von den Epithelüberzug der Höhlen bleiben.

Bezüglich der ersten Entwicklungsphase können wir also mit Recht behaupten, dass der tubo-tympanale Raum einen Rückgangsprocess erleidet, und wenn auch nicht im absoluten Sinne, weil die Wände, die ihn begrenzen, sich an dem allgemeinen Wachsthum des Embryo betheiligen, so geschieht dies doch in relativem Masse.

In einer zweiten Entwicklungsphase, sobald einmal die definitive Form der Skelettheile annäherungsweise vorgebildet ist, beginnt der tubo-tympanale Raum sich auszubreiten. Um den Hammergriff und um die reflexe Partie des Musculus tensor dehnt sich zuerst die Trommelhöhle aus, verlängert sich dann gegen hinten und aussen längs des künftigen Trommelfelles und reicht bis zum hinteren Rand des Annulus tympanicus und dem aufsteigenden Abschnitt des Reichert'schen Knorpels.

Das mesoblastische Gewebe um den langen Ambosschenkel, um den Stapes und neben den beiden Labyrinthfenstern verschwindet zuletzt.

Der Vorgang, durch welchen der Hammergriff die Verschliessung des tubo-tympanalen Raumes bedingt, verdient wegen seines constanten Auftretens hervorgehoben zu werden. So viel mir bekannt, ist er bisher von Niemanden beschrieben worden.

Wenn wir genau bei starker Vergrösserung die histologischen Einzelnheiten, welche an der Berührungsstelle der zwei gegenüberliegenden Wände vor sich gehen, studiren, so finden wir,

[1]) Ich wende die Bezeichnung Collic. mandib., anstatt der Coll. palato-phar. in Anbetracht des zweiten von mir als hyoidalis bezeichneten Colliculus an.

dass die entsprechenden Epithelzellen anfangs zu einander in innige Beziehung treten und später allmälig verschwinden, ohne dass irgend welche Spur eines Epithelüberzuges an der betreffenden Stelle zurückbleibt.

Bei der Besprechung eines analogen Vorganges, und zwar die Verschliessung der Kiemenspalte betreffend, stellt Moldenhauer Betrachtungen an, die auch für unseren Fall passen.

„Die Verwachsung zweier sich einander berührender Epithelflächen hat überhaupt im ersten Augenblick immer etwas Befremdliches, wenigstens für denjenigen, welcher mit fertigen, erwachsenen Epithelien zu rechnen gewohnt ist, denn Epithel und Epithel scheinen vorhanden zu sein, zwei Gewebemassen von einander zu trennen. Im embryonalen Zustande aber hat dieses Verhältniss keine durchgehende Geltung. Oefter, sogar in den wichtigsten Fällen, sehen wir hier bekanntlich Verwachsung von Epithelplatten (Verschliessung des Medullarrohres, der Labyrinthblase, der secundären Augenblase u. s. w.)."

Die Physiopathologie des Mittelohres ist noch zu wenig bekannt, um die embryonale Verwachsung dieser beiden Epithelschichten mit speciellen, bei den Erwachsenen vorkommenden Vorgängen in Zusammenhang bringen zu können.

Meine Resultate bestätigen im Allgemeinen die Lehre von Urbantschitsch. Das was er Seitenbuchten oder Seitenspalten der gemeinschaftlichen Mund-Nasen-Rachenhöhle nennt, ist mit den von mir als mandibulare und hyoidale bezeichneten Spalten identisch; nur ist, nach meinen Untersuchungen, der die künftige Tuba und Trommelhöhle repräsentirende Raum an der Seite des Schädels erst umfangreicher als Urbantschitsch annimmt; und umfasst den ganzen Raum an der inneren Seite der unteren Hälfte des Mandibularbogens und der oberen des Hyoidbogens. Auch die Umwandlungsart dieses Raumes in Ohrtrompete und Trommelhöhle ist viel verwickelter als bis jetzt beschrieben worden ist.

Aus diesen Thatsachen geht hervor, dass von einer gegen das Ohr zu allmälig sich bildenden Ausstülpung in dem Sinne Baer's und Moldenhauer's nicht die Rede sein kann.

Der tubo-tympanale Raum ist von vorneherein von einem, relativ viel grösseren Raum repräsentirt, welcher später einen partiellen Involutionsvorgang eingeht.

Der Colliculus palato-pharyngeus s. mandibularis steht, wenigstens bei den von mir untersuchten höheren Säugethieren, nicht in directer Beziehung zu der Tuba, vielmehr mit dem proximalen Ende des mandibularen Bogens, welches durch seine Anschwellung die Einstülpung der naheliegenden hinteren Wand der Mundbucht veranlasst.

Die Tubenspalte reicht nach oben hin nur bis zur Basis des Colliculus und setzt sich nach unten auf eine gewisse Strecke fort, wo der Colliculus nicht mehr vorhanden ist.

Ein Vordrängen des Wulstes mehr und mehr nach dem Lumen des Darmes, im Sinne Moldenhauer's, konnte ich nicht beobachten.

Der Colliculus mandibularis findet sein Analogon in einem zweiten Colliculus, der von dem proximalen Ende des zweiten Kiemenbogens bedingt wird (Coll. hyoidalis).

V.

Die morphologische Bedeutung der Gehörknöchelchen.

Durch die Ergebnisse der vorliegenden embryologischen Untersuchungen wird festgestellt, dass bei Menschen und bei höheren Säugethieren drei ganz verschiedene morphologische Elemente zur Bildung der Gehörknöchelchenkette beitragen: das eine, mandibulares Element, aus dem ersten Kiemenbogen abstammend, welches Hammer und Ambos bildet; das zweite, hyoidales Element, aus dem zweiten Kiemenbogen abstammend, welches den Annulus stapedialis bildet; das dritte, periotisches Element, aus der periotischen Kapsel abstammend, welches der Lamina stapedialis Ursprung gibt. Der Steigbügel geht aus der Verschmelzung dieser zwei letzteren Elemente hervor.

Diese fundamentalen Thatsachen vorausgesetzt, ist es von höchster Wichtigkeit, aus diesem neuen Standpunkte in der weiten und vielfältigen Reihe der Wirbelthiere die complicirte Morphologie der proximalen Enden der zwei ersten Kiemenbogen und der periotischen Kapsel durchzuprüfen, und zu trachten, auf Grund der oben erwähnten

Kriterien in das dunkle und verwickelte Feld der vergleichenden Anatomie etwas mehr Licht zu bringen.

Ich halte für geeignet, zuerst zu untersuchen, welche Skeletelemente bei den niederen Wirbelthierclassen als Vertreter der Gehörknöchelchen der Säugethiere angesehen werden dürfen, und alsdann die verschiedenen morphologischen von den einzelnen Säugethiergattungen dargebotenen Typen der Gehörknöchelchen durchzunehmen.

A. Morphologie der proximalen Enden der zwei ersten Kiemenbogen und der periotischen Kapsel bei den Wirbelthieren.

Kriterium der Homologie.

Der Begriff der Homologie der Skeletelemente beruht auf der Thatsache, dass in einer bestimmten embryonalen Entwicklungsperiode bei den verschiedenen Wirbelthieren ein primordiales Skelet existirt, welches in einem Zustande höchster Einfachheit bei diesen allen gleiche Charaktere aufweist. Es ist erst bei der ferneren Entwicklung des Embryos, dass das primordiale Skelet Veränderungen erfährt, durch welche dieses allmälig die individuellen, dem erwachsenen Thiere eigenen Charaktere annimmt. Ich habe so z. B. constatiren können, dass das primordiale Skelet der Kiemenbogen und der periotischen Kapsel bei höheren Säugethieren sich dem von Parker und Stöhr bei den Fischen (Teleostiern) beschriebenen ganz ähnlich verhält.

Um zu bestimmen, ob ein gewisses Skeletelement bei Säugethieren das Homologon eines anderen bei den übrigen Wirbelthieren darstellt oder nicht, ist es nöthig, beide auf den primordialen Skelettypus zurückzuführen. Als wesentliches Kriterium, um die Homologie festzustellen, sollte, meines Erachtens, die embryonale Derivation angesehen werden.

Die Bedeutung, welche den embryologischen Studien zukommt, um die Thatsachen der vergleichenden Anatomie zu bestimmen, war schon im Jahre 1837 von Reichert[9]) hervorgehoben, als er in seiner classischen Arbeit folgende Bemerkungen niederlegt hat:

„Ohne Schmälerung der Rechte der comparativen Anatomie muss man zugeben, dass ihr bei der Bestimmung der Kopftheile nach dem Urtypus zu viele Hindernisse in den Weg gelegt sind, theils durch die Verschiedenartigkeit der Köpfe der Wirbelthiere selbst und dann auch vorzugsweise dadurch, dass sie es eben mit dem Skelet im knöchernen Zustande zu thun hat. Wer mit der Entwicklungsgeschichte vertraut ist, weiss, wie schon bei der Bildung des Knorpelskelets Modificationen und Abänderungen von der Urform des serösen Blattes eintreten. Aber nur vollends bei dem letzten Individualisationsacte des Embryo, bei der Ossification, wirken viele und verschiedenartige ursächliche Momente ein, um das knöcherne Gepräge des Individuum dar-

zustellen. Die Knochenbildung zeigt gerade das Bestreben, die einfachen ursprünglichen Wirbelformen der Individualität des Thieres anzueignen und nach ihr abzuändern; aus diesem Grunde hat die comparative Anatomie bei der Zurückführung der Kopfknochen auf die Urform die grösste Vorsicht nöthig, um hier nicht fehl zu gehen." (Reichert[9]), pag. 120.)

Die Homologie zweier Organe kann nicht aus der Thatsache festgesetzt werden, dass diese Organe beim erwachsenen Thiere dieselbe Function, oder durch Gestaltung, Dimensionen und topographische Lage Analogie darbieten; dies sind lauter täuschende, zufällige Kriterien. Damit ein Organ als das Homologon eines anderen betrachtet werden kann, ist es noch überdies erforderlich, dass beide einen gleichen embryonalen Ursprung darbieten.

Die oben angeführten Betrachtungen geben den Grund an, wesshalb diejenigen Autoren, welche auf das Studium des erwachsenen Thieres gestützt, die Homologie der Skeletelemente festzustellen versucht haben, trotz sorgfältiger Beobachtung und scharfer Kritik sich meistens vergebliche Mühe gegeben haben, und warum ihre, auf unrichtige Basis aufgestellten Theorien dunkel und sich widersprechend hervorgegangen sind.

Diesbezüglich könnte ich die verschiedenen Lehren anführen, welche in Bezug auf die Homologie der Derivaten der zwei ersten Kiemenbogen von berühmten Forschern successive aufgestellt worden sind. Bei der vorzüglichen Monographie von Baraldi über die Homologie der Nebenorgane der Athmung der Fische und der Nebenorgane des Gehörs der Säugethiere[51]) findet sich eine kurze Uebersicht solcher Lehren.

Ich will nur erwähnen, dass das Hyomandibulare (Huxley) der Fische, welches, wie wir unten sehen werden, den proximalen Abschnitt des Hyoidbogens darstellt, dann und wann von Cuvier als Os temporale, von Hallmann als Os quadratum der Reptilien nnd der Vögel, von Agassiz als Os mastoideum angesehen, und von Owen Epitympanicum, von Geoffroy-Saint-Hilaire als Serrial bezeichnet wurde. — Die Gehörknöchelchen der Säugethiere, welche, wie bekannt, in Knorpel präformirt sind, wurden sogar von Spix und Geoffroy-Saint-Hilaire zu den Opercularia der Fische gegenübergestellt, welche letztere hingegen von Agassiz als modificirte Schuppen, folglich dem dermaligen System gehörend angesehen worden sind.

Im Allgemeinen sind die Autoren, welche bei der Feststellung der Homologie der Skeletelemente deren Entstehungsweise nicht berücksichtigt haben, in eine Reihe von Missdeutungen und Irrthümer gerathen.

Als Kriterium der Homologie musste man die topographischen, erwachsenen Thieren zutreffenden, Verhältnisse nehmen; man verd häufig, zwei Theile, welche verschiedene Functionen erfüllten, homolog zu betrachten; und wurden schliesslich in sonderbarer ise die Knochen, welche aus dem primordialen Skelet entstehen, den Deckknochen, welche aus directer Umwandlung des Bindevebes hervorgehen, verwechselt.

Aber auch die Autoren, welche, von einem wissenschaftlicheren gemeinen Standpunkte abgehend, das Kriterium der Homologie in Abstammung der einzelnen Skeletelemente gesucht haben, sind in len Fällen nicht bis zum eigentlichen primordialen Skelet gelangt, l haben desshalb nicht ganz erfreuliche Folgerungen gezogen. Man in der That als primordiales Skelet der Säugethiere das von den orpeligen Skeletelementen vertretene Typus angesehen.

Da nun bei höheren Wirbelthieren das knorpelige Skelet merkne Unterschiede im Vergleiche zu dem primitiv angelegten Skelet bietet, eignet es sich nur zum Theil, die erste Derivation der eletelemente erkennen zu lassen. Aus meinen Wahrnehmungen geht vor, dass bei Säugethieren die primordialen Skeletelemente zur it des Auftretens des Knorpelgewebes schon wesentliche Modificanen erfahren haben.

Die Ursache, weshalb das eigentliche primordiale Skelet bei heren Wirbelthieren nicht genug untersucht worden ist, liegt an der hwierigkeit, die das Studium dieses Skeletes bietet. Die vorknorpee Skeletanlage bei höheren Wirbelthieren (Sauropsiden und Säugeeren) stellt wegen der Zartheit der sie zusammensetzenden Elemente d wegen der raschen Umwandlungen, welche sie eingeht, eine der wierigsten Beobachtungsmaterialien dar. Ein Beweis dafür sind die lfältigen über die Derivation des Steigbügels und des Ambosses gestellten Hypothesen, welche durch die directe Beobachtung des mordialen Skelets aufgehoben worden wären.

Um die Homologie der einzelnen Skeletelemente i den verschiedenen Classen der Wirbelthiere feststellen, ist nur die Entstehungsweise der betrefnden Skeletelemente aus der vorknorpeligen embryolen Anlage als massgebend zu betrachten.

Allgemeines über Kiemenskelet.[1])

Die verschiedenen Wirbelthierclassen stellen in Bezug auf Organationsgrad keine regelmässig aufsteigende Reihe dar, sondern bieten ige Typen, bei denen in jedem die Organisation aus einem Minimum

[1]) Diese allgemeinen Bemerkungen sind nach Balfour, Canestrini l Gegenbaur dargestellt.

von Vollkommenheit abgeht, um sich breit in einer bestimmten Richtung bei den höheren Gliedern eines und desselben Typus zu entwickeln.

Es kann jedoch constatirt werden, dass diese verschiedenen Typen alle untereinander innig zusammenhängen, und dass der oben erwähnte primordiale Skelettypus, welcher in den ersten embryonalen Stadien vorkommt, immer mehr auffallende Abänderungen erleidet, je mehr man von den Fischen nach den Säugethieren aufsteigt.

Die Kiemenbogen, welche bei den Fischen in Beziehung zum Athemapparat das ganze Leben stehen, und bei den übrigen Wirbelthieren blos im Embryo in ihrer primordialen Gestaltung vorkommen, stellen die Enderscheinung eines Reductionsprocesses dar, die wahrscheinlich an einer viel beträchtlichen Bogenzahl, bei nicht mehr lebenden Thierformen begann. Das Kiemenskelet der Cranioten wäre demnach der Ueberrest eines an Bogen ursprünglich viel reicheren Apparates. Die mit der Aenderung seiner Verrichtung wahrnehmbaren Umwandlungen des Kiemenskeletes geben ein sprechendes Beispiel ab für den mächtigen Einfluss der Anpassung an äussere Lebensbedingungen auf die innere Organisation. [1])

Das Kiemenskelet wird in seinem ursprünglichen Typus bei den lebenden Thierformen aus einer Reihe von durch Querbalken mit einander verbundenen, in einem oberflächlichen subdermalen Gewebe entwickelten Knorpelstreifen repräsentirt (äusseres Kiemenskelet bei Petromizontidae).

Bei den höheren Formen wird dieses System durch eine Reihe von in den tieferen Theilen des Mesoblastes entwickelten Knorpelstäben ersetzt, die man als Kiemenbogen bezeichnet, und die so gelegen sind, dass sie den hintereinander folgenden Kiementaschen zur Stütze dienen. Die ersten zwei Bogen, Mandibular- und Hyoidal-, treten bei allen Wirbelthiergattungen auf; die folgenden Bogen, als eigentliche Kiemenbogen bezeichnet, kommen nur bei den Ichthiopsiden zur vollen Ausbildung.

Die zwei ersten Kiemenbogen.

Der erste und zweite Kiemenbogen bieten in der ganzen Thierreihe functionelle und anatomische Merkmale, wodurch sie sich von den übrigen Kiemenbogen unterscheiden; sie wandeln sich allmälig aus Nebenorganen der Athmung bei Fischen zu Nebenorganen des Gehörs bei den besser specialisirten Thieren um.

Die Art, nach welcher die proximalen Enden der zwei ersten Kiemenbogen sich modificiren, um sich an Functionen anzupassen, die

[1]) Gegenbaur, Vergleichende Anatomie, pag. 493.

von den ursprünglichen ganz verschieden sind, bildet eines der lehrreichsten und interessantesten Capitel der vergleichenden Anatomie.

Bei den Fischen und manchen Amphibien wird die Athmungsfunction nur von den eigentlichen Kiemenbogen bewerkstelligt. Der erste Bogen hat in allen Fällen bei den lebenden Formen diese Function verloren; während der zweite bei manchen Formen seine Kiemenfunction nur zum Theile beibehält. Ueberdies sind in der ganzen Säugethierreihe die ersten zwei Bogen zum Stützskelete des Mundes geworden.

Bei den höheren Formen sind bei dem Verschwinden der Kiemenathmung die eigentlichen Kiemenbogen secundär geändert, und gehen grösstentheils zu Grunde.

Seit dem ersten Auftreten des ovalen Fensters (bei manchen Amphibien) treten die proximalen Enden der zwei ersten Kiemenbogen zu dem inneren Ohre in Beziehung, und wandeln sich bei den Säugethieren in die Gehörknöchelchen um.

Die Art und Weise, nach welcher im Embryo das primordiale Skelettypus der zwei ersten Kiemenbogen bei den verschiedenen Wirbelthierclassen sich allmälig verändert, um die individuellen, jeder Thierclasse eigenen Charaktere anzunehmen, ist heutzutage in manchen Seiten zu ungenügend bekannt, um mit Bestimmtheit eine vollständige Lehre der Homologie der einzelnen Skeletelemente feststellen zu können. In der That kann durch zahlreiche Beobachtungen, unter welchen die Huxley's, Parker's, Pouchet's, Stöhr's hervorgehoben werden müssen, das Verhalten der zwei ersten Kiemenbogen und der periotischen Kapsel bei niederen Wirbelthieren (Fische, Amphibien, Reptilien) in seinen Hauptzügen als ziemlich bekannt angesehen werden. Dasselbe kann nicht betreffs des primordialen Skeletes der höheren Wirbelthiere (Vögel und Säugethiere) gesagt werden.

Eben aus diesem Grunde, kann ich in vorliegender rascher Uebersicht der Morphologie der proximalen Enden der zwei ersten Kiemenbogen und der periotischen Kapsel die Resultate meiner eigenen Beobachtungen auf die Säugethiere nur mit dem was überhaupt über das Verhalten des primordialen Skeletes bei niederen Wirbelthieren bekannt ist, vergleichen. Was Reptilien und Vögel anbelangt, wäre ich gezwungen, einfache Hypothesen vorzulegen, welche die vielen, schon zu diesem Objecte aufgestellten vergebens vermehren würden, und vielleicht auserkoren sein würden, von der einfachen Beobachtung der embryonalen Thatsachen bald vernichtet zu werden.

Wir haben schon oben erwähnt, dass sowohl bei den niederen Wirbelthieren als auch bei den Säugethieren das Verhalten des primordialen Skelettypus der Kiemenbogen und der periotischen Kapsel ein Gleiches ist. (Siehe in dieser Arbeit II. Abth., I, A.)

Die zwei ersten Kiemenbogen erscheinen zuerst in Form von ungegliederten, an der Seite des Schädels gelegenen Stäben, welche frei distal und proximal enden.

Die periotische Kapsel ist gewöhnlich bei ihrem ersten Deutlichwerden unvollständig, und zeigt, der künftigen Vestibularwand entsprechend, keine Spur von Fenstern.

Was die Veränderungen dieser primordialen Skeletelemente bei den verschiedenen Wirbelthierclassen anbetrifft, ist Folgendes hervorzuheben:

Fische. Die periotische Kapsel weist durch das ganze Leben keine Spur von Labyrinthfenstern auf.

Der Mandibularbogen zerfällt bei manchen Gattungen in zwei Abschnitte, welche den Ober- und Unterkiefer bilden (Elasmobranchien); bei anderen geht der Oberkiefer nicht mehr in seiner ganzen Ausdehnung aus dem mandibularen Bogen hervor, sondern er wird von einem selbstständig entwickelten Knorpelstreifen vervollständigt (Parker).

Von dem proximalen Ende des Hyoidbogens trennt sich ein Knorpelelement ab, welches einen grossen morphologischen Werth besitzt, der sogenannte hyo-mandibulare Abschnitt.

Derselbe entspricht in manchen Fällen dem Endstücke des Hyoidbogens(Scyllium, Raja), in anderen dessen vorderem, der Länge nach getrennten Abschnitte (Lachs).

Der Hyomandibulare verlässt später den Hyoidknorpel, mit welchem er in einigen Fällen mittelst eines dazwischen liegenden Knorpeltheils verbunden bleibt (interhyale), und tritt in inniges Verhältniss zu dem Mandibularbogen einerseits und zu der periotischen Kapsel andererseits. Der hyomandibulare Abschnitt bildet also auf diese Art eines der wichtigsten Befestigungsmittel des Mandibularbogens an den Schädel.[1])

Bei Fischen können wir constatiren, dass ein Abschnitt des proximalen Endes des Hyoidbogens (Hyomandibulare) in inniges Verhältniss zu dem proximalen Ende des Mandibularbogens tritt.

Amphibien. Das Verhalten des proximalen Endes der zwei ersten Kiemenbogen bietet bei dieser Thierclasse ein erhöhtes Interesse.

---

[1]) Wir können mit Huxley drei Hauptformen der Befestigung des Mandibularbogens an dem Schädel unterscheiden. Entweder wird der Unterkiefer ausschliesslich durch Vermittlung des Hyoidbogens an den Schädel befestigt (hyostylisch, Scyllium); oder aber befestigt sich der Mandibularbogen nicht nur mittelst des Hyoidbogens, sondern auch direct an den Schädel (amphistylisch); oder endlich erfolgt die Befestigung ohne Vermittlung des Hyoidbogens (autostylisch). Diese letztere Verbindungsart kommt bei den Amphibien und den Cranioten vor.

i einem und demselben Individuum weist das Kiemenskelet nderungswürdigsten Veränderungen in den verschiedenen Entsstadien auf; ausserdem tritt uns zum ersten Male die ra ovalis in ihrem primitiven Typus entgegen.

ırch die Untersuchungen Parker's und Huxley's sind wir genauen Kenntniss des Axolotl und des gemeinen es gelangt, die man als Typus der Urodelen, respective der hinstellen kann.

xolotus. In einem ersten Stadium ist die periotische Kapsel ler Basis und der äusseren Fläche knorpelig. Später vervollsie sich, und es bleibt nur an ihrer unteren Fläche lateralne halbmondförmige Spalte zurück (Fenestra ovalis). Diese der weiteren Entwicklung mehr gegen aussen gedrängt und m vorderen Rande geht gegen hinten eine dünne knorpelige ab, die in Form eines Lides an dem Fenster anliegt. Diese ist vorne und lateralwärts mittelst eines breiten Isthmus mit otischen Kapsel verbunden; bald gliedert sie sich ab, und ch als ein lanzettförmiger Abschnitt mit nach hinten gerichteter Stapes nach Parker).

äter erhält der Stapes die Form eines Zapfens, welcher mit reiten Ende das ovale Fenster besetzt hält. Was den manren Bogen betrifft, so hängt er einerseits mit dem Schädel, eits durch zwei Fortsätze (Processus oticus und Huxley's) mit dem vorderen Segment der periotischen Kapsel zu- Ueberdies ist er mittelst eines Ligamentum mit dem Stapes n. Der Hyoidbogen stellt einen Knorpelstab dar, welcher it dem Quadratabschnitte des Mandibularbogens in Gelenkng tritt, und welcher durch Bänder sowohl am Quadratum am Schädel befestigt ist.

:osch. In einem der ersten Stadien ist die periotische von den anderen knorpeligen Elementen scharf unterschieden; imale Ende des Mandibularbogens liegt fest an der Gehörın. An dem unteren Theil der Kapsel beginnt bald die irung einer Spalte, welche sich hierauf in eine unregelmässig te Lücke ausbreitet, und sich mit zarten Zellen indifferenten füllt. Später verknorpelt dieses Gewebe und stellt uns den mittelst Band an dem Fenster befestigt dar. Das proximale s Mandibularbogens hängt durch zwei Fortsätze, welche mit en bei den Axolotl erwähnten homolog sind, mit der periotiapsel zusammen. Ein Theil des Processus oticus gliedert und verwandelt sich später in den Annulus tympanicus, r als dreiviertel Kreis umfasst.

ır Hyoidbogen ist zuerst durch Gelenkverbindung, später nur

mittelst einem Ligamentum an dem Quadratum befestigt, und hängt auch locker mit dem Schädel zusammen.

Bei dem jungen Frosche kann man einen bestimmten Zug von körnigem Gewebe vom Stapes aus nach vorne und lateralwärts verfolgen; der siebente Nerv verläuft oberhalb desselben. Nach Ablauf von ungefähr einem Monat kommt in diesem Gewebe ein zarter keulenförmiger Knorpelstab zum Vorschein, dessen verbreitetes Ende in den vorderen zugespitzten Theil des ovalen Fensters hineindringt, welches nicht vollständig von dem Stapes erfüllt ist. Die Knorpelzellen des vordersten Endes dieser rudimentären Columella gehen unmerklich in die Bindegewebszellen über. Zwei Monate darauf ist die Columella vollkommen ausgebildet. Das hintere Ende ist in Form einer knorpeligen ovalen Masse abgegliedert (Interstapedialis). Das Mittelstück, welches von einer knöchernen Hülle umgeben ist, wird mesostapedial genannt. Der vordere Abschnitt (Extrastapedialis) ist gegen aussen zu abgerundet, und liegt an der hinteren Seite der oberen Hälfte des Quadratums. Das Extrastapediale ist breiter und mehr abgeplattet als das Mesostapediale und tritt in innige Beziehung zu dem faserigen Gewebe, welches das Trommelfell repräsentirt.

Bemerkenswerth ist die verschiedene Art der Entwicklung des Stapes bei dem Axolotl und dem Frosche. Bei dem ersteren gelangt der Stapes erst secundär in das ovale Fenster hinein, während er beim Frosche schon von vorneherein diesen Platz besitzt. Ferner verdient hervorgehoben zu werden, dass beim Axolotl eine eigentliche Columella mangelt, es wäre aber genau zu sehen, ob nicht ein Hyoidelement an der Bildung des erwachsenen Stapes theilnimmt. Bei dem Menobranchus ist der Hyoidbogen durch sein oberstes Ende mit dem Stapes verbunden (Huxley [25]), pag. 186).

Reptilien. Natter. Das ovale Fenster ist durch eine membranöse Lamelle verschlossen, welche später mit dem Hyoidbogen zusammen ein einziges Knorpelstück bildet. Hinten von dem ovalen Fenster lässt sich ein Anhang, die Anlage des runden Fensters, erkennen, welches später vermöge eines Knorpelstreifens von dem ovalen Fenster sich trennt. Das proximale Ende des Mandibularbogens hat sich als Quadratum von dem Meckel'schen Knorpel abgegliedert, und an die lateralen Seite der periotischen Kapsel gelagert. Sein Processus oticus reicht ungefähr bis zum hinteren Bogengange, der Pediculus ist kaum angedeutet. Das proximale Ende des Hyoidbogens verbindet sich mit der Lamella stapedialis des ovalen Fensters, der Rest des Hyoidbogens bleibt hinten als isolirter Abschnitt (Stilohyale) zurück.

Vögel. Die zarte Columella wurde vorzugsweise bei dem Haushuhn und der Cheliden urbica mehr in Bezug auf ihre complicirte Gestaltung, als auf ihre embryonale Abstammung studirt. Sie repräsentirt ein äusserst zartes Element, welches mit einer knöchernen

ovalen Platte in der Fenestra ovalis sitzt. Gegen aussen zu wird sie knorpelig, und setzt sich an das Trommelfell fest. Wir können an ihr drei Fortsätze unterscheiden, den Superstapedials, welcher an die obere Wand der Trommelhöhle sich befestigt; einen Extrastapedialis, welcher in Beziehung zu dem Trommelfell tritt, und einen Infrastapedialis, welcher wahrscheinlich ein gegen unten zu gewendetes Hyoidelement darstellt. Auch bei dieser Columella ist ein Mandibularelement nicht sicher festzustellen.

Säugethiere. Aus meinen Untersuchungen geht hervor, dass bei den Säugethieren drei morphologische Elemente in der Gehörknöchelchenkette zu unterscheiden sind. Das eine, das ovale Fenster ausfüllend, stammt aus der periotischen Kapsel (Lamina stapedialis); das andere bildet sich aus dem zweiten Kiemenbogen (Stapedialring) und verschmilzt bei dem erwachsenen Thiere mit dem ersteren, um so den Stapes herzustellen; das dritte endlich rührt vom Mandibularbogen her (Hammer, Ambos). Eine solche Auffassung gestattet, in sehr zufriedenstellender Weise die complicirtesten Probleme zu lösen, welche sich hier bei den morphologischen Umwandlungen der Kiemenbogen durch die ganze Wirbelthierreihe entgegenstellen.

Der Annulus stapedialis würde als das Homologon des Hyomandibulare der Fische zu betrachten sein; wenn die Angabe Parker's, dass der ganze Stapes bei Amphibien und Sauropsiden aus der periotischen Kapsel hervorgeht, bestätigt wäre, würde demgemäss der Stapes dieser Thiere nur einen Theil des zusammengesetzten Stapes der Säugethiere, d. h. die Lamina stapedialis, darstellen.

Inmitten der Mannigfaltigkeit der Typen, nach welchen die proximalen Enden der Kiemenbogen sich umstalten, können wir das Verhalten der drei erwähnten Elemente verfolgen.

Bei den Fischen, wo wegen Mangel des ovalen Fensters das periotische Element sich noch nicht differenzirt hat, und andererseits das Kiemenskelet in seiner grösseren Einfachheit uns entgegentritt, tritt das vollständig isolirte hyoidale Element im unmittelbaren Zusammenhang zu dem noch nicht differenzirten Mandibularelement.

Bei den Amphibien tritt schon das periotische Element auf, und setzt sich sofort mit dem hyoidalen Element in Verbindung. Die Deutung der Columella bei dem erwachsenen Frosch ist noch immer Gegenstand gegentheiliger Meinungen.

Mit Rücksicht auf die bei den Fischen vorkommenden Vorgänge und die von mir bei den Säugethieren beobachteten Thatsachen, dürfte die Columella, die sich einerseits mit den Stapes, andererseits mit dem Mandibularbogen in Verbindung setzt, ein hyodales Element enthalten, analog dem Hyomandibular der Fische und dem Stapedialring der Säugethiere.

Wenn auch Parker die Herkunft der Columella aus dem Hyoidbogen nicht zu constatiren im Stande war, so hält er doch die ganze Columella für das Homologon des Hyomandibulare. Die Aehnlichkeit zwischen ihr und dem Hyomandibulare in ihrem Verhalten zu den Nerven wird von Parker als kräftiger Beweisgrund zu Gunsten seiner Ansicht hervorgehoben.

Meines Erachtens kann nicht mit Bestimmtheit entschieden werden, ob die ganze Columella oder nur ein Theil derselben dem Hyomandibulare, respective dem Annulus stapedialis entspricht. Jedenfalls kann ich mich den Ansichten Balfour's nicht anschliessen, welcher das mit dem Quadratum frühzeitig in Zusammenhang tretende obere Ende des primitiven Hyoids als das hyomandibulare Element ansieht.

Auch bei der Columella der Natter stellt der hintere, von dem Hyoidbogen herrührende Abschnitt, welcher mit der periotischen Lamina stapedialis in Verbindung tritt, das Homologon des Hyomandibulare der Fische und des Annulus stapedialis der Säugethiere dar. Das vordere Ende der Columella sollte, sammt dem Quadratum im Zusammenhang mit dem Mandibularbogen gebracht werden.

In der Columella bei den Amphibien, Reptilien und Aves bleibt das periotische Element bis zu einem gewissen Grade getrennt, und es ist höchst wahrscheinlich, da ganz bestimmte Kenntnisse in diesem Gegenstande noch fehlen, dass die zwei Kiemenelemente, das hyoidale und mandibulare beim erwachsenen Thiere innigst miteinander verschmolzen sind. Als Beweis dafür dürften gewissermassen die Beobachtungen Dollo's, nach welchen das mandibulare Element in Form des Hammers als isolirtes Gebilde schon bei Lacertilia wahrzunehmen wäre, besonders hervorgehoben werden.

Bei den Säugethieren hingegen findet die Verschmelzung sehr frühzeitig zwischen dem hyoidalen und dem periotischen Elemente statt, während das mandibulare immer getrennt in Form des Hammers und des Ambosses bleibt.

Aus den erwähnten Thatsachen ist Folgendes ersichtlich:

I. Um die Homologie der Derivate der proximalen Enden der zwei ersten Kiemenbögen und der periotischen Kapsel feststellen zu können, muss man dieselben zu der embryonalen primitiven vorknorpeligen Skeletanlage zurückführen, welche nach Parker und mir ein ähnliches Verhalten bei den niederen, sowie bei den höheren Säugethieren aufweist.

II. Bei den Säugethieren tragen, um die Gehörknöchelchenkette zu bilden, drei morphologische Elemente bei: Mandibular- (Hammer und Ambos), Hyoidal- (Annulus stapedialis), und periotisches Element

UNIV. OF
CALIFORNIA

Wir können in der That constatiren:

I. Dass die Art und Weise, nach welcher sich der Typus der Gehörknöchelchen von den niederen bis zu den höheren Classen der Wirbelthiere ausbildet, vollkommen mit der Art, nach welcher dieselben Knöchelchen bei den Embryonen der höheren Säugethiere zur Ausbildung kommen, übereinstimmt.

II. Dass zahlreiche anatomische Thatsachen, welche uns beim Studium der Gehörknöchelchen der Wirbelthiere entgegenkommen, vollkommen mit der von mir aufgestellten Lehre der embryonalen Entwicklung übereinstimmen, während sich dieselben nicht mit der Huxley'schen Lehre in Zusammenhang bringen lassen.

I. Die Haupttypen der Gehörknöchelchen bei Säugethieren.

Bei der vergleichenden Prüfung der Gestaltung der Gehörknöchelchen bei Säugethieren können leicht mehrere Haupttypen unterschieden werden, von denen einige als primitive, niedere, andere als besser ausgebildete, höhere Typen angesehen werden dürfen.

Die eingehende Untersuchung zeigt, dass wenn auch in den meisten Fällen die Knöchelchen eines gewissen Thieres Charaktere darbieten, welche im Allgemeinen der Lage dieses Thieres in der zoologischen Scala entsprechen, nicht selten der von den Gehörknöchelchen dargebotene Typus nicht zu dieser Lage in Beziehung steht. Dieses ist auch daraus ersichtlich, dass zuweilen bei einer und derselben Familie einige Thierordnungen sehr niedere, andere verhältnissmässig höhere Charaktere der Knöchelchen darbieten (Insectivora, Marsupialia[1]).

Es ist nochmals auf Grund der embryonalen Entwicklungsart bewiesen, dass wir feststellen können, welche bei den Gehörknöchelchen die Charaktere von Superiorität sind. Dem

[1]) Bei Insectivora treffen wir Knöchelchen, welche den niederen der Marsupialia ähnlich sehen, und zuweilen die Charaktere der Knöchelchen der Primaten darbieten.

Auch bei Marsupialia finden wir, neben Knöchelchen, welche ausgesprochene niedrige Charaktere besitzen, andere, welche einen ziemlich hohen Typus vertreten.

Fig. 3.

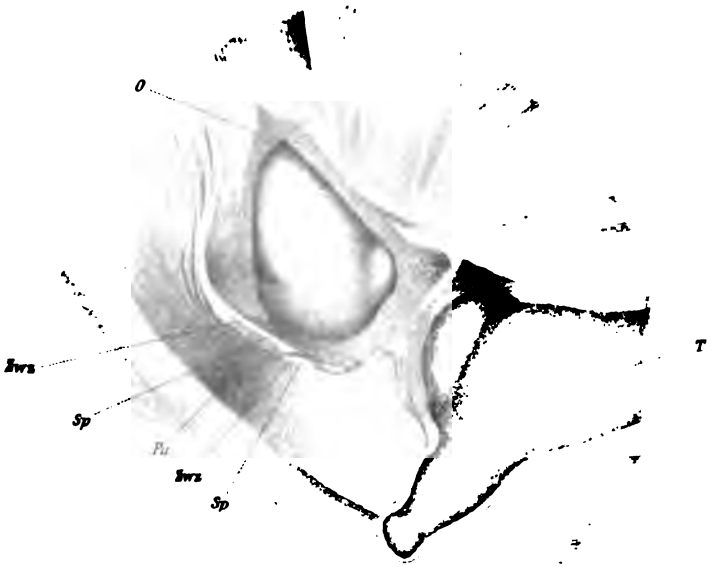
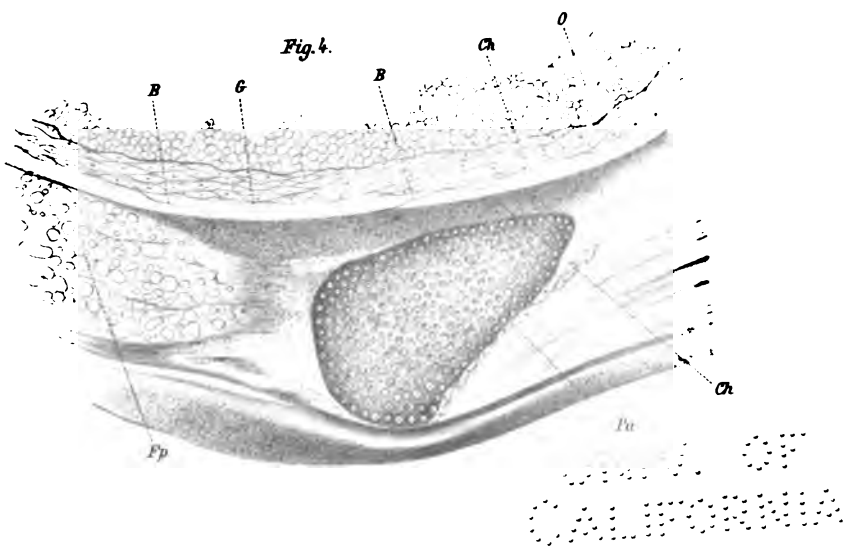


Fig. 4.



Universitäts-Buchhändler in Wien.

die Entwicklung des Körpers und des Kopfes (Homo und Quadrumana) gekennzeichnet.

Ich stehe indessen nicht an, für den niedersten Typus des Hammers die vom Haifisch und Delphinus dargebotene Form zu betrachten; ausser dem embryonalen Kriterium, welches, wie ich meine, als vollkommen massgebend anzusehen ist, finde ich mich in dieser Behauptung von folgenden Betrachtungen gestützt:

1. Es ist gerade bei den Cetacea, welche, wie die Fische, im Wasser leben, dass die Hauptfunction der Gehörknöchelchen (die Uebertragung der Schallwellen von der Luft auf das innere Ohr) fehlt; weshalb der Hammer einen primitiven Typus darstellen dürfte.

2. Bei der Cetacea zeigen auch andere Theile des Mittelohres sehr deutlich ausgesprochene niedere Charaktere; nämlich die niedere Gestaltung der zwei übrigen Knöchelchen, die Ankylosis des Hammers mittelst dem Proc. gracilis mit dem Annulus tympanicus, das häufige Vorkommen einer stapedio-vestibulären Ankylosis u. s. w.

Die Entwicklung der verschiedenen Hammerfortsätze dürfte als ein Vervollkommnungsprocess angesehen werden.

Bei den Carnivora und den Ruminantia weist der Hammer im Allgemeinen einen kleinen und abgeplatteten Kopf, und eine gut ausgesprochene, nach vorne gerichtete knöcherne Lamelle auf. Bei Menschen und Quadrumana sind Kopf und Hals verhältnissmässig gut ausgebildet; die Lamina fehlt gänzlich, und wird nur vom Processus gracilis ersetzt. — Ich schliesse mich an Doran's Meinungen an, nach welchen der Typus, wo Kopf und Hals am besten ausgebildet erscheinen, als Vertreter der höheren Form betrachtet wird, und dies nicht nur, weil dieser Typus bei Menschen vorkommt, sondern auch, weil der Typus laminatus sich durch die Form des Kopfes und des Halses niederen Typen (Kanguroo) nähert. Bei manchen Thierordnungen, wo der Typus laminatus vorwiegt, trifft der partielle oder vollständige zufällige Mangel der charakteristischen Lamina oft mit einer vermehrten Entwicklung des Kopfes und einer grösseren Stärke des Halses zusammen (Herpestes und Suricata).

UNIV. OF
CALIFORNIA

kurzen, den von mir untersuchten intermediären Stadium das proximale Ende des hyoidalen Bogens nicht in Beziehung zu der Kapsel steht, sondern frei endet, wie dieses auch bei den Fischen constatirt worden ist, und wie es für den ersten Kiemenbogen stattfindet. Mit der weiteren Ausbildung nimmt der Stapes die individuellen Charaktere des erwachsenen Thieres allmälig an; der Ring vertieft sich nach und nach in das Gewebe der Lamina und verschmilzt mit dieser, welche, gegen das Labyrinth vorgedrängt, dünner wird, so dass zuletzt die Ränder des Annulus nicht mehr in dem Centrum der Lamina, sondern gegen die Peripherie zu liegen kommen. Die Lamina nimmt eine mehr ovale Form an; der vordere und hintere Rand des Ringes nehmen die Form und die Charaktere der Stapesschenkel an; das Loch wird grösser; der Kopf und der Hals des Knöchelchens treten besser hervor.

Das Studium der Gestaltung der Stapes bei Säugethieren bietet uns ein erhöhtes Interesse, indem es uns in der Reihe der morphologischen Typen dieselbe Abstufung in den Ausbildungscharakteren zu constatiren gestattet, welche wir bei der embryonalen Bildung des Steigbügels treffen.

Stapes columelliformis. Im Gegensatze zu dem, was ich beim Embryo wahrnehmen konnte, treffen wir bei Säugethieren eine ganz primitive Gestaltung des Stapes: den Stapes columelliformis, sauropsidea, den undurchlöcherten Stapes. An Stelle der zwei ein Loch begrenzenden Schenkel haben wir eine Art Säule, welche meistens im Centrum einer circulären Lamelle sich anheftet; ihre Höhe misst manchmal nur die Hälfte des Durchmessers der Lamina, wie sich das in Manis Dalmanii (Squamata edentata) vorfindet.

Ich stimme auf Grund der embryologischen Kriterien diesbezüglich mit Doran's Ansichten überein, welcher den Columelliformis stapes der Säugethiere als Vertreter nur eines Theiles der Columella der Vögel hält. Wenn es nun, wie es scheint, anzunehmen ist, dass die Columella der Vögel die Verschmelzung der drei Elemente, welche bei Säugethieren die Gehörknöchelchen bilden, repräsentirt —, so vertritt der Stapes columelliformis nur zwei, das hyoidale und das perio-

sitäts-Buchhändler in Wien.

Ankylosis zeigt sich häufig bei Dypus und vielleicht stets bei Pedetes.

Beim Stachelschwein (Hystriciden) ist die Verschmelzungsfläche der zwei Knöchelchen sehr ausgebreitet, und die Trennungslinie kaum bemerkbar. Bei den Octotontiden (Anlacodus swindernianus) ist die Trennungslinie fast verschwommen. — Bei dem Capromys pilorides ist die Verschmelzung der zwei Knöchelchen so vollständig, dass hinten die Trennungslinie verschwunden ist.

Eine Malleo-incudalis Ankylosis lässt sich überdies bei Myopotamus (Hyrtl), Chinchillidae (Chinchilla lanigera Rodentia) und Dasiproctidae (Rodentia) nachweisen. Die Begrenzugslinie zwischen Hammer und Ambos wäre bei diesen letzten Thieren nach Doran besser oben und vorne ausgesprochen. Das würde auch mit meinen Wahrnehmungen beim Embryo übereinstimmen, wo sich zuletzt die unteren und hinteren Abschnitte der Gelenkflächen trennen.

Nach Hyrtl indess wäre die Begrenzungslinie besser gegen unten zu bemerkbar.

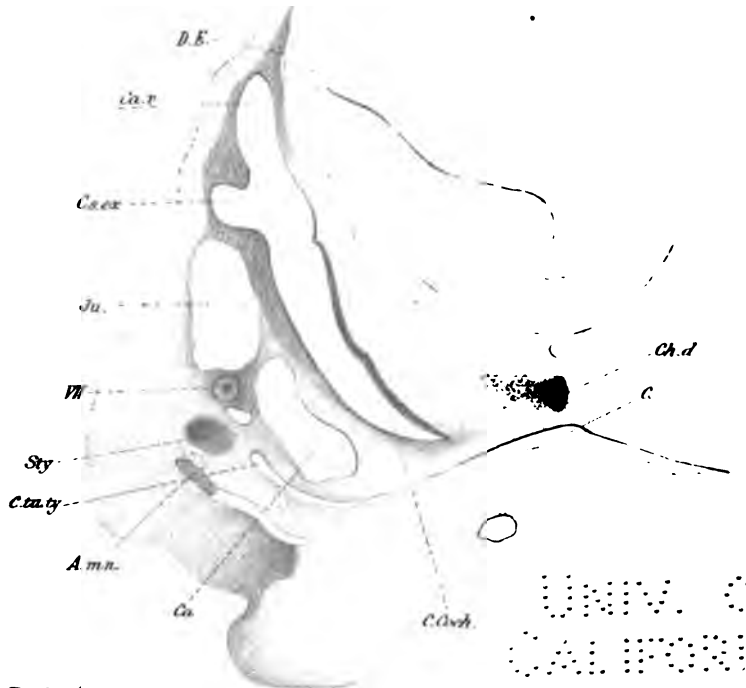
2. Der Ambos modificirt sich in ähnlicher Weise wie der Hammer.

Beim Embryo entwickelt sich der Ambos in ganz ähnlicher Weise wie der Hammer, und tritt erst in einem secundären Stadium im Verhältniss zu dem hyoidalen Element (Annulus stapedialis). Demgemäss constatiren wir, dass die morphologischen von dem Ambosse dargebotenen Charaktere im Allgemeinen denjenigen vom Hammer aufgewiesenen entsprechen; und dass der von den zwei ersten Knöchelchen dargebotene Typus sehr abweichend vom Typus des Stapes sein kann.

Bei dem Crysochloris, wo der Körper des Hammers so mächtig entwickelt ist, dass derselbe als ein viertes Knöchelchen angesehen wurde, erscheint der mit einem sehr langen Körper versehene Ambos in analoger Weise modificirt, während der Stapes keine speciellen Charaktere aufweist.

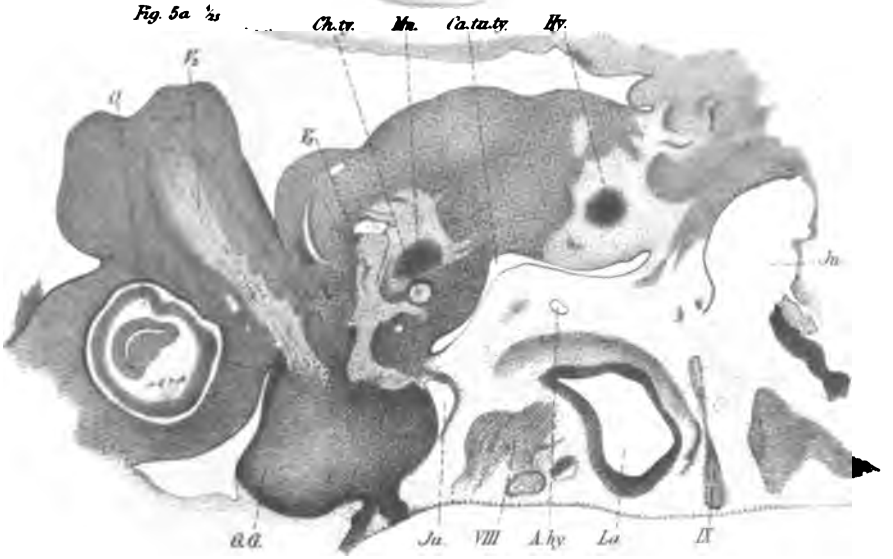
Bei Manis (Edentata) sind Hammer und Ambos genug entwickelt, der Stapes absolut columelliformis. — Bei Thylacinus cynocephalus (Didelphya) ist der Stapes columelli-

Fig. 2. $^{2}/_{3}$



UNIV. OF CALIFORNIA

Fig. 5a $^{1}/_{2}$



Universitäts-Buchhändler in Wien.

die Crura stapedis miteinander verbindet, oder diese Crista ist nur an der Basis beider Schenkel vorhanden, und verliert sich allmälig gegen die Mitte der Platte. Diese von Urbantschitsch erwähnte Crista ist als Rest des medialen Randes des Annulus stapedialis zu betrachten. — Bei den Typen, welche den Uebergang von der columelliformis zu dem breiten bicruraten Stapes der höheren Säugethiere darstellen, kann man bemerken, dass die wenig auseinandergehenden Schenkel nicht an die Peripherie, sondern gegen das Centrum der Platte sich anheften; die Basis behält auf solche Weise auch bei erwachsenen Thieren eine specielle Individualität bei.

2. Stapes bullatus.

Bei dem embryonalen Entwicklungsgang des Stapes vertieft sich der mediale Rand des Annulus nach und nach in das Gewebe der Lamina, so dass diese convex gegen das Labyrinth vorgedrängt wird. Nun existiren Spuren solcher Convexität bei allen Typen des erwachsenen Stapes; in manchen Fällen ist sogar eine förmliche, gegen das Vestibulum vorgedrängte Bulla zu beobachten (Stapes bullatus).

Urbantschitsch[1]) bemerkt in seiner oben erwähnten Arbeit Folgendes: „Die Steigbügelplatte ist bei Menschen gegen den Vorhof meistens schwach convex (Huschke), und zeigt manchmal, entsprechend der Ansatzstelle beider Schenkel, kleine buckelige Vorsprünge. Die äussere Seite der Platte ist in der Regel napfförmig vertieft (Cassebohm). Die Gestalt der Ränder (der Steigbügelplatte) kann zum Theil von der Art und Weise des Ueberganges der beiden Schenkel in die Platte abhängig sein. Nur selten bildet die Basis der Schenkel gleichzeitig das vordere, beziehungsweise hintere Ende der Platte, sondern ist von diesen meistens durch einen schmalen Knochensaum getrennt, welcher häufig verdickt und den Schenkeln wie angeschmolzen erscheint."

Oft wandelt sich die Convexität der Stapesplatte zu einer eigentlichen blasenförmigen Anschwellung um. Bei Rodentia fossilia (Geomys) drängt die Stapesplatte fast wie Bulla in

[1]) l. c.

Fig. 3 '30

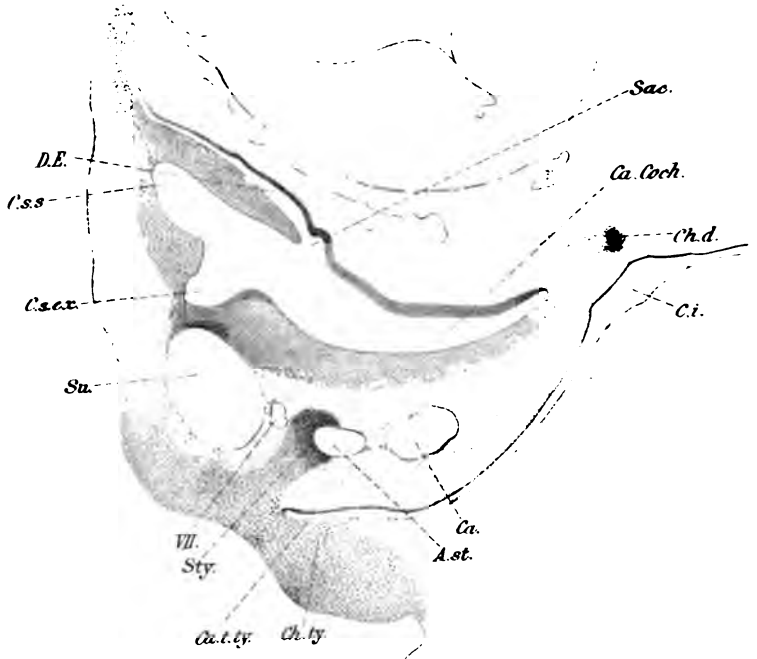
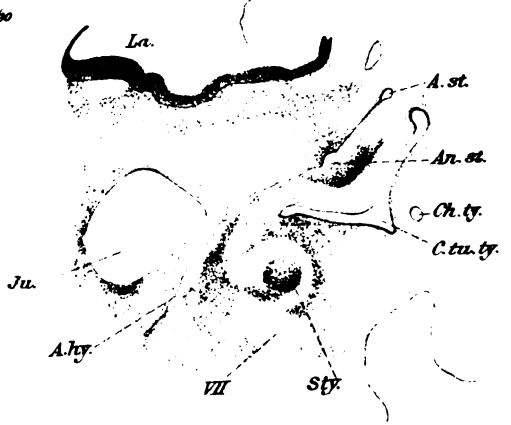


Fig. 6 '30



Gradenigo: Mittelohr

Verlag von Alfred

Das Auftreten bei Menschen des Columelliformis oder des gegen den Vorhof blasenförmig angeschwollenen Stapes (Stapes bullatus), bei vollkommen ausgebildetem Hammer und Ambos, lässt sich ganz gut in Einklang mit den von mir dargestellten morphologischen und embryonalen Vorgängen bringen. Alle diese Thatsachen lassen sich nach Huxley'scher Lehre absolut nicht erklären.

B. Was die Pathologie betrifft, will ich nur einige allgemeine Thatsachen betonen.

Bei dem Gehörorgan können wir, vom embryologischen Standpunkte aus, einen ectodermatischen, von den Derivaten der primitiven Labyrinthblase repräsentirten Abschnitt (häutiges Labyrinth), und einen mesodermatischen, von den Derivaten des mesoblastischen Gewebes, welches die primitive Labyrinthblase umgibt, vertretenen Abschnitt (äusseres und mittleres Ohr, periotische Kapsel) unterscheiden.

An der Entstehung des äusseren und mittleren Ohres nehmen auch epitheliale Gebilde theil. Nach solcher Auffassung wird eine grosse Partie des im anatomischen und klinischen Sinne genannten „inneres Ohr", von einem Gewebe gebildet, welches dieselbe Entstehungsweise wie die Gebilde des Mittelohres anerkennt. Diese Thatsache bietet eine grosse klinische Bedeutung, weil zwischen dem mittleren und inneren Ohre eine innige Verbindung, nicht nur durch Blutgefässe, sondern auch durch die Lymphräume des Bindegewebes festgestellt wird. Solche Verbindung übt jedenfalls einen Einfluss auf den Verlauf der pathologischen Vorgänge des Ohres aus.

Wenn man im Sinne Cohnheim's die Theorie der physiologischen Widerstandsfähigkeit der Gewebe und des Antagonismus der Entwicklung zwischen Bindegewebselementen und functionirenden Epithelien annimmt, auf deren Grund ich in einer vorhergehenden Arbeit die Pathogenie einer schweren Muskelkrankheit vom embryonalen Ursprung festzustellen versucht habe [1]), findet die oben erwähnte Unterscheidung eine wichtige Application auf die Pathologie des Ohres.

Die Otitis media sclerotica s. hyperplastica stellt eine sehr schwere Krankheit dar, welche zugleich das Mittel- und innere Ohr trifft. Diese Krankheit, welche vor keinem Alter Rücksicht trägt, welche keine occasionelle Ursache erkennen lässt, deren unmerkbarer Anfang, deren fatal vorschreitender Verlauf jeder Behandlung widersteht, bietet alle Charaktere einer Krankheitsform embryonalen Ursprungs dar.

Die Symptome, die sich diesem schleichenden Leiden anknüpfen, sind zu wenig charakteristisch, um zu gestatten, dass man es von einer Reihe anderer Adhäsionsprocesse vom klinischen Standpunkte unterscheiden kann, welche nach eigentlichen Entzündungsvorgängen secundär eintreten.

[1]) Contribuzione alla Patogenesi della Pseudoipertrofia musculare progressiva. Annali Univ. di Med. Vol. 265; Deutsche Medicinal-Zeitung. 18. sett. 1884.

UNIV. OF
CALIFORNIA

III. Die tubo-tympanale Höhle geht aus dem seitlichen Raume hervor, welcher zwischen den zwei ersten Kiemenbogen und der Schädelbasis entsteht.

Bibliographie.

Man vergleiche ausser den unten bezeichneten Werken die Handbücher Balfour's, Politzer's, Gruber's, Urbantschitsch's u. A.

1. 1824. Hutschke, Beiträge zur Physiologie und Naturgeschichte. Weimar.
2. 1826. Otto, Nova Acta Academiae Caesar. Leopold. Carola. T. XIII, pag. 25 (Arteria stapedialis).
3. 1828. Meckel, Carotis und Steigbügel. Müller's Archiv.
4. — Burdach, Physiologie. Leipzig. II, pag. 456—465.
5. 1832. Rathke, Ueber den Kiemenapparat und das Zungenbein der Wirbelthiere. Riga, Dorpat.
6. — Hutschke, Meckel's Archiv.
7. 1835. Valentin, Lehrbuch d. Physiologie d. Menschen. 2° Bd., III. Abt.
8. — Valentin, Lehrbuch d. Entwicklungsgeschichte. Berlin 1835.
9. 1837. Reichert, Ueber die Visceralbogen der Wirbelthiere im Allgemeinen und deren Metamorphosen bei den Vögeln und Säugethieren. Meckel's Archiv. 1837, pag. 120.
10. — Hallmann, Die vergleichende Osteologie d. Schläfenbeins. Müller's Archiv.
11. 1839. H. Rathke, Entwicklung des Natters. Königsberg.
12. 1842. Günther, Beobachtungen über die Entwicklung des Gehörorgans. Leipzig.
13. 1845. Hyrtl, Vergleichende Untersuchungen über das innere Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere. Prag.
14. — Hyrtl, Medicinische Jahrb. d. k. k. österreichischen Staates. Bd. X.
15. 1855. Bruch, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Knochengewebes.
16. — Bruch (1863—67), Untersuchungen über die Entwicklung der Gewebe bei den warmblütigen Thieren. Frankfurt a. M.
17. 1861. Magnus, Virchow's Archiv. XX.
18. — Rathke, Entwicklungsgeschichte d. Wirbelthiere. Leipzig 1861.
19. 1862. Magitot u. Robin, Annales des sciences naturelles. Serie IV, XVIII, pag. 213.
20. 1864. Huxley, Lectures of the Elements of Comparative Anatomie. London.
21. 1867. Peters, Gehörknöchelchen d. Schnabelthiere. Monatsberichte d. Akademie d. Wissenschaft. Berlin 1867.
22. — Günther, Phil. Transactions, pag. 595 (Zealand Lizard) [Hatteria].
23. Huxley. 1869. Of the rappresentatives of the Malleus a. Incus of the Mammalia in the other Vertebrata. Proceed. Zoolog. Society. 1869, pag. 361.
24. — 1871. The Anatomie of Vertebrated Animals. London 1871. Deutsche Uebersetzung von F. Ratzel. Breslau 1873.

80. 1882. Rüdinger, Zur Anatomie des Gehörorgans.
81. 1883. Noorden, Archiv f. Anat. u. Entwicklungsgeschichte. Anat. Abt. 1883, pag. 235—265.
82. — Dollo, On the Malleus of the Lacertilia and die Malar a. Quadrat Bones of Mammalia. Quaterly Journal of mikrosk. Sciences. N. S. XCII, pag. 579.

Erklärung der Abbildungen.

Alle Figuren wurden Präparaten, welche nach den im allgemeinen Theile dieser Arbeit angegebenen Methoden vorbereitet worden sind, entnommen. Die bezeichneten Vergrösserungen beziehen sich auf die folgenden Reichert'schen Systeme:

Vergr.	24 =	Object	2	Oc.	II,	Bei 135 Mm. Tubuslänge.
„	30 =	„	2	„	III,	
„	200 =	„	5	„	III,	
„	25 =	„	1a	„	III.	

Die Buchstaben beziehen sich in allen Figuren auf die lateinischen Benennungen.

Mn. = I. Kiemenbogen, mandibularer Zellenstrang respective Knorpel, Meckel'scher Knorpel.

Hy. = II. Kiemenbogen, hyoidaler Zellenstrang resp. Knorpel; Reichert'scher Knorpel.

Pr. Or. = Processus orbitalis des 1. Kiemenbogens.

Cap. la. = Periotische Kapsel.

Ca. ca. s. = Der Abschnitt der periotischen Kapsel, welcher die Bogengänge enthält.

Pr. p. = Processus perioticus.

Ch. d. = Chorda dorsalis.

M. = Hammer.

Ca. Ma. = Hammerkopf.

Ma. Ma. = Hammergriff.

I. = Ambos.

I. pr. l. = Langer Ambosschenkel.

I. pr. br. = Kurzer Ambosschenkel.

St. = Steigbügel.

An. st. = Stapedialring.

La. st. = Lamina stapedialis.

Lig. a. = Ligamentum annulare.

Fen. r. = Rundes Fenster.

M. st. = Steigbügel's Muskel.

Te. ty. = Musculus tensor tympani.

M. temp. = Musculi temporales.

An. ty. = Annulus tympanicus.

Ca. v. = Verticale Bogengänge.
Ca. s. s. = Oberer Bogengang.
Ca. s. ex. = Aeusserer Bogengang.
Ca. coch. = Ductus s. canalis cochlearis.
Sac. = Sacculus.
D. E. = Ductus endolymphaticus.
R. = Raphe zwischen vestibularem und cochlearem Abschnitte der perio-hen Kapsel.
Ca. tu. ty. = Tubo-tympanaler Raum.
Ca. a. ex. = Aeusserer Gehörgang.
Ca. i. = Darmcanal.
Ca. ac. i. = Canalis acusticus internus.
VII. = Facialis N.
Ch. ty. = Chorda tympani.
V^2, V^3. = Zweiter, resp. dritter Ast des N. trigeminus.
G. G. = Ganglion Gasserii.
VIII. = N. acusticus.
IX. = N. glossopharyngeus.
Ju. = Vena jugularis.
Ca. = A. carotis.
A. mn. = Arteria mandibularis.
A. st. = Arteria stapedialis.
A. hy. = Arteria hyoidea.
V. = Gefäss.
O. = Auge.
La. = Labyrinthblase.
M. La. m. = Mandibula, lamella medialis.
Ma. la. l. = Mandibula, lamella lateralis.
A. a. = Arteria alveolaris.
N. a. = Nervus alveolaris.
D. = Zahnkeime.
Su. Li. = Sulcus lingualis.
L. i. s. = Lamella inferior ossis squamosis.
L. v. s. = Lamella verticalis ossis squamosi.
P. g. m. = Processus gracilis mallei.

Fig. 1—4. Horizontale Schnitte, Reihe von unten nach oben, durch den zweiten Kiemenbogen, bei einem Katzenembryo 15 Mm. St.-Sch.-Länge. In dieser Schnittserie ist das Verhalten der proximalen Enden des Hyoidbogens, beziehungsweise die Entstehungsart des Annulus stapedialis zu sehen. Vergr. 30.

Fig. 5, 6 und 6 A. Sagittale Schnittserie, von aussen beginnend, bei demselben Embryo. Sind die Krümmung des proximalen Endes des II. Kiemenbogens, der Annulus stapedialis, einige topographische Verhältnisse der Kopfgebilde ersichtlich. Fig. 5 und 6 Vergr. 30; Fig. 6A Vergr. 25.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Fig. 3 1/30

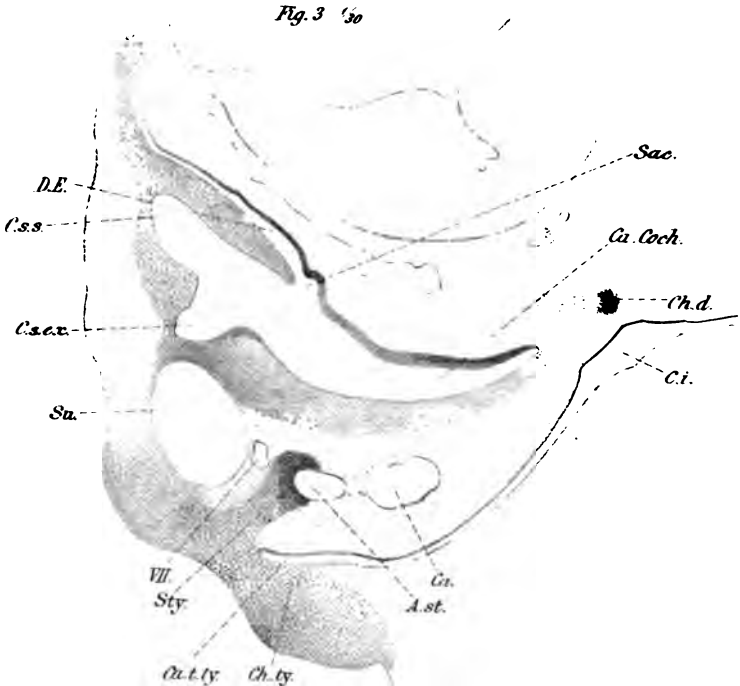
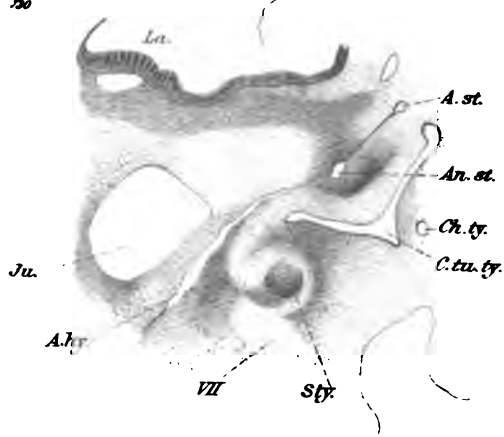


Fig. 6 1/30



Gradenigo Mittelohr.

Verlag von Alfred Hölde

Fig. 4 1/30

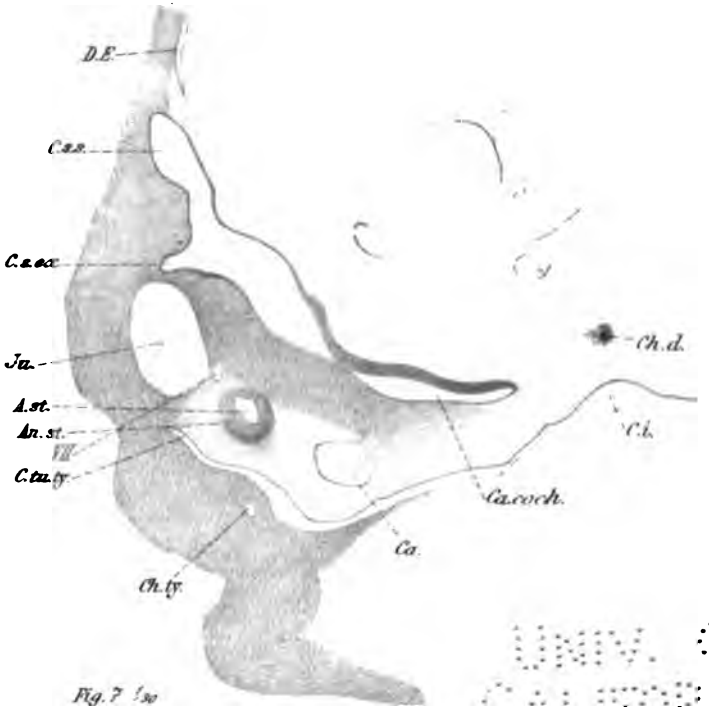
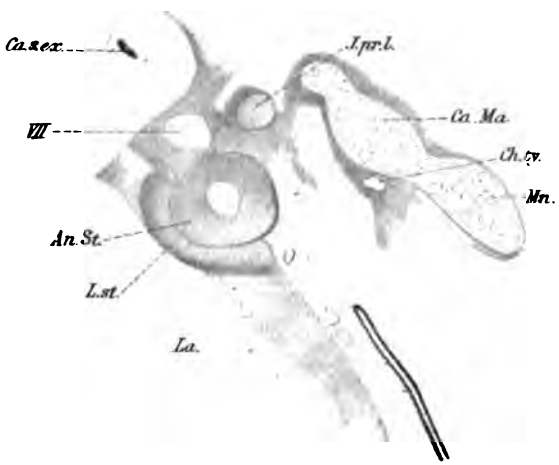


Fig. 7 1/30



UNIV. OF CALIFORNIA

k.k.Hof-u Universitäts-Buchhandler in Wien.

232-9

UNIV OF CALIFORNIA

Fig. 9.

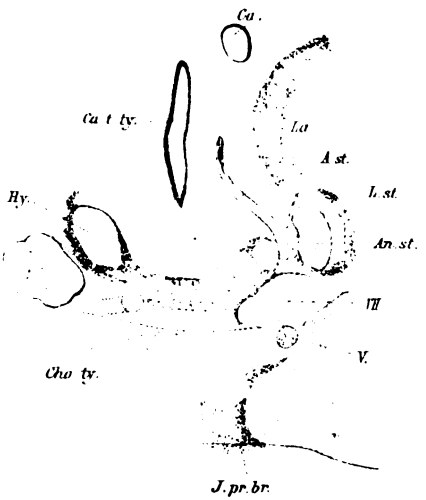


Fig. 8.

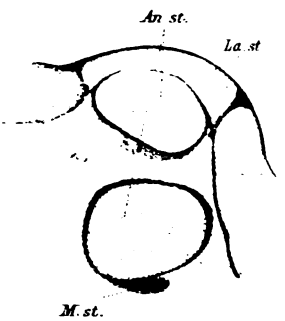


Fig. 12.

Fig 13. $^1/_{200}$

Fig. 15. $^1/_{24}$

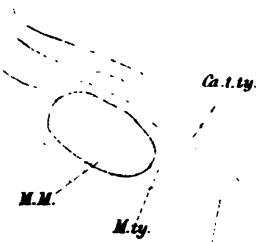


Fig. 20.

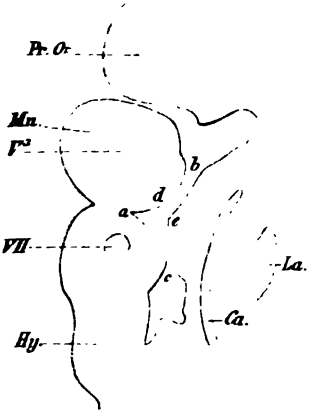


Fig. 20a.

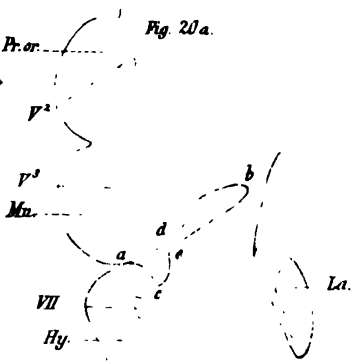
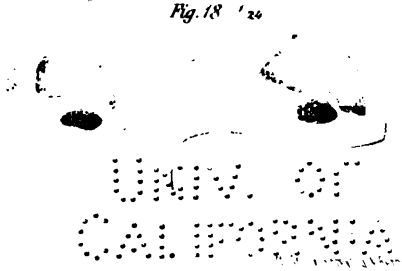


Fig. 14. $^1/_{24}$

Fig. 16. $^1/_{24}$

Fig. 17. $^1/_{24}$

Fig. 18 $^1/_{24}$



Univ. of California

Verlag von Alfred Hölder k.k.Hof-u.Universitäts-Buchhandler in Wien.

Fig. 3 ¹/₃₀

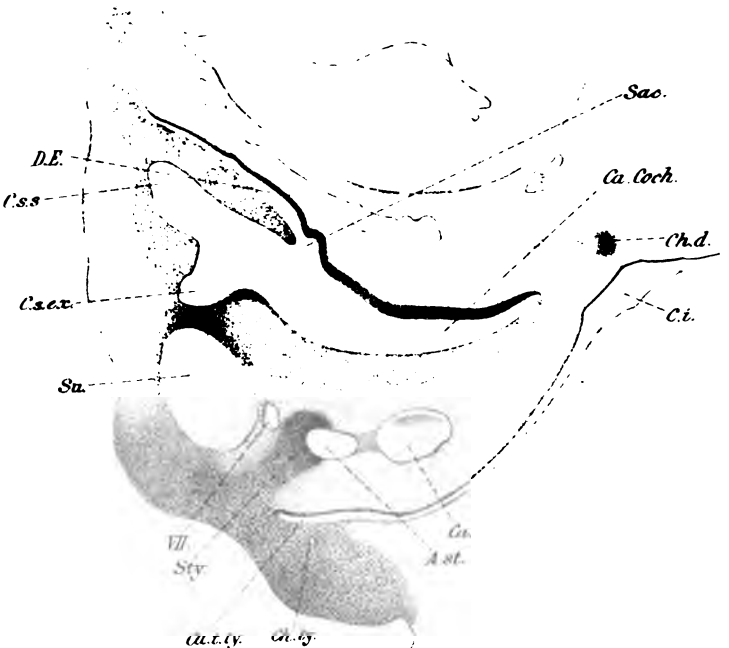
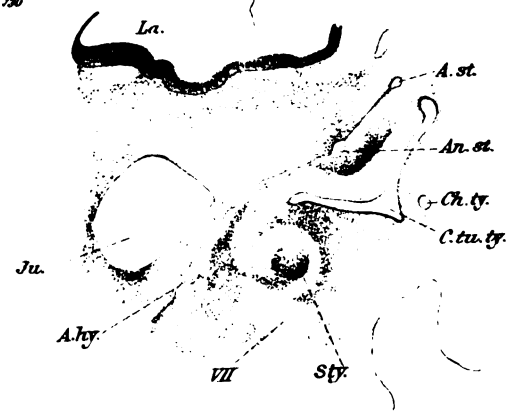


Fig. 6 ¹/₃₀



UNIV. OF
CALIFORNIA

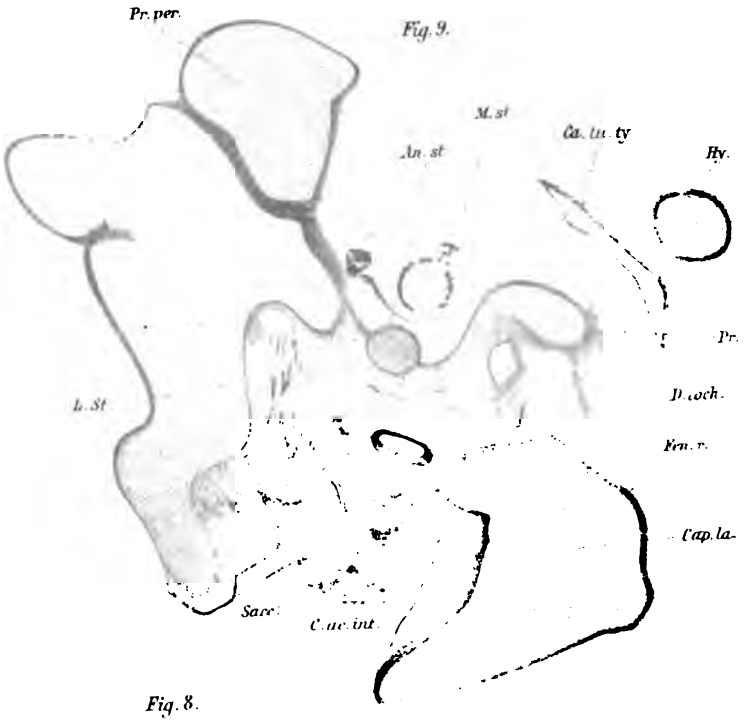


Fig. 9.

Fig. 8.

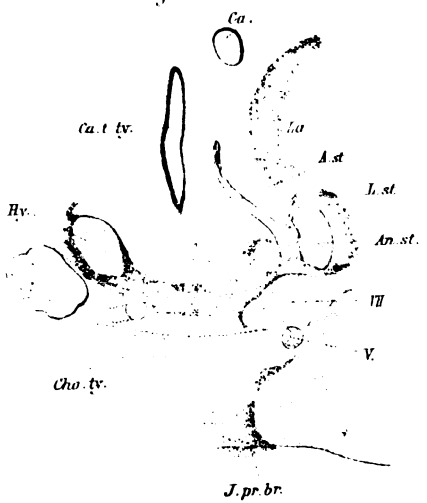
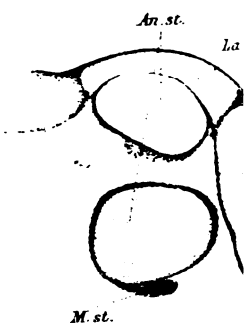


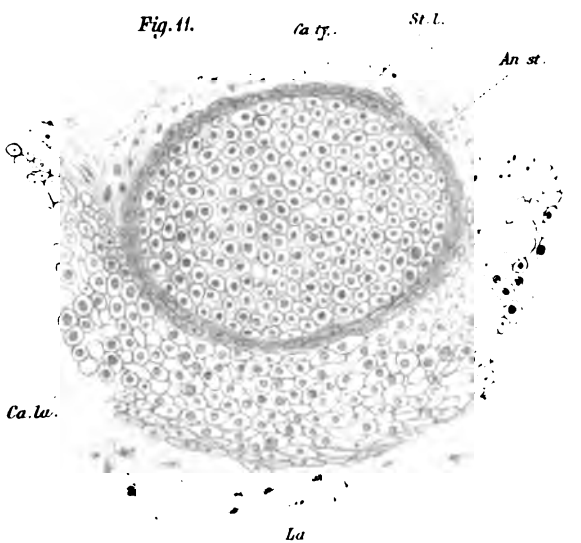
Fig. 12.



Verlag von Alfred

Fig. 10.

Fig. 11.



k. k. Hof-u. Universitäts-Buchhandler in Wien.

Fig. 13. ¹/₂₀₀

Fig. 15. ¹/₂₄

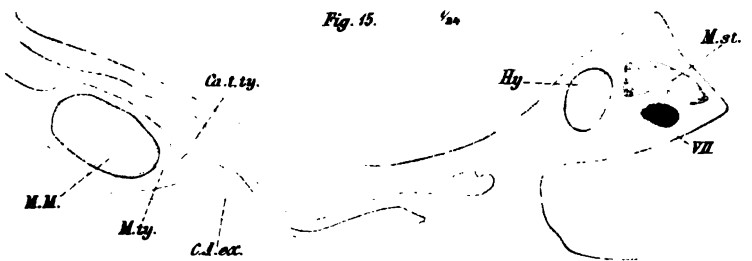


Fig. 20.

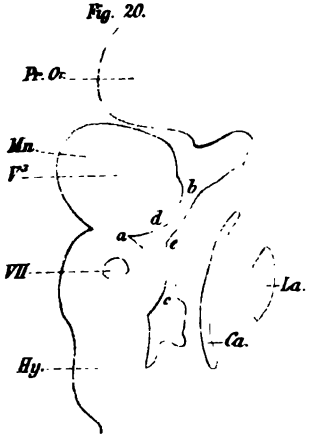


Fig. 20a.

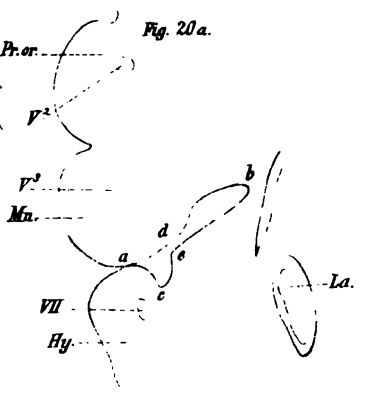


Fig. 14. ¹/₂₄

Fig. 16. ¹/₂₄

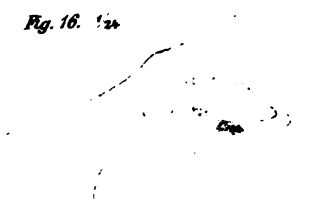


Fig. 17. ¹/₂₄

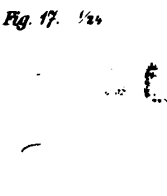
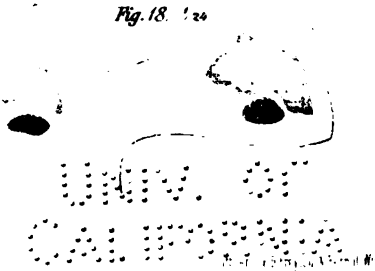


Fig. 18. ¹/₂₄



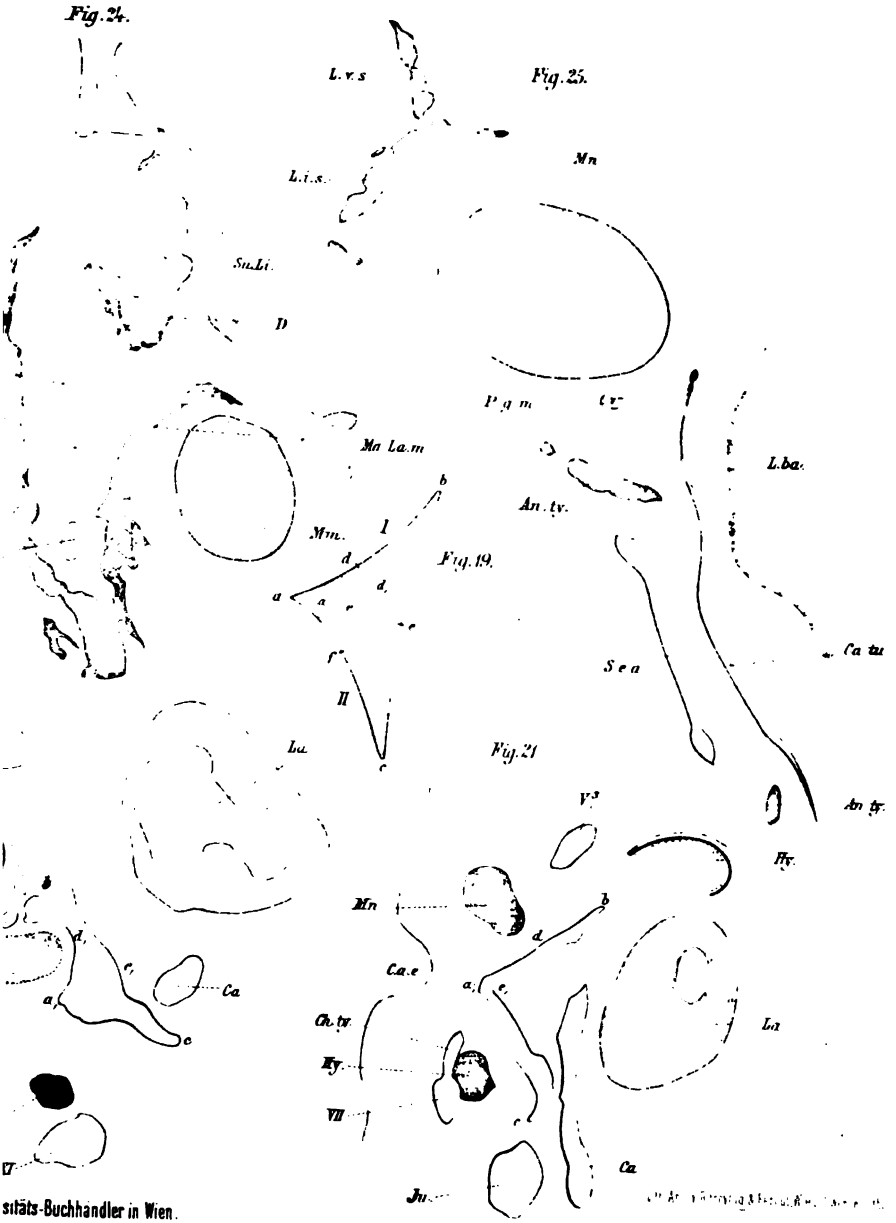
Verlag von Alfred Hölder k.k.Hof-u Universitäts-Buchhändler in Wien.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Fig. 22.

Graphische Anstalt

Verlag von Alfred Hölder k.k.



stäts-Buchhandler in Wien.

UNIV. OF CALIFORNIA

Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, Rothenthurmstrasse 15.

Allgemeine Pathologie
der
Infectionskrankheiten.

Von

Dr. S. STRICKER,
o. ö. Professor der allgemeinen und experimentellen Pathologie in Wien.

Preis: 2 fl. = 4 M.

Von demselben Verfasser:

Ueber die wahren Ursachen.
Eine Studie.

Preis: 90 kr. = 1 M. 50 Pf.

Die Pellagra in Oesterreich und Rumänien.

Von

Dr. Edmund Neusser,
klinischer Assistent.
Aus der medicinischen Klinik des Hofrathes Professor Bamberger in Wien.

gr. 8. Preis: 90 kr. = 1 M. 50 Pf.

Pathologie und Therapie
der
seitlichen Rückgrat-Verkrümmungen
(Scoliosis).

Von

Dr. ADOLF LORENZ,
Docent für Chirurgie, em. Assistent an der chirurgischen Universitäts-Klinik des Prof. E. Albert in Wien.

Mit 9 lithographirten und 11 Lichtdruck-Tafeln. Preis 6 fl. = 10 M.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, Rothenthurmstrasse 15.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, Rothenthurmstrasse 15.

Mittheilungen aus dem Institute für allgemeine und experimentelle Pathologie der Wiener Universität. I.

Beiträge zur Kenntniss
der
Leitungsbahnen im Rückenmarke.

Von

Dr. ALESSANDRO BORGHERINI,
Docent an der Universität zu Padua.

Nebst einem Vorworte von Prof. Stricker.

31 Seiten. Preis fl. —.60 = M. 1.—.

VETERINÄR-BERICHT
für das Jahr 1885.

Im Auftrage des k. k. Ministeriums des Innern
herausgegeben von

Dr. M. FRÖLL,
k. k. Hofrath.

Preis fl. 1.60 = M. 3.20.

Die
Gesundheitspflege in der Mittelschule.
Hygiene des Körpers nebst beiläufigen Bemerkungen.

Von

Dr. LEO BURGERSTEIN
in Wien.

Preis fl. 1.20 = M. 2.—.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, Rothenthurmstrasse 15.

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

EMBRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

Von

Dr. S. L. SCHENK,

K. K. UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN WIEN.

HEFT 1888.

(DER GANZEN REIHE 10. HEFT, DER ZWEITEN FOLGE 3. HEFT.)

MIT 5 TAFELN.

WIEN 1889.

ALFRED HÖLDER,

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Printed in Austria

Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, I., Rothenthurmstrasse 15.

Diagnostik der chirurgischen Krankheiten.

Von **Dr. E. ALBERT**,
k. k. o. ö. Professor und Vorstand d. ersten chirurgischen Klinik an der Universität Wien.
Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage.
Mit 47 Holzschnitten. — Preis geh.: 7 Mark. In Halbfr. gebunden 8 M. 40 Pf.

Schwangerschaft und Trauma.

Zur Frage über die Zulässigkeit chirurgischer Eingriffe bei Schwangeren.
Von ***Dr. Emerich Thoman***,
emerit. I. Assistenzarzt des k. k. Allgemeinen Krankenhauses und der k. k. Kranken-Anstalt „Rudolf-Stiftung", emerit k. ungar. Landwehr-Districts-Stabsarzt.
Preis 2 M. 50 Pf.

Der Kaiserschnitt

und

seine Stellung zur künstlichen Frühgeburt, Wendung, atypischen Zangenoperation, Craniotomie und zu den spontanen Geburten bei engem Becken.
In 6 Beiträgen aus der k. k. Wiener Universitäts-Klinik f. Geburtshilfe u. Gynäkologie
des
Hofrathes Prof. Carl Braun v. Fernwald.
Herausgegeben von

Dr. Egon Braun v. Fernwald,
derzeit Assistent an der ersten geburtshilflichen und gynäkologischen Universitäts-Klinik in Wien.

und

Dr. Carl A. Herzfeld,
emer. Prosector a. d. Wiener Anatomie, derzeit Mitglied des geburtshilflichen Operationsinstituts an obgen. Klinik.

Preis: 5 Mark.

Pathologie und Therapie der seitlichen Rückgrat-Verkrümmungen

(Scoliosis).
Von **Dr. Adolf Lorenz**,
Docent f. Chirurgie, em. Assistent a. d. chirurg. Univers.-Klinik d. Prof. E. Albert in Wien.
Mit 9 lithographirten und 11 Lichtdruck-Tafeln. Preis: 10 M.

Allgemeine Pathologie der Infections-Krankheiten.

Von **Dr. S. STRICKER**,
o. ö. Professor der allgemeinen und experimentellen Pathologie in Wien.
Preis: 4 Mark.

Lehrbuch der Pharmakognosie.

Von **Dr. Josef Moeller**,
ord. Professor der Pharmakologie und Pharmakognosie an der Universität Innsbruck.
Mit 237 Abbildungen. — Preis: geh. 11 M. In Halbfr. geb. 12 M. 40 Pf.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, I., Rothenthurmstrasse 15.

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

EMBRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

VON

DR. S. L. SCHENK,

K. K. UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN WIEN.

HEFT 1888.

(DER GANZEN REIHE 10. HEFT, DER ZWEITEN FOLGE 3. HEFT.)

MIT 5 TAFELN.

WIEN 1889.

ALFRED HÖLDER,

K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER,

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Inhalt.

Seite

I. *Das Eiweiss der Kiebitzeier als Nährboden für Mikroorganismen.* Von Dottore Domenico Dal Pozzo aus Faënza (Italien) 1

II. *Beitrag zur Lehre über die Biologie der Mikroorganismen.* Von Dr. Giuseppe Strazza aus Monza (Italien) 8

III. *Zur Lehre über die Entwicklung der Kehlkopfmuskeln.* Von G. Strazza aus Monza 14

IV. *Ueber das Verhalten der Zellen der Riechschleimhaut bei Hühnerembryonen früher Stadien.* Von Dr. Ferruccio Putelli aus Venedig 26

V. *Ueber embryonale Zelltheilung.* Von Emil Schwarz, cand. med. 30

VI. *Ueber einige Verklebungen im Gebiete des Kehlkopfes des Embryos.* Von Dr. Ferruccio Putelli aus Venedig 74

VII. *Methode zur Herstellung von Serienschnitten von in Celloidin eingebetteten Stücken.* Von Dr. Ignazio Dionisio aus Turin 80

I.

Das Eiweiss der Kiebitzeier als Nährboden für Mikroorganismen.

Von

Dottore Domenico Dal Pozzo aus **Faënza** (Italien).

(Aus dem k. k. embryologischen Institute des Prof. Schenk in Wien.)

(Am 3. Juli 1887 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Die bedeutenden Fortschritte, welche im Studium über die Mikroorganismen in den letzten Jahren gemacht wurden, haben ihren Grund wesentlich darin gefunden, dass ihr Nährboden derart geordnet wurde, damit deren Eigenthümlichkeiten gründlicher als vorher erkannt werden. Die bahnbrechenden Arbeiten von Koch und seiner Schule in Berlin waren es, welche den Impuls zur Förderung der Lehren über die Mikroorganismen gaben. Es fanden sich eine grössere Anzahl bewährter Männer, deren Mittheilungen besonders fördernd in der Kenntniss der Pathologie des menschlichen und thierischen Organismus wurden.

Männer wie Pasteur, A. de Bary, Nägeli, Cohn, Klebs, Salomonsen, Brefeld, Zopf, Buchner, Flügge, Lydtin, Bizzozero, Schottelius, Miguel, Levis, Finkler, Prior, Löffler, Hesse etc., ferner die jüngeren Schüler Koch's: Gaffky, Gärtner, Plagge, Weisser, Frank, dann Hueppe, Fränkel, Johne, Babes etc. haben sich als Forscher und Lehrer auf dem fraglichen Gebiete ihre

bedeutenden und hochzuschätzenden Verdienste erworben. Es sei sogleich zu Beginne meiner Mittheilung hervorgehoben, dass bei der in letzter Zeit sich täglich mehrenden Literatur in einer so kurzen Schrift, wie die vorliegende, kaum an eine Erschöpfung der Literatur des Faches, in welche diese Abhandlung fällt, zu denken ist. Nur eine kurze Andeutung der Lehren über die gegenwärtig in Anwendung stehenden Nährböden zur Züchtung der Mikroorganismen wollen wir anführen. An diese sollen dann die Ergebnisse über den von mir gewählten Nährboden und einige Resultate, welche wir damit erzielten, angereiht werden.

In den Handbüchern von Hueppe[1]) und Fränkel[2]) ist die Zusammenstellung der Literatur über die verschiedenen Nährböden und die Methoden zur Reincultur der Bacillen und Coccen genau angegeben. Es stellt sich heraus, dass man durchsichtige flüssige Nährböden von verschiedener Zusammensetzung angewendet hat. Dieselben sind von verschiedenen Autoren auch in verschiedener Weise zur Züchtung benützt worden. Ferner wurden undurchsichtige feste Nährsubstrate in Anwendung gebracht. Die bedeutendsten Erfolge auf diesem Gebiete sind durch die Einführung der Gelatinculturen zu verzeichnen. Klebs[3]) wandte zuerst die Hausenblase zur Cultur der Coccen an, Brefeld[4]) versetzte die Nährlösungen mit Carraghen oder Gelatine. Erst mit der Verwendung der festen Gelatine und Agar-Agar-Nährböden in der Form von Platten- und Stichculturen, mit der Benützung des coagulirten Blutserums in der Weise, wie diese Methoden durch Koch und seine Schule gelehrt werden, sind die Studien leichter ermöglicht worden und zur allgemeinen Benützung den Fachmännern zugänglich.

Obgleich man sich gestehen muss, dass die Erfolge, welche mit Hilfe dieser Methoden aufzuweisen sind, geradezu überraschend

---

[1]) Ferd. Hueppe, Die Methoden der Bacterienforschung. 4. Aufl. Wiesbaden 1886.

[2]) C. Fränkel, Grundriss der Bacterienkunde. Berlin 1887.

[3]) Klebs, Beiträge zur Kenntniss der Mikrococcen. Archiv f. experiment. Pathol. 1873, Bd. I.

[4]) Brefeld, Botanische Untersuchung der Schimmelpilze. 1872—1881, Bd. I—IV.

wirkten, so scheint es doch nicht ausgeschlossen, dass man es nicht wagen dürfte, die Reihe der Nährböden zu vermehren, in der Erwartung, vielleicht auf diesem Wege noch Einiges über die Lebensweise der Mikroorganismen zu erfahren.

Ich suchte daher eiweisshaltige Nährböden anzuwenden. Diese zeigten sich aber wegen ihrer Trübung, welche sie bei der Gerinnung erlangen, weniger verwendbar. Es war daher angezeigt, das Eiweiss aus den Eiern der Nesthocker zu wählen, welches bei der Gerinnung nicht zu einer opaken weissen Masse erstarrt, sondern bei einer Temperatur, wo das Eiweiss gerinnt, sich zu einer durchsichtigen starren opalisirenden Masse gestaltet. Auf diese Verschiedenheit des Eiweisses der Vogeleier wurde von Tarchanoff[1]) hingewiesen, indem er durch seine Untersuchungen zeigte, dass bei den gefiedert geborenen Vögeln (Nestflüchter) das Eiereiweiss zu einem opaken Coagulum in der Hitze wird, während bei den nacktgeborenen (Nesthocker) dasselbe bei der gleichen Behandlungsweise klar und durchsichtig bleibt. Tarchanoff führt eine längere Reihe der Vögel an, deren Eiereiweiss dieses Verhalten zeigt. Auch suchte dieser Autor nach einer Möglichkeit der Umwandlung des in der Hitze trübe werdenden Eiweisses in die andere Form, was ihm dadurch gelungen war, dass er Hühnereier durch einige Zeit in Kalilösung liegen liess, worauf sich das um den Dotter befindliche Eiereiweiss in das sogenannte Tataeiweiss[2]) umgestaltet.

Das Eiweiss der Nesthocker verwendete ich als Nährboden für die Mikroorganismen. Vorwiegend benützte ich das Eiweiss der Kiebitzeier, da diese mir leicht zugänglich waren und da sie verhältnissmässig mit Rücksicht auf ihre Grösse auch ziemlich viel für unsere Zwecke verwendbares Eiweiss besitzen.

Wenn man das frische Ei der Vögel aufschlägt und den Inhalt desselben in eine Schale mit einemmale auswirft, so beobachtet man, dass das den Dotter umgebende Eiweiss dichter ist als die Eiweissschichte, welche dieses umgibt und der Schalenhaut anliegt. Die letzte ist geradezu bei manchen Eiern dünn-

[1]) Tarchanoff, Pflüger's Archiv d. Physiol. XXX, pag. 303.

[2]) So nennt Tarchanoff das Eiweiss in den Eiern der Nesthocker. Tata ist ein Diminutivum eines in Russland gebräuchlichen Mädchenvornamens.

flüssig, während das dem Dotter anliegende Eiweiss nicht leicht auseinander fliesst. Dieses verschiedene Verhalten ist nicht allein auf eine verschiedene Concentration des Eiweissgehaltes, sondern auch auf eine verschieden dichte Anordnung der Septa in der Eiweissmasse zurückzuführen. Bei den Kiebitzeiern ist diese äussere Schichte ziemlich stark flüssig und tritt dadurch die Scheidung dieser von der den Dotter umgebenden Schichte sehr deutlich hervor.

Man eröffne ein Kiebitzei und lasse aus dem vorher mit allen Cautelen äusserlich gereinigten und mit 1 pro Mille Sublimatlösung äusserlich desinficirten Eie die flüssige Eiweissmasse in ein sterilisirtes Gefäss abfliessen. Die dichtere den Dotter umgebende Eiweissschichte verwende man nicht zugleich. Hierauf wird dem Volumen vom flüssigen Eiweiss der vierte Theil Wasser zugeführt, welches gleichfalls früher sterilisirt wurde. Von dieser Lösung giesst man in sterilisirte mit einem Wattapfropf verschlossene Proberöhren und gewinnt aus einem Ei ungefähr für vier bis fünf Eprouvetten zu vertheilende flüssige Lösung. So hergerichtete Eprouvetten werden, in ähnlicher Weise wie beim Herstellen des Blutserums oder anderer fester Nährböden, passend schief gestellt und bei einer Temperatur von ungefähr 70° C. zur Gerinnung gebracht. Es wird zur Sicherheit die discontinuirliche Sterilisirung mit den so hergerichteten Nährböden durchgeführt, was wohl, wie wir aus den folgenden Mittheilungen ersehen werden, nicht unbedingt nöthig zu sein scheint.

Man kann eine Aenderung des Nährbodens insoferne noch dadurch bewirken, dass man zu der Eiweisslösung verschiedene im Wasser lösliche Substanzen hinzufügt, die keine Gerinnung der Lösung bewirken und deren Zusatz nur insoferne eine Aenderung des Nährbodens bewirkt, als man dem Eiweiss noch andere für das Gedeihen der Culturen brauchbare Körper beigemengt hat. Von solchen Körpern wählte ich bisher Glycerin, Dextrin, Kleister, Zuckerlösung, welche Lösungen vor dem Zusatze filtrirt und sterilisirt wurden. Das Glycerin verwendete ich vorzugsweise im Gemenge mit der den Dotter umgebenden dichteren Eiweissmasse, die mit Glycerin und Wasser gemengt, hierauf filtrirt, in ähnlicher Weise verwendbar wird, wie die aus der verdünnten Eiweissmasse

hergestellten Nährböden. Auch hier tritt die discontinuirliche Sterilisation in Anwendung.

An derartig hergestellten Nährböden wurden einige Versuche bei gewöhnlicher Zimmertemperatur zunächst mit Saprophyten angestellt und auch einige parasitäre Mikroorganismen, soweit mir Reinculturen zur Verfügung standen, verwendet.

Im Allgemeinen zeigte sich das Verhalten des Nährbodens, wenn man die Stichcultur machte, folgendermassen: An der Stelle des angebrachten Stiches trat eine Trübung auf, welche sich bald nach einigen Tagen verdickte, ohne radiär auszustrahlen. Von der Stelle des angebrachten Stiches trat zuweilen eine Trübung auf, die nicht so wie im ersten Falle dem angebrachten Stiche entsprechend sich nur einfach im Nährboden verdickte, sondern von hier aus in die Eiweissmasse eingreift und sich durch dieselbe verbreitet, so dass die ganze Masse getrübt erscheint und von dem Impfstiche aus die Cultur den ganzen Nährboden durchgreift. Hierbei kann der Nährboden fest bleiben, obgleich er trübe geworden, oder er beginnt sich von der Oberfläche aus zu verflüssigen. Die an der Oberfläche des Nährbodens mit der Impfnadel angebrachten Stiche können ihre Stichform beibehalten, oder sich nach der Breite auf der Oberfläche inselartig ausdehnen oder gleichfalls in die Tiefe eingreifen und den Nährboden trüben und verflüssigen.

Die verschiedenen Formen des Wachsens der Mikroorganismen auf diesem Nährboden sind so charakteristisch, dass sich je nach der Art derselben unterschieden werden können. Es mögen hier einige Erfahrungen mitgetheilt werden, welche ich an einigen Mikroorganismen machte. Der Micrococcus prodigiosus gedeiht in einem schönen rosafarbigen Tone besser und schöner auf einem stärkehaltigen Nährboden. Er verflüssigt nach und nach den letzteren, bis die ganze Masse von diesen Mikrococcen durchsetzt ist. In den Fällen, wo das reine mit Wasser gemengte Eiweiss als Nährboden verwendet wurde, ist die Farbe bei Zimmertemperatur mit der Zeit mehr weniger schmutzigbraun geworden Der Bacillus des grünen Eiters verhielt sich in ähnlicher Weise. Der Nährboden ward schön smaragdgrün, welche Farbe sich bald

gleichmässig über den ganzen Nährboden verbreitet und nach der Verflüssigung beibehalten wird.

Der Bacillus der blauen Milch bräunt anfangs den eiweisshaltigen Nährboden. Bei auffallendem Lichte tritt in späteren Stadien seines Wachsens eine Andeutung von Bläue auf. Der Bacillus violaceus fällt auch hier durch seine schöne violette Farbe auf. Die Hefe gedeiht gleichfalls schön und tritt bei färbiger Hefe die Farbe derselben deutlich hervor, jedoch stets in helleren Nuancen als auf manchen anderen verwendeten Nahrböden. Die schwarze Hefe verliert theilweise in dünnen Schichten ihre Pigmentirung und wird zuweilen gelblich. Die Rosahefe ebenso, die weisse und gelbe Hefe gedeihen schön und behalten ihre Farbe bei. Der Erysipel-Mikrococcus (Fehleisen) greift vom Impfstiche bald durch den ganzen Nährboden. Es wird hierbei die Eiweissmasse derart diffundirt, dass sie ziemlich getrübt erscheint. Dieser Mikroorganismus ist ein Repräsentant jener Mikroorganismen, welche bei ihrem Wachsthum die Eiweissmasse als Nährböden durchsetzen und sich in diffuser Form in denselben verbreiten, dabei den Impfstich stets deutlicher hervortreten lassen.

Eine Reihe anderer Mikroorganismen zeigten bald das eine, bald das andere Bild am Nährboden. Manche gedeihen nur sehr langsam. Zuweilen war gar kein Erfolg der Impfung nachzuweisen oder derselbe war unsicher.

Eine der ferneren Aufgaben, welche ich mir stellte, war, zu entscheiden, ob denn in den frischen, dem Kiebitzei entnommenen Eiweiss bereits Keime enthalten sind, aus denen sich Mikroorganismen entwickeln. Zu diesem Zwecke nahm ich das frische Eiweiss aus dem Ei und trug es, ohne irgend einen Zusatz, auf eine sterilisirte Glasplatte auf. Die dünne Schichte Eiweiss wurde unter dem Recipienten einer Luftpumpe über Schwefelsäure getrocknet. Die so getrocknete Eiweissschichte ward in eine sterilisirte feuchte Kammer gelegt und mehrere Tage, ja sogar zwei Wochen, liegen gelassen. Bei der näheren makroskopischen und mikroskopischen Untersuchung ergab sich wiederholt, dass die frischen nicht in Bebrütung befindlichen Eier, welche ein klares Eiweiss besitzen, frei von Mikroorganismen waren.

Wenn ich die Eiweissschichte auf den Glasplatten, bevor sie getrocknet wurde, mit irgend einer Reincultur geimpft habe, so bekam ich nach einer Reihe von Tagen die den bezüglichen Mikroorganismen entsprechenden Inseln in den verschiedensten Formen zu sehen, ohne dass darin etwas von anderen Beimengungen enthalten wäre, was der Provenienz den ursprünglich in der Eiweisslösung enthaltenen Keimen entsprechen würde. Auf diese Weise gelangte ich zu der Annahme, dass im frischen Eiweiss der Kiebitzeier keine Keime für die Entwicklung der Mikroorganismen enthalten sind.

Ich versuchte daher mit Hilfe dieser Eiweissmasse Plattenculturen bei gewöhnlicher Zimmertemperatur in der Weise durchzuführen, dass ich auf der Platte mit der Platinnadel impfte und daselbst die zur Impfung verwendete Portion im Eiweiss fein vertheilte. Die so hergerichtete Masse wurde über Schwefelsäure unter dem Recipienten auf der Platte getrocknet. Hierauf in die feuchte Kammer gebracht, ging die Entwicklung der Mikroorganismen vor sich und man konnte von der Platte, die stets feucht erhalten war, in der bekannten Weise weitere Impfversuche durchführen.

Zum Schlusse sei noch zu erwähnen, dass man die so hergerichteten Platten an einem womöglich dicht verschlossenen, vor dem Zutritt von Mikroorganismen geschützten Orte trocknen lassen kann und auf diese Weise ein Substrat für die weiteren Culturen im Vorrathe behält, welches, blos in den feuchten Kammern einige Zeit gelassen, wieder als zur Verimpfung geeignet benützt werden kann. Weitere Erfahrungen, besonders über die letzte in Anwendung gezogene Methode, werden später aus dem Institute des Herrn Prof. Schenk ausführlicher mitgetheilt werden.

II.

Beitrag zur Lehre über die Biologie der Mikroorganismen.

Von

Dr. Giuseppe Strazza aus Monza (Italien).

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Am 9. December 1887 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Die Untersuchungen an den Mikroorganismen, welche gegenwärtig mit Hilfe der Culturen auf festen Nährböden nach Koch angestellt werden, belehren uns genauer über deren Verhalten, über ihre Eigenschaften und ihre Bildungsweise, als dies früher möglich war. Mit Hilfe dieser Methoden suchte ich nun Einiges festzustellen, um eine Sicherheit zu erlangen, dass der Stoffwechsel dieser kleinen Organismen, wenn sie in einer Nährgelatine sich vermehren, nachweisbar ist. Nicht für eine grössere Ausdehnung von verschiedenen Arten ist es mir bisher gelungen, die anzuführende Methode zu verwenden. Nur für eine geringe Anzahl von Reinculturen war ich in der Lage, die Versuche anzustellen, unter welchen besonders der Micrococcus prodigiosus in erster Linie zu nennen ist.

Wenn man von diesem Mikroorganismus Reinculturen in einer Gelatine mit Hilfe der Platinnadel impft und hierauf das Gewicht einer Gelatine bestimmt, so kann man sich durch eine abermalige Wägung schon nach 48 Stunden überzeugen, dass

constant eine Gewichtabnahme, wenn auch nur in der zweiten oder dritten Decimalstelle, nachweisbar ist. Ein Controlversuch mit einer Gelatine, ohne mit dem Micrococcus prodigiosus geimpft zu sein, sonst unter dieselben Bedingungen gestellt, lässt gleichfalls eine Gewichtsabnahme erkennen. Nur ist diese Gewichtsabnahme constant eine auffallend geringere. Nachdem ich die Versuche mehrere Male wiederholte und durch das Wägen dasselbe Ergebniss vorfand, sah ich mich veranlasst, dieser Erscheinung meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, indem mir hierin ein Anhaltspunkt vorzuliegen schien, um ein Resultat des Stoffwechsels bei den Mikroorganismen erschliessen zu können. Die Gewichtsabnahme bei der nicht geimpften Gelatine kann nur als das Ergebniss einer Verdunstung von der Oberfläche der Gelatine betrachtet werden, während der grössere Gewichtsverlust bei der geimpften Gelatine (Micrococc. prod.) aus dem Gewichtsverluste resultirt, welcher durch die Verdunstung und durch den Stoffwechsel des Mikroorganismus bedingt ist, daher stets grösser ausfällt, als dies im ersten Falle zu beobachten war.

Ausser dem Micrococcus prodigiosus wurde noch der Wurzelbacillus, der Heubacillus, der Bacillus des grünen Eiters, auf die Gewichtsabnahme der Gelatine, in der sie sich entwickelten, geprüft. Ferner wurden auch die Gelatine nicht verflüssigende Mikroorganismen bei diesen Versuchen berücksichtigt. Die Ergebnisse, welche hier zusammengestellt wurden, beziehen sich vorwiegend auf den Micrococcus prodigiosus, da bei ihm die oben angeführte Erscheinung verhältnissmässig früh gegenüber den übrigen dem Versuche beigezogenen Bacillen oder Coccen zu beobachten ist. Zu bemerken ist noch, dass die Gewichtsabnahme während des Vermehrens der Mikroorganismen bei den die Gelatine verflüssigenden früher deutlicher ausgesprochen ist, als bei denjenigen, welche keine Verflüssigung derselben bewirken.

Von der grösseren Reihe der Versuche sei hier nur einer angeführt, da bei den übrigen von mir verzeichneten Resultaten der Wägungen ein so ziemlich ähnliches Ergebniss vorlag und etwaige Schwankungen, soweit es mir bisher bekannt ist, keine sehr bedeutenden Differenzen ergaben.

Allerdings kann hier noch nicht an eine quantitative Bestimmung der verbrauchten und ausgeschiedenen Stoffe gedacht werden, auch liegt es ferne, irgend eine Vorstellung über die Grösse des Stoffwechsels zu gewinnen; sondern es kommt mir nur lediglich darauf an, hier den Gewichtsverlust anzudeuten, welcher bei einer Gelatinecultur mit dem Micrococcus prodigiosus auftritt.

Bei einer angewandten Quantität von 3·798 Grm. Gelatine, die sterilisirt war, ergab sich ein procentisch berechneter Gewichtsverlust von 1·290 Grm. %, während von derselben Gelatine 3·612 Grm., die mit dem Micrococcus prodigiosus geimpft wurde, sich ein procentisch berechneter Gewichtsverlust von 1·386 Grm. % zeigte.

Mehrere andere Versuche dieser Art ergaben einen ähnlichen Gewichtsverlust, nur dass derselbe, procentisch berechnet, bald um einige Milligramme oder eventuell um ein Centigramm grösser ausfiel.

Um den Vorwurf zu beseitigen, dass etwa von der Verdunstung auf einer ungleichen Oberfläche der Gelatine die Differenz herrühren könnte, wurden dieselben Versuche in Eprouvetten angestellt, deren Lumen in ihrer grösseren Ausdehnung nur 1·3 Cm. im Diameter betragen hat. Auch in diesem Falle war ein grösserer Gewichtsverlust bei der geimpften Gelatine zu verzeichnen.

Aus der Wägung ergab sich eine Differenz bei der einmaligen Impfung ungefähr im Mittel 0·1 für 100 Grm. der angewandten Gelatine. In unserem Falle war die Differenz 0·096 grösser in 100 Grm. Gelatine, die geimpft war. Es ist hierbei hervorzuheben, dass Schwankungen nur in der zweiten und dritten Decimalstelle zu beobachten waren und in der ersteren dieser beiden selten die Einheiten überschritten waren.

Wenn man diese Ziffer näher berücksichtigt, so fällt es wohl auf, dass dieselbe sehr klein ist und fragt es sich, ob eine solche Differenz überhaupt beachtenswerth ist. Bedenkt man aber, dass eine so kleine Differenz constant ist, ferner, dass ja das ganze Gewicht der in der Gelatine sich entwickelnden Organismen im Ganzen ein Geringes ist, so leuchtet es von selbst ein, dass man dieser kleinen Ziffer doch bis zu einem gewissen Grade seine

Aufmerksamkeit zuwenden muss. Nach einigen Tagen, nachdem der Gewichtsverlust zum erstenmale constatirt war, zeigte sich eine Zunahme desselben, aber die Differenz zwischen der geimpften Gelatine und der Controlprobe war nicht in dem Masse gestiegen, als in den ersten 48 Stunden.

Es steht zu erwarten, dass der Gewichtsverlust auf Rechnung des einen oder anderen gasförmig ausgeschiedenen Körpers zu stehen kommt, oder, dass es eine Reihe solcher gibt, welche aus der Gelatine beim Leben dieser Mikroorganismen gasförmig entweichen, woraus der Gewichtsverlust resultirt.

Es ist vor Allem angezeigt, mit der Gasanalyse bei der Fortsetzung der Versuche hier einzugreifen, was mir leider wegen des Mangels der nöthigen Hilfsmittel in dieser Richtung vorläufig nicht möglich war. Nur einige Vorversuche seien noch anzuführen, welche es beweisen, dass der Gewichtsverlust aus den gasförmig ausgeschiedenen Stoffen herrührt.

Stellt man eine leere Proberöhre umgekehrt über eine Kalilauge, so wird die Flüssigkeit in der Röhre bis zu einer gewissen Höhe, ungefähr 5—10 Mm., steigen. Es steht diese Erscheinung mit der Absorption der Kohlensäure aus der Luft der Eprouvette im Zusammenhange. Fülle ich zwei Eprouvetten bis zu dem Drittheile ihres Raumes mit Gelatine und nehme darauf Rücksicht, dass sie von ziemlich gleichweitem Durchmesser seien. Impfe ich nun in die eine den Microc. prodigiosus und lasse die andere ungeimpft, so erfährt man bald, dass in beiden nach 1—3 Tagen ein Aufsteigen der Flüssigkeitssäule wahrzunehmen ist. Man muss aber den Versuch unterbrechen, noch bevor man eine deutliche Differenz an der Höhe der Flüssigkeit in der Eprouvette wahrnehmen kann, da die verflüssigende Gelatine in der geimpften Eprouvette abzurinnen beginnt und sich über der Kalilauge ansammelt. Es war daher zweckmässiger, eine sterilisirte Eprouvette mit sterilisirter Gelatine bis nahe zur Hälfte zu füllen und lege artis eine Impfung in dieselbe zu machen. Hierauf wurde die Eprouvette mit einem durchbohrten Propfe verschlossen und eine Vorlage von klarem Kalkwasser, in einer passenden Form aus Glas, durch den durchbohrten Stöpsel, angebracht. — Nach einigen Tagen ward das Kalkwasser getrübt und die entstandene

Trübung besonders auffällig in jener Nähe der Flüssigkeitssäule in der Röhre, welche dem Raume in der Eprouvette näher gelegen war. Es wurde nämlich durch die von der geimpften Gelatine ausgeschiedene Kohlensäure das Kalkwasser früher getrübt, als dies an der entgegengesetzten Stelle, wo die Berührung mit der atmosphärischen Luft der Umgebung gelegen war, statthatte. Auch war stets die Trübung eine viel intensivere an der Berührungsstelle des Kalkwassers mit der Luftschichte über die Eprouvette als an seiner Berührungsfläche mit der atmosphärischen Luft. Es scheint demnach aus diesem Versuche hervorzugehen, dass unter den gasförmigen Producten, welche bei der Entwicklung des M. prodigiosus in der sterilisirten Gelatine gebildet werden, die Kohlensäure kein unwesentlicher Bestandtheil ist.

Viel einfacher und klarer manifestirt sich der Versuch mit dem die Gelatine nicht verflüssigenden Mikroorganismus der blauen Milch. Mit diesem konnte ich den Versuch derart ordnen, dass ich die Eprouvetten mit Gelatine umgekehrt über die Kalilauge durch einige Tage stehen lassen konnte. Parallel mit diesem Versuche waren zwei Eprouvetten aufgestellt, von denen die eine nur Luft und die andere eine sterilisirte, nicht geimpfte Gelatine enthielt. Diese drei Eprouvetten neben einander in senkrechter Richtung mit ihrem Lumen über 10% Kalilauge aufgestellt, so dass die Oeffnung durch die Kalilauge verschlossen ward, ergaben nach einigen Tagen ein Resultat, welches gleichfalls eine grössere Kohlensäureausscheidung während der Entwicklung der Mikroorganismen als Versuchsergebniss anzeigte.

Ein Aufsteigen der Kalilauge in den Proberöhren ward in allen drei Fällen beobachtet. Am höchsten stieg die Flüssigkeitssäule in der mit dem Mikroorganismus geimpften Eprouvette. In dieser war mehr Kohlensäure ausgeschieden vorhanden, als in den beiden anderen Proben. Hier wurden von der Kalilauge mehr die gasförmig ausgeschiedenen Producte absorbirt, welche, nach der angewendeten, absorbirenden Flüssigkeit zu schliessen, Kohlensäure ist, die wahrscheinlich zum guten Theile ein Product des Stoffwechsels der sich entwickelnden und vermehrenden Bacillen ist.

Auffälligerweise zeigte sich auch das Aufsteigen der Flüssigkeitssäule in der Proberöhre, welche mit sterilisirter Nährgelatine

bis zum Dritttheile ihres Volumens gefüllt war. Sie erreichte aber nie die Höhe, wie sie im ersten Falle des Versuches auftrat. Diese war aber, wie es die wiederholt vorgenommenen Versuche lehrten, stets höher als im Controlversuche mit der leeren Eprouvette, wo die absorbirte Luftschichte am kleinsten war.

Demnach geht es aus den angeführten Versuchen hervor, dass in der Röhre mit geimpfter Gelatine die Absorption durch Kalilauge am mächtigsten ist und das Gas, welches absorbirt wird, wahrscheinlich Kohlensäure ist, die aus dem Stoffwechsel der Bacterien in der Gelatine resultirt. Es scheint hierbei allenfalls eine gewisse Veränderung des Nährsubstrates eingeleitet zu werden, welche bei der Vermehrung der Bacterien sich in höherem Grade kundgibt, als es die sterilisirte Gelatine ohne Impfung erkennen lässt. Eine Aufnahme gasförmiger Stoffe bei der Entwicklung und Vermehrung der Mikroorganismen ist nach diesen Versuchen nicht auszuschliessen und dürfte, für den Fall als eine solche stattfindet, das Aufsteigen der Flüssigkeitssäule in der Proberöhre zum Theil auch hierdurch bedingt sein.

Betrachtet man aber hierbei den oben angeführten Gewichtsverlust und das Resultat, welches wir, in der Vorlage mit Kalkwasser gefüllt, beim Versuche mit dem Micrococcus prodigiosus beobachteten, wonach die Trübung des Kalkwassers geradezu auf eine Ausscheidung von Kohlensäure schliessen lässt, so ist das mächtigere Aufsteigen der Kalilauge in die Proberöhre mit geimpfter Gelatine von den ausgeschiedenen Producten abhängig und nur in geringem Maasse auf eine Aufnahme der gasförmigen Bestandtheile der Luftschichte über der Kalilauge in die Proberöhre zurückzuführen.

III.

Zur Lehre über die Entwicklung der Kehlkopfmuskeln.

Von

Dr. G. Strazza aus Monza.

(Aus dem embryologischen Institute des Prof. Schenk in Wien.)

(Hiezu Taf. I, II, III.)

(Am 20. Juni 1888 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernommen.)

Die Entwicklungsgeschichte der Muskeln im Allgemeinen hat durch eine Reihe von Jahren eine Erklärungsweise in der verschiedensten Form durchgemacht.

Greift man in die Zeit derjenigen Forscher auf dem Gebiete der Embryologie zurück, wo die Zweiblättertheorie zur Grundlage der Erklärung für den Aufbau des Thierleibes diente, so findet man, dass man die Musculatur und das Nervensystem aus einem gemeinschaftlichen Mutterboden entstehen liess, welcher als animales oder Schleimblatt bezeichnet wurde (v. Baer[1]). Als dann späterhin mit dem Auftreten von Remak die Lehre über die Keimblätter in die Phase der Dreiblättertheorie trat, so wurde bald von Remak aus dem Mesoderm eine Zellenlage, welche sich über den Rücken des Embryos erstreckte, als Muskelplatte bezeichnet, dazu designirt, dass sie sämmtlichen Muskeln als Grundlage zum Aufbaue diene. Es ist somit dem Muskelgewebe eine innerhalb der Grenzen des Mesoderms befindliche, isolirte Zellenanhäufung an-

[1]) v. Baer, Carl Ernst, Entwicklungsgeschichte etc. (Beobachtung und Reflexion.) Königsberg 1820—1834.

gewiesen, welche die Muskelplatte oder, besser gesagt, den peripheren Theil der Urwirbel darstellen soll.

Diese Lehre über die Muskelgenese fand eine Reihe von Anhängern und wurde bald als die allgemein giltige angenommen.

So findet man, dass Kölliker[1]), Balfour[2]) und mehrere Andere dieser Lehre noch in letzterer Zeit sich anschliessen. — Man sah sich, ebenso wie die angeführten Autoren, genöthigt, für eine Reihe von Muskeln eine von der Muskelplatte Remak's vollkommen unabhängige Entstehungsweise der Musculatur anzunehmen. So z. B. sind die Muskeln des Gesichtes, des Halses, der Zunge, des Kehlkopfes nicht mit Sicherheit von allen Autoren als eine Provenienz aus der Muskelplatte anzusehen.

Diese Gebilde sind selbstständig an den betreffenden Organen, wo sie später angetroffen werden, als Muskelgebilde aus dem Mesoderm präformirt, angelegt, ohne dass damit irgendwie ein Nachweis über die Bildungsweise dieser Musculatur geliefert worden wäre. Kaczander[3]) studirte die Bildungsweise der Kaumuskeln und war in der Lage, die gesammte Musculatur, welche den Kauapparat bewegt, in der Entwicklung zu verfolgen, die eine zusammenhängende Muskelmasse vorstellt, welche aus einem und demselben Substrate sich entwickelt, aus dem die umgebenden Bindegewebsmassen hervorgehen.

Die Musculatur ist Anfangs gleich gerichtet und geht in die verschiedenen Richtungen während der späteren Entwicklungsvorgänge am Kopfe und Gesichte auseinander. Constatirt wird dabei, dass die Kaumuskeln Anfangs als eine isolirte Muskelmasse, umgeben von dem embryonalen Bindegewebe gleich einer isolirten Muskelinsel, besteht, ohne dass dabei irgend ein Zusammenhang mit der Muskelplatte existirt.

Der Anschauung Remak's gegenüber steht eine Schilderung der Muskeln in ihrer ersten Anlage, welche dahin geht, dass

---

[1]) Kölliker, Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Thiere. Leipzig 1876.

[2]) Balfour, Handbuch der vergleichenden Embryologie von Francis M. Balfour, übers. v. Vetter. Jena 1880.

[3]) Kaczander, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Kaumusculatur. Mitthl. aus d. embryol. Instit. d. Univers. Wien. 1885.

die Muskeln aus den Elementen des Kernes oder Centraltheils der Urwirbel hervorgehen (Schenk[1]), während aus dem peripheren Theile der Urwirbel, das ist der Muskelplatte Remak's nur Züge hervorgehen, welche zwischen die Muskelfasernbündel hinein sich erstrecken, wie dies von Ehrlich[2]) seiner Zeit nachgewiesen wurde. Soweit die Anschauungen über die Muskelanlage im Allgemeinen. Was nun die Entwicklung des Kehlkopfes, besonders seiner Musculatur, betrifft, so liegen uns in letzterer Zeit nur wenige Arbeiten vor, welche sie erschöpfend behandeln. Hervorzuheben ist zunächst die Angabe Kölliker's[3]), welche, wohl kurz gefasst, die Knorpelbildung und die Form der Stimmritze berücksichtigt. Diese ist in einem früheren Stadium, wie dies Roth[4]) zum ersten Male angegeben, dass die einander zugekehrten Epithelialflächen vollständig verklebt sind, und stellt auf dem Querschnitte einen sagittalen Spalt vor, von welchem rückwärts nach rechts und links Ausläufer ziehen. Von einer Bildung der Musculatur im Kehlkopfe wird nicht weiter berichtet.

Gestützt auf der Anschauung, dass bei manchen niederen Wirbelthieren die Kopfhöhlen als Fortsetzung des Coeloms in die Kiemenbögen hineinragen, sehen sich einige Autoren veranlasst, die Wandungen der Fortsetzung der Leibeshöhle als ein bleibendes Materiale für die Musculatur im Gesichte und am Halse zu betrachten (Balfour[5]), Hertwig[6]). Die Elemente der Wandungen bergen in sich das Substrat für die Musculatur, von denen wohl nicht erwiesen ist, ob sie directe Fortsetzungen aus Muskelplatte enthalten. Die Untersuchungen sind diesbezüglich durchgeführt worden bei Elasmobranchern, bei Petromyzon, bei verschiedenen Reptilien, wo Kopfhöhlen geschildert wurden, welche bei diesen

[1]) Schenk, Lehrbuch der vergleichenden Embryologie der Wirbelthiere. Wien 1874.

[2]) Ehrlich, Archiv für mikroskop. Anatomie. Max Schultze.

[3]) Kölliker, l. c.

[4]) Roth, Der Kehldeckel und die Stimmritze im Embryo, nebst einigen Bemerkungen über die Entwicklung der Schleimdrüsen. Mittheil. aus d. embryol. Instit. der Wiener Univers.

[5]) Balfour, l. c.

[6]) Hertwig, Lehrbuch der Entwicklungsgeschichte des Menschen und der Wirbelthiere 1887.

Thieren sowohl zur Anlage der Muskeln wie zur Anlage der Nerven in gewissen Beziehungen stehen. Ueber die Kehlkopfanlage, über Entwicklungsgeschichte des Kehlkopfes und Kehldeckels liegt uns von Ganghofer[1]) eine ausführliche Mittheilung vor, welche klarlegt, dass das Substrat zum Aufbaue für den Knorpel des Schildknorpels, des Kehldeckels und die Zunge ein gemeinschaftliches ist, und dass alle diese Gebilde im Embryonalleben eine continuirliche Zellenmasse vorstellen. — Diese entspricht der ventralen Vereinigung der Kiemenbögen. Aus ihr gehen sowohl die Knorpel des Kehlkopfes als die der Epiglottis hervor. In diesem in continuo vorliegenden Substrate liegen auch die Elemente, aus denen sich die künftigen Muskeln, von der Zunge angefangen bis inclusive den Kehlkopf, entwickeln. Es sind also in der Vereinigungsmasse der Kiemenbögen ventralwärts nicht nur die Elemente für die Bindesubstanzen, sondern auch für die Muskeln der Zunge, wie auch die des Kehlkopfes zwischen denselben enthalten. Dass zwischen den Muskeln der Zunge und denen des Kehlkopfes ein gewisser genetischer Zusammenhang existirt, wird aus meinen Untersuchungen ersichtlich werden. Sie beziehen sich in unserer Mittheilung nur auf menschliche Embryonen. Von diesen wurden Durchschnitte in verschiedenen Richtungen gemacht und die Abbildungen von denselben in geordneter Weise zusammengestellt. Es wurden hierbei auch an Kaninchenembryonen einige Studien gemacht, deren Ergebnisse vorläufig in unsere Untersuchungen nicht mit einbezogen wurden.

Der jüngste Embryo vom Menschen, welcher mir zur Verfügung stand, mass ungefähr 1·2 bis 1·3 Centimeter in seiner Länge. Hier waren die Kiemenspalten deutlich sichtbar und die einzigen Bögen waren ventralwärts, nachdem sie die seitliche knieförmige Biegung durchmachten, sowohl von beiden Seiten, als auch untereinander mit ihren distalen Fortsätzen vereinigt. In dieser Vereinigungsmasse sind die Gebilde für die Zunge, Zungenbein und Kehlkopf gelegen. Höchstwahrscheinlich dürfte die Stelle des Kehlkopfes mit jenen Theilen im Embryo zusammenfallen, wo die Mundrachenhöhle an den Vorderdarm stösst, also

[1]) Ganghofer, Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Kehlkopfes. Schenk, Mittheilungen. 1888.

ungefähr an der Stelle, welche dem Durchbruche der Rachenhaut entspricht. Ich habe von den Abbildungen nicht die ganze Reihenfolge gewählt, sondern nur einzelne Querschnitte abgebildet, welche Bezug auf unsere Mittheilungen haben. In Fig. 1 entspricht *Z* der Zunge an der Vereinigungsstelle des Unterkieferbogens K^3, der an der Ventralfläche des Embryos liegt. *O* entspricht dem Oberkieferbogenfortsatz. In unserer Schnittfläche ist auch noch der zweite Kiemenfortsatz K^2 in seiner Vereinigung mit dem ersten Kiemenbogen zu sehen. Vom ersten Kiemenbogen, beziehungsweise dem dritten von vorne nach hinten gezählt, sind nur zwei rudimentäre Schnitte getroffen. Betrachten wir die Stelle, wo die Zunge in die Mundhöhle hineinragt, so sehen wir ein Substrat von Elementen des Mesoderms, welche von Ectoderm bedeckt sind. Die Elemente der letzteren erstrecken sich, wie das entwicklungsgeschichtlich bekannt ist, in die Mundrachenhöhle. Bei der Formation der Begrenzung der Mundhöhle aus den bedeckenden Elementen der Kiemenbögen, welche durch ihre Bildungsverhältnisse die Mundhöhle begrenzen, kommt es, dass auch an die innere Oberfläche der Mundrachenhöhle die Ectodermgebilde gelangen müssen. Verfolgt man nun an den Querschnitten das Substrat der Zunge und der Elemente, welche um die Zunge herum gelagert sind, so kommt man bei der Betrachtung derselben zu dem Resultate, dass dasselbe Substrat sich über den Zungengrund hinaus bis in die Epiglottis, ja sogar bis in den Kehlkopf hinein als eine continuirliche Verbindungsmasse erstreckt. In diesem Substrate erblickte Ganghofer die Bildungsmasse für die Epiglottis und für Knorpeln des Kehlkopfes. Diese Aussage ist nun dahin zu erweitern, dass auch die zu Muskelfasern sich umgestaltenden Elemente in der Zunge und im Kehlkopfe aus der erwähnten Verbindungsmasse hervorgehen. In dem früheren Stadium, welchem unser Embryo, den wir untersuchen, entspricht, ist eine Differenzirung der Elemente noch nicht zu beobachten, nur, dass dieselbe stellenweise weniger dicht aneinandergefügt ist.

In Fig. 2, einem Durchschnitte aus den tieferen Theilen desselben Embryos innerhalb des Vereinigungsgebietes der Kiemenbögen, liegt der Beginn des Kehldeckels *Kd.* Die an dem Kehldeckel liegende embryonale Gewebsmasse zeigt nach keiner Richtung

einen Structurunterschied von den Fig. 1 entsprechenden Stellen. Es sind lediglich die Elemente der ventralen Vereinigungsmasse der Kiemenbögen. Im Uebrigen sind die Zellen zum Theile dieselbe Fortsetzung wie in Fig. 1. In einer tieferen Region — Fig. 3 — wird das Gebiet der Mundrachenhöhle theilweise mehr umgrenzt und steht in ihr die deutlich eingefügte quergeschnittene Epiglottis *Kd*.

Ausser den bedeckenden cubischen Epithelien, welche die ganze Höhle *M* im Querschnitte bedecken, sind blos hervorzuheben die Einbiegung im Kehldeckel und die stellenweise Rarefication in den Mesoblastelementen. An diese Durchschnitte reiht sich tiefer ein Querschnitt, wie er in Fig. 4 abgebildet ist. Er liegt in der Höhe der Stimmritze *St*. Die Höhle *M* von Fig. 3 ist in Fig. 4 derart umgestaltet, dass dieselbe mehr in die Quere verzogen ist, und ist das Lumen derselben in sagittaler Richtung ein sehr verengtes geworden. Entsprechend der Stelle, wo wir höher oben die Vertiefung auf dem Durchschnitte durch den Kehldeckel hatten, sehen wir in Fig. 4 einen in sagittaler Richtung von hinten nach vorne ziehenden Spalt, von dem Roth[1]) die Verklebung im früheren Stadium der Entwicklung beschrieben hat. Dieser Spalt, einem Durchschnitte der künftigen Glottis entsprechend, ist mit Epithelialgebilden gefüllt. Um die Epithelialgebilde ist ringsherum ventralaufwärts die Zellenmasse des Mesoderms dichter an einander gelagert in einer ungefähr halbkreuzförmigen Ausdehnung. Die letztere Zellenmasse steht, wie aus der Beobachtung der Reihenfolge der Schnitte hervorgeht, mit den Mesodermgebilden der Zunge in directer Verbindung, und enthält ebenso wie das mesodermale Substrat der Zunge die ineinander gefügten, in Continuität stehenden Embryonalelemente, für die Bindesubstanzen und Musculatur des Kehlkopfes. Man wird demnach bei den Embryonen des Menschen und bei verschiedenen anderen Wirbelthieren stets einen mehr oder weniger gleichen Entwicklungsgang zwischen der Musculatur der Zunge und des Kehlkopfes finden. Diese Uebereinstimmung ist eine Folge des gemeinschaftlichen Substrates der Gesammtmusculatur im Bereiche der Sprachwerkzeuge. Wenn wir jene Mesoderm-

[1]) Roth, l. c.

gebilde, die als Product des Kernes der Urwirbel in der Höhe der Sinnesorgane, des Gehirnes, überhaupt des Kopftheiles des Embryos sich befanden, im Allgemeinen berücksichtigen, so haben wir es in diesem Falle mit den Elementen der Sinnesplatte zu thun, welche in der Höhe der Gehirnblasen eine gemeinschaftlich zusammenhängende Urwirbelmasse vorstellen. Sie ist es, welche den verschiedenen Theilen am Kopfende die Mesoblastelemente, als Grundlage zum Aufbaue, liefern. Auch die halbkreisförmige dichtere Anordnung der Mesodermgebilde um die Stimmritze gehört dem Kopftheile der Urwirbelmasse an.

Wir wollen hier nur noch einen der tiefsten Querschnitte durch den Kehlkopf desselben Embryos schildern, dem dann bald darauf die Trennung in Oesophagus und Trachea folgt. Wir sehen in Fig. 5 die Abbildung des Kehlkopfquerschnittes desselben Embryos tiefer gegen die Trachea, woran die um die Stimmritze entstehenden, dichter aneinander gelagerten Elemente auf ein grösseres Areale aufgebreitet sind. Die Stimmritze beginnt in ihrem vorderen Winkel sich zu eröffnen bei gleichzeitiger Erweiterung der übrigen Höhle des Pharynx *(M)*. Betrachten wir nun die Reihenfolge der Querschnitte durch den Kehlkopf, so weit das Gebiet der miteinander verklebten Wülste reicht, bis zur Höhe des Beginnes der Trachea, und suchen wir die Durchschnitte uns derart aneinander gefügt vorzustellen, dass sie ein Ganzes bieten, so resultirt hieraus eine Vorstellung über die Form des Kehlkopfes im Ganzen. Bei dem Kehlkopfe des Menschen in diesem Stadium ist die Form eine conische, wulstartige, mit abgerundeter Spitze, welche aus zwei Hälften besteht, von denen die Hauptmasse, aus dichten aneinander gefügten Elementen bestehend, nach vorne, beziehungsweise unten halbkreuzförmig ist, während sie nach hinten flach gegen den Pharynx abgegrenzt wird. Die verklebte Stimmritze ist hierbei nach vorne durch Mesodermgebilde abgeschlossen, nach hinten mündet ihr Lumen in das der Pharyngealhöhle. Der Kehlkopf beginnt sich derart zu ändern, dass die dichtgefüllte Masse nach allen Richtungen durch die Vermehrung der Elemente zunimmt, wobei der gegen die Rachenhöhle *M* mündende Spalt der embryonalen Stimmritze seine Verklebung einbüsst, wodurch die beiden Wülste mehr nach hinten auseinander weichen.

In der verdichteten Masse der Wülste des Kehlkopfes des Embryos von circa 1·4 Centimeter Länge beobachtet man auf dem Durchschnitte, dass sich lateralwärts eine Partie von Zellen derart ändert, dass ihr Protoplasma in die Länge gezogen wird und eine deutliche Spindelform annimmt. Diese Zellen zusammengenommen, stellen eine spindelförmig angeordnete Fasermasse — *MS* — dar, welche als die ersten Anfänge einer sich isolirenden Muskelmasse anzusehen ist, die in dem Wulste von aussen und vorne nach innen und hinten zieht. Diese Masse ist als eine der ersten Anlage der Muskeln im Kehlkopfe anzusehen, was aus den Bildern, welche wir in den späteren Stadien erhalten, noch besser constatirt wird.

Die Frage, welchen Muskeln des ausgebildeten Kehlkopfes diese Faserzüge entsprechen, lässt sich in diesem Stadium noch nicht feststellen.

Von den Embryonen des Menschen, die in der Entwicklung weiter vorgerückt sind, belehren uns die Untersuchungen, dass die erste Muskelanlage nicht einem bestimmten Kehlkopfmuskel angehört, sondern nur seitlich einen Faserzug der gesammten Kehlkopfmusculatur repräsentirt. Beim menschlichen Embryo entwickelt sich die Musculatur in der Zunge gleichzeitig mit der des Kehlkopfes und ist in Fig. 7 ein Längsschnitt durch die Zunge desselben Embryos abgebildet, dessen Kehlkopfmusculatur wir näher beschreiben werden. An dieser Zunge ist bereits (Fig. 7) die von dem Septum linguae — *SL* — rechts und links querlaufende Musculatur zu sehen. In dem anderen Schnitte nebenan sind Faserzüge von Muskeln auch nach anderen Richtungen verlaufend vorhanden. Am Kehlkopf desselben menschlichen Embryos von 1·6 Centimeter Länge wollen wir zunächst eine Reihe von Schnitten vom Kopfe gegen das Schwanzende näher betrachten. In Fig. 8 *I* sind die beiden Wülste des embryonalen Kehlkopfes durchschnitten und sieht man den Kehlkopfraum vorne etwas erweitert. Nach hinten ist derselbe gleichfalls weiter und sind die Zellen, welche die einander gegenüber stehenden Flächen verkleben, in diesem Stadium von einander getrennt. Die Muskelfaserzüge — *MS* — ziehen in Form von spindelförmigen Zellen

in dieser Ebene quer über den Kehlkopfraum nach hinten an die entgegengesetzte Hälfte des Kehlkopfes.

Es ist nun das frühere Bündel, wie wir es in Fig. 6 gesehen haben, derart umgestaltet, dass dasselbe in der Circumferenz des Kehlkopfes bogenförmig mit der Convexität nach hinten als ein continuirliches Bündel zieht.

Betrachten wir diese Fasermasse, während wir die künftigen anatomischen Verhältnisse der Musculatur des Kehlkopfes vor Augen halten, so scheint dieses Bündel von Muskeln dem Musc. arytaenoideus proprius (Luschka) seu transversus zu entsprechen. Allein wie uns die folgenden Durchschnitte durch den Kehlkopf desselben Embryos belehren, sind diese Muskeln nicht ausser Zusammenhang mit den übrigen Muskeln des Kehlkopfes, welche theilweise seitlich, theilweise am vorderen Theile des Kehlkopfes liegen. So wie wir das für eine Gruppe der Muskeln seiner Zeit gesehen haben, welche den Kauapparat zusammensetzen (Kaczander[1]), dass dieselbe ursprünglich im Embryo mit einander zusammenhängen und erst durch die späteren Entwicklungsvorgänge in den Bindesubstanzen von einander getrennt werden, scheint dasselbe auch in der Kehlkopfmusculatur der Fall zu sein, und so entspricht auch das Muskelfaserbündel in Fig. 8 *I* einer Fasermasse von der vollständigen Anlage der Muskeln mit der bezüglichen Bindegewebssubstanz im Kehlkopf. Nur der eine Theil der Muskeln am hinteren Umfang des Kehlkopfes und an dem lateralen Abschnitte desselben ist in dieser Höhe angelegt. — An tieferen Stellen des Kehlkopfes von demselben Embryo wird die Musculatur an dem Durchschnitte auf ein grösseres Areal ausgebreitet. Man sieht um die breiten Durchschnitte der Cartilagines arytaenoideae, welche im Verhältniss zum Kehlkopf ziemlich gross sind, die Musculatur auf ein grösseres Areal ausgedehnt. Die Muskelmasse zieht ringförmig um den Centralraum des Kehlkopfes, und man sieht hier deutlich die Muskelmasse *MS* = Fig. 8 *II* der Circumferenz in die seitlich von den Cartilagines arytaenoideae befindlichen Muskelmassen übergehen. Diese seitlich befindliche Muskelmasse stellt uns den Musc. thyreoarytaenoideus und cricoarytaenoideus = Thyar vor.

[1]) l. c.

Diese nun geschilderte Muskelpartie ist mit demjenigen Muskel, welchen wir in Fig. 8 *I* kennen gelernt haben, eine continuirlich zusammenhängende Muskelmasse, welche bogenförmig um die Cartilagines arytaenoid. herum angeordnet sind. Diese Anordnung setzt sich in Fig. 8 *III* auf der einen Seite deutlich zwischen dem Schildknorpel und dem Kehlkopfraume fort, ist weiter und tiefer ausgebreitet und liegt nach innen von der Cartilago thyreoidea, von der ein Stück, seitlich schwach bogenförmig gekrümmt, auf dem Durchschnitte zu sehen ist. Tiefer in der Höhe der Cartilago cricoidea — Fig. 8 *IV* — ist der Muskelbogen nach hinten am Umfange des Kehlkopfes nicht mehr zu sehen, dagegen zieht die Musculatur in der Richtung von der Seite nach vorne gegen die vordere Circumferenz des Kehlkopfes. Diese Muskelmasse, welche, wie die in Reihen folgenden Querschnitte zeigen, mit den früheren Muskeln des Kehlkopfes zusammenhängt, schliesst den Muskelbogen bis auf einen kleinen Rest ab. Dieser Rest, wo sich kein Muskel befindet, entspricht genau dem mittleren Areale der Ventralfläche des Kehlkopfes. Wir sehen nun von der Reihenfolge der Schnitte von Fig. 8 *I* bis Fig. 8 *IV*, dass die Muskeln des Kehlkopfes in Form eines Bogens angelegt sind, die aus den Mesodermelementen hervorgegangen. Dieser Bogen liegt nicht in einer und derselben Horizontalebene des Kehlkopfes, sondern er zieht sich von hinten und oben nach vorne und unten, so dass der Musc. transversus höher zu liegen kommt als die Crico- und Thyreo-Arytaenoidei laterales und der Cricothyreoid. anterior. — Es ist in diesem Stadium der Entwicklung kaum daran zu denken, dass die Muskeln des Kehlkopfes irgend wie in Action treten können, denn dieselben besitzen noch nicht die ausgebildete Structur, welche wir bei den sich bewegenden Muskeln vorfinden. Ausserdem ist zwischen den Muskelfasermassen soviel embryonales Bindegewebe, welches verhältnissmässig sehr weich ist, so dass das Protoplasma der Zellen durch eine noch so geringe Muskelaction gestört werden könnte. Wenn wir aber aus der Anordnung der Muskelfasern irgend einen Rückschluss auf die Action der zuerst angelegten Muskeln im Kehlkopfe uns erlauben dürfen, so ist hier die einfache Anordnung eines Larynxconstrictors, wie er bei niederen Classen der Wirbelthiere vor-

kommt (Dubois[1]). — Der Constrictor laryngis ist durch die spätere Einschiebung von Bindesubstanz mehr weniger unterbrochen und sind ferner die Ansatzstellen der Muskeln durch die Wachsthumsverhältnisse der Knorpeln einander gegenüber nicht in demselben Lagenverhältnisse wie bei dem weiter ausgebildeten Kehlkopfe des späteren Stadiums und des Erwachsenen, wodurch man dem Verhältnisse des ausgebildeten Kehlkopfes näher kommt. — Einen Theil dieser späteren Ausbildung entnehmen wir aus Fig. 8 *IV*, einem Durchschnitte des Embryos in der Höhe der Cartilago cricoidea *CR*. An dem Kehlkopfraume beobachten wir nach hinten einen schmalen Vorsprung *E*, neben einer Erweiterung, welche sowohl nach vorne, wie nach hinten zu beobachten ist. In der Mitte liegen die einander gegenüberstehenden Flächen der Innenwand des Larynx an. Die Cartilago cricoidea ist ziemlich dickwandig, um ihr herum liegen die verschiedenen Muskelfaserzüge, von welchen die Hauptmasse circulär läuft. Ein Bündel von Muskeln Cr., ar., p. ist durch Zwischengewebe *zv* isolirt. Dieses Bündel zeigt bereits eine schwache Aenderung in seiner Richtung. Ich bezeichne diesen Muskel als den Crico-arytaenoideus posticus, während ein Theil der Faserzüge am vorderen Umfange einem Theile der Circulärmuskel angehört, welcher dem Thyro-cricoideus entspricht.

Die Pharynxmusculatur, besonders die Circulärfasernmusculatur, zieht, wie in Fig. 9 zu sehen, vom Pharynx in die Circulärmusculatur des Kehlkopfes über. Fürbringer kennt in der vergleichenden Anatomie einen ähnlichen Zusammenhang des Constrictor pharyngis mit dem Constrictor des Larynx bei einer Reihe von Thieren (Placentaren). Er benennt dieses Muskelsystem mit dem Namen Sphincter pharyngo-laryngeus s. externus. Aus dem Angeführten geht hervor, dass die Musculatur des Kehlkopfes bei menschlichen Embryonen von 1·6 Centimeter Länge bereits angelegt ist, so dass man dieselbe in einer innigen Vereinigung mit einander findet. Die ersten Anfänge der Muskeln des Kehlkopfes sind von der Entwicklung der Stammesmusculatur unabhängig. — Sie sind selbstständig in ihrer Anlage und hängen mit den

[1]) Dubois, Zur Morphologie des Larynx. Anat. Anzeiger. 1. Jgg. 1886.

sodermgebilden der Zunge des Embryos innig zusammen, so s die erste Anlage der Musculatur der Zunge und des Kehlfes eine gemeinsame ist. In dem ersten Stadium liegt diese se im Gebiete der Ventralvereinigung der Kiemenbogen, im teren Stadium der Entwicklung kommt sowohl die Musculatur die Knorpeln des Kehlkopfes durch die Entwicklung der ischengewebe auseinander.

Die angelegte Musculatur repräsentirt einen gemeinschaftlichen Circulärmuskel, der dem Constrictor laryngis bei niederen irbelthieren entspricht. Die späteren Entwicklungsvorgänge im hlkopfe des menschlichen Embryos führen zur Sonderung der rigen Theile, welche bei menschlichen Embryonen von 2·2 Centiter Länge bereits deutlich ausgebildet sind.

In den von uns verfolgten Entwicklungsstadien des Kehlpfes menschlicher Embryonen ist der Arytaenoideus internus ch nicht zu sehen gewesen. Seine Provenienz scheint möglicher eise eine ähnliche wie die der anderen Kehlkopfmuskeln, aus m gemeinschaftlichen Constrictor, zu sein.

Erklärung der Abbildungen.

g. 1. (Tafel I.) Durchschnitt eines Embryos in der Höhe der Zunge vom Menschen. 1·2 bis 1·3 Centimeter lang.

g. 2. (Tafel I.) Durchschnitt desselben Embryos in einer weiter vom Kopfende liegenden Ebene als Fig. 1.

g. 3. (Tafel I.) Durchschnitt desselben Embryos durch die Epiglottis.

g. 4. (Tafel II.) Durchschnitt desselben Embryos in der Höhe der Stimmritze.

g. 5. (Tafel II.) Tieferer Schnitt desselben Embryos durch die Stimmritze.

g. 6. (Tafel I.) Durchschnitt durch den Kehlkopf eines Embryos vom Menschen, circa 1·4 Centimeter lang.

g. 7. (Tafel II.) Muskeln in der Zunge eines Embryos von 1·6 Centimeter Länge.

g. 8. (Tafel III.) *I—IV* Durchschnitte durch den Kehlkopf eines 1·6 Centimeter langen menschlichen Embryos der Reihenfolge von oben nach unten.

g. 9. (Tafel III.) Querschnitt zur Beobachtung des Zusammenhanges der Pharynx- und Larynxmusculatur.

IV.

Ueber das Verhalten der Zellen der Riech schleimhaut bei Hühnerembryonen früh Stadien.

Von

Dr. Ferruccio Putelli aus Venedig.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Am 16. Juli 1888 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernom

---

Bei der Betrachtung der auskleidenden Elemente der I olfactoria in den verschiedenen Entwickelungsstadien des Hü embryos ergaben sich einige Beobachtungen, welche gee sind, in der Frage über die physiologische Bedeutung der schiedenen Formelemente in der Riechschleimhaut manche klärungen zu bieten.

So lange man im Ectoderm keine Unterschiede in der

erheben. Ist dasselbe vollständiger ausgebildet, dann ist der grösste Theil des Grübchens mit hohen cylindrischen Zellen ausgekleidet. Diese besitzen einen deutlichen Kern und grenzen mit ihrem sich nach innen schwach verengenden Protoplasma an die mesodermatische Unterlage.

Nun behalten auch in den späteren Stadien die Zellen ihre ursprüngliche Form bei, und wenn aus dem einfachen Grübchen durch die Wachsthumsvorgänge des mesodermatischen Bildungsmateriales die späteren Formen der Nasenhöhle zur Ausbildung gelangen, zeigen die Epithelien, als auskleidende Elemente in der Gegend der Regio olfactoria, eine auffällige Höhe gegenüber denen, die der Regio respiratoria angehören. Diese sind auffällig niedrig und bilden stellenweise nur eine cubische Epithelform.

In dem Gebiete der höheren Cylinderepithelien beobachtet man an Durchschnitten von Embryonen bereits vom sechsten bis siebenten Tage der Entwickelung eine Eigenthümlichkeit der Formelemente, welche geeignet ist, als Anfang der Bildung von einer zweiten Art von Zellenformen in der Riechschleimhaut angesehen zu werden. Es sind diese Formen wohl keine solchen, welche genau den sogenannten Riechzellen entsprechen, sondern vielmehr daran erinnern, was in letzterer Zeit von Kaufmann und Lustig als Uebergangsformen beschrieben wurde. Es sind dies Zellenformen, welche beim Hühnerembryo in der Tiefe der Nasenhöhle zwischen den höheren Cylinderzellen eingelagert sind.

Der Bau der einzelnen Cylinderzellen der Riechschleimhaut im vorgerückten Stadium, ungefähr am siebenten bis achten Tage der Entwickelung, ist derart, dass ihr Protoplasma feinkörnig ist und eine schwächere Attractionsfähigkeit gegenüber von Farbstoffen, besonders gegenüber dem Carmin, besitzt, als der Kern. Ferner läuft die Zelle gegen die mesodermatische Unterlage mehr weniger conisch aus, ohne noch das lange fadenförmige Ende zu besitzen, wie das an der ausgebildeten Schleimhaut bei den fraglichen Zellen zu beobachten ist.

Die Uebergangsformen liegen zwischen den eben geschilderten Elementen und unterscheiden sich von diesen in erster Linie dadurch, dass sie eine intensivere Aufnahme von Farbstoffen eigen haben.

Diese bezieht sich nicht nur auf das Protoplasma, sondern auch auf den Kern der Zelle. Das Protoplasma ist von derselben Höhe, wie das der Cylinderzellen, nur auffällig dünner, so dass dieselben als dünne dunkler gefärbte (carmin) Stäbe zwischen den lichteren breiteren Cylinderzellen liegen.

Ferner ist bei den dunkleren Zellen noch ein auffällig kleiner Kern vorhanden, der dadurch, dass er gleichfalls stark tingirt erscheint, nur bei genauer Einstellung in der Zelle sichtbar wird. Es sind demnach in der Regio olfactoria des Hühnerembryos zur Zeit der Entwickelung, wo die Nasenhöhlen vergrössert mit den Anlagen der Conchae narium und dem bereits knorpelig vorgebildeten Septum narium angelegt sind, in der Region der höheren Epithelbekleidung zwei verschiedene Epithelformen. Zu Anfang der Anlage des Geruchsorgans waren bei derselben Behandlungsweise, bei der Anwendung von doppelt chromsaurem Kali, verdünnter Chromsäure, der Kleineberg'schen Flüssigkeit, der Ueberosmiumsäure, kein Unterschied an den Zellformen zu erkennen. Dieser gab sich erst kund in den späteren Entwickelungsstadien und war beim Hühnerembryo am siebenten Tage der Entwickelung deutlich zu erkennen.

Es scheint demnach nur möglich zu sein, dass die Zellen, welche die Regio olfactoria auskleiden, im Anfange der Entwickelung noch nicht die Fähigkeit besitzen, eine derartige Aenderung ihrer Form zu zeigen; es sei, dass dieselbe von dem Einflusse der Reagentien abhängig wäre oder, dass etwa ein solcher Unterschied in der Formbildung unabhängig von den angewandten Reagentien durchgeführt worden wäre.

Eine solche Formänderung in späteren Stadien der Entwickelung lässt es aber zu, annehmen zu können, dass im Protoplasma während der Entwickelung eine Aenderung seiner Beschaffenheit durchgeführt wird, vermöge welcher ein Theil des Protoplasmas vielleicht aus der Zelle austritt und der Zellleib dadurch ein dünnerer wird.

Für diese Annahme sind wohl bei den frühen Entwickelungsstadien an ganz frischen Zupfpräparaten aus der Schleimhaut keine Beobachtungsobjecte leicht zu erlangen, da ja ein Zupfpräparat der Riechschleimhaut des siebenten Entwickelungs-

tages kaum zu erhalten ist. Dagegen beobachtet man an Durchschnitten von in verschiedenen Reagentien gehärteten Embryonen, dass auf der Oberfläche des höheren Epithels des Geruchsorgans auf weiteren Strecken eine feinkörnige, im Gerinnsel steckende Masse ausgebreitet ist. Diese scheint doch nur ein Product der die Riechschleimhaut auskleidenden Zellen zu sein, welche, sei es unter dem Einflusse der Reagentien, sei es vielleicht schon an den frischen Zellen, einen Theil ihres Zellinhaltes auf die freie Oberfläche abgibt und dadurch gleichsam eine der frühesten Arten der Ausscheidungsproducte der Zellen einer Schleimhaut zur Beobachtung gelangt. Die Zellen, welche auf diese Weise einen Theil ihres Inhaltes abgeben, werden dadurch ein dünneres Protoplasma bekommen, als die ihnen nahestehenden unveränderten Cylinderepithelien.

Hieraus resultirt es, dass man in der Schleimhaut des Geruchsorgans des Hühnerembryos zweierlei Zellformen zu beobachten bekommt.

Die zweite Art der Zellen mit dünnerem Protoplasma entspricht aber nicht den eigentlichen Riechzellen des erwachsenen Thieres, sondern den Uebergangsformen zwischen beiden Zellenarten der Riechschleimhaut, wie dieselbe in letzterer Zeit von verschiedenen Autoren beschrieben wurden.

In diesem Vorgange in den Zellen der Riechschleimhaut liegt eine Art der Secretion, wie dieselbe wahrscheinlich auch an anderen Schleimhautpartien des Embryos zu beobachten sein dürfte. Einen Secretionsvorgang hier zu erkennen, ist man durch die vor Jahren von F. E. Schultze gemachte Angabe über die Entstehung der Becherzellen bestärkt, vermöge welcher eine Zelle durch die Abgabe ihres Inhaltes als Drüse functioniren kann und in die Reihe der einzelligen Drüsen tritt.

V.

Ueber embryonale Zelltheilung.

Von

Emil Schwarz, cand. med.

(Aus dem embryologischen Institute der k. k. Universität Wien.)

(Hierzu Tafel X.)

(Am 13. September 1888 von der Redaction der Wiener medic. Jahrb. übernomm

Es mag wohl gewagt erscheinen, mit Studien über Z theilung an solchen Objecten hervorzutreten, denen alle Auto die über diese Erscheinungen gearbeitet haben, die gerin Eignung zur Erforschung der Kerntheilung, dieses wichtig Factors, zuschreiben. Allein, wenn auch bei dem jetzigen St punkte unserer Kenntnisse die Beobachtung der indirecten Thei zur Bestätigung ihres allgemeinen Vorkommens überflüssig scheint; wenn auch seit Entdeckung der Karyokinese (Mitose) kannt ist, dass die Eifurchung ein karyokinetischer Process sei ist es doch ausser Zweifel, dass die Erscheinungen der kinetis Zelltheilung nicht überall die gleichen seien. Carnoy[1]) ha einer umfangreichen Arbeit nachzuweisen versucht, dass es ü haupt keine wesentlichen, also typischen Erscheinungen bei Processe der Zelltheilung gebe, sondern dass die Erscheinu grundsätzlich verschieden sein könnten. Nicht so weit gehen übrigen Autoren, welche aber alle dahin übereinstimmen, dass

[1]) Carnoy, La cytodiérèse chez les arthropodes in La cellule. Re de citologie et d'histologie générale publié par J. B. Carnoy, S. Gilso J. Denys. Lierre et Gand 1885, Tom. I, Facs. II, pag. 191—440.

Process nach der Zellenart variire, dass Zahl, Form und Massenverhältnisse der einzelnen Formelemente des sich theilenden Kerns verschieden sein können, dass sich auch die einzelnen Actionen und Metamorphosen der Formelemente bei einer Art von Zellen anders verhalten als bei einer andern.

Da wir weder über die Bedeutung der Formelemente, noch der von ihnen durchgemachten Metamorphosen irgend etwas wissen, so sind durch die Mannigfaltigkeit der Theilung bei den verschiedenen Zellen die bedeutsamsten und die eigentlich wirksamen Kräfte unserer Erkenntniss entrückt. Wir können nämlich nicht sagen, was eigentlich die Regel, d. h. der einfachste Modus sei, was die Ausnahmen seien, weil wir eben keinen Einblick in den Theilungsmechanismus haben. Wir können uns freilich, wenn wir auf inductivem Wege vorgehen, die constanten, überall vorkommenden Erscheinungen als typische abstrahiren. Bis jetzt aber ist als einzige nicht bestrittene allgemeine Thatsache blos die Trennung des Kernes in seine zwei geformten Substanzen, chromatische und achromatische, constatirt. Alles Uebrige wird von Einem der Autoren geleugnet, von Andern behauptet, wird an einem Objecte gesehen, fehlt aber am andern. Es ist klar, dass es noch sehr vieler Beobachtungen bedarf, um über das Wesen der Zelltheilung in's klare zu kommen, um den Typus der Zelltheilung aufstellen zu können. Der inductive Weg ist besonders hier ein recht langwieriger, schwieriger. Und besonders die Art und Weise, wie er verfolgt wird, macht ihn für Erreichung des Endziels noch länger und beschwerlicher. Die ganze Gruppe der Forscher, die sich mit Zelltheilung beschäftigen, wenden sich immer und immer an die Amphibienepithelien, nur hie und da unternehmen sie einen Seitensprung zu einer anderen Zellenart. Ich will hiermit absolut nicht den Vorwurf involviren, als ob sie auf ausgetretenen Bahnen wandeln würden. Im Gegentheile, dieser Weg ist dornenvoll genug, erfordert unendlichen Fleiss und Geduld und ist auch immer noch lohnend gewesen, hat uns noch immer neue Quellen der Erkenntniss eröffnet. Allein, wo liegt bei einer solchen Behandlung des Gegenstandes die Gewähr, dass alle gemachten Beobachtungen verallgemeinert werden dürften? Die Epithelzellen, wenn auch verschiedener Thierspecies, stehen sich untereinander entschieden

näher als den Bindegewebskörperchen derselben Species. Es sind, wie bemerkt, auch Studien an verschiedenen Zellenarten gemacht worden, Unterschiede hervorgehoben worden. Nichtsdestoweniger ist bei fast allen diesen Arbeiten eine gewisse Tendenz zu bemerken, Alles auf die Erscheinungen der Karyokinese bei Amphibienepithelien zurückzuführen, als ob diese die wahren rein typischen Repräsentanten wären. Wo es nur halbwegs angeht, werden die Erscheinungen in dieses Schema gezwungen und wo es nicht mehr angeht, nun, dann hilft man sich einfach dadurch, dass man diese widerspenstigen Erscheinungen für Kunstproducte erklärt und nun stimmt Alles vortrefflich. Wo die Logik nicht mehr helfen will, helfen eben die Reagentien. Und was ist das Resultat? Dass viele Momente, die bei der Amphibienepithelzelle nicht sehr auffallen oder doch hinter andere Erscheinungen mehr zurücktreten, theils des Objectes wegen nicht genau verfolgt werden konnten, theils unterschätzt und vernachlässigt wurden. Die Amphibienepithelzelle ist vielleicht das klarste, durchsichtigste Object für die Karyokinese, aber ist jede Erscheinung an denselben, ausser der Zahl der Chromatinschleifen, eine bei allen Zellenarten durchgreifende? Mir scheint es nicht so zu sein.

Es ist ja ganz gewiss, dass der Wechsel der Zelltheilungserscheinungen im Wechsel des Baues und der Eigenschaften der Zelle und des Kernes begründet ist und, da diese mit der Function und morphologischen Bedeutung der Zellen variiren, auch mit dem Functionswechsel zusammenhängt. Je mehr die Zellen sich differenziren, desto mehr werden die Zelltheilungserscheinungen variiren, desto mehr sich von dem ursprünglichen Modus entfernen. Wenn wir morphologisch und physiologisch indifferente Zellen hätten und an ihnen die Zelltheilungsvorgänge verfolgen würden, so wären die hier zu beobachtenden Erscheinungen ungleich wichtiger für uns als die an anderen Zellen gemachten Befunde. Was sind aber solche indifferente Zellen und wo kommen sie vor? Offenbar sind es blos jene Zellen, welche nur die Fundamentalfunctionen, Ernährung und Fortpflanzung, zu besorgen haben. Jede andere Thätigkeit erfordert schon eine specielle Organisirung gegenüber Zellen ohne dieselbe. Ich muss aus diesem Grunde die Protisten, selbst die einfachen Amöben ausschliessen, weil

sie sämmtlich active Beweglichkeit, actives, willkürliches Suchen und Aufnehmen von Nahrung zeigen. Wo sind aber bei den Metazoen solche indifferente Zellen zu finden? Offenbar dort, wo noch keine Arbeitstheilung, keine morphologischen Sondercharaktere vorhanden sind. Dies ist aber nur bei den Furchungskugeln, d. h. den Zellen vom Momente der vollzogenen Befruchtung des Eies, bis zur ersten Anlage der Keimblätter, d. h. bis zum Beginne der Gastrulation der Fall. Die einzigen Thätigkeiten, welche diesen Zellen obliegen, sind Assimilation der endosmotisch aufgenommenen Nahrung und Theilung, d. h. Fortpflanzung. Hier ist also das Object, wo, frei von jeder specifischen Beeinflussung, die Zelltheilung als Fundamentalprocess rein vor uns liegt. Wenn sich auch nicht entscheiden lässt, was an den Vorgängen palingenetisch, was caenogenetisch ist, so sind wir hier gewiss zu einer allgemeineren Beurtheilung des Zelltheilungsprocesses fähig, denn von den Furchungskugeln aus nehmen alle Gewebe ihren Ursprung, differenziren sich die einzelnen Zellenarten heraus. Von hier aus nehmen alle verschiedenen karyokinetischen Processe ihren Ausgangspunkt. Hier können wir viel eher die Elemente zu einer allgemeinen Morphologie und Ontogenie der Zelle finden als bei irgend welcher anderen Zellengattung. Geradeso wie wir zum wahren Verständnisse des vollendeten Wirbelthieres erst durch genaue Beobachtung der Entwicklung niederer Organismen und seiner selbst kommen konnten, gerade so steht es mit dem Verständnisse des Baues der Zelle. Die Zelltheilung ist ja nichts anderes als die Ontogenie zweier Zellen. In scharfen Zügen wird uns hier Zerlegung und Aufbau dieses Elementarorganismus vorgeführt. Die Zelltheilung in ihrer Urform, die Theilung der noch nicht differenzirten Embryonalzellen führt uns dies um so einfacher vor Augen.

Aus diesen Gründen sehe ich mich veranlasst, die folgenden Beobachtungen zu veröffentlichen. Denn, wenn sie auch in vielen Punkten nichts Neues bringen, so glaube ich durch Bestätigung anderweitiger Befunde an den Furchungszellen, etwas zu dem Werthe dieser gemeinsamen Erscheinungen beizutragen, indem wir sie als zum einfachsten Modus der indirecten Theilung gehörig erkannt haben.

Meine Untersuchungen machte ich an Keimscheiben der Bachforelle von einem Stadium mit 16 Zellen bis zum Momente, wo am zukünftigen Hinterende des Embryos die erste Einsenkung, d. i. Beginn der Gastrulaeinstülpung, zu bemerken ist. Die Eier wurden mit Flemming's Chrom-Osmium-Essigsäure-Gemisch fixirt, in Alkohol nachgehärtet und mit einer verdünnten Hämatoxylinlösung gefärbt. Die Farbstofflösung habe ich mir dadurch hergestellt, dass ich aus Monate lang gestandener, schon Flocken ausscheidender Grenacher'scher Hämatoxylinlösung mit etwas überschüssigem Ammoniak einen Theil des Farbstoffes ausfällte, filtrirte und das Filtrat mit dem gleichen Volumen destillirten Wassers verdünnte. Ich erhielt so eine vollkommen klare, von jedem Sedimente freie Lösung mit noch bedeutendem Färbungsvermögen. Die chromatischen Elemente zeigten sich alle in hellblauer Färbung, während mit Ausnahme der frühen Stadien das Zellprotoplasma fast farblos blieb.

Ich habe schon früher angedeutet, dass, so mächtig und ausgreifend die Literatur über Amphibienzellen ist, so geringfügig sind im Vergleiche die Angaben über anderweitige Zellen. Und besonders sind die Embryonalzellen von allen Autoren sehr stiefmütterlich behandelt worden. Ich meine dies nicht in Bezug auf die Zahl der Angaben über embryonale Zellen, sondern in Bezug auf das Angegebene. Die meisten Angaben beschränken sich nämlich darauf, die Karyokinese als vorhanden zu constatiren oder ihr Vorhandensein zur Bestimmung der Wachsthumsrichtungen und Wachsthumsenergien auszunützen. Eigentliche Studien über den Process der Theilung fand ich bei Schneider[2]), Fol[3]), O. Hertwig[4]), Selenka[5]), Flemming[6]) und mehreren

[2]) Schneider, Untersuchungen über Platyhelminthen. Jahrb. d. oberhess. Ges. f. Nat. u. Heilk. 1873.

[3]) H. Fol, Recherches sur la fécondation et le commencement de l'hénogenie chez divers animaux. Mémoires de la société de physiologie et d'histoires naturelles de Génève. XXVI. 1879.

[4]) O. Hertwig, Beiträge zur Kenntniss der Bildung, Befruchtung und Theilung des Eies. Morph. Jahrb. Bd. I, III, IV.

[5]) E. Selenka, Zoologische Untersuchungen. Leipzig 1878.

[6]) W. Flemming, Beiträge zur Kenntniss der Zelle und ihrer Lebenserscheinungen. III. Arch. f. mikr. Anat. XV.

Anderen über Eier Wirbelloser. Noch spärlicher sind die Arbeiten, die sich mit dem Theilungsprocesse in Wirbelthierkeimen beschäftigen. — Ich finde hierüber Berichte von O. Hertwig[7]), Henneguy[8]), Bellonci[9]), Rauber[10]) und Janošik[11]). — Namentlich waren Rauber's und Henneguy's Arbeiten für mich von Belang, weil selbe ebenfalls an Salmonideneiern gemacht wurden. Ich will mich hier nicht über die ganze Literatur über Furchungskugeln und deren Theilung verbreiten, da dies im Missverhältnisse zu dem geringen Umfange vorliegender Arbeit stehen würde, sondern will nur auf die wesentlichsten und wichtigsten Angaben eingehen.

Die ältesten Angaben, die ich überhaupt auf indirecte Theilung bei Wirbelthiereiern beziehen kann, finde ich in einer Arbeit von S. L. Schenk[12]) über die Entwicklung von Serpula. Hier wird nämlich eine radiale Strahlung am Ei dieses Wurmes beschrieben und dieselbe Beobachtung als an Furchungskugeln der Salmonideneier gemacht, erwähnt. Wenn auch die l. c. gegebene Deutung dieser Strahlung als Kern mit strahligen Ausläufern nicht dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse entspricht, so ist doch nach der Beschreibung des ganzen Vorganges sicher, dass Schenk die jetzt als erste Theilungserscheinungen bekannten Polradien der Zellsubstanz gesehen hat. O. Hertwig[4]) und Flemming[6]) beobachteten dieselbe Strahlung am Eie der Echinodermen, sowohl während als nach der Befruchtung, berücksichtigen aber schon deren Zusammenhang mit der Zelltheilung. Am Wirbelthierei sind die wichtigsten Angaben über dieses Phä-

---

[7]) O. Hertwig, Welchen Einfluss übt die Schwerkraft auf die Theilung der Zellen? Jena 1888.

[8]) Henneguy, Division des cellules embryonaires chez les Vertébrés. Comptes rendus. 1882.

[9]) Bellonci, Intorno alla cariocinesi nella segmentazione del' ovo di Axolotl Unolatt. Atti delle R. Academia dei Lincei. XIX. Serie, III. Jahrg. 281.

[10]) Rauber, Neue Grundlegungen zur Kenntniss der Zelle. Morphol. Jahrb. 1882.

[11]) Janošik, Partielle Furchung bei den Knochenfischen. Arch. f. mikr. Anat. XXIV, pag. 472 ff.

[12]) S. L. Schenk, Entwicklungsvorgänge am Eichen von Serpula nach der künstlichen Befruchtung. K. Akad. d. Wiss LXX. III. Abth. Wien 1874.

nomen bei Henneguy[8]), welcher die Strahlung als unipolar in ihrer Anlage beschreibt. Erst später soll durch Streckung der Kernaxe die Strahlung in eine ellipsoidische umgewandelt werden, welche sich dann bipolar anordnet.

Ueber die Theilungserscheinungen des Kernes berichtet Flemming sehr genau in seinen Studien über die Furchung des Echinodermeneies. Das Kerngerüst — Chromatingerüst — zerfällt in Fadenstücke, dies ist das Stadium des segmentirten Knäuels. Hierauf tritt zugleich mit der äquatorialen Anordnung der chromatischen Elemente die Kernspindel hervor. Dies entspricht der Sternform des Mutterkerns, der Kernplatte, die Chromatinschleifen sind gut ausgebildet, jedoch soll es nach diesem Autor nicht zu vollkommener Ausbildung des Sternes kommen. Ferner beschreibt Flemming[9]) beim Auseinanderrücken der Schleifen eine Zweitheilung derselben am Winkel, wodurch die Chromatingebilde Stäbchen werden. Henneguy[8]) spricht ebenfalls von den stäbchen- bis kommaförmigen Chromatingebilden. Diese sollen an den Polen mit ihren polaren Enden untereinander verschmelzen und so eine kammförmige Figur bilden. — Nach Flemming[13]) soll dies nicht der Fall sein. Der Uebergang der Tochtersterne zum Ruhestadium geschieht nach Flemming durch Bilden eines Tochterknäuels. Dann erst sollen sich die Schleifen untereinander zu einem Kernfaden verbinden und zum Gerüst übergehen. Henneguy[8]) beschreibt den Process nicht näher, erwähnt aber, dass das Gerüst des Kernes erst nach und nach sichtbar wird. Nach Rauber[10]) sollen die Tochterkerne nicht durch directe Verschmelzung der Chromatinfäden in den Ruhezustand übergehen, sondern jede einzelne verwandelt sich erst in ein bläschenartiges Gebilde um, welche dann nachträglich mit einander verschmelzen. Aehnliches berichten Strasburger[14]) und Janošik.[11]) Die achromatische Figur erklärt Henneguy[8]) im Gegensatz zu Flemming[13]) als ein Product der Zellsubstanz. Die Zellstrahlung soll nämlich durch den Pol hindurch in den Kern hineinwachsen. Ueber die Polkörperchen berichtet Rauber[10]), welcher an den Polen auch eigenthümliche Differenzirungen unter-

[13]) W. Flemming, Zellsubstanz, Zellkern und Zelltheilung. Leipzig 1882.

[14]) Strasburger, Zellbildung und Zelltheilung. Jena 1875, pag. 338.

scheidet und gleichsam eine präformirte Lagerstätte für die Kernsubstanz daselbst vermuthet.

Wie man sieht, herrschen fundamentale Gegensätze zwischen den Beobachtungen über die ersten und letzten Phasen der Zelltheilung. Ich habe zunächst mein Hauptaugenmerk auf die Untersuchung dieser beiden Momente gewandt und bin in Bezug auf die Polradien — oder wie sie noch genannt werden — Zellasteren sofort in's Klare gekommen. Ich sehe nämlich constant als erste Erscheinung im Zellprotoplasma das Auftreten eines Amphiasters im Sinne Flemming's.[18]) An Zellen, welche mit ihrer Theilungsaxe, d. i. der Verbindungslinie der Pole, parallel dem Objectträger liegen, ist dies auf den ersten Blick zu constatiren. Man sieht den Kern in vollkommenem Ruhezustande und zu beiden Seiten desselben die beiden Pole. Von der bei Henneguy erwähnten, diese bipolare Anordnung bedingenden axialen Verlängerung des Kernes ist absolut nichts zu sehen (Fig. III).

Schwieriger ist die Entscheidung in anderen Fällen zu treffen. Steht die Axe schief auf der Ebene des Gesichtsfeldes, so erhält man allerdings den Eindruck einer unipolaren Strahlung, indem die von dem einen Pol ausgehenden Strahlen die entgegengesetzten verdecken. Aber an gut fixirten Objecten kann man sich in den meisten Fällen durch verschiedene Einstellung von der bipolaren Anordnung überzeugen. Ist nämlich die Lage der Axe nicht gar zu weit von der Horizontalen verschieden, so kann man das zweite Polkörperchen in's Gesichtsfeld bekommen. Aber auch wenn dies nicht möglich ist, bin ich auf folgende Weise zum Schlusse gekommen. Ich stelle auf die deutlich sichtbare Strahlung oberhalb des Kernes, also auf die in der zwischen Kern und Auge gelegenen Hälfte der Zelle befindliche Strahlung ein. Man sieht die Strahlung vollkommen regelmässig nach allen Richtungen ausgehen. Ja man kann sogar bei genügender Schärfe des Bildes die Strahlen über den Kern hinziehen sehen. Ich zeichne nun die Zelle mit den sichtbaren Strahlen. Stellt man nun tiefer ein und zeichnet die in dem anderen Theile erscheinenden Strahlen in denselben Contour wie die früheren, so sieht man sofort, dass die jetzt sichtbaren unmöglich von demselben Centrum wie die früher gezeichneten ausgehen können. Die jetzt

gezeichneten Strahlen kreuzen sich mit den früheren. Sucht man constructiv den muthmasslichen Mittelpunkt, so ergibt sich, dass der Mittelpunkt in einen ganz anderen Theil des Gesichtsfeldes fällt als der der ersten Strahlung. Zwischen beiden Mittelpunkten ist der Zellkern eingeschaltet (Fig. II).

Freilich habe ich auch Ansichten von entschieden monocentrischen Strahlungen erhalten. Diese aber erwiesen sich mir immer als junge Zellen, kurz nach vollzogener Theilung. Es bleibt nämlich, wie ich vorwegnehmen muss, die Strahlung viel länger in der Tochterzelle erhalten, als irgend welche Spuren der vorangegangenen Theilung im Kerne bemerkbar bleiben, so dass eine Verwechslung dieser Endstadien der Theilung mit ihren Anfängen eintreten könnte. Bei genauerer Beobachtung lässt sich aber leicht entscheiden, mit was man es zu thun habe. Die jungen Tochterzellen sind nämlich alle viel heller, stärker lichtbrechend als die sich zur Theilung anschickenden Mutterzellen. Auch sind sie vollkommen farblos, während die Mutterzellen gewöhnlich eine grauliche oder schwache Lilafärbung durch Hämatoxylin annehmen (Fig. IV).

Flemming[13]) hat bei theoretischer Kritik der Henneguy-schen Angaben dieselben für nicht stichhältig erklärt und seine Vermuthung dahin ausgesprochen, dass die Strahlung sich sofort bipolar anlege. Es ist nämlich diese Henneguy'sche Beobachtung die einzige, die den allgemein gemachten Befunden bei Amphibienzellen entgegensteht. Auch die übrigen, an Furchungskugeln gefundenen Erscheinungen sprechen klar dafür. Am Echinodermenei haben O. Hertwig[4]) und Flemming[6]) die bipolare Anlage der Strahlung constatirt. — Eine sehr interessante und schlagende Beobachtung finde ich bei Metschnikoff[15]) beschrieben. Bei Planaria polychroa sah nämlich Metschnikoff die Asteren in den Furchungskugeln nacheinander, also zeitlich verschieden auftreten, was gewiss sehr für die Unabhängigkeit der beiden Asteren von einander in Anschlag gebracht werden kann. Nach meinen oben erwähnten Befunden muss ich mich

[15]) Metschnikoff, Embryologie von Planaria polychroa. Zeitschr. für wissensch. Zoologie. XXXVIII.

entschieden für die primäre, bipolare Anlage der Asteren aussprechen.

Kurz nach Anlage der Pole haben auch im Kerne die kinetischen Veränderungen begonnen. Sie manifestiren sich zunächst in einer Umordnung des Chromatingerüstes. Die ursprünglich über den Kern verbreiteten färbbaren Elemente fangen an sich in wenige Züge, zu einem eigentlichen Balkenwerk zu ordnen. Die Färbung des Gerüstes ist eine viel intensivere als die früher an den gefärbten Stellen des Kernes wahrnehmbare. Dieses Gerüste ist noch unregelmässig geformt und zeigt noch keine Spur einer fadenförmigen Anordnung. Zugleich mit den erwähnten Veränderungen im Chromatin zeigt sich eine Umwandlung der äusseren Form des Kernes. Die ursprünglich unregelmässige lappige Form verschwindet immer mehr, bis endlich ein rund-ovales Gebilde daraus hervorgegangen ist. Henneguy[8]) beschreibt diese Abrundung als Verlängerung des Kernes und knüpft an dieselbe die Entstehung des Amphiasters. Nach eben Bemerktem kann jedoch weder an einen causalen, noch zeitlichen Zusammenhang zwischen diesen beiden Erscheinungen gedacht werden.

Auf die ursprüngliche Grundform des Kernes und seinen Bau bin ich hier absichtlich nicht näher eingegangen, denn ich glaube, dass wir viel eher durch die Entwicklung des Kerns zum Verständniss seines Aufbaues gelangen können, als durch blosse coordinative Aufzählung seiner Eigenschaften. Ich habe nur die Unregelmässigkeit der Oberfläche hervorgehoben, weil eben in ihrem Verschwinden die erste Formveränderung des Kernes besteht. Zugleich mit dem Ausgleiche der Unebenheiten der Oberfläche ändert der Kern sein Volumen, er wird sichtlich umfangreicher. Worauf diese Volumszunahme beruht, ob es blosse Aufnahme von Flüssigkeit, also eine Quellung des Kernes sei, ob die Volumszunahme durch Zunahme der geformten Substanzen des Kernes bedingt sei, ob beide Momente zusammenwirken, lässt sich nicht entscheiden. Ersteres aber scheint mir bestimmt vorhanden zu sein. Denn der Kern ändert mit seiner Form und seinem Volumen auch seine physikalische Beschaffenheit. Er scheint jetzt zwischen seinen geformten Partien viel gleichartiger gebaut zu sein, man gewinnt von solchen Kernen vielmehr den Eindruck der Homo-

genität der Grundsubstanz. Auch im Zellprotoplasma, in der Umgebung des Kernes tritt dieselbe Erscheinung auf. Es bildet sich nämlich eine ringförmige, structurlose Zone um den Kern. Auf diesen Kernhof hat auch Henneguy aufmerksam gemacht. — Diese Zone erscheint vollkommen homogen, ohne jede Spur von Körnung oder Strahlung, wie sie in der übrigen Zellsubstanz deutlich zu sehen ist, sie geht ganz allmälig in das feinkörnige, radiäre Protoplasma über.

Da die weiteren Veränderungen der Zellsubstanz ziemlich einfache sind, scheint es mir von Vortheil, sie bis zum Stadium der beginnenden Einschnürung des Zellleibes anticipirend auseinanderzusetzen, um dann die wichtigen Veränderungen im Bereiche des Kernes in ununterbrochenem Zusammenhange betrachten zu können.

Die Asteren nehmen an Grösse zu, d. h. die früher auf ein Bündel am Pole beschränkt gewesenen Strahlungen greifen zu beiden Seiten des Kernes immer mehr gegen den Aequator zu aus; die entgegengesetzten Radiensysteme treffen sich hier und greifen mit ihren Enden ineinander, die einzelnen Strahlen kreuzen sich und durchflechten sich hier. Diese Ausbreitung der Radiensysteme und ihr Ineinandergreifen finde ich nirgends ausser in einer Abhandlung von Pfitzner[16]) berücksichtigt. Pfitzner zeichnet und beschreibt „gekreuzte achromatische Fasern", die ich aber doch lieber nach der gegebenen Zeichnung zur Zellsubstanz rechnen möchte.

Haben die Strahlungen sich gegenseitig erreicht, so beginnt die nächste Veränderung im Stadium der Metakinese. Man kann bei einer Erscheinung, wie die hier auftretende, zwar nicht genau einen Zeitpunkt fixiren, aber in der erwähnten Phase ist sie zuerst so ausgeprägt, dass sie dem beobachtenden Auge auffällt. Die Strahlen des Amphiasters werden nämlich stärker lichtbrechend und dies in solchem Masse, dass man beinahe die Contouren eines jeden einzelnen Strahles zu verfolgen versucht ist. Gleichzeitig werden auch wirklich die Dickendimensionen der Strahlen stärker. Die ganze strahlige Figur sieht gröber aus. Man sieht

[16]) W. Pfitzner, Beiträge zur Lehre vom Baue des Zellkerns und seinen Theilungserscheinungen. Archiv f. mikr. Anat. XXII, pag. 616 ff.

förmliche Stränge, die vollkommen farblos und hellglänzend zum Pole ziehen. Während beim Auftreten des Asters bis zu seiner grössten Entwicklung die Strahlungen ziemlich matt und fein aussehen und man oft Mühe hat, ihr Vorhandensein zu constatiren, während man sie sonst nur bei kleiner Blendung und sehr scharfer Beleuchtung wahrnehmen kann, sieht man an solchen Stadien auch bei weiter Blendung und schwächerem Lichte dieselben deutlich. Ein weiterer Unterschied besteht darin, dass die ursprünglich vorhandene Körnung im Bereiche der Strahlen vollkommen verschwindet und die strahlig geordnete Zellsubstanz vollkommen homogen aussieht. Diese eigenthümliche Erscheinung ist in fortwährender Zunahme begriffen und hat bei der Einschnürung des Zellleibes noch nicht ihren Höhepunkt erreicht. Das Verschwinden der Structur, die Dickenzunahme, sowie das Wachsen der Lichtbrechung weisen darauf hin, dass wir es mit einer Verdichtung der Substanz in der Längsrichtung der Strahlen zu thun haben. Ich will mich nicht entscheiden, ob wir es hier mit einer activen Contraction oder mit einem durch die polare Attraction bedingten Phänomen zu thun haben, genug, die Erscheinung ist entschieden eine Concentration der Zellsubstanz zu den Polen.

Kehren wir nun zum Kerne zurück. Da mir die Kleinheit des Objects keinen genaueren Einblick in die Umformung des Chromatins gestattet, so bin ich leider genöthigt sprungweise an einzelnen vorzuführenden Bildern diesen Umformungsprocess zu demonstriren. Die allmäligen Uebergänge vom Gerüst zum Faden, vom Faden zum Knäuel konnte ich nicht ununterbrochen verfolgen. — Das nächste Stadium, das ich deutlich zu Gesicht bekomme, zeigt die Segmentirung fast vollzogen. Man sieht (Fig. IV) eine Anzahl ziemlich gleich langer Schleifen und einige längere Fadenstücke.

Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit des Bildes ist die Bestätigung des von Rabl[17]) an Epithelien von Salamandern entdeckten Polfeldes. — Neben einer Anzahl zur Längsaxe des Kernes senkrecht ziehenden Chromatinfäden zeigt sich eine ganze

[17]) C. Rabl, Ueber Zelltheilung. Morph. Jahrb. Bd. X.

Gruppe von ausgebildeten, ziemlich gleich langen oder doch nur durch die Perspective verkürzten Schleifen, mit ihren Winkeln nach einer Fläche, in diesem Falle der dem Beschauer zugewandten Kernseite, orientirt.

Es entspricht dies genau den von Rabl gegebenen Beschreibungen und Zeichnungen des Polfeldes. Die Schleifen sind verhältnissmässig dick, intensiv blau gefärbt und nicht sehr zahlreich. Die quergelagerten Fadenstücke sind alle länger als die ausgebildeten und gerichteten Schleifen und zeigen mehrere Biegungen. Ich halte sie für noch nicht vollkommen segmentirte Fadenstücke, aus denen sich später ebensolche polar gerichtete Schleifen hervorgebildet hätten.

Aus diesem Grunde wäre das Resultat einer Zählung ein illusorisches und ich bin deshalb, auch abgesehen von der Schwierigkeit derselben, von ihr abgestanden. Auf der Zeichnung sind nur die bei oberflächlicher Einstellung genau und vollkommen scharf sichtbaren Schleifen gezeichnet. Im Objecte zeigte sich noch eine Anzahl tiefer gelegener blasser Fadenstücke, die sich einer genauen Untersuchung entzogen. Die chromatischen Schleifen liegen hier in einer Grundsubstanz, welche noch keine Spur von Faserstructur erkennen lässt. Die hier beschriebenen Verhältnisse konnte ich an einer ganzen Anzahl von Kernen dieser Phase, die ich als mit Flemming's[13]) lockerem Knäuel identisch auffassen zu dürfen glaube, mit voller Bestimmtheit feststellen.

Ein nächstes Stadium bietet folgende Eigenthümlichkeiten. Die Kerngrenze ist noch wahrnehmbar, aber nicht mehr sehr deutlich. Das Chromatin zeigt sich in einer die Anzahl auf dem früher geschilderten Objecte bei weitem übertreffenden Menge von Schleifen. Diese sind viel dünner und daher auch viel heller gefärbt als die früheren. Es hat hier also offenbar die Längstheilung stattgefunden, die Zahl der Fäden hat sich verdoppelt. Direct wahrnehmen konnte ich dieselbe nicht. Doch scheint der Schluss nach allem, was über Zeitpunkt und Art der Längstheilung bei anderen Zellen berichtet wird, vollkommen gerechtfertigt. Die zweite Eigenthümlichkeit ist, dass man im Kerne, wenn man das Structurbild hervortreten lässt, fadenförmige Gebilde, aus achromatischer Substanz bestehend, sieht, ganz von den Eigenschaften,

wie sie von Flemming[13]) und Anderen so vielfach beschrieben werden.

Beim Uebergang der Schleifen in die Aequatorialstellung zeigt sich auch eine besondere Erscheinung an diesem Fadenwerk. Während sie früher den Eindruck machten, als wären sie unregelmässig durcheinander geschlungen, sieht es jetzt aus, als ob sie an der Orientirung Theil genommen hätten. Bei fast vollkommener Aequatorialstellung der chromatischen Schleifen sieht man von deren Lagerungsort her die achromatischen Fäden in welligen, gewundenen, gekrümmten Formen zum Pole ziehen. Später erst strecken sie sich, um sich dadurch genauer zu den Polen zu centriren oder, wenn man lieber will, sie strecken sich durch die polare Attraction. So geben sie dem System der Spindelfasern ihren Ursprung.

Ich will mich hier absolut nicht in die Controverse zwischen Flemming[13]) und Strasburger[14]),[18]) und deren gegenseitigen Anhang einlassen oder auch nur die Literatur über diesen Gegenstand controliren. Ich begnüge mich damit, einige neuere Angaben von Platner[19]),[20]) zu erwähnen. Platner spricht sich aus, dass die Spindelfasern nichts anderes seien, als das stehengebliebene Gerüst des regulär angeordneten Knäuels, dessen Chromatinsubstanz sich im Aequator concentrirt hatte, während die ungefärbte Grundsubstanz erhalten blieb.

Wenn ich auch nicht so weit gehen kann, da ich glaube, dass auch die Chromatinschleifen noch ein achromatisches Gerüst besitzen, d. h. dass die Chromatinmikrosomen in einer achromatischen Grundlage eingebettet liegen, so muss ich doch für denjenigen Theil des Kerngerüstes, dessen Chromatin sich auf die Fäden des noch nicht regulären Knäuels, also noch vor der Segmentirung zurückgezogen hatte, diese Hypothese als wahrscheinlich zulassen. Hierzu bestimmen mich noch folgende Worte

---

[18]) Strasburger, Die Controversen der indirecten Kerntheilung. Arch. f. mikr. Anatomie. XXIII.

[19]) Platner, Zur Bildung der Geschlechtsproducte bei den Pulmonaten. Arch. f. mikr. Anatomie. XXVI, 343 ff.

[20]) Platner, Zur Bildung der Geschlechtsproducte bei den Pulmonaten. Arch. f. mikr. Anatomie. XXVI, 599 ff.

Platner's, welche etwas Aehnliches beschreiben, wie ich es oben gethan. Es heisst daselbst: „Aus dem Knäuelgerüst bildet sich die Spindel nun so, dass die einzelnen Segmente des ersteren an den Polen in einen Punkt zusammentreten, sie werden dabei mehr gestreckt und gehen eine innige Verbindung mit dem aus dem Protoplasma hervorgehenden Polsterne ein." Abgesehen davon, dass Platner einen analog den Chromatinfäden segmentirten Achromatinfaden anzunehmen scheint, bilden seine und meine Beobachtungen zwei übereinstimmende Gegenstücke. Indem ich mich an Platner anschliesse, ist damit auch meine Ansicht von der Genese der Spindelfasern der Partei Flemming's zugehörig. Die Spindelfasern sind zu den beiden Polen centrirt. Sie stammen aus dem Kerne, sind von der Zellsubstanz unabhängig und sind demnach nichts anderes, als der Ausdruck der bipolaren Orientirung der achromatischen Substanz, genau so wie die Polradien für die Zellsubstanz. An den Spindelfasern ist in noch stärkerem Grade als an den Zellasteren die Zunahme des Lichtbrechungsvermögens zu constatiren.

Sowie die Kernspindel vollständig ausgebildet ist, ist auch die Stellung der Schleifen in den Aequator vollzogen (Fig. V u. VI). Sie stehen alle mit ihren Schenkeln peripheriewärts, mit ihren Winkeln centralwärts. Von der stattgehabten Längstheilung ist an den Sternen nichts mehr zu sehen. Man kann kaum noch eine annähernde Parallelstellung von Schleifenpaaren wahrnehmen. Dagegen zeigt sich, dass die Schleifen nicht alle in einem Kreise gestellt sind, sondern dass das leere Centrum hier nicht existirt. Es ist stets, bei allen darauf hin untersuchten Sternen eine central gelagerte Gruppe vorhanden. Auf dem Figur VI dargestellten, gewiss rein polar gesehenen Sterne ist diese Gruppe von Schleifen sehr deutlich. Flemming[6]) hat in den von ihm am Echinodermenei gemachten Beobachtungen dieselbe Erscheinung beschrieben und sie auf Quellung und Verzerrung durch Reagentien zurückgeführt. Obwohl seine diesbezüglichen Bilder fast gar nichts von radiärer Orientirung der Schleifen zeigen, meine Objecte dies jedoch klar vor Augen führen, möchte ich doch nicht diese centralen Schleifen für natürlich gelagert ansehen und neige eher dazu, sie ebenfalls als verstellt anzunehmen. Eine Zeit lang

war ich geneigt, ihre Lagerung für correct und natürlich anzunehmen, was vielleicht mit einigen späteren Befunden an meinem Objecte gestimmt hätte. Als ich Schleifen sah, welche central gelegen, doch ihre Schenkel peripherwärts und Winkel centralwärts wandeln, dachte ich ursprünglich an eine zweite, radiär geordnete Gruppe, innerhalb der ersten. Doch, als ich Schleifen sah, welche mit ihren Schenkeln zum Centrum sahen, bin ich definitiv davon abgekommen.

Ueber die Form der chromatischen Elemente in diesem Stadium finde ich sehr widersprechende Angaben. Früher hielt man sie einfach für Verdickungen der achromatischen Fäden (Verdichtungszone O. Hertwig's[4]). Flemming[6]) betont ihre Selbstständigkeit und beschreibt am Echinodermenei wirkliche Schleifen, mit dem Zusatze aber, dass es zu einer reinen Sternform von mehr allseitiger gleicher Ausdehnung der Strahlen nicht zu kommen scheine. Henneguy[8]) erwähnt eine Phase, die er als „Plaque équatoriale" bezeichnet und beschreibt in diesem Stadium die Chromatingebilde als gekrümmte oder kommaartige Stäbchen. Platner[21]) spricht bei Pulmonaten von am Aequator gelagerten Körnern. Ebenso beschreibt Blochmann[22]) dieselben als körnige Gebilde, welche er aber merkwürdigerweise aus dem Nucleolus! hervorgehen lässt. Wirklich, wenn man einen solchen Stern in Seitenansicht betrachtet, wäre man geneigt, alles eher anzunehmen, als schön ausgebildete chromatische Schleifen. Die Kleinheit des Objectes und die grosse Anzahl der chromatischen Schleifen bringen es mit sich, dass bei dem geringen Abstande der Schleifen von einander und ihrer genauen Lagerung in der Aequatorialebene die Abgrenzung derselben schwer wird. Ferner erscheinen die meisten Schleifen in optischem Querschnitt. Man sieht an solchen Bildern am Aequator der Kernspindel eine Reihe von intensiv blauen, kurzen Strichen oder Körnchen (Fig. V). Die dunklere Färbung beruht hier nur darauf, dass man schief auf die Schleifen oder senkrecht auf deren abgestutztes Ende

[21]) Platner, Ueber die Befruchtung von Arion empiricorum. Arch. f. mikr. Anatomie. XXVII, pag. 32 ff.

[22]) F. Blochmann, Ueber die Entwicklung der Neretina fluviatilis. Zeitschr. f. wissensch. Zoologie. XXXVI.

sieht, wo dann selbstverständlich die vom Lichte zu durchdringende Chromatinschichte bedeutend dicker ist.

Zur Beseitigung dieser Widersprüche brauche ich nur auf die in Fig. VI abgebildeten Sterne zu verweisen. Es ist einer *(B)* in reiner Polaransicht, der andere *(A)* in schiefer Seitenansicht gesehen.

Die Schleifen treten hier vollkommen scharf und klar hervor. Auffallend ist, dass hier sämmtliche Schleifen länger erscheinen, als im Stadium des Knäuels nach Verdoppelung der Fäden. Ich glaube, dass dies wiederum nur im Lagerungsunterschiede gelegen ist, indem die Schleifen daselbst meistens wegen der dichten Lage und ihrer polaren Richtung in perspectivischer Verkürzung erscheinen dürften. Die Zahl scheint aber dieselbe geblieben zu sein. Wie schon bemerkt, war es mir leider nicht möglich, sie im Knäuelstadium zu zählen. An dem gezeichneten Sterne *B* ist es mir geglückt. Ich zähle daselbst achtundvierzig Schleifen. Ich kann dem Ausspruche Pfitzner's[16]), „dass nichts verlockender und verführerischer, jedoch nichts unfruchtbarer sei als Zahlenspielerei", durchaus nicht beipflichten. Denn erstens sind die Zählungen der Chromatinschleifen absolut nicht als Spielerei zu betrachten, da wir es hier mit constanten Erscheinungen, mit Dingen zu thun haben, welche gleichsam Elementarorgane des Kernes sind, aus denen er sich aufbaut. Oder sollte man z. B. auch die Zählung der Wirbel bei Wirbelthieren, der Strahlen bei Coelenteraten und Echinodermen oder der Staubgefässe bei Pflanzen für Spielerei halten? Ferner, kann man es unfruchtbar nennen, wenn wir durch Betrachtung der Zahlen ein ihnen zu Grunde liegendes allgemeines Naturgesetz auf's Neue bethätigt erkennen können? Und abgesehen davon, sind nicht Zahlen die objectivsten Befunde, die wir überhaupt machen können?

Die Zahl von 48 Chromatinschleifen in der Sternform ist gewiss eine sehr merkwürdige. Denn, wenn wir von dieser Zahl Tochterschleifen auf die der Mutterschleifen zurückschliessen, so ergibt sich für diese Vierundzwanzig! eine Zahl, welche von Flemming[18]) und von Rabl[17]) auch bei Amphibienepithelien gefunden worden ist.

Trotzdem ich fürchten muss, von Pfitzner ebenfalls mit oben erwähntem Vorwurfe belastet zu werden, kann ich nicht umhin, eine vergleichende Betrachtung der mir bekannt gewordenen Zählungen anzustellen. Folgende Zusammenstellung macht durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es zählten:

Flemming[18])	bei	Epithelien der Salamanderlarve	24 Schleifen
„ [18])	„	Hodenepithelien des Salamanders	12 „
Rabl[17])	„	Epithelien der Salamanderlarve	24 „
„ [17])	„	Bindegewebekörperchen . . .	24 „
Retzius[19])	„	Epithelien von Proteus . . .	16 „
v. Beneden*)	„	Furchungskugeln von Ascaris megalocephala	4 „
Nussbaum	„	Hodenzellen von Ascaris megalocephala	4 „
Platner[21])	„	Furchungskugeln der Pulmonaten	4 „
„ [19]), [20])	„	Hodenzellen der Pulmonaten .	24 „
Ich	„	Furchungszellen von Forellen .	24 „

Bis jetzt ist bei thierischen Zellen noch nirgends eine geringere Zahl gefunden worden als 4 und noch nirgends wurde eine grössere als 24 getroffen. So klein vorstehende Reihe ist, so interessant ist sie, indem sie uns wieder ein bekanntes Naturgesetz vor Augen führt. In bestimmten Zahlen auftretende Gebilde, und zwar Antimeren, nicht Metameren, variiren nämlich in ihrer Anzahl nach den Grundzahlen zwei, drei und fünf und deren gegenseitigen Combinationen. Ich erinnere hier nur an die Actinien und Anthozoen, den Typus der Echinodermen, die Staubgefässe und Blüthenblätter der Phanerogamen. Ueberall finden wir jene drei Zahlen wieder. Auch in unserem Falle ist es sofort klar, dass wir es mit den Grundzahlen zwei und drei zu thun haben. Nicht nur ein Vielfaches dieser beiden Zahlen stellen uns die oben gegebenen Zahlen der Chromatinschleifen dar, sondern

---

[19]) Retzius, Studien über Zellentheilung. Biolog. Untersuchungen. Stockholm und Leipzig 1881.

[18]) W. Flemming, Neue Beiträge zur Kenntniss der Zelle. Arch. f. mikr. Anatomie. XXIX, pag. 389.

*) Ed. v. Beneden's und Nussbaum's Angaben habe ich aus citirter Arbeit Rabl's entnommen. Die Originalien habe ich nicht eingesehen.

die Primfactoren aller dieser Zahlen sind blos zwei und drei, die kleinsten Primzahlen. Auffallend ist ferner, dass bis jetzt noch kein einziger Fall gefunden wurde, wo die Zahl der Chromatinschleifen blos zwei betrug. Dies ist gewiss von Bedeutung, indem alle Organismen, seien es vollkommene Thiere, seien es blos Organcomplexe, die nach diesem Typus zwei, d. h. bilateral gebaut sind, metamerisiren, während uns höhere Grundzahlen immer im radiären Typus, ohne Metamerenbildung entgegentreten. Ich halte daher den Rückschluss aus dieser Betrachtung, dass wir es bei dem Sterne des sich theilenden Kernes mit antimeren Gebilden, den Chromatinschleifen, zu thun haben, für nicht zu gewagt und vollkommen discutirbar.

Ich muss noch eine Bemerkung über eine in obiger Tabelle verzeichnete Angabe Platner's[19]) hinzufügen. Es ist gewiss auffallend, dass Platner vierundzwanzig Chromatinschleifen an Hodenepithelien gezählt hat, während die übrigen Zählungen an diesem Objecte gerade die Hälfte angeben. Ich würde Platner's Angabe dennoch nicht in Zweifel ziehen, wenn er nicht ausdrücklich angeben würde, dass diese Schleifen im Aequator gelegen seien, wo er noch keine vorausgegangene Theilung vermuthet. Flemming[18]) und die übrigen Forscher haben in ausreichender Weise gezeigt, dass die Längsspaltung der Schleifen schon in der Knäuelform vollständig durchgeführt würde. Sollten wir an Platner's Objecten es wirklich mit einer Ausnahme, sowohl was die Zahl der Schleifen, als auch was den Zeitpunkt ihrer Theilung betrifft, zu thun haben, oder sollten wir nicht eher vermuthen, dass die Theilung schon vollzogen war und so zwei sehr besondere Ausnahmen zur Regel zurückführen. Dies gäbe auch für Platner's Object eine Zahl von 12 Mutterschleifen, was mit den übrigen Zählungen übereinstimmt.

Eine grosse Differenz besteht auch zwischen meinen Angaben und den übrigen an Furchungskugeln gefundenen Zahlen. Ich hätte dies gerne darauf zurückgeführt, dass ich nicht, wie die anderen Beobachter, die ersten Stadien der Furchung vor Augen hatte, oder dass die höhere Entwicklungsstufe der Wirbelthiere eine Vermehrung der Chromatinelemente bedinge. Allein, da Flemming[6]) eine sehr grosse Zahl von Schleifen an dem

ersten sich theilenden Furchungskerne eines Echinodermen gesehen hat, sind beide Erklärungsversuche unanwendbar und sehe ich mich genöthigt, in diesem Punkte den Furchungskernen eine grosse Variabilität zuzuschreiben.

Von den Pfitzner'schen[24]) Körnern konnte ich selbstverständlich bei der grossen Feinheit der Schleifen nichts wahrnehmen.

Die achromatische Kernspindel hat in dieser Phase ihre höchste Entwicklung erreicht. Gewöhnlich wird dahin geschlossen, dass die Spindelfasern ununterbrochen von Pol zu Pol ziehen. Von einer Gruppe derselben kann ich dies durchaus nicht annehmen. Die Kernspindel an Furchungszellen zeichnet sich nämlich durch sehr stumpf-kegelförmige Gestalt aus. Der Kreis der Chromatinschleifen hat einen sehr grossen Radius, dessen Länge der halben Theilungsaxe beinahe gleichkömmt oder sie auch übertrifft. Es stossen also die peripher en Fasern von entgegengesetzten Polen unter sehr spitzem, axialwärts offenem Winkel zusammen. Von einer Abrundung dieses Winkels, von einer wirklichen Spindelgestalt der achromatischen Figur ist nichts zu bemerken. Der Verlauf eines solchen ununterbrochen von Pol zu Pol ziehenden Fadens müsste am Aequator scharf winkelig geknickt sein. Wie man sich dies bei einem so zarten Gebilde vorstellt, wie diese Biegung zu Stande kommen soll — darauf kann ich nicht antworten. Sollten aber die Fäden vielleicht oberflächlich am Pol beginnen und durch die Mitte der Spindel zum anderen Pol abbiegen? Dies müsste ja doch zu oberflächlichen Verflechtungen Anlass geben, die sich doch irgendwie sichtbar machen müssten. In Seitenansichten der Kernspindel sehe ich aber nirgends etwas, was darauf hinweisen würde. Die gleichmässige lineare Schraffirung derselben wird nirgends unterbrochen, nicht die kleinste Unregelmässigkeit lässt sich erkennen. Es bliebe somit nur noch das centrale Bündel der Spindelfasern übrig, für welches die Ansicht des continuirlichen Zusammenhanges aufrecht erhalten werden könnte. Wie es sich hiermit verhält, will ich bei Gelegenheit der sogenannten „Filaments connectifs", der Verbindungsfäden

[24]) W. Pfitzner, Ueber den feineren Bau der bei der Zelltheilung auftretenden fadenförmigen Differenzirung des Zellkerns. Morph. Jahrb. Bd. VII.

beim Auseinanderweichen der Chromatinfäden zu erläutern versuchen.

Die Metakinese zeigt sich dadurch an, dass die Sterne, auch von der Seite gesehen, nicht mehr Körner und Kugeln, sondern deutlich die chromatischen Schleifen erkennen lassen. Die Schleifen haben nämlich eine Drehung gemacht. Ihre Schenkel stehen noch im Aequator, ihre Winkel aber polarwärts. In Seitenansichten liegen sie daher beinahe in der Ebene des Gesichtsfeldes (Fig. VII). Daher hat auch der Höhendurchmesser des Sternes bedeutend gewonnen. Im selben Masse scheinen die achromatischen Fasern an Länge abgenommen zu haben. Die Schleifen selbst lassen nur mit Mühe eine Regel in ihrer Lagerung erkennen. Die meisten Schleifen kehren zwar ihre Winkel polarwärts, viele aber liegen regellos durcheinander. Einige kehren ihre Winkel sogar direct peripherwärts, als ob sie niemals die Sternphase passirt hätten. Die Bewegung nach den Polen zu scheint eben erst allmälig in die regelmässigen Bahnen einzulenken (Flemming's [13]) Systolen und Diastolen).

Ich habe schon bemerkt, dass bei keinem einzigen der beobachteten Sterne etwas zu sehen war, was noch auf die vorhergegangene Längstheilung hätte hinweisen können. Die Spalthälften weichen eben schon früher auseinander. Die Tochterschleifen sind nicht mehr parallel gelagert, wenn es zur Metakinesis kommt. Daher vielleicht die grosse Unregelmässigkeit der Schleifenstellung. Dennoch findet eine jede ihren Weg und ist die Zahl der auseinanderweichenden Schleifen jederseits gleichgross, d. h. nach Schätzung. Zählen konnte ich die Schleifen hier nicht. Es müssen hier ganz eigenthümliche richtende Kräfte und präformirte Bahnen vorhanden sein, auf welchen sich die Chromatinschleifen bewegen. Insbesondere scheint letzteres der Fall zu sein, und dies würde auch mit den Beobachtungen anderer Autoren, namentlich Flemming's [23]) und Carnoy's [1]) übereinstimmen. Es sieht ganz so aus, als würden die chromatischen Schleifen durch die achromatischen Fasern polarwärts gelenkt.

Sowie die Schleifen auseinander weichen, lagern sich ihre Schenkel näher aneinander, wird ihr Winkel immer kleiner. Dies erklärt sich daraus, dass die früher auf der grossen Fläche de

Aequators gelegenen Schleifen jetzt in einen viel kleineren Raum zusammengedrängt werden, da sie sich auf der Mantelfläche eines Kegels bewegen (Fig. VIII). Auch verdicken und verkürzen sich die Schleifen etwas. Sie erscheinen jetzt im Gegensatze zu den Schleifen des Sternes dunkelblau gefärbt. Auf ihrem Wege zum Pole soll sich nach Henneguy[8]) die Zahl der „Stäbchen" (wie Henneguy die Chromatinschleifen nennt) verringern. Dies ist aber nur scheinbar. Ihre Zahl scheint nur in Seitenansichten geringer zu sein, weil die Schleifen sich theilweise decken. Betrachtet man ein solches Stadium vom Pole her, so ergibt sich ohne weiteres, dass die Zahl der Schleifen durchaus nicht vermindert worden ist. So wie sich die Schleifen dem Pole nähern, um so enger legen sich ihre Schenkel aneinander, bis sie endlich fast parallel gestellt sind. Ein merkwürdiges Verhalten dieser chromatischen Schleifen habe ich schon Eingangs als von Flemming[6]) [13]) beschrieben hervorgehoben. Flemming erklärt nämlich die Chromatingebilde in diesem Stadium für Stäbchen und vermuthet, dass diese Stäbchen durch Theilung der Schleifen an ihren Winkeln zu Stande kommen. Dieselbe Beobachtung verzeichnet Strasburger[30]), gibt jedoch hierfür eine andere Erklärung. Nach diesem Autor soll es die Geradestreckung der Schleifen sein, welche die Stäbchenform hervorbringt. Flemming[6]), [13]) erwähnt ausdrücklich, dass er zu dieser Annahme durch Polaransichten, also durch optische Schnitte der Tochterschleifen gedrängt wurde. Wenn ich seine Fig. 9 auf Taf. VII seines Hauptwerkes[13]), die diese Verhältnisse illustriren soll, sowie die in seiner Studie über die Theilungsvorgänge am Echinodermenei betrachte, so sehe ich, dass manche dieser optischen Querschnitte isolirt stehen, länglich und grösser sind als die zu Paaren stehenden kleineren.

Die Sache scheint mir ganz gut durch die beobachtete Thatsache der Verschmälerung des Schleifenwinkels gelöst zu werden, ohne zu Hypothesen seine Zuflucht zu nehmen. Blickt man nämlich vom Pol aus auf eine Gruppe solcher schmaler Schleifen, so ist es klar, dass die parallelen Schenkel die zwei benachbarten

[30]) Strasburger, Ueber den Theilungsvorgang der Zellkerne und das Verhältniss der Kerntheilung zur Zelltheilung. Archiv f. mikr. Anat. 1881.

kleinen Querschnitte geben, während bei Einstellung auf die Schleifenwinkel ein einziger, länglicher, auch manchmal etwas gekrümmter Querschnitt entstehen wird. Ich habe unzählige Bilder erhalten, die mit der Flemming'schen Zeichnung genau übereinstimmten und überall konnte ich die beiden kleinen, paarigen Querschnitte durch geeignete Einstellung zur Vereinigung bringen. An einer Stäbchenform im Sinne Flemming's[6]) und Henneguy's[8]), an einer Zweitheilung oder Geradestreckung der Schleifen kann ich nach Obigem bei meinem Objecte nicht festhalten.

Die nächsten Veränderungen der Lage der chromatischen Schleifen bestehen in einer genaueren Centrirung derselben zu dem Pole. Die früher eng zusammengedrängten, annähernd parallel zu einander gestellten Schleifen entfernen sich äquatorialwärts von einander, auch ihre polaren Winkel rücken etwas von einander ab. Die ganze chromatische Figur gewinnt an Breite (Fig. X).

Dadurch jedoch, dass die Schleifen äquatorialwärts weiter von einander rücken als polarwärts, stellen sie sich im Bogen und bilden, von der Seite gesehen, eine mehr fächerförmige Figur. Es ist klar, dass eine solche Umlagerung auch am Pole eine Krümmung der durch die Schleifenwinkel gebildeten Linie hervorrufen wird und so entsteht dann am Pole eine deutlich wahrnehmbare Concavität. Diese Concavität, verbunden mit der Armuth an Chromatinschleifen im Centrum der Tochterfigur, bildet dann jene polare Einsenkung, die allgemein als „Delle" der Tochterkerne beschrieben wird. Eine Verschmelzung der polaren Winkel findet nicht statt, davon konnte ich mich auf das Allerbestimmteste überzeugen. Meine Figuren zeigen alle mit vollster Schärfe von einander geschiedene Schleifenwinkeln. Von einer kammförmigen Figur, wie sie Henneguy[8]) beschreibt, habe ich nichts gesehen. Ich sehe mich genöthigt, dessen Angabe als ein durch das Reagens hervorgebrachtes Kunstproduct zu betrachten, wie überhaupt die von dem Autor angewandte Pikrinsäure, nach desselben Beschreibungen zu urtheilen, mehrfach zu Quellungen und künstlichen Vereinigungen geführt zu haben scheint.

Ist die Umlagerung des Chromatins so weit gediehen, so hat auch schon die Theilung des Zellleibes wesentliche Fortschritte

gemacht. Auch mit der achromatischen Substanz sind wichtige Veränderungen vor sich gegangen. In der Zellsubstanz haben die Polradien sich immer mehr und mehr entwickelt, und in der Zeit, wo die Einschnürung im Aequator beginnt, sieht man, wie schon erwähnt, dieselben bis zum Aequator ziehen und mit denen der Gegenseite sich durchkreuzen (Fig. VIII). Hat die Einschnürung schon begonnen und kann man schon die Furche am Zellleibe wahrnehmen, so sieht man sie bis zu dieser ziehen. Die Durchflechtung im Aequator wird immer geringer, je weiter die Furche eindringt. Die Furche ist immer einseitig bei ihrem Auftreten, die Einschnürung daher immer asymmetrisch (Fig. IX).

Auch an den Polen gehen eigenthümliche Veränderungen vor. Während früher die Polradien von einem Punkte ausgingen und auch oft das Polkörperchen als körperlich differenzirtes Gebilde erschien, sieht man jetzt an Stelle des Poles, oberhalb der Schleifenwinkel, ein querovales helles Gebiet, in welches die Strahlen der Zellsubstanz nicht hineindringen (Fig. IX, X).

Mir erschien dieses Gebiet vollkommen homogen, während Rauber[10]) daselbst eigene Differenzirungen schildert. Er beschreibt ausser von Körnelungen gebildeten Linien eine scharfe Abgrenzung dieses Gebietes; mir erschien immer der Uebergang zur Zellsubstanz ein allmäliger zu sein. Da sonst meine und Rauber's Beobachtungen stimmen, scheine ich hier ihm gegenüber im Nachtheil zu sein. Von einer weiteren Deutung dieser Differenzirungen muss ich dann natürlich wegen Mangels an eigener Beobachtung verzichten. Jedenfalls scheinen diese Erscheinungen nicht von langer Dauer zu sein. Denn mit der Entwicklung der Tochterkerne kehren die Differenzirungen am Pole wieder zu ihrem früheren Zustande zurück. Mit dieser Verbreiterung der polaren Protoplasmamassen steht auch die früher an den chromatischen Schleifen beschriebene Lageveränderung im Zusammenhang. Alle am Pole angesammelten Gebilde nehmen an dieser Verschiebung in querer Richtung Theil, um den Pol gleichsam umsomehr umschliessen zu können, wenn die Krümmung der Schleifenlinie auftritt. Hierdurch wird eigentlich die ganze Kernanlage radiär zum Pole orientirt. — Wie verhält sich nun die

achromatische Substanz während dieser Vorgänge? Die eine Erscheinung, das Zunehmen des Lichtbrechungsvermögens, habe ich bereits angeführt. Die zweite Erscheinung ist eine allbekannte. Die Kernspindel wird, je weiter die chromatischen Schleifen zu den Polen vorrücken, desto kürzer. Aber verschwindet sie in demselben Masse, oder sind ihre Bestandtheile dann anderswo sichtbar? Das erstere ist bei meinem Objecte ganz gewiss nicht der Fall. Die chromatischen Schleifen rücken nur längs der Fasern der Kernspindel nach dem Pole zu. Die zwischen Pol und Schleifenwinkel gelegenen Abschnitte werden dadurch kürzer, aber die Spindelfasern selbst bleiben hinter den Schleifen erhalten. Ein Blick auf Fig. VIII, IX wird dies erläutern. Man sieht daselbst die nach dem Pole gerückten Schleifen und hinter denselben die divergirenden Spindelfasern deutlich ausgesprochen. Sehr beachtenswerth sind diejenigen Partien, wo die Fasern nicht mehr mit denen der Gegenseite zusammentreffen, sondern durch die am Zellleib aufgetretene Furche begrenzt werden (Fig. IX *pa*). Auch zeigt dieses Bild deutlich, dass diese Art achromatischer Fasern nicht mit jenen der Gegenseite in Verbindung gestanden haben, dass also eine Continuität nicht anzunehmen war.

Es ist ferner ganz sicher zu constatiren, dass diese Fasern mit den Bewegungen der Schleifen am Pole ebenfalls ihre Lage verändern, indem sie sich immer in die directe Fortsetzung der zugehörigen Schleifen stellen, also auch an der beschriebenen radiären Orientirung der Chromatinschleifen zum Pole theilnehmen. Dieselbe Beobachtung machte Flemming[23]) an Hodenepithelien des Salamanders. Ich glaube diese Radiärstellung der peripheren Spindelfasern auf eine innige organische Verbindung der Fasern mit den Schleifen beziehen zu dürfen.

An weiter vorgeschrittenen Stadien ist von dieser ganzen Erscheinung keine Spur mehr vorhanden. Diese eben beschriebenen achromatischen Fäden werden allmälig immer undeutlicher. Sie retrahiren sich auf die Tochterkernanlage. Dagegen tritt zwischen den beiden Schleifengruppen jenes interessante, als, Filaments connectifs, Verbindungsfäden, Verbindungsfasern, intermediäre Fäden bezeichnete Bündel mit voller Deutlichkeit hervor (Fig. XI).

Die genaue Centrirung der achromatischen Spindelfasern zu einem Punkte ist verschwunden, die chromatischen Schleifen stehen in queren Reihen, zwischen denen die Züge der achromatischen Fasern vollkommen gerade und parallel verlaufen. So entsteht die oblonge Form der Kernfigur, wie sie Henneguy[8]) beschrieben hat. Offenbar ist diese Erscheinung, die Verbreiterung der achromatischen, früher scharf kegelförmigen Figur an der Spitze, auf ein und dasselbe Moment zurückzuführen, wie das Auseinanderrücken der Chromatinschleifen am Pole und das Auftreten jener querovalen Zone an Stelle des Poles. Diese intermediären Fäden ziehen continuirlich von Pol zu Pol.

Nirgends ist eine Unterbrechung, nirgends irgend eine Differenzirung zu bemerken. Namentlich hebe ich hervor, dass absolut keine Spur einer äquatorialen Differenzirung wahrnehmbar ist.

Die Ausdrücke „intermediäre Fäden", „Intermediärbündel", habe ich von Pfitzner[16]) entlehnt. Meines Wissens ist er der Erste, welcher zwei Arten von achromatischen Fasern unterscheidet. Die von anderen, früheren Autoren gebrauchten Bezeichnungen illustriren zwar sehr gut den Sachverhalt, da aber daselbst noch nicht diese Unterscheidung gemacht wird, so fehlt selbstverständlich die Sicherheit, ob diese Autoren in ihren Angaben sich wirklich blos auf die intermediären Fasern oder auf das ganze nach Beginn der Metakinese zwischen den zwei Schleifengruppen gelegene Faserbündel beziehen, welches ja auch die „radiären" Fasern Pfitzner's, d. h. den peripheren Antheil der Spindel in sich fasst. Von diesem Gesichtspunkte aus lassen sich auch die Widersprüche in den Beobachtungen über das intermediäre Bündel zum Theile lösen.

Flemming[6]) beschreibt bei dem Auseinanderweichen der Tochterschleifen am Echinodermenei, an dem achromatischen Bündel, ohne eher noch wie in seinen neuesten Arbeiten zwischen den „centralen" und „peripheren" Fasern zu unterscheiden, eine deutliche Differenzirung in der Aequatorialebene, „offenbar die Zellplatte Strasburger's" heisst es daselbst.

Flemming setzt jedoch hinzu, dass man es hier nicht mit Anschwellungen im Bereiche der Fäden zu thun habe, sondern

„es macht den Eindruck, als seien die blassen Fäden hier auf kurze Strecken weit in gewundenen Lagen und durcheinandergewirrt". Offenbar liegt diese Differenzirung nicht in den eigentlichen intermediären Fäden. Denn die hinzugegebene Zeichnung zeigt noch keine Spur von Einschnürung des Zellleibes, während das achromatische Intermediärbündel erst nach begonnener Einschnürung sichtbar werden kann.

Diese Differenzirung liegt offenbar in den peripheren Fäden, wie ich ja ebenfalls dieses Verflechten beobachten konnte, ehe diese Fasern sich auf die Tochterkerne retrahirt haben.

Die merkwürdigste Angabe einer äquatorialen Differenzirung finde ich ferner in Flemming's Hauptwerk[13]) auf pag. 246 mit Fig. 46 auf Taf. III^b. Flemming zeichnet zwei Zellen, die schon mit Membranen umgebene Kerne im Knäuelstadium zeigen. Beide Zellen sind im Aequator vollständig von einander abgeschnürt bis auf ein kurzes von einer Zelle in die andere reichendes Bündel, welches die Zellkerne nicht erreicht. Dieses Bündel soll die Differenzirung sein und der Strasburger'schen Zellplatte entsprechen.

Ich muss gestehen, dass ebenso räthselhaft wie diese Deutung auch die Zeichnung selbst ist. Flemming beschreibt in einem früheren Stadium (Fig. 45, Taf. III^b) ebenfalls die Verbindungsfäden und lässt sie von Tochterkern zu Tochterkern ziehen mit dem Bemerken, dass dieselben blos schwach angedeutet wären. Die ganze übrige, sonst so scharf hervortretende Erscheinung des intermediären Bündels, wie es von Flemming selbst in späteren Arbeiten[23]) dargestellt wird, fehlt bis auf jene „Differenzirung im Aequator", deren Aussehen aber genau dem entspricht, was ich an von Pol zu Pol reichenden Intermediärbündeln gesehen habe. Sollte dies nicht das intermediäre Bündel selbst sein, dessen polare Enden nicht deutlich waren?

Auch diese angebliche Differenzirung glaube ich nicht auf Discontinuität der intermediären Fasern setzen zu müssen. Vollends bestätigen mich in dieser Ansicht die späteren Beobachtungen von Flemming[25]) selbst und die Befunde von v. Wiedersperg[25]) an Spermatoblasten. v. Wiedersperg

[25]) G. v. Wiedersperg, Beiträge zur Entwicklung der Samenfäden. Archiv f. mikr. Anatomie. XXV, 113 ff.

berichtet, dass, auch wenn der Zellkörper vollständig getheilt ist, die zwei neugebildeten Zellen noch durch eine Brücke von verschieden zahlreichen Fäden zusammenhängen, welche von Kern zu Kern reichen. Auch Pfitzner[16]) sagt von den intermediären Fasern, dass sich an ihnen keine Spur von Verdickungen oder irgendwelcher anderer äquatorialen Differenzirungen nachweisen lassen.

Es erhebt sich nun die Frage, ob diese intermediären Fasern von den früher beschriebenen verschieden seien und nur durch das Verschwinden jener, die über ihnen lagen, sichtbar geworden oder ob sie mit denselben identisch seien und nur durch Streckung derselben, durch Ausgleich der Winkel am Aequator, in diese Formirung überführt worden wären. Aus dem Bilde dieses Stadiums wird man nicht klug. Betrachtet man aber die achromatische Figur in dem Zustande, wie ihn die Fig. IX wiedergibt, so zeigt die Discontinuität der sichtbaren Faserpartien und besonders jene früher hervorgehobenen seitlichsten Partien, dass eine Ableitung der Intermediärfasern aus diesen peripheren Partien nicht zulässig erscheint. Diese sind demnach etwas Selbstständiges, sie haben eine andere Bedeutung als die übrigen.

Aber auch substantiell zeigen sich diese intermediären Fasern von den übrigen verschieden. Diese Fasern sind nämlich so stark lichtbrechend und scharf conturirt, dass sie selbst im Farbenbild hervortreten, wo die anderen absolut nicht zu sehen sind. Ferner bilden sie während der ganzen weiteren Vorgänge ein so abgeschiedenes, vollkommen scharf begrenztes Bündel, wie es die peripheren Fasern niemals waren. Sie existiren auch als solches fort, wenn die letzten Spuren der peripheren Fasern verschwunden sind.

Die Zelleinschnürung macht nämlich immer weitere Fortschritte, bis sie endlich das intermediäre Faserbündel erreicht.

Erst in diesem Momente ist dasselbe vollkommen klar und deutlich sichtbar, indem durch das Heranrücken der Furche die peripheren Fasern immer mehr verdrängt wurden und sich auf ihre Schleifen retrahirt haben. Die Furche dringt auch in das Intermediärbündel ein und hierin zeigt sich erst deutlich die Eigenthümlichkeit dieses Bündels gegenüber den peripheren Fasern.

Während jene mit dem Vordringen der Furche auseinandergewichen waren, bleiben diese bis zur vollständigen Durchschnürung zusammen vereint. Auch in das Intermediärbündel dringt die Furche asymmetrisch ein. Durch diese Einschnürung entsteht das schon von Pfitzner[16]) an Coelenteratenzellen beobachtete Achromatinbündel von doppelkegelförmiger Gestalt (Fig. XI). Auch Platner[19]), [20]) berichtet über eine Erscheinung, die vermuthlich auf die ungleichförmige Einschnürung und das Doppelkegelbündel zurückzuführen ist. Platner sagt nämlich, dass das Intermediärbündel stumpfwinkelig abgeknickt werde. Diese Knickung lässt sich aber sehr leicht im oben angegebenen Sinne deuten.

Die Doppelkegel sitzen mit voller Breite auf der Linie der chromatischen Schleifen auf. Die Basis ist so gross als die zugekehrte Fläche der Kernanlage — ich vermeide hier absichtlich den Ausdruck „Tochterkern", da ja noch wesentliche Theile des Kernes ausserhalb dieser Gruppe der Tochterschleifen liegen.

Ich muss hier eine Eigenthümlichkeit meines Objectes gegenüber allen oben citirten Angaben und beschriebenen Bildern hervorheben. Die Autoren zeichnen nämlich sämmtlich das Intermediärbündel als noch vorhanden, wenn die Kerne schon mit Membran umgeben sind und in das Knäuelstadium eingetreten sind. Flemming's[18]) früher besprochene Zeichnung, seine Zeichnungen und Beschreibungen in seinen Beobachtungen über Hodenepithelien[23]) Pfitzner's erwähnter Befund, La Valette St. George's[26]), Platner's und v. Wiedersperg's Befunde stimmen alle dahin überein, dass der Kern schon mit Membran umgeben sei, während das Intermediärbündel noch oblonge Form hat, oder auch schon zum Doppelkegel eingeschnürt ist.

Nichts kann widersprechender sein als meine Fig. XI. Hier ist von der Tochterknäuelform noch keine Spur vorhanden, die Schleifen sind noch sämmtlich scharf von einander geschieden, sie stehen gewiss noch in dem Stadium, welches Flemming[18]) mit dem Namen „Tochterstern" belegt.

---

[26]) La Valette St. George, Spermatologische Beiträge. Archiv f. mikr. Anatomie. XXVII.

Von einer Membran noch keine Andeutung, während es klar
, dass im nächsten Momente die vollständige Durchschnürung
s Intermediärbündels stattfinden muss.

Dies einstweilen nur zur Constatirung des Befundes. Später
rde ich in der Lage sein, die Kritik dieses Widerspruches
geben. Ich gehe weiter in der Betrachtung der Theilungs-
scheinungen.

Das doppelkegelförmige Bündel durchschnürt sich vollkommen
d die Zelltheilung ist vollzogen. Es folgen jetzt die Erscheinungen,
elche Zelle und Kern zur Ruhe führen. Von dem Momente der
urchschnürung ist das Achromatinbündel verschwunden. Aber
gleich mit seinem Verschwinden beginnen eigenthümliche Ver-
derungen an der Chromatingruppe sich zu entwickeln. Ich komme
er an den strittigsten Punkt im ganzen Verlaufe dieses so com-
licirten Zelltheilungsvorganges. Es stehen sich zwei Ansichten
d zwei Beobachtungen diametral gegenüber. Ich will hier nur
ie an Furchungskugeln gemachten Befunde betrachten und einst-
eilen von sonstigen Beobachtungen absehen. Rauber[10]), Jano-
ik[11]) und Strasburger[14]) stimmen hierin mit dem, was ich
ehe, überein. Diese Autoren beschreiben den Kern als aus
läschenartigen Gebilden zusammengesetzt. Rauber beschreibt
en Vorgang des Aufbaues des Tochterkerns ziemlich genau.
ach Rauber's Darstellung verhält sich dies an Furchungskugeln
es Keimes von Salmoniden auf folgende Weise.

Man sieht an Stelle einer Gruppe von Schleifen oder Körnern
ine Gruppe von Bläschen. Diese können zusammenhängen oder
on einander isolirt sein. Sie treten erst im Stadium der weit
useinandergerückten Kernplattenhälften auf.

Meine Beobachtungen bestätigen diesen Befund vollkommen,
ur möchte ich als Ergänzung und nähere Bestimmung hinzufügen,
ass diese globulären Formen beim Forellenkeim immer und überall
eim Uebergang zur Ruhe vorkommen, und dass sie immer erst
m Momente der vollkommenen Trennung der Tochterzellen, also
ach vollkommener Durchschnürung des intermediären Faserbündels
nd niemals früher auftreten (Fig. XII). Dem entgegen steht die
nsicht der grössten Autorität auf dem Gebiete thierischer Zell-
eilung, Flemming's, welcher das Passiren eines Tochterknäuels

für den einzigen Modus der Rückkehr zur Ruhe erachtet auch analoge Beobachtungen am Echinodermenei [6]) vorführt.

Flemming stellt alle vor ihm gemachten Befunde, die auf die Bläschenform beziehen als Kunstproducte, als an genügender Technik hervorgegangen hin. Dem habe ich, ob es für mich gewagt erscheinen mag, mich gegen einen so Forscher zu erklären, folgendes zu entgegnen.

Erstens haben Rauber und Janošik nach Fl ming diese Beobachtungen gemacht, also zu einer Zeit, w mikroskopische Technik, namentlich in Bezug auf indirecte l theilung, schon sehr entwickelt war. Dann haben sowohl früheren als auch die späteren Beobachter mit verschied Reagentien gearbeitet und doch denselben Befund gemacht. liesse sich freilich entgegnen, dass alle diese Reagentien demselben Fehler behaftet sein könnten. Ich muss abe widern, dass ich ein Reagens verwendet habe, welches F ming [13]) selbst für das beste Fixationsmittel hält. Ferner h auch die anderen Beobachter mit von Flemming anerka Reagentien behandelt.

Drittens und hauptsächlichst nimmt mich Folgendes fü Naturwahrheit meiner Bilder ein: Ich kann mir nämlich denken, dass ein und dasselbe Reagens, an ein und dems Objecte, bei ein und derselben Verwendungsweise für eine von Phasen immer und immer vollendete, schärfste Fixat der Chromatinschleifen, Fixationen von höchster Vollkomme für eine andere Phase jedoch ebenso sicher und ausnah schlechte, verunstaltete Kunstzustände hervorbringen soll. In Phasen, bis zur vollendeten Zweitheilung ist nicht eine Spu Quellung an den Schleifen zu sehen. Die zarten Fäden ersch überall schön und scharf; sogar in so dichten Gruppen, w nach Abschluss der Metakinese zu sehen sind, ist nicht eine e Verschmelzung oder Verquellung der Schleifen zu sehen und plötzlich sollte dasselbe Reagens so schlechte Resultate ; von einem bestimmten Augenblick an nur unnatürliche liefern? Ich kann dies nicht annehmen und begreifen, unter der Voraussetzung, dass in diesem Augenblicke im O chemische Veränderungen vor sich gehen, dass die Substan

daher auch die Reaction des Chromatins sich ändere. Von dieser Art der Veränderung habe ich in der ganzen Literatur noch nirgends etwas wie eine Vermuthung ausgesprochen gefunden. Ich würde mich durch eine derartige Supposition mit allen Forschern auf dem Gebiete der Zelltheilung entgegenstellen. Es ist dies auch natürlich! Der ganze Vorgang der Karyokinese spricht sich überall als decidirt morphologischer aus, so dass der Gedanke an chemische Metamorphosen, an Veränderungen der Substanz nicht aufkommen konnte. Auch mir hat von jeher die ganze Phänomenenreihe der indirecten Theilung als von speciell morphologischem Charakter imponirt. Auch die ganzen bis jetzt angestellten Beobachtungsreihen sämmtlicher Autoren zeigen nicht eine Thatsache, die nothwendig einer Deutung durch chemische Metamorphose unterliegen müsste. Ich sehe mich also veranlasst, für die Furchungskugeln des Forellenkeimes meine Beobachtung, als dem natürlichen Sachverhalte entsprechend, aufrecht zu erhalten.

Ich habe mich so eingehend mit diesem Punkte beschäftigt, weil ich durch ihn glaube die Behauptung stützen zu können, dass das ganze Achromatin bei meinen Zellen in die Tochterkerne übergehe und nicht, wie von vielen Seiten angenommen wird, jenes des intermediären Bündels ausgeschaltet wird. Ich behaupte nämlich, dass die globuläre Form durch Anlagerung des zu jeder Schleife gehörigen Achromatins an diese Schleife zustande kommt. Ich folgere dies aus folgenden Thatsachen:

Erstens: Die globuläre Form tritt erst beim Verschwinden des Achromatinbündels auf. Ich sagte beim Verschwinden, obwohl ich mit vollem Rechte „mit dem Verschwinden" sagen könnte. Denn der Zeitpunkt, in welchen diese beiden Veränderungen sich vollziehen, ist ein so eng begrenzter, dass der Causalnexus derselben sich aufdrängt. Ich habe nicht ein einziges Bild gesehen, in welchem das Intermediarbündel noch existirte, während am Kerne schon jene Gebilde aufgetreten waren. Umgekehrt habe ich niemals vollkommen abgeschnürte Zellen gesehen, in welchen diese globuläre Transformation nicht stattgefunden oder in welcher ich noch Spuren von achromatischer Substanz ausserhalb des Kernes wahrnehmen konnte.

Zweitens konnte ich die Umwandlung des Chromatins zu jenen erwähnten Gebilden in zwei verschiedenen Stadien beobachten. Ich habe Kerne gesehen, in welchen das Chromatin noch ziemlich scharf von angelagerter sehr stark lichtbrechender Substanz geschieden war. In späteren Stadien erst wird die Grenze undeutlicher. Nichtsdestoweniger konnte ich mich überzeugen, dass im ersten Falle Chromatin und Achromatin zusammen kugelige Gebilde darstellten, und dass es im zweiten Falle nicht zu einer Auflösung des Chromatins in dem Achromatin, sondern nur zu einer gleichmässigeren Vertheilung desselben komme.

Ich habe erwähnt, dass ich durch die Annahme des gänzlichen Uebergangs mit den Ansichten der übrigen Autoren in Widerspruch gerathe. Diese sondern sich in zwei Parteien. Die eine leugnet den Uebergang des Achromatins in die Tochterkerne gänzlich, die andere gibt ihn blos theilweise zu. Zur ersten Partei gehören Henneguy [8]) und La Valette St. George [26]). Henneguy spricht sich freilich nicht über das Schicksal der Spindelfasern aus, doch aus seinen Worten, dass der junge Kern sich nur aus Chromatin aufbaue, der Kernsaft (Achromatin?) aber erst allmälig hineindringe, lässt sich schliessen, dass Henneguy einen Uebergang der Spindelfasern in den Kern nicht annehme.

Umsomehr musste mich diese Angabe Henneguy's verwundern, als er den jungen Tochterkernen eine sehr grosse Lichtbrechung zuschreibt! Was soll denn wohl diese lichtbrechende Substanz sein? La Valette St. George lässt die Cytomikrosomen aus den Spindelfasern hervorgehen, mit anderen Worten, die Spindelfasern gehen in die Zellsubstanz über. (La Valette St. George, sowie Platner, auf dessen Angaben ich später einzugehen haben werde, unterscheiden die intermediären Fasern noch nicht von den übrigen, sondern sprechen kurzweg von Spindelfasern. Ich muss also ihre Angaben auf die gesammte achromatische Substanz beziehen.) Diesen erwähnten Ansichten steht Flemming [28]) entgegen, welcher ausdrücklich die „peripheren" Spindelfasern in den Kern, die „centralen" (intermediären) in die Zellsubstanz übergehen lässt. Hierzu stehe ich ferner durch Beobachtungen im Widerspruche, welche ich schon bei Beschreibung der Bilder hervorgehoben habe.

Die Autoren schliessen nämlich auf folgende Weise: Die Kernmembran ist schon ausgebildet, ein Theil der achromatischen Spindel liegt noch ausserhalb, daher können diese achromatischen Fasern nicht in den Kern aufgenommen werden und müssen ihre Metamorphosen ausserhalb desselben, im Zellprotoplasma, durchmachen. Ich schliesse umgekehrt: In meinen Objecten ist bei Durchschnürung des Intermediärbündels der Kern noch vollkommen offen, in der „Tochtersternform". Erst mit der Durchschnürung, mit dem Verschwinden desselben geht der Kern in eine abgeschlossene Form über. Ich halte daher dafür, dass auch das Intermediärbündel in den Kern aufgenommen wurde. Das wäre also ein fundamentaler Unterschied. Glücklicherweise glaube ich in Platner's[19]),[20]) Befunden die Brücke über diese Kluft gefunden zu haben. Platner lässt nämlich die achromatischen Fasern dem Nebenkerne der Hodenepithelien den Ursprung geben. Hiermit glaube ich erstens eine Beobachtung zu haben, die für meine Ansicht spricht. Der Nebenkern ist ja ein Kerngebilde, besteht aus Kernsubstanz und nimmt an der Kinese des Hauptkernes theil. Er ist gleichsam ein Theil des „Kernes" und mit dem Hauptkerne zusammen repräsentirt er uns das, was wir bei anderen Zellen den „Kern" nennen. Das Achromatin geht also nach Platner absolut nicht in das Cytoplasma über, sondern in seiner Totalität in den „Kern". Der Nebenkern ist ferner, so viel ich aus der Literatur entnehmen kann, eine Eigenthümlichkeit der Hodenzellen. Es scheint daher bei dieser Zellenart die Abspaltung eines Theiles der Kernsubstanz von dem Kerne charakteristisch zu sein. Flemming's[23]) und La Valette St. George's[26]) Befunde stammen aber ebenfalls von Hodenzellen, an welchen jedoch keine Nebenkerne vorkommen. Dagegen findet diesen beiden Beobachtern gemäss eine Abscheidung desjenigen Theiles der achromatischen Fasern statt, welcher nach Platner den Nebenkern bilden sollte.

Sollte nicht diese Abscheidung des Achromatins principiell mit der Bildung eines Nebenkerns identisch und die Auflösung im Protoplasma nur eine scheinbare sein? Unter dieser Voraussetzung wäre der Widerspruch meiner Beobachtung mit den Angaben jener Forscher gelöst. Und selbst wenn die Auflösung

wirklich stattfinden sollte, wäre ein allmäliger Uebergang von meinen Befunden zu den übrigen durch Platner's „elegante Lösung des Problems" — wie sich La Valette St. George äussert — gegeben.

Die peripheren Fasern haben sich radiär zu den Schleifen gestellt und sich auf dieselben zurückgezogen. Ebenso hat sich zu jeder Schleife ein Theil des Achromatins aus dem intermediären Bündel gesellt.

Diese drei geformten Substanzen haben sich vereinigt und so sind die globulären Formen entstanden. Von diesem Augenblicke an haben wir es erst mit wirklichen Tochterkernen zu thun, denn jetzt erst sind alle Substanzen des Kernes um den Pol vereinigt. Aber diese Substanzen bilden noch kein einheitliches Gebilde.

So viel Schleifen wir hatten, so viel Theilstücke des Kernes sind vorhanden. Ein jedes dieser Theilstücke enthält aber alle zum vollkommenen Kerne gehörigen Substanzen in dem gleichen Verhältniss wie ein vollkommener Kern in sich. Ich will diese Theilstücke daher mit dem Namen „Kernelemente" bezeichnen. Diese Kernelemente zeigen aber nichts, was man auf eine Kernmembran beziehen könnte. Die Kernelemente wachsen und vereinigen sich untereinander und geben so dem Kerne seinen Ursprung. Auch an diesem konnte ich keine achromatische Kernmembran wahrnehmen. Er bildet seiner Zusammensetzung aus einzelnen kugeligen Gebilden entsprechend, eine lappige, maulbeerartige Form aus (Fig. I). Dem Pole zugekehrt trägt er eine Einsenkung, äquatorialwärts eine Convexität. Der optische Querschnitt des Kernes in Seitenansicht ist gewöhnlich nierenförmig, manchmal jedoch ist die polare Delle so tief, dass beinahe hufeisenförmige Querschnitte entstehen. In allen Ansichten kann man seine Zusammensetzung aus den Kernelementen constatiren.

Diese documentirt sich noch in den spätesten Stadien der Entwicklung, sogar im Ruhestadium ist dieselbe erhalten. Auch ist die Ungleichheit zweier Kernseiten, der polaren und äquatorialen immer zu erkennen. Die polare Delle geht nämlich niemals ganz verloren. An sehr grossen Kernen lässt sie sich auch in polarer Ansicht erkennen, indem man bei hoher Einstellung einen Kranz von runden Kernlappen, bei tieferer jedoch nur einige

solche Gebilde im Centrum des Kranzes sich zeigen. Haben sich die Kernelemente vereinigt, so entwickelt sich das Chromatingerüst, doch ist an demselben eine stärkere Anhäufung von Chromatin an der Seite der Einsenkung zu bemerken. Es existiren also am Kerne hier thatsächlich, wie es Rabl[17]) hervorgehoben, zwei morphologisch ungleichwerthige, durch ihre Genese und Beziehungen zum Theilungspole in ihrer Ungleichheit bestimmte Kernseiten, die Polseite, nach dem Theilungspole zu gelegen, die Gegenpolseite nach der Theilungsebene gewendet. Es ist möglich, dass die Deutlichkeit dieses Gegensatzes bei den Kernen meines Objectes darauf zurückzuführen ist, dass die Theilungen sehr schnell auf einander folgen, so dass zu einer äusserlichen Verwischung der Ungleichheiten die Zeit gebricht.

Der Kern besitzt eine Axe, welche durch Pol und Gegenpol zieht. Da diese beiden Punkte jedoch ungleichwerthig sind, so ist die Axe eine heteropole. Aus der Genese des Kernes ist klar, dass die Kernelemente radiär orientirt sind. Aus ihrer Vereinigung entsteht der Kern. Da derselbe seine Gestalt nicht wesentlich verändert, so halte ich dafür, dass er auch im Ruhezustande radiär gebaut ist. Darin bestätigen mich die Auseinandersetzungen Rauber's, welcher die verschiedenen Kernformen auf radiären Typus zurückzuführen sucht, die Zeichnungen Flemming's von ruhenden Kernen in Hodenepithelien, sowie die schematischen Darstellungen Rabl's. Ich möchte den Kern daher als ein radiäres Gebilde mit einer heteropolen Axe auffassen.

Wir haben an jedem Kerne, somit auch an jeder Zelle, bestimmte Orientirungspunkte, um die Lage der Theilungsaxe und Theilungsebene der Mutterzelle, aus welcher die zu betrachtende Zelle hervorgegangen ist, bestimmen zu können.

Die Theilungsaxe lag jedenfalls in der Richtung der Kernaxe. Die Theilungsebene steht senkrecht auf der Theilungsaxe, mithin fällt sie senkrecht auf die Verlängerung der Kernaxe, auf Seite des Gegenpoles. Haben wir aber einmal die Lage der Theilungsaxe der Mutterzelle, die ich primäre Theilungsaxe nennen will, so können wir die Lage der neu auftretenden Theilungsaxe der secundären zu ihr bestimmen und hiermit zugleich das Verhältniss der aufeinanderfolgenden Theilungsebenen.

Die neuen Theilungspole sind ja schon zu einer Zeit angelegt, wo der Kern noch absolut keine Veränderungen zeigt. Die secundäre Theilungsaxe geht durch diese beiden Pole, die secundäre Theilungsebene steht senkrecht darauf. Kann ich die Lage der secundären Theilungsaxe zur primären fixiren, so ist hiermit auch die Lage der Theilungsebenen zu einander bestimmt. Ich habe nun eine bedeutende Zahl von Furchungskugeln darauf hin untersucht und habe folgendes interessante Resultat erhalten: Die Theilungspole legen sich niemals auf Pol- und Gegenpolseite, sondern immer an symmetrischen Punkten der Kernperipherie an, d. h. die Theilungsaxe einer sich theilenden Zelle fällt niemals mit der Kernaxe zusammen!

Die sich hieraus ergebenden Deductionen sind so interessant, dass ich sie an einem eigenen Schema erläutern will (Fig. XIV).

Nach dem oben über den Kern Gesagten kann ich denselben schematisch als halbkugelförmiges Gebilde darstellen. Die plane Seite entspricht dem Pole, dort ist die Einsenkung zu denken. Die convexe Seite ist der primären Theilungsebene zugewandt. Diese sei durch die Linie TT′ dargestellt. Im Kerne haben wir eine Axe PP′ mit ungleichen Polen. Durch diese Axe gehende Ebenen sind Symmetrieebenen des Kernes. Jede Ebene, die mit dieser Axe einen Winkel einschliesst, theilt den Kern asymmetrisch. Zwei symmetrische Punkte müssen also in einer solchen Lage stehen, dass sie von einer Symmetrieebene gleichweit entfernt sind; ferner müssen ihre Lothe auf die Symmetrieebene eine Gerade bilden. Es seien p. p′ zwei solche symmetrische Punkte, die Theilungspole. Die Gerade pp′ ist dann die secundäre Theilungsaxe. Diese steht also senkrecht auf der Symmetriebene SS′, also auch senkrecht auf PP′. Die secundäre Theilungsaxe steht also senkrecht auf der primären. Die secundäre Theilungsebene steht aber senkrecht auf der Theilungsaxe und halbirt die Theilungsaxe, wie man ja aus allen Seitenansichten der Sternformen ersehen kann. Sie geht also durch Pol und Gegenpol, durch die Kernaxe. Die Theilungsebene ist also eine Symmetrieebene und steht senkrecht auf der primären Theilungsebene, und wechselt

in den aufeinanderfolgenden Theilungen constant ihre Lage. O. Hertwig[7]) hat bei der Furchung des Froscheies gezeigt, dass die Lage der Theilungsebene stets so ist, dass auf beide Zellhälften gleiche Protoplasmamengen vertheilt werden, dass also organisches Gleichgewicht erzielt wird. Pfitzner[24]) stipulirt wegen der Längstheilung der Chromatinmikrosomen für die Tochterhälften des Kernes physiologische Gleichwerthigkeit, Homodynamität; hierzu gesellt sich nach obigem Befunde noch die morphologische Gleichwerthigkeit der beiden Kernhälften.

Die nächste interessante Folgerung aus dieser Thatsache ist folgende: Die Theilungsebene ist eine Symmetrieebene. Die Ungleichheit, d. h. Pol und Gegenpol, liegt nicht zu ihren Seiten, sondern die Asymmetrie kann nur in ihr selbst liegen. Der Aequator der Kernfigur ist in der Theilungsebene gelegen. Die dem Pole und Gegenpole entsprechenden Stellen liegen im Aequator; es gibt also im Aequator ungleichwerthige Punkte.

Scheinbar scheint im Aequator, also im Sterne, keine Asymmetrie vorhanden zu sein. Gesetzt den Fall, dass durch die Unordnung der Kernsubstanzen wirklich die Asymmetrie im Kerne ganz ausgeglichen worden wäre, so müssen wir doch eine organische Verbindung zwischen Zellkern und Zellsubstanz nothgedrungen annehmen. Diese nimmt dann ebenfalls an der Ungleichheit der Kernseiten Theil. Und an dieser können wir nicht diesen Ausgleich nachweisen. In der Zellsubstanz tritt denn auch deutlich die Asymmetrie hervor, indem die in der Aequatorialebene beginnende Einschnürung einseitig ansetzt. Uebrigens scheint die Asymmetrie in der Sternform doch nicht wirklich vollkommen ausgeglichen zu sein, da wir ja bei der Einschnürung des Intermediärbündels beobachten konnten, dass auch hier die Furche ungleich auftritt. In einer neueren Arbeit hat Pfitzner[27]) die continuirliche Selbstständigkeit des Kernes während der Theilung nachzuweisen versucht, welcher Ansicht sich auch Waldeyer[28]) angeschlossen hat. Auch Pfitzner sagt, dass die Theilung des Kernes durch

[27]) W. Pfitzner, Zur morphologischen Bedeutung des Zellkernes. Morpholog. Jahrb. XI, pag. 1 ff.

[28]) Waldeyer, Ueber Karyokinese. Archiv f. Anatomie und Physiologie. Physiolog. Abtheilung. Herausg. von Du Bois-Reymond. 1887, pag. 1 ff.

Einschnürung vor sich gehe und dass auch diese asymmetrisch sei. Im Aequator liegt also die Asymmetrie. Die Theilungsebene als Symmetrieebene vertheilt die ungleichwerthigen Theile gleichartig auf die Tochterzellen, was vollkommen unsere Vorstellungen von Zweck und Wesen der Karyokinese entspricht.

Zum Schlusse will ich noch die allgemeinen Theilungsverhältnisse an den Keimscheiben in Betracht ziehen. Ich habe an Serienschnitten einen guten Einblick in diese Verhältnisse gewinnen können. An Keimscheiben der früheren Stadien habe ich alle Kerne in Theilung gefunden; ich konnte nicht einen einzigen ruhenden Kern entdecken. An späteren Stadien nehmen die Theilungen progressiv im Verhältniss zu den ruhenden Kernen ab. Ich zähle an Querschnitten mit ungefähr 50 Furchungskugeln blos 4—6 karyokinetische Figuren und 2—3 Zellen, in denen die Theilungspole bereits angelegt waren. Die weitaus überwiegende Mehrzahl der Kerne befand sich im Ruhezustande.

Die jüngeren Keimscheiben zeigten mir alle Furchungskugeln in der gleichen Phase der Karyokinese. Eine Keimscheibe hatte alle Kerne im Stadium der Kernplatte, während die älteren alle nur denkbaren Phasen und Uebergänge erkennen liessen. Die erste Thatsache, so auffallend sie ist, ist doch leicht zu erklären. Da die Zellen noch nicht weit von ihrem gemeinsamen Ursprunge, dem ersten Furchungskerne entfernt sind und noch für alle Zellen die Verhältnisse ziemlich identische sind, so haben sie sich eben gleichzeitig getheilt. Daher stehen sie alle in derselben Phase. Im Einklange damit stehen zwei Beobachtungen die ich machen konnte. Die eine ist die schon erwähnte Thatsache, dass an späteren Stadien die meisten Kerne auch auf einer gleichen Stufe, im Ruhezustande zu treffen waren. Offenbar ist dieses auf zwei Momente zurückzuführen; erstens darauf, dass diese Phase länger dauert als die übrigen; zweitens, dass vom Beginne der Furchung bis zu diesem Zeitpunkt sich noch keine wesentlichen Differenzen in der Zeit des Theilungsbeginnes ergeben haben. Die zweite Beobachtung ist, dass ich an zellenreichen Keimscheiben gefunden habe, dass gewöhnlich, wo eine sich theilende Zelle zu treffen ist, auch in unmittelbarer Nachbarschaft eine zweite, in ganz demselben Stadium befindliche zu sehen ist. Die

Annahmen, dass man es hier mit Schwesterzellen zu thun habe, die sich wegen gleichen Alters und gleichen Wachsthumsbedingungen gleichzeitig theilen, liegt auf der Hand. Erst in mehreren Generationen können die Wachsthumsverhältnisse wegen der entfernten Lage der Zellen von einander, in einer Zellenfamilie so verschiedene werden, dass wir sie in verschiedenen Entwicklungsstadien antreffen.

Die grosse Anzahl der ruhenden Kerne, d. h. Kerne, welche keine Mitosen zeigen, erweckt anfänglich den Verdacht, dass neben der indirecten auch die directe Theilung vorkomme. Besonders gewinnt diese Frage an Bedeutung, wenn man die lappigen, oft zur Abschnürung hinneigenden Formen der Kerne sieht, oder wenn man auf eine Gruppe noch unvereinigter Kernelemente stösst. Ich kann jedoch auf das bestimmteste behaupten, dass eine directe Theilung nicht vorkomme. Ich habe die Kerne mehrerer Schnittreihen genau durchgeprüft und bin zu dem Resultate gekommen, dass wir es thatsächlich bei allen diesen Kernen mit wirklich ruhenden zu thun haben, die alle zu ihrer Zeit in mitotische Theilung übergegangen wären. Die Befremdlichkeit der Thatsache des Ueberwiegens einer bestimmten Phase verliert aber sehr viel, wenn man die bis jetzt gemachten Beobachtungen über Gewebsentwicklung und Regeneration damit zusammenhält. Ueberall finden wir dieses massenhafte Auftreten einer Phase gegenüber einer geringeren Zahl der anderen. Bald sieht man nichts als Mitosen, bald nichts als ruhende Kerne. An einer Stelle des Objectes gehäufte Theilungen, an einer andern keine Spur davon.

Diese Thatsache des „schubweisen Auftretens der Theilungen" haben Flemming[31]), [32]) und seine Schüler genügend oft constatirt. Auch bei meinen Objecten ist dieses schubweise Auftreten der Theilungen vorhanden und glaube ich es aus den Alters- und Lebensbedingungen ableiten zu dürfen. Auch die bei der entzündlichen Regeneration vorkommenden Theilungsschübe lassen sich von diesem Gesichtspunkte aus erklären, da ja alle Zellen des proliferirenden Gewebstheiles derselben Noxa

[31]) Flemming, Studien zur Regeneration der Gewebe. Archiv f. mikr. Anat. XXIV, pag. 50 ff.

[32]) Flemming, Studien zur Regeneration der Gewebe. Archiv f. mikr. Anat. XXIV, pag. 371 ff.

ausgesetzt gewesen sind und in derselben Weise darauf reagiren. Ich will hier noch eine Thatsache hinzufügen, die ich an Hodenzellen gemacht habe. An Querschnittreihen durch einen Hoden des Meerschweinchens konnte ich trotz der ungeheuren Zahl der Zellen blos zwei Phasen auffinden, ruhende Kerne von lappigem Bau und segmentirte Knäuel vor der Fadenlängsspaltung. Und zwar waren diese beiden Phasen sehr scharf von einander getrennt. In allen Schläuchen mit ruhenden Kernen konnte ich nicht eine einzige Mitose finden und umgekehrt. Auch hier haben wir es also mit Theilungsschüben zu thun. Vielleicht hängt bei letzterwähntem Objecte dieser Umstand mit der Brunst zusammen.

Ich trage also gar kein Bedenken, die directe Theilung an Furchungszellen vollkommen in Abrede zu stellen. Es bliebe mir nur noch eines zu besprechen übrig, nämlich die Theilung im Parablast. Ich kann mich hier nur auf eine Angabe von Rückert[33]) beziehen, die er in einem Aufsatze über die Bildung der Keimblätter bei den Selachiern macht. Rückert kündigt zwar eine Arbeit über die Karyokinese im Parablast an, allein ich konnte dieser Arbeit nicht habhaft werden und weiss auch nicht, ob sie wirklich erschienen ist oder nicht. Dasselbe gilt für eine diesbezügliche Voraussage Henneguy's.[8]) Ich selbst habe die Parablastkerne auf ihre Theilungserscheinungen geprüft und dabei keine Abweichung von dem Theilungsmodus der Furchungskerne gefunden. Rückert behauptet, dass die Parablastkerne sich auf directem und indirectem Wege theilen könnten. Doch auch hier kann ich die directe Theilung nicht annehmen. Auch für den Parablast gilt dasselbe, was ich für die Furchungskugeln behauptet habe, das schubweise Auftreten der Theilungen, und zwar gilt dies hier in noch stärkerem Masse als beim zelligen Theil der Keimscheibe.

Ich habe nämlich eine Schnittserie untersucht, wo unter einer sehr grossen Zahl von Parablastkernen auf keinem einzigen Schnitte auch nur eine Theilung zu finden war. Andererseits habe ich Serien gesehen, wo nur Mitosen und kein einziger ruhender Kern vorhanden waren. Ich glaube daher aus denselben Gründen, wie für den zelligen Theil der Keimscheibe, auch für die Parablast-

[33]) Rückert, Zur Keimblattbildung bei den Selachiern. München, Rieger, 1885.

kerne die directe Theilung ablehnen zu dürfen. Auf Stricker's [84]) Beobachtungen an Leukocyten ist hier besonders hinzuweisen, wo die directe Theilung unbestritten vorhanden ist. Viele der übrigen Angaben haben sich im Laufe der Zeit als nicht stichhältig erwiesen.

Die wesentlichsten Resultate dieser Arbeit sind:

1. Der Kern der Furchungszellen ist ein radiäres, einaxiges, heteropoles Gebilde.

2. Die Theilungspole werden sofort getrennt angelegt. Die Theilungsaxe steht senkrecht auf der Kernaxe. Die Theilungsebenen sind Symmetrieebenen. Die aufeinanderfolgenden Theilungsebenen, ebenso wie die Theilungsaxen, stehen aufeinander senkrecht.

3. Die Chromatingebilde sind wohl ausgebildete Schleifen. Ihre Zahl beträgt 24.

4. Die Kernspindel besteht aus zweierlei achromatischen Faserbündeln, die beide aus dem Kerne stammen. Beide Antheile gehen in die Tochterkerne über.

5. Die chromatischen Tochterschleifen bilden jede mit dem zugehörigen Achromatin Kernelemente aus, durch deren Vereinigung der Tochterkern entsteht.

6. Die directe Theilung kommt weder im zelligen noch im plasmodischen Theile der Keimscheibe vor. Die Theilungen treten schubweise auf.

Literatur-Verzeichniss.

Blochmann F., Ueber Entwicklung der Neretina fluviatilis. Zeitschr. f. wissenschaftliche Zoologie. XXXVI.

Bellonci, Intorno alla cariocinesi nella segmentazione del' Ovo di Axolotl. Atti della R. Acad. dei Lincei. XIX, Serie III, Jahrg. pag. 281.

Carnoy J. B., La cytodiérèse chez les Arthropodes. La cellule, recenil de cytologie et d'histologie général. Publié par J. B. Carnoy, G. Gilson et J. Denys. Lierre et Gand, 1885, T. I, Fasc. II, pag. 141—440.

Flemming W., Zellsubstanz, Zellkern und Zelltheilung. Leipzig 1882.

— Beiträge zur Kenntniss der Zelle und ihrer Lebenserscheinungen. I, II, III. Arch. f. mikr. Anat. 1878, 1880, 1881 (XX).

— Neue Beiträge zur Kenntniss der Zelle. Arch. f. mikr. Anat. XXIX, pag. 389.

— Studien zur Regeneration der Gewebe. I. Arch. f. mikr. Anat. XXIV, pag. 50 ff.

[84]) S. Stricker, Beobachtungen über die Entstehung des Zellkerns. Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wissensch. 1877, IV. Abth., LXXV.

Flemming W., Studien zur Regeneration der Gewebe. II. Arch. f. mikr. Anat. XXIV, pag. 371 ff.

Fol H., Récherches sur la fécondation et le commencement de l'hénogenie chez divers animaux. Memoires de la société de physiologie et d'histoires naturelles de Génève. 1879, XXVI.

Henneguy C., Divisions des cellules embryonaires chez les Vertébrés. Comptes rendus. 1882.

Hertwig O., Beiträge zur Kenntniss der Bildung, Befruchtung und Theilung des thierischen Eies. I, II, III. Morph. Jahrb. I, III, IV.

— Welchen Einfluss übt die Schwerkraft auf die Theilung der Zellen? Jena 1884.

Janošik, Partielle Furchung bei den Knochenfischen. Arch. f. mikr. Anat. XXIV, pag. 472.

La Valette St. George, Spermatologische Beiträge. IV. Arch. f. mikr. Anat. XXVII.

Mecznikoff E., Embryologie von Planaria polychroa. Zeitschr. f. wissensch. Zoologie. XXXVIII.

Pfitzner W., Ueber den feineren Bau der bei der Zelltheilung auftretenden fadenförmigen Differenzirung des Zellkerns. Morph. Jahrb. VII.

— Beiträge zur Lehre vom Bau des Zellkerns und seiner Theilungserscheinungen. Arch. f. mikr. Anat. XXII, pag. 616 ff.

— Zur morphologischen Bedeutung des Zellkerns. Morph. Jahrb. XI.

Platner, Zur Bildung der Geschlechtsproducte bei den Pulmonaten. I u. II. Arch. f. mikr. Anat. XXVI, pag. 343 ff. u. 399 ff.

— Ueber die Befruchtung von Arion empiricorum. Arch. f. mikr. Anat. XXVII, pag. 32 ff.

Rauber, Neue Grundlegungen zur Kenntniss der Zelle. Morph. Jahrb. 1882.

Rabl C., Ueber Zelltheilung. Morph. Jahrb. X.

Retzius, Studien über Zellentheilung. Biolog. Untersuchungen. Stockholm und Leipzig 1881.

Rückert, Zur Keimblattbildung bei den Selachiern. München 1885.

Schenk S. L., Entwicklungsvorgänge im Eichen von Serpula nach der künstlichen Befruchtung. Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wissensch. LXX, III. Abth., Wien 1874.

Scheider, Untersuchungen über Platyhelminthen. Jahrb. d. Oberhessischen Gesellschaft für Natur- u. Heilkunde. 1873.

Selenka E., Zoologische Untersuchungen. Leipzig 1878.

Strasburger, Zellbildung und Zelltheilung. Jena 1875.

— Die Controversen der indirecten Kerntheilung. Arch. f. mikr. Anat. XXIII.

— Ueber den Theilungsvorgang der Zellkerne und das Verhältniss der Kerntheilung zur Zelltheilung. Arch. f. mikr. Anat. 1881.

Stricker S., Beobachtungen über die Entstehung des Zellkerns. Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wissensch. III. Abth. Wien 1877.

Waldeyer, Ueber Karyokinese. Arch. f. Anat. u. Physiologie. Physiol. Abth. Herausgegeben von Du Bois-Reymond. 1887, pag. 1 ff.

Wiedersperg, Beiträge zur Entwicklung der Samenfäden. Arch. f. mikr. Anat. XXV, pag. 113.

Erklärung der Abbildungen.

Sämmtliche Zeichnungen sind bei Reichert's homog. Immersion $^1/_{20}$" und lar III, unter Abbé'scher Beleuchtung, gemacht.

Fig. 1. Ruhende Zelle. Maulbeerförmiger Kern.

Fig. 2. Die übereinanderliegenden Strahlungen in einer Zelle. Jede Strahlung bei verschiedener Einstellung gezeichnet (schematisch).

Fig. 3. Bipolare Anlage des Asters. Theilungspole. P = Kernpol.

Fig. 4. Knäuelstadium. Pf = Polfeld.

Fig. 5. Aequatorialstern von der Seite gesehen.

Fig. 6. Desgleichen in polarer und halbpolarer Ansicht. (Farbenbild des Beleuchtungsapparates.)

Fig. 7. Metakinesis. Aequatorialplatte Flemming's. (Farbenbild des Beleuchtungsapparates.)

Fig. 8. Metakinesis. Verengerung der Schleifen.

Fig. 9. Metakinesis. Retraction der peripheren Spindelfasern. pr = Periphere radiärgerichtete sich zurückziehende Spindelfasern.

Fig. 10. Sternform der Tochterkerne. Intermediärbündel.

Fig. 11. Sternform der Tochterkerne. Doppelkegelbündel.

Fig. 12. Abschnürung. Auftreten der Kernelemente.

Fig. 13. Junge Tochterzelle mit monocentrischer Strahlung.

Fig. 14. Schema der Theilungsrichtungen. P = Pol, P' = Gegenpol, pp' = = Theilungspole. TT' = primäre Theilungsebene, SS' = Symmetrieebene secundäre Theilungsebene.

Nachtrag.

Mit Hilfe eines mir zur Verfügung gestellten neuen Reichert-ıen Objectivs, war ich in der Lage an den Sternen der Fig. VI, wie an anderen Sternen, die Pfitzner'schen Körner zu sehen. ə haben vollkommene Kugelform, sind scharf voneinander schieden und durchwegs gleich gross. Ich schätze ihre Zahl einer Schleife auf ungefähr 20—30.

Wir berichtigen die unter der Ueberschrift dieser Abndlung befindliche Angabe, dass hiezu Tafel X gehöre, hin, dass die Tafeln IX und X hiezu bestimmt sind.

VII.

Ueber einige Verklebungen im Gebiete des Kehlkopfes des Embryos.

Von

Dr. Feruccio Putelli aus Venedig.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Am 17. November 1888 von der Redaction übernommen.)

Im Embryonalleben zeigen sich beim Wirbelthiere eine Reihe von normalen Vorgängen, welche im extraembryonalen Leben nur unter besonderen Verhältnissen auftreten. Von diesen Verschiedenheiten des Wachsthums will ich hier nur die Verklebungen berücksichtigen, welche normaler Weise im Embryonalleben vorkommen, und deren etwaige Ueberreste als angeborene Anomalien angesehen werden. Verklebungen unter normalen Bedingungen kommen an jenen Stellen regelmässig vor, wo sich mit Epithel überkleidete Gebilde berühren. Solche Stellen können gleich vom Anfang an derart gelagert sein, dass sich die berührenden Epithelialflächen vereinigen, bald darauf schwinden und die mesoblastische Unterlage der berührenden Stücke tritt mit einander in Verbindung und bildet ein gemeinsames Zusammenhängen des Ganzen. Ich erinnere hier an den Vorgang, wie er bei den Kiemenbögen höherer Wirbelthiere sich manifestirt, wo man das Schwinden der Zwischenkiemenspalten beobachtet, an denen man den ebengebildeten Process der Vereinigung der Kiemenbögen an Durchschnitten studirt. Bei diesem Processe sieht man in den späteren

tadien der Entwicklung keine, oder nur ausnahmsweise bei athologischen Bildungsvorgängen, von epithelialen Resten beleidete Stellen. Anomalien von angeborenen Verklebungen, welche ur in seltenen Fällen zu beobachten sind und deren Vorhandenein im Embryonalleben nicht zur Norm gehört, wollen wir hier icht näher erörtern, als solche sei beispielsweise an die theilreise Verklebung von grossen Schamlippen gedacht.

Die bisher bekannten epithelialen Verklebungen kommen egelmässig zu Stande durch eine Annäherung von mit Epithelien edeckten Oberflächen, besonders an jenen Stellen, wo eine Verehrung der Epithelzellen durch Bildung mehrerer über einnder liegenden Schichten vorkommt. Dort, wo nur etwa eine chichte von cylindrischen Epithelien sich bildet und bleibt, ist eines Wissens bisher keine vorübergehende epitheliale Verlebung während des Embryonallebens beobachtet worden. Zu en bisher bekannten epithelialen Verklebungen, welche regelässig auftreten, ist jene der Augenlider, deren Formation und uflösung vielfach in letzter Zeit studirt wurde. Bischoff[1]), rnold[2]), Ammon[3]), Donders[4]), Schweigger-Seidel[5]), ölliker[6]), Grefberg[7]).

Die Augenlider treten anfangs als schmale Leisten an der beren und unteren Circumferenz vor dem Augapfel auf, nähern sich neinander und verkleben, bevor es zur Ausbildung von Drüsen

[1]) Bischoff, Entwicklungsgeschichte der Säugethiere und des Menschen. eipzig 1842.

[2]) Arnold, Untersuchungen über das Auge des Menschen.

[3]) Ammon, Die Entwicklungsgeschichte des menschlichen Auges. Archiv ir Ophthalmologie. Herausgegeben von Arlt, Donders, Gräfe. Berlin 1858, V. Bd., I. Abth.

[4]) Donders, Untersuchungen über die Entwicklung und den Wechsel der ilien. Archiv f. Ophthalmologie. Herausgegeben von Arlt, Donders und räfe. IV. Bd., pag. 280.

[5]) Schweigger-Seidel, Archiv f. path. Anatomie u. Physiol. u. f. lin. Med. Herausgegeben von Virchow. Bd. XXXVII, pag. 228.

[6]) Kölliker, Entwicklungsgeschichte der Menschen und höheren Thiere. [. Hälfte, pag. 699.

[7]) Grefberg, Zur Lehre über die Entwicklung der Meibom'schen rüsen. Mittheilungen aus dem embryologischen Institute der k. k. Universität i Wien. 1881, II. Bd., 2. Heft, pag. 105.

und Haaren am Lidrande kommt. Interessant ist die Versc
heit der Verklebung am äusseren Ohre, auf welche U
tschitsch[1]) besonders näher einging, und wobei er nach
konnte, dass die Verklebung, beziehungsweise der Ort, v
selbe stattfindet, auch in einem gewissen Zusammenhan
der künftigen Formation des äusseren Ohres theilweise i
bindung steht und mancher Rasse eigenthümlich ist. Di
schiedenartigen anderen Vorkommnisse dieser Art übergeh
wie die am Präputium u. s. w., und schreiten an die Be
bung ähnlicher Vorgänge, wie sie im Kehlkopfe vorkomme

Die Verklebung des Kehlkopfes in den ersten Period
Embryonallebens wurde zuerst von Roth[2]) constatirt. D
gebnisse seiner Studien sind folgende: Die Verklebung des
kopfes ist eine primäre, der Aditus ad laryngem, so au
Larynx ist bereits in der ersten Anlage verklebt. Die Verkle
masse ist eine epitheliale, theilweise aus den Elementen des äu
Keimblattes, theilweise aus den Elementen des Darmdrüsen
gebildet. Die Verkittungsmasse kann man als den Rest jener
betrachten, welche die epitheliale Scheidewand zwischen V
darm und Mundrachenbucht bildeten. Die Verklebung besc
sich nicht allein auf den Aditus ad laryngem, sondern
Tiefe hinunter ragt bis sie unterhalb des Gebietes der Stimmb
Kölliker bestätigte die Verklebung im Gebiete des Kehl

Gegen die Ansicht Roth's, dass diese Verklebung ni
eine secundäre, sondern als eine primäre und als Rest d
sprünglichen Trennungswand zwischen Mundhöhle und Vor
zu betrachten sei, bemerkt Kölliker[3]), dass diese Scheid
oder die Rachenhaut bei Sängern am Schädel dicht hint
Hypophysistasche und ventral am ersten Kiemenbogen erh

[1]) Urbantschitsch, Das Lumen des äusseren Gehörganges
bryonen und Neugeborenen. Mittheilungen aus dem embryologischen Insti
k. k. Universität in Wien. 1878, II. Heft, pag. 131.

[2]) Roth, Der Kehldeckel und die Stimmritze im Embryo, nebst
Bemerkungen über die Entwicklung der Schleimdrüsen. Mittheilungen
embryologischen Institute der k. k. Universität in Wien. 1878, I
pag. 145 u. f.

[3]) Kölliker, Entwicklungsgeschichte des Menschen und der
Thiere. 1879, pag. 868.

vor der Anlage der Schilddrüse ihre Lage hat und somit schon gegen die Kiemenspalten ganz dem Vorderdarme angehört.

Bei dem Studium über Entwicklungsvorgänge am Kehlkopf der Sänger ergaben sich ausser der angeführten epithelialen Verklebung von Roth noch eine ganze Reihe von solchen als Verklebung zusammenhängenden Epithelien an mehreren Stellen. Ist im Kehlkopfe das wahre und falsche Stimmband bereits angelegt, und der Sinus Morgagni bei den Thieren, welche einen solchen besitzen, durch seine Vertiefung an Frontalschnitten kenntlich, so zeigt sich alsbald, dass im Gebiete der tiefsten Stellen der Tasche die Epithelien sich stark vermehren, so dass eine Verdickung derselben deutlich hervortritt.

Zu meiner Untersuchung verwendete ich Embryonen vom Hunde, bei denen die Morgagni'sche Tasche ziemlich gut ausgebildet ist. Die Körperlänge der Embryonen betrug zwischen 11 und 14 Cm. Sie wurden in passender Weise durch verdünnte Chromsäure gehärtet und dann in der bekannten Weise in Frontalschnitte zerlegt. Es fiel mir in erster Linie auf, dass in der Tiefe der Morgagni'schen Tasche, wie aus den Schnitten ersichtlich war, die Epithellagen, welche ziemlich verdickt sind und mit einander derart zusammenhängen, dass eine Trennungscontour zwischen demselben nicht sichtbar war. Wenn auch die Verklebung nicht auf die ganze Oberfläche der Wandungen der Morgagni'schen Tasche auszudehnen war, so zeigt es sich doch deutlich genug, dass ein grosser Theil des innersten Abschnittes an dieser Verklebung participirte.

In vorgerückteren Stadien wurden zuweilen Reste mehr im vorderen und hinteren Abschnitte im Sinus Morgagni beobachtet, wo die Wände in der Tiefe noch theilweise zusammenhängen. Die Verklebung, wie sie auch hier vorliegt, kann nicht als eine Folge der ersten von Roth beschriebenen angesehen werden, da es sich zeigte, dass die Verklebung im Gebiete des Kehlkopfes noch vor der Ausbildung der Morgagni'schen Tasche und der Stimmbänder vollständig aufgehoben wurde. Dieselbe ist demnach höchst wahrscheinlich erst dadurch zu Stande gekommen, dass die mit Epithel überzogenen Wandungen der Morgagni'schen Tasche mit einander in Berührung kamen und verklebten. Die

Wandungen von einander gelockert und freigehalten werde

Dass die Verklebungen in der Weise entstehen, wie i
Vorstellung über die Verklebung in der Morgagni'schen T
gewonnen habe, geht aus den Beobachtungen hervor, welc
an der Ausbildung des Kehldeckels beobachten konnte. Der
deckel ist beim Embryo stets in mehr verticaler Stellung
beim Erlangen einer gewissen Grösse ist derselbe unter
schwachen Winkel zur Ebene, die durch den Aditus ad lar
in frontaler Richtung gelegt ist, geneigt. Wenn der Kehl
diese Stellung erlangt hat, so ist demselben die Gelegenhe
boten, mit einigen umgebenden Oberflächen der Schleimhä
Berührung zu kommen. Da wahrscheinlich diese Stellung de
längere Zeit persistirt, so ist auch die Gelegenheit vorhande
an den Berührungsstellen zwischen der Schleimhaut der Ep
mit der Umgebung eine epitheliale Verklebung möglich wi
solche fand ich eine Verklebung in dem sogenannten Sinus
epiglot. inf. Sie tritt gleichzeitig mit der Verklebung in de
gagni'schen Tasche auf. Es scheint also während dieser Z
Entwicklung der Kehldeckel in seiner Stellung längere Z
persistiren, was auf die nicht ausgebildete Action der Mus
für die Bewegung des Kehldeckels zurückzuführen ist. Be
jenigen Thieren, welche keinen Sinus Morgagni besitzen,
allerdings von einer Verklebung desselben, respective einer

wand die Buchtung, welche zwischen den Schleimhäuten gebildet werden, durch die oberflächlich abgerissenen Epithellagen ausgefüllt werden. Durch eine solche Ausfüllung von Zellen ist die Bucht scheinbar verklebt. Jedoch konnte ich mich überzeugen, dass man mit Leichtigkeit an Kehlköpfen von ungefähr 90 Cm. langen Rindsembryonen mit dem Finger bei freiem Auge aus den seitlichen Buchten zwischen Kehlkopf und Pharynx die gehäuften Massen von Epithelien auf der Schleimhautoberfläche wegwischen konnte. Solche Epithelialanhäufungen in den Buchten sind gewöhnlich nicht auf so lange Strecken an der Schleimhautoberfläche ausgebreitet, wie dies bei den beschriebenen Verklebungen zu beobachten war. Von allen diesen Verklebungen, welche ich auf Schnitten am gehärteten Präparate zur Beobachtung bekam, bin ich wohl nicht in der Lage, über die Festigkeit des Zusammenhanges der Schleimhautfläche eine Darstellung zu geben, indem ich über den Widerstand, welchen solche Verklebungen bei einer Trennung bieten, keine Versuche wegen der Kleinheit der Objecte anstellen konnte. Bedenkt man aber, dass die verschiedenartigen Manipulationen, welche mit solch kleinen Objecten durchgemacht werden, bald geeignet sein können, lockere Verbindungen zu trennen, so scheint es, dass ein relativ grösserer Widerstand nothwendig sein muss, um die von mir angeführten Verklebungen am Kehlkopfe zu trennen.

VIII.

Methode zur Herstellung von Serienschnitten von in Celloidin eingebetteten Stücken.

Von

Dr. Ignazio Dionisio aus Turin.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

(Am 21. December 1888 von der Redaction übernommen.)

Einen wesentlichen Fortschritt in der Technik zur Herstellung mikroskopischer Präparate, welche zur Kenntniss der topographischen Verhältnisse der untersuchten Objecte wesentlich beitragen, bilden die Methoden zur Bereitung von Serienschnitten. Dieselben wurden vorzugsweise an Untersuchungsobjecten geübt, welche mit Paraffin eingebettet wurden und in der bekannten Weise auf den Objectträger hergerichtet, mit verschiedenen Medien angeklebt. Die Lage der Präparate war dadurch fixirt und wenn durch die Anwendung passender Reagentien zur Weiterbehandlung die Schnitte in ihrer Lage verbleiben konnten, erreichte man das Resultat, über in Serien geordnete Präparate verfügen zn können. Diese Methode ging von der zoologischen Station Dohrn's in Neapel aus und erlitt bei ihrer weiteren Verbreitung eine Reihe von passenden Modificationen, welche dem Geübten genügend bekannt sind. Nun trat an die Stelle des Paraffins als Einbettungsmasse das Celloidin. Mit dieser Aenderung in der Technik, welche manche Vortheile bietet, wurde mehrfach die Bereitung von Serienschnitten versucht.

Eine Reihe von Schwierigkeiten, welche sich hier in den Weg stellten, veranlassten es, dass die Durchführung derselben nicht leicht verallgemeinert werden konnte. Wenn man auch das Präparat in toto färbte, so war dies doch nur bei kleineren Objecten gut möglich, während die grösseren nur nach längerer Zeit oder zuweilen auch gar nicht durchgefärbt werden konnten, so man die Celloidinmethode in Anwendung bringen wollte.

Das Uebertragen der Durchschnitte, wie sie aufeinander folgen in nebeneinanderliegende Gefässe mit den bezüglichen Flüssigkeiten einzeln, wie man sie vom Messer bekam, ist begreiflicher Weise umständlich und nicht ohne Schwierigkeiten und Zeitverlust durchzuführen. Die Nothwendigkeit zur Feststellung einer Methode die Bereitung von Präparaten, welche die Serienschnitte enthalten, sowohl für histologische als auch für embryologische Zwecke verwendbar zu machen, stellte sich bald heraus; und dies umsomehr, als man hierbei auch Rücksicht nehmen musste, mehrere Färbungen miteinander zu vereinen, oder bestimmte Entfärbungen an den Präparaten durchzuführen. Die Berücksichtigung der theilweise erwähnten und zum guten Theile der hier nicht erwähnten Schwierigkeiten, veranlasste schon früher manche Autoren, einige Methoden anzugeben, welche bei der Herstellung von Schnittpräparaten in Serien verwendbar wurden. Um aus in Celloidin eingebetteten Stücken Serienpräparate herzustellen, gab in jüngster Zeit Apathy[1]) eine Methode an, welche wohl zu einem guten Resultate führte, jedoch aber an einen beträchtlichen Grad von Fertigkeit des Präparators appellirt. Die Schnitte, wie sie aufeinander folgen, werden zuerst in Oel auf Papier aufgehangen, von dem Papier auf einen Objectträger übertragen, wo sie durch das Umlegen des Papiers mit den Präparaten auf die Glasfläche in umgekehrter Richtung zu liegen kommen und durch die Entfernung des Oels mit Papierbauschen bei einem schwachen Druck auf die Präparate werden dieselben auf der Glasplatte fixirt und können so eingeschlossen werden. Fällt bei dieser Procedur das eine oder das andere Präparat weg, so kann man es nachträglich in die Serie an den entsprechenden Platz eintragen. Es muss hier er-

[1]) Apathy, Mittheilungen der zool. Station in Neapel, 1888.

wähnt werden, dass diese Methode gut durchführbar ist, jedoch die Geschicklichkeit des Präparators kann ihr erst in vollem Masse zur Würdigung verhelfen.

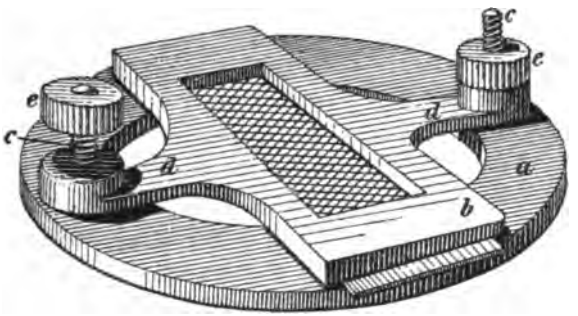
Die übrigen Methoden gehen nicht weit von der ursprünglichen Art, Serienschnitte zu bereiten, ab und beschränken sich nur darauf, dass man die einzelnen Schnitte geordnet in der schonendsten Weise nebeneinander aufträgt.

Der Methode, welche ich hier zu empfehlen versuche, liegt folgender einfacher Versuch zugrunde. Bringt man die Schnitte in irgend einer beliebigen Anzahl auf einen Objectträger und legt, statt selbe auf dem Objectträger anzukleben, über dieselben ein Sieb aus Metall oder aus einem Glasgewebe und sorgt dafür, dass das Siebgeflecht passend über den Präparaten befestigt wird, so kann man mit diesen die verschiedensten Proceduren, welche zur Herstellung der Serienpräparate nothwendig sind, durchmachen, ohne dass den Präparaten irgend was geschieht, noch werden dieselben aus ihrer ursprünglichen Lage auf dem Objectträger verschoben. Die Maschenräume des Siebgeflechtes können entsprechend der Grösse der Präparate gewählt werden. Damit wird erreicht, dass die Präparate fixirt werden und durch die Maschenräume nicht durchfallen können. Die Metallsiebe in entsprechende Stücke geschnitten, welche ich bisher verwendete, waren verzinnt und dürfte es sich zweckmässiger gestalten, dieselben vernickelt zu wählen. Um eine passende Form zu haben, die Präparate geordnet zu erhalten und dieselben in die verschiedenen Lösungen zu bringen, machte ich mir eine Vorrichtung in folgender Form:

Mein Apparat (Fig. 1) besteht aus einem metallenen Kreisringe (*a*), über dem ein viereckiger Rahmen (*b*) zu liegen kommt. Der untere Kreisring trägt zwei solide Säulen, an deren oberem Ende Schraubentouren (*c*) angebracht sind. Der obere Rahmen besitzt seitlich zwei Arme (*d*), welche an ihrem Ende so durchbohrt sind, dass sie über die Säulen (*c*) des unteren Kreises passend gehoben werden können. Diese beiden Säulen des unteren Kreisringes müssen hoch genug sein, um zum Fassen des Apparates beim Gebrauche zu dienen. Es werden nun die Schnitte, sobald sie vom Messer genommen, in passende Reihen auf den Objectträger gebracht. Hierauf wird das gewählte siebartige Gefüge aus Metall

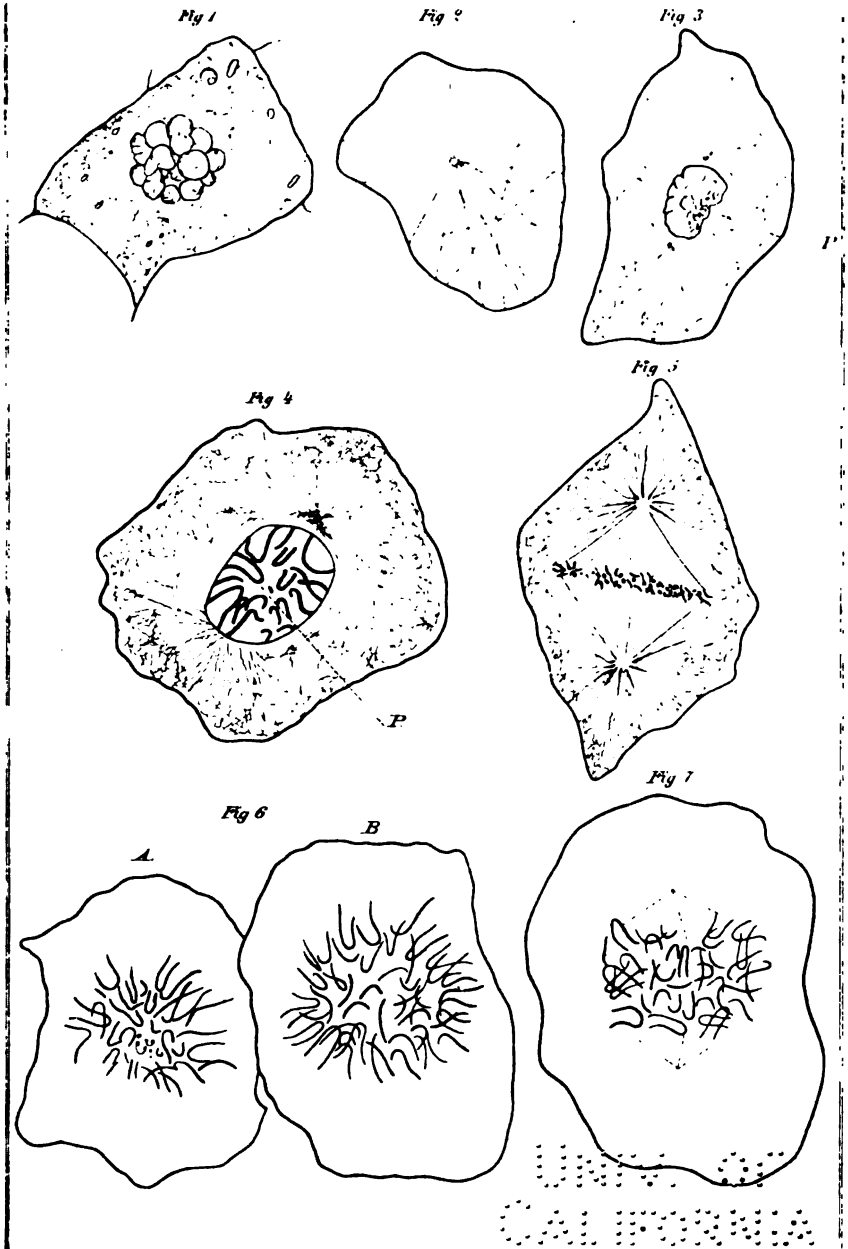
durch schwachen Eindruck mit dem Daumen auf der Mitte desselben hohl gebogen. Die Convexität des Siebes kommt über die Präparate, Objectträger sammt Sieb und Präparaten werden zwischen den Kreisring und den Rahmen gebracht, welche mittelst der Schraubenringe (*c*) so gestellt sind, dass sie durch eine durch das Centrum des Kreisringe gedachte Achse nicht gedreht werden können. Damit aber eine jede Verschiebung des Kreisringes und des Rahmens von einander nach oben verhindert werde, sind die erwähnten zwei Ringe mit Schraubenmuttern an den Säulen des ersten Kreisringes anzubringen und so lange nach abwärts zu drehen, bis die beiden einander zugekehrten Flächen des Kreis-

Fig. 1.



ringes und des Rahmens den Objectträger mit seinem Siebe befestigen.

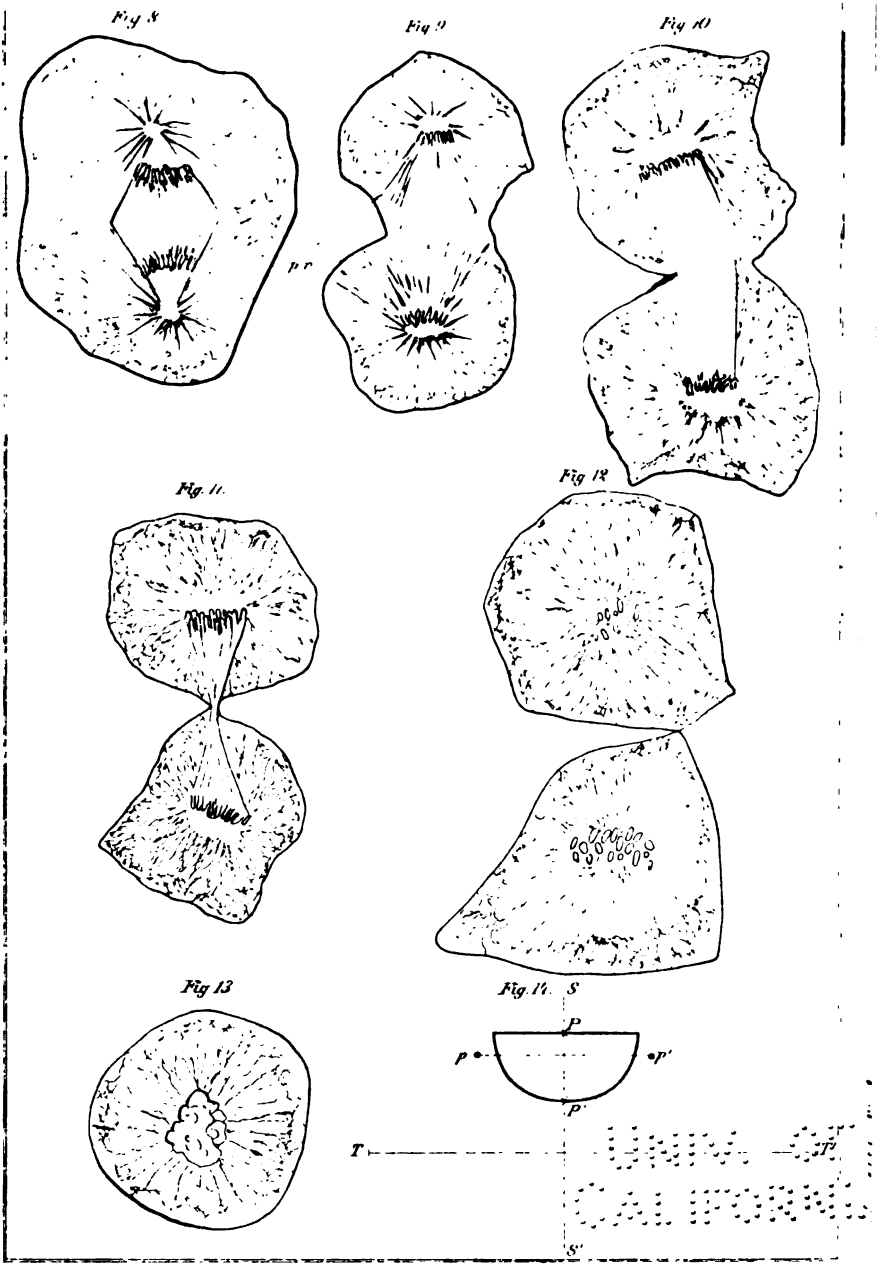
Will man zur gleichen Zeit eine grössere Anzahl von Serienpräparaten herstellen, so kann man zwischen den Kreisring und Rahmen passend andere Rähmchen von gleicher Grösse einschieben und zwischen dieselben Objectträger mit Serienpräparaten vom Gitter bedeckt, einfügen; oder man wählt noch überdies mehrere Apparate und ist dadurch in der Lage, eine grössere Zahl von Serienpräparaten gleichzeitig anzufertigen. Die so geordneten Präparate können alle Proceduren durchmachen, welche bei der Färbung und Herrichtung von Präparaten durchgeführt werden. Nur ist zu beachten, dass diejenigen Reagentien nicht angewendet werden können, welche das Metall unserer Vorrichtung anzugreifen im



Emil Schwarz, embryonale Zelltheilung

Verlag von Alfred Hölder k.k Hof u Universitäts Buchhändler in Wien.

UNIV. OF
CALIFORNIA



Emil Schwarz, embryonale Zelltheilung

Emil Schwarz ad nat. del

Verlag von Alfred Hölder k.k.Hof u.Universitäts Buchhändler in Wien.

Fig. 1

Fig. 2

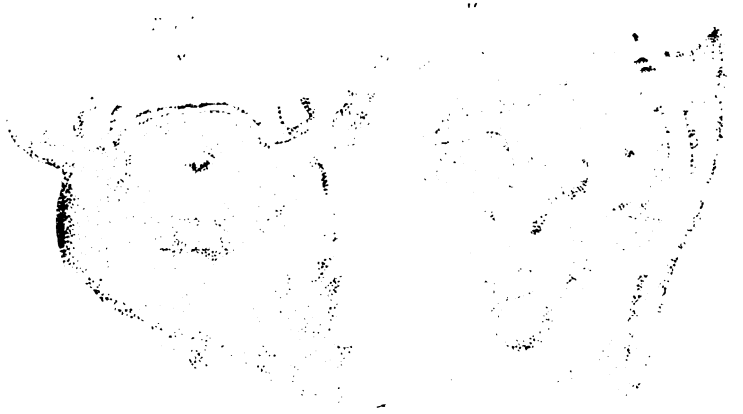
Fig. 3

Fig. 4

UNIV
CALIF

UNIV OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA



Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, Rothenthurmstrasse 15.

In Kürze erscheinen aus der

SAMMLUNG MEDICINISCHER SCHRIFTEN

herausgegeben von der

Redaction der Wiener klinischen Wochenschrift:

Heft 1: **Orthopädie der Hüftgelenkscontracturen und Ankylosen**, von **Dr. Adolf Lorenz**, Docent für Chirurgie an der Universität in Wien. Mit 9 Illustrationen. Preis circa M. 1.80 ord.

Heft 2: **Beiträge zur Therapie und Casuistik der Uterusrupturen** von **Dr. Ludw. Piskaček**, Universitäts-Docent in Wien. Preis circa M. 1.20 ord.

Wiener klinische Wochenschrift

unter ständiger Mitwirkung der Herren Professoren Drs.

E. Albert, G. Braun, A. Breisky, V. R. v. Ebner, S. Exner, E. Fleischl v. Marxow, M. Gruber, E. R. v. Hofmann, O. Kahler, Th. Meynert, S. Stricker, C. Toldt, A. Vogl, H. Widerhofer, E. Zuckerkandl,

begründet von weiland Hofrath Prof. **H. v. BAMBERGER**,

herausgegeben von

Theodor Billroth, Carl Braun R. v. Fernwald, Ernst Fuchs, Hans Kundrat, Ernst Ludwig und L. R. v. Schrötter.

Organ der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien.

Redigirt von **Dr. Gustav Riehl.**

Jahrgang 1889. — II. Band.

Die „Wiener klinische Wochenschrift" erscheint jeden Donnerstag im Umfange von mindestens zwei Bogen Grossquart. Abonnementspreis: Jährlich M. 20.—, mit dem Beiblatte „Das österreichische Sanitätswesen" M. 24.—

Das österreichische Sanitätswesen.

Organ für die Publicationen des k. k. obersten Sanitätsrathes.

Redigirt von **Dr. J. Daimer**, Schriftführer des obersten Sanitätsrathes.

Diese Wochenschrift ist zunächst für Bezirks-, Gemeinde-, Gerichts- und Polizeiärzte, dann aber auch für die ärztlichen Kreise überhaupt von grösster Wichtigkeit, da in derselben alle auf die öffentliche Sanitätspflege bezüglichen Gesetze und Verordnungen bekannt gemacht, ausserdem Original-Arbeiten und Referate, welche sich auf gerichtliche Medicin, Hygiene, Sanitätswesen etc. beziehen, sowie auch statistische Morbiditäts- und Mortalitätsnachweise erscheinen werden.

Die Zeitschrift erscheint sowohl als Beiblatt zur „Wiener klinischen Wochenschrift", als auch selbständig für sich.

Der Preis der „Wiener klinischen Wochenschrift" **mit Beiblatt** ist ganzjährig M. 24.—, halbjährig M. 12.—, vierteljährig M. 6.—, **ohne Beiblatt** ganzjährig M. 20.—, halbjährig M. 10.—, vierteljährig M. 5.

Das Abonnement des Beiblattes für Nichtabnehmer der „Wiener klinischen Wochenschrift" beträgt ganzjährig M. 10.—, halbjährig M. 5.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler,
Wien, Rothenthurmstrasse 15.

Druck von Gottlieb Gistel & Comp. in Wien

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

EMBRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

VON

DR. S. L. SCHENK,
K. K. UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN WIEN.

HEFT 1890.
(DER GANZEN REIHE 11. HEFT, DER ZWEITEN FOLGE 4. HEFT.)

MIT 3 TAFELN.

WIEN, 1890.
ALFRED HÖLDER,
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER,
I., ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Printed in Austria

Verlag von **Alfred Hölder**, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien, I., Rothenthurmstrasse 15.

Mittheilungen
aus dem
Embryologischen Institute der k. k. Universität Wien.

Von
Dr. S. L. Schenk,
k. k. Universitäts-Professor in Wien.

Heft 1887. (Der ganzen Reihe 9. Heft, der zweiten Folge 2. Heft.)

Mit 7 Tafeln. — Preis 9 Mark.

INHALT:

I. Ueber den Einfluss des Lichtes und der Wärme auf die Retina des Frosches. Von Dr. **Giuseppe Gradenigo** jun.
II. Beitrag zur Lehre über die Entwicklungsgeschichte der Patella. Von Dr. **Julius Kaczander.** (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
III. Ueber die Beziehungen des Medullarrohres zu den Primitivstreifen. Von Dr. **Julius Kaczander.** (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
IV. Ueber die Bedeutung der Riech- und Epithelialzellen der Regio olfactoria. Von Dr. **Em. Kaufmann** in Prag. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
V. Ueber ringförmige Leisten in der Cutis des äusseren Gehörganges. Von Dr. **Em. Kaufmann** in Prag. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
VI. Hämoglobinbestimmungen am Mutterthiere mittelst des v. Fleischlschen Hämometers während der Brutzeit. Von Dr. **Heinrich Morgenstern,** prakt. Arzt in Währing. (Aus dem k. k. Institute für Embryologie in Wien.)
VII. Zur Lehre über die Reife der Eier. Von Dr. **Antonio Carini** aus Palermo (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
VIII. Beitrag zur Lehre über die Veränderungen der Nervenendigungen während des Entzündungsprocesses. Von Dr. **Michael Grossmann** in Wien. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
IX. Die embryonale Anlage des Mittelohres: die morphologische Bedeutung der Gehörknöchelchen. Von Dr. **G. Gradenigo** aus Padua. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

Heft 1888. (Der ganzen Reihe 10. Heft, der zweiten Folge 3. Heft.)

Mit 5 Tafeln. — Preis 5 Mark.

INHALT:

I. Das Eiweiss der Kiebitzeier als Nährboden für Mikroorganismen. Von Dottore **Domenico Dal Pozzo** aus Faënza (Italien).
II. Beitrag zur Lehre über die Biologie der Mikroorganismen. Von Dr. **Giuseppe Strazza** aus Monza (Italien).
III. Zur Lehre über die Entwicklung der Kehlkopfmuskeln. Von **G. Strazza** aus Monza.
IV. Ueber das Verhalten der Zellen der Riechschleimhaut bei Hühnerembryonen früher Stadien. Von Dr. **Ferruccio Putelli** aus Venedig.
V. Ueber embryonale Zelltheilung. Von **Emil Schwarz**, cand. med.
VI. Ueber einige Verklebungen im Gebiete des Kehlkopfes des Embryos. Von Dr. **Ferruccio Putelli** aus Venedig.
VII. Methode zur Herstellung von Serienschnitten von in Celloidin eingebetteten Stücken. Von Dr. **Ignazio Dionisio** aus Turin.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien, I., Rothenthurmstrasse 15.

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

EMBRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

Von

Dr. S. L. SCHENK,

K. K. UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN WIEN.

HEFT 1890.

(DER GANZEN REIHE 11. HEFT, DER ZWEITEN FOLGE 4. HEFT.)

MIT 3 TAFELN.

WIEN, 1890.

ALFRED HÖLDER,

K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER,

I., ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Inhalt.

Seite

I. *Ein Bacillus mit brauner Verfärbung der Gelatine.* Von Dagobert Scheibenzuber aus Dayton (Ohio) 1

II. *Ein neues Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Bacillus cholerae asiaticae Koch und dem von Finkler und Prior entdeckten Bacillus.* Von Oskar v. Hovorka und Ferdinand Winkler, Candidaten der Medicin 10

III. *Ueber die Membrana propria des Trommelfelles.* Von Dr. E. Draispul aus St. Petersburg 15

IV. *Ueber Reinculturen der Gonococcen.* Von stud. med. Hermann v. Schrötter und stud. med. Ferdinand Winkler 29

V. *Zur Eleïdinfrage.* Von stud. med. Ferdinand Winkler und stud. med. Hermann v. Schrötter 35

VI. *Beitrag zur Lehre über die Formation des Hammer-Ambossgelenkes.* Dr. E. Draispul aus St. Petersburg 47

VII. *Beitrag zur Pathologie der Coryza.* Von stud. med. Hermann v. Schrötter und stud. med. Ferdinand Winkler 56

VIII. *Ein neuer, grünen Farbstoff entwickelnder Bacillus.* Von stud. med. Ferdinand Winkler und stud. med. Hermann v. Schrötter . . . 60

IX. *Ueber die Einwirkung von Mikroorganismen auf den Hühnerembryo.* Von stud. med. M. Lederer 66

X. *Zur Frage nach den Ursachen, welche die Zahl der Conceptionen beim Menschen in gewissen Monaten des Jahres regelmässig steigern.* Von B. Rosenstadt 75

Alle Rechte vorbehalten.

I.

Ein Bacillus mit brauner Verfärbung der Gelatine.

Von

Dagobert Scheibenzuber aus **Dayton** (Ohio).

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

In Eiern, welche nach Schwefelwasserstoff riechen, befindet ich eine Reihe von Mikroorganismen, deren Ursprung theils aus er Luft, theils aus anderen umgebenden Medien der Eier herrührt. s bleibt immer eine auffallende Erscheinung, welche bisher noch icht ganz klargestellt ist, dass bei manchen Eiern der Vögel die ikroorganismen die Eischale und Schalenhaut durchwandern, wähend dieselben in den Eiern normal nie vorkommen. Ich erinnere ier an die Untersuchungen Dal Pozzo's, welcher mit der grössten enauigkeit und Sorgfalt das Eiweiss der Kibitzeier untersuchte, hne in denselben, wenn die Eier normal waren, irgend welche puren von Mikroorganismen gefunden zu haben. Es war dies eradezu ein Anhaltspunkt, um das Eiweiss des Kibitzeies wegen iner hohen Durchsichtigkeit nach der Gerinnung, auf Veranlassung es Herrn Prof. Schenk als Nährboden zu empfehlen. Es scheint ohl die Beschaffenheit der Eischale nicht bei allen Eiern die leiche zu sein, weshalb die Permeabilität für die Mikroorganismen ei den einen höher als bei den anderen ist. Die verschiedensten occen und Bacterien, welche in der Luft enthalten sind, findet an in den faulen Hühnereiern vor, ferner können in denselben von nderweitigen umgebenden Körpern, die beim Transporte der Eier

zum Schutze verwendet werden, wohl die verschiedensten Mikrococcen und Bacillen in dieselben gelangen. Einer der auffallendsten und nahezu constant vorkommenden Bacillen ist der des grünen Eiters. Nach Schrank[1]) soll auch der als Proteus vulgaris bezeichnete leicht gekrümmte Bacillus vorkommen, welcher überhaupt in faulenden Lösungen organischer Substanzen nach Hauser, Fraenkel[2]) vorhanden ist. Es sind aber die Untersuchungen von Schrank bezüglich der Beschreibung der Eigenthümlichkeiten dieses Mikroorganismus so lückenhaft, dass man nicht mit aller Sicherheit daraus entnehmen könnte, ob wir es hier mit dem Proteus vulgaris zu thun haben. Ohne diesmal näher darauf einzugehen, welche verschiedensten Mikroorganismen in den Eiern angetroffen werden, will ich hier nur hervorheben, dass es mir gelungen ist, die Untersuchung einer Art von Stäbchenformen zuzuwenden, welche durch eine Reihe näher zu beschreibender Eigenthümlichkeiten die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. Dieselben sind, soweit ich mich in der vorhandenen Literatur, die mir zur Verfügung stand, umsehen konnte, bisher nicht näher beschrieben worden.

Wegen seiner Eigenthümlichkeit, mit der er sich bei der Cultur im Reagensglase präsentirt, will ich ihn als den Bacillus mit dem braunen Hofe bezeichnen. Ich habe denselben bisher nur in den faulen, nach Schwefelwasserstoff riechenden Eiern vorgefunden. Nicht in allen von mir untersuchten faulen Eiern kam derselbe zum Vorschein, jedoch ist die Zahl der Eier eine ziemlich beträchtliche im Verhältnisse zu denen, welche der Untersuchung unterzogen wurden. Die Eier waren vorwiegend Herbst- und Wintereier und nicht denjenigen entnommen, welche in Kalk aufbewahrt worden sind. Im frischen Zustande beobachtet, zeigen die Stäbchen aus ihren Reinculturen eine sehr lebhafte Bewegung; sie gehören zu den kurzen Stäbchen, welche nur selten zu einzelnen Fäden, jedoch immer sehr kurz vereinigt sind. Dieselben wurden auf der Platte durch Verdünnungsculturen isolirt erhalten. Die einzelnen Inseln sind denjenigen des Bacillus fluorescens sehr ähnlich.

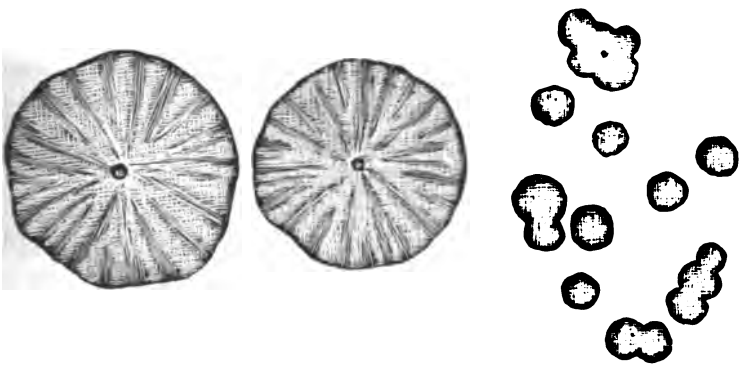
---

[1]) Schrank, Medizinische Jahrbücher. Wien 1888.

[2]) Fraenkel, Grundriss der Bacterienkunde. 2. Aufl., Berlin 1887.

an bekommt auf der Plattencultur der Gelatine Colonien in Gestalt von kleinen bräunlichen Klümpchen, welche am Rande deutlich abgerundet erscheinen. Neben diesen finden sich häufig constant solche Inseln, welche diese kleinen bräunlichen Klümpchen auch mit einem zwei- bis dreimal breiteren, helleren Hofe umgeben, als dem Durchmesser der braunen Inseln entspricht; in letzteren Inseln sind die braunen klumpigen Colonien viel kleiner als da, wo dieselben ohne kragenähnlichen Hof zu treffen sind. Eine Verflüssigung der Gelatine im Gebiete dieser Inseln findet nicht statt. Wenn wir die Eigenthümlichkeiten dieser Inseln mit denen des im Wasser vorkommenden Bacillus fluorescens, welcher

Fig. 1.



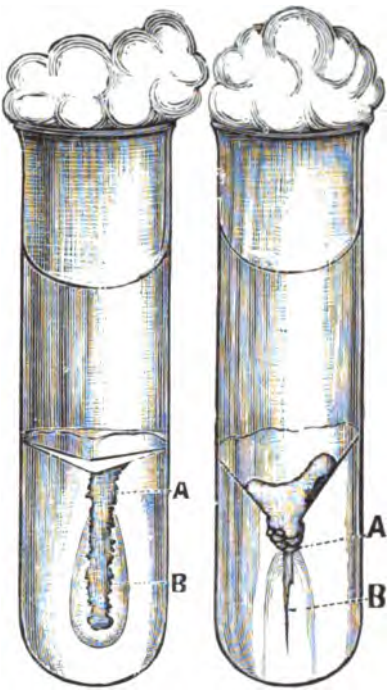
die Gelatine nicht verflüssigt, vergleichen, so finden wir, dass derselbe viel Aehnlichkeit mit dem von uns beschriebenen Mikroorganismus hat, soweit es sich auf die Formen der Inseln auf der Platte bezieht. Jedoch ist in unserem Falle die rundliche centrale Insel mit dem umgebenden Saume, als auch die Inseln, welche noch keinen Saum tragen, bei dem Bacillus fluorescens heller, mehr in's Gelbe geneigt, während im reinen Bacillus die Farbe der umschriebenen Colonien in's Dunkelbraune neigt und übergeht (Fig. 1). Durch die dunkle Farbe einerseits, durch den hellen umgebenden kragenartigen Saum anderseits ist dieser Bacillus auf seinen Colonien auf der Platte bald zu finden.

Gehen wir nun zur Cultur im Reagensglase über, so zeigt sich hier die merkwürdige Eigenschaft dieses Mikroorganismus, einen

braunen Farbstoff zu liefern, der, auf die Gelatine in ähnlicher Weise übertragen wie der Bacillus fluorescens, mit seinem herrlich leuchtenden fluorescirenden Farbstoff die Gelatine in der Proberöhre durchdringt. Nur dass während der fluorescirende Bacillus ohne deutliche Grenze vom Impfstiche in die Gelatine sich ausbreitet, beobachtet man an dem Bacillus mit dem braunen Hofe, dass die braune Verfärbung der Gelatine immer in dem Momente des Beginnens ihres Auftretens stets um den Impfstich herum begrenzt erscheint. Ist der Impfstich einige Tage, acht bis zehn Tage alt, so lässt sich schon genügend feststellen, dass in demselben keine Verflüssigung der Gelatine statthat. Der Impfstich zeigt vielmehr, dass eine schwache Ausbreitung der Cultur auf der Oberfläche der Gelatine zu sehen ist, während in der Tiefe von dem Impfstiche aus kurze sprossenartige Aestchen hervorgetrieben werden, an denen kleine rundliche Auftreibungen deutlich hervortreten. Durch diese Art des Wachsthums bekommt der Impfstich in der Tiefe das Aussehen eines sägezähneähnlichen Randes, im Profile mit mehr weniger abgerundeten oder verflachten Zähnen. Der Farbstoff zeigt sich als mehr weniger bräunliche Verfärbung in der Stichcolonie und tritt auch als bräunliche Verfärbung in der umgebenden Gelatine auf. Das Auftreten der Farbe ist, wie wir andeuteten, eine in der Gelatine begrenzte. In ihrer Formausbildung ist sie sackartig um den Impfstich herumgelegen, wobei die Convexität des Sackes nach unten und die Oeffnung desselben nach oben an den Impfstich reicht. Der letztere Theil ist constant schmäler als der untere. Die Begrenzung dieser braunen Verfärbung der Gelatine um den Impfstich ist in der Form mit einer Harnblase eines kleineren Thieres zu vergleichen, wo die verengte Stelle des Urethralansatzes gegen die Oberfläche des Impfstiches zieht, bis wohin die vollständige Verfärbung der Gelatine reicht. Das Auftreten desselben zeigt sich gewöhnlich derart, dass die Verfärbung zunächst um das untere Ende des Stiches als schwacher, bräunlicher, halbkugelförmiger Anhang auftritt, von hier aus, unter allmäliger Erweiterung des Umfanges sich nach oben erstreckt, so dass die jüngste Verfärbung der Gelatine unmittelbar unter die Oberfläche derselben zu liegen kommt. Zuweilen ist das erste Auftreten in einem in der Mitte befindlichen Durchschnitte der

ıltur zu sehen, von wo aus es sich zunächst nach abwärts und rst allmälig nach oben erstreckt. Durch die charakteristische chaft dieses Bacillus, beim Impfstiche einen braunen Hof n Impfstich zu bilden, wie ich ihn soeben geschildert habe, ch mich veranlasst, denselben mit dem oben angegebenen . (Bacillus mit dem braunen Hof) zu bezeichnen. Um r eine Vorstellung von dem braunen Hofe um die Stichcultur ıöglichen, habe ich zwei ungen derselben in Fig. 2 entworfen, welche, soweit ı auf die Stichcultur be- naturgetreu abgebildet n Fig. 2 sieht man in *A* ichcultur eines jüngeren ns mit den seitlichen am che befindlichen sägezähn- . Auswüchsen. In *B* ist enze der um den Impf- efindlichen braunen Ver- g angedeutet, die in ihrer Ausdehnung glatt con- um den Impfstich er- . Jedoch ist in dieser ldeten Cultur die Verfär- als in einem jüngeren n ihrer Bildung, auf die e untere Hälfte des Impf- beschränkt. In Fig. 3 ist tere Cultur im Reagens- abgebildet, wobei die Gelatine bereits durch Verlust ıssergehalt an ihrer oberen Fläche mässig eingezogen nt. Die braune Verfärbung in der Umgebung der Stichcultur as breiter und ragt bis an die tiefste Stelle der Einziehung Oberfläche der Gelatine. Bei dem Fortsetzen der Culturen ı sich nach einer Zeit von ungefähr drei bis vier Monaten, m Impfstiche alle Erscheinungen, wie wir sie oben schil- constant auftreten, nur ist die Verfärbung der Gelatine um

Fig. 2. Fig. 3.



den Impfstich bedeutend schwächer geworden, so dass m Stelle bei genauer Betrachtung auf einer weissen Unterlage im fallenden Lichte gleichsam nur als einen schwachen Umri Schattens von der Verfärbung noch zu sehen bekommt. In n Fällen tritt selbst nach wochenlanger Beobachtung zule Spur der Verfärbung im Hofe zurück und bleibt nur die Ersc an der Stichcultur. Die Reinculturen der Inseln auf de zeigen die Formen der ersten Reincultur.

Nachdem wir die Eigenschaften unseres fraglichen organismus auf der Gelatine näher prüften, so sahen veranlasst, denselben auch weiter auf sein Verhalten auf Nährböden zu untersuchen. Auf Kartoffeln scheint dieser vom Stichpunkte aus sich gleichmässig zu verbreiten. B man die Oberfläche der Kartoff mit einem braunen Belege bede den Culturen späterer Stadien hervorzuheben, dass die braun blässer wurde, im Uebrigen ab das Verhalten so ziemlich gleich. zeigt dieser Mikroorganismus ke tere Erscheinung, als dass er der Oberfläche von dem Impfst verbreitet und die ganze schie fläche überzieht, bis er an älte turen in die Agarmasse eingreift und dieselbe mehr wenige braun verfärbt.

Fig. 4.

Wir haben die weiteren Eigenschaften dieses Bac prüft und in erster Linie darauf Rücksicht genommen, selbe welche infectiöse Eigenschaften besitzt, wenn wir cutan injiciren.

Das Ergebniss der Versuche an weissen Mäusen negatives. Die Wundränder der Haut vereinigten sich per und nach wochen- und monatelanger Zeit blieben die normal. Berücksichtigen wir die Erscheinungen, welche wi angeführt haben, so ergibt sich daraus, dass die Verfärbun Umgebung der Stichcultur in der Gelatine als eine der c ristischen Eigenschaften für diesen Bacillus gilt. Er erinne

Verfärbung der Gelatine durch den Bacillus fluorescens, dem er bis auf die braune Farbe nahesteht. Beide Arten treffen in den faulen Eiern nebeneinander auf und müssen durch Plattenculturen isolirt werden.

R. Wittmann[1]) hat im Schmutze der Nägel des Menschen Mikroorganismen nachgewiesen, welche verschiedene Farben erzeugten, bei denen auch eine Art vorkommt, welche einen braunen Farbstoff zeigt.

Eine Reihe von Autoren beschrieben zumeist Bacillen, welche gelbe, braune und andere Farbstoffe bieten, wenn sie in Culturen isolirt werden. Es sei hier nur in Kürze auf die einzelnen Autoren hingewiesen.

Galtier[2]) fand bei kranken Schweinen einen Bacillus, welcher zuerst grüngelb ist und später braun verfärbt und die Gelatine verflüssigt.

A. Billet[3]) sah in alten Macerationen von Laminarien einen die Gelatine orangengelb verfärbenden Bacillus.

Dr. Fischer[4]) fand in seinen Untersuchungen des Wassers und der Erde des Kieler Hafens nebst dem Bacillus phosphorescens manche andere Mikroorganismen, welche die Gelatine fluorescirend machen und beschreibt einen ovalen, stäbchenförmigen, der die Cultur schwefelgelb verfärbt. Die Umgebung wird braunroth.

Dr. O. Bujwid[5]) weist im Hagel verschiedene fluorescirende, die Gelatine verflüssigende Bacillen nach.

---

[1]) R. Wittmann, Untersuchungen von Fingernägelschmutz auf Mikroorganismen. Virchow's Archiv. Bd. CXIII, pag. 203.

[2]) Galtier, Sur un microbe pathogène chromoaromatique. Comptes rendus de l'Académie des sciences de Paris. 1888, Tome CVI, pag. 1368 bis 1370.

[3]) A. Billet, Sur le cycle evolutif d'une novelle Bacteriacée chromogène et marine. Bak. Balbianii. Comptes rendus des séances de l'Académie des sciences de Paris. 1888, Tome CVII, pag. 423 ff.

[4]) Dr. Fischer berichtet über Bacterienwachsthum bei 0°C., sowie über das Photographiren von Culturen leuchtender Bacterien in ihrem eigenen Lichte. Physiologischer Verein zu Kiel. Sitzung vom 28. Mai 1888.

[5]) Dr. O. Bujwid in Warschau, 9. Dec. 1887.

A. Lesage[1]) fand bei Kindern, die an Diarrhoe erkrankt waren, einen grün fluorescirenden Bacillus.

Mace[2]) traf im Brunnenwasser einen violett färbenden, die Gelatine verflüssigenden Bacillus und Hajek[3]) den grün färbenden, nach ihm genannten Bacillus foetidus Ozaenae im Secrete von Ozaenafällen.

Allen Smith[4]) bekam im Flusswasser einen Bacillus, der die Gelatine viel intensiver violett färbt als der Bacillus violaceus. Ferner züchtete C. Franke[5]) den Carcinombacillus, welcher auf Kartoffeln einen rostbraunen Belag bildet und Demme[6]) fand in Pusteln bei Erythemen einen Bacillus, der auf Kartoffeln dunkelgelb wird. Endlich fanden Strassmann und Strecker[7]) bei der Leichenfäulniss Bacillen, die gelbe und braune Farbstoffe liefern.

Ein Mikroorganismus, der von Mace[8]) beschrieben wurde und unter dem Namen Cladothrix dichotoma bekannt wurde, ist hier noch anzuführen, weil er in mancher Beziehung bei den Culturen unserem fraglichen Mikroorganismus nahe steht. Sein Vorkommen ist im süssen und stagnirenden Wasser. Während der von mir beschriebene Bacillus die Gelatine nicht verflüssigt, zeichnet sich der von Mace beschriebene geradezu durch seine Fähigkeit, die Gelatine zu verflüssigen, aus.

---

[1]) A. Lesage, De la Diarrhée verte des enfants du premier age. Académie de Médecine, séance du 25 Oct. 1887. Le Bulletin médical. 26 Oct. 1887.

[2]) Mace, Sur quelques bacteries des eaux de boisson. Annales d'hygiène publique et de médecine légale. 1887, Tome XVII, Nr. 4.

[3]) Hajek, Ueber Ozaena. Vortrag in der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien. Originalbericht der Münch. med. Wochenschrift.

[4]) Allen Smith, A new chromogenic bacillus (Bacillus coeruleus). Med. News. 1888, Vol. II, Nr. 27, pag. 758.

[5]) C. Franke, Ueber Aetiologie und Diagnose von Sarcom und Carcinom. Münch. med. Wochenschrift. 1888, Nr. 4.

[6]) Demme, Zur Kenntniss der schweren Erytheme und der acuten multiplen Hautgangrän. Fortschritte der Medicin. 1888, Bd. VI, Nr. 7.

[7]) Strassmann und Strecker, Bacterien bei der Leichenfäulniss. Zeitschrift für Medicinalbeamte. 1888, Nr. 3.

[8]) Mace, Sur les caractères des cultures de Cladothrix dichotoma (Cohn). Comptes rendus de l'Académie des sciences de Paris. 1888, Tome CVI, pag. 1622 ff.

Erklärung der Abbildungen.

Fig. 1 zeigt die Inseln auf der Platte bei sehr schwacher Vergrösserung und zwei grössere Inseln mit der centralen kleinen Insel und dem Hofe, welcher radiär gestreift ist.

Fig. 2 eine jüngere und

Fig. 3 eine ältere Cultur, wobei die Gelatine schon trichterförmig eingezogen ist; *A* der Impfstich, *B* die Grenze der braunen Verfärbung.

Fig. 4 die kurzen beiderseits zugespitzten Bacillen. (Oc. III. Oelimmersion $^1/_{20}$ Reichert.)

II.

Ein neues Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Bacillus cholerae asiaticae Koch und dem von Finkler und Prior entdeckten Bacillus.

Von

Oskar v. Hovorka und **Ferdinand Winkler**, Candidaten der Medicin.

(Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

Die wichtigsten Entdeckungen, die auf dem Gebiete der Bacteriologie in den letzten Jahren gemacht wurden, verdanken wir der richtigen Wahl der Nährböden, und bei jeder Vermehrung derselben lässt sich erwarten, dass unsere Wissenschaft daraus neue Vortheile werde ziehen können. Ursprünglich verwendete man offenbar nur jene Materialien zur Züchtung, auf denen man die Bacterien auch in der Natur vorkommen sah; dann lernte man die Eigenschaften kennen, welche einen Boden als culturbegünstigend erscheinen liessen; man untersuchte Temperatur und Reaction und stellte Regeln für die richtige Bereitung der Nährböden auf; in den letzten Jahren hat sich endlich das Bestreben geltend gemacht, die Präparationsweisen zu vereinfachen und Materialien zu wählen, die leicht zu beschaffen waren.

Unter den verschiedenen festen Nährböden, welche zu bacteriologischen Untersuchungen verwendet werden, wie Gelatine, Agar-Agar, Blutserum, Hühnereiweiss, Kibitzeiweiss, Kartoffeln etc.,

scheint bald die eine, bald die andere dieser Nährmassen für die verschiedenen Versuche, sowie auch für die verschiedenen Arten von Mikroorganismen von verschiedenem Werthe. Die Vortheile eines jeden Nährbodens sind bereits von berufeneren Forschern auseinandergesetzt worden; wir wollen aus der Zahl diesbezüglicher Arbeiten nur die von Tarchanoff, Kolessnikoff, Rosenthal und Schulz, Marie Raskin, Domenico Dal Pozzo als Untersuchungen der letzten Jahre erwähnen.[1])

Der letztgenannte Forscher empfahl auf Veranlassung des Herrn Prof. Dr. S. L. Schenk das Kibitzeiweiss als Nährmasse. In der ersten der oben angeführten Arbeiten hat nämlich Tarchanoff auf den Unterschied aufmerksam gemacht, der zwischen dem Eiereiweiss der Nesthocker und der Nestflüchter besteht; bei den ersteren bleibt das Eiweiss, von Tarchanoff als Tataeiweiss bezeichnet, auch ohne jeden fremden Zusatz klar und durchsichtig, während bei den letzteren das Eiweiss undurchsichtig wird; als Repräsentanten der Tataeier führt Tarchanoff das Eiereiweiss der Kornkrähe an; Prof. Schenk zieht die Eier von Vanellus cristatus vor, wohl deshalb, weil bei uns, wie überhaupt in Mitteleuropa, die Kibitzeier wegen ihres vorzüglichen Geschmackes viel leichter im Handel zu haben sind, als Eier anderer Nesthocker.

Das Kibitzeiweiss scheint alle Hauptbedingungen eines guten Nährbodens zu besitzen, so z. B. die nöthige Menge von Salzen und Albuminat und im geronnenen Zustande einen hohen Grad von Durchsichtigkeit, sowie eine genügende Consistenz. Ausserdem beweisen die Versuche Dal Pozzo's, dass es so ziemlich frei von Mikroorganismen sei, was der Impermeabilität der Eischale und der Schalenhaut zuzuschreiben ist.

---

[1]) Tarchanoff, Pflüger's Archiv. XXXIII, 303, Ueber die Verschiedenheit des Eiweisses etc.; XXXIX, 476, Ueber Hühnereier mit durchsichtigem Eiweiss; XXXIX, 485, Verschiedenheiten zwischen dem Eiereiweiss der Nesthocker und Nestflüchter. — Tarchanoff und Kolessnikoff, Biolog. Centralblatt. VIII. Bd., Nr. 1, pag. 19: Ueber die Anwendung des Alkalialbuminats für bacteriologische Züchtung. — Rosenthal und Schulz, Biolog. Centralblatt. VIII. Bd., Nr. 10, pag. 307. — Marie Raskin, Biolog. Centralblatt. VIII. Bd., Nr. 15, pag. 462: Zur Züchtung der pathogenen Mikroorganismen. — Dr. Dal Pozzo, Mittheil. aus d. embryolog. Institute 1889: Das Eiweiss der Kibitzeier als Nährboden für Mikroorganismen.

Wir verwendeten das Eiweiss der sorgfältig gereinigten Eier theils ohne jeden Zusatz, theils mit destillirtem Wasser verdünnt; es wurde in Reagensröhrchen, die nach Art von Agar-Agar-Eprouvetten schräg aufgestellt waren, bei einer Temperatur von etwa 90° zum Erstarren gebracht und an drei aufeinander folgenden Tagen durch je 20 Minuten bei einer Temperatur von 60—70° im Koch'schen Dampfapparat sterilisirt; nach diesem Process war es klar oder schwach opalescirend, aber stets durchsichtig.

Unsere Impfungen wurden sämmtlich auf die Weise ausgeführt, dass wir von Reinculturen auf Gelatine die Bacillen mit der Platinnadel auf unser Eiweiss übertrugen; wir cultivirten von Saprophyten den Micrococcus prodigiosus, Bacillus ramosus, Bacillus cinabareum, Rosabacillus, Spirillum rubrum (Esmarch), weisse, rothe und schwarze Hefe, von den pathogenen den Bacillus des Anthrax, sowie Cholera asiatica und den Bacillus Finkler-Prior.

Es zeigte sich im Allgemeinen, dass auf dem Kibitzeiweiss die Verflüssigung später eintritt, als auf anderen Nährböden, sowie dass die Pigment bildenden Mikroorganismen, wie Micrococcus prodig., Spirillum rubrum, Rosabacillus und die Hefe ihre Färbung deutlich zum Ausdruck bringen. Zur Charakterisirung des Nährbodens theilen wir vorläufig nur unsere Beobachtungen über den Micrococcus prodig. und Bac. ramosus mit, da der eigentliche Zweck dieser Mittheilung die Darlegung des verschiedenen Wachsthums des Bacillus chol. asiat. Koch und des Bac. Finkler-Prior ist.

Der Micrococcus prodigiosus bildet schon am zweiten Tage in der Ausdehnung des Impfstrichs einen prachtvoll rothen, unter schwacher Vergrösserung punktförmig aussehenden Rasen. Am vierten Tage zeigt sich eine Verflüssigung, indem das flüssig gewordene Eiweiss, welches durch das aufgenommene und mit dem Condensationswasser verdünnte Pigment nun blassrosa tingirt erscheint, von der schiefen Fläche herunterfliesst. Es sammelt sich am Boden des Reagensröhrchens an, während das übrige, noch fest gebliebene Eiweiss an Klarheit und Durchsichtigkeit gewinnt, bis es endlich am zehnten Tage wasserhell wird. Das verflüssigte Eiweiss nimmt nach und nach eine sulzige Beschaffenheit an, und nach weiteren acht Tagen wird schliesslich die ganze Masse unter Beibehaltung des Farbstoffes fest.

Der Bacillus ramosus zeigt am zweiten Tage weisslichgraue, wurzelförmig wachsende Colonien, welche sich immer mehr verflechten und verwirren; am Rande des Impfstriches kann man stellenweise knollenförmige Auftreibungen beobachten. Trotz des grossen Bestrebens, eine Verflüssigung hervorzurufen, welches diesem Bacillus bekanntlich in hohem Masse eigen ist, zeigt sie sich erst am siebenten Tage, indem sich das Eiweiss ebenso wie bei dem vorhin besprochenen Micrococcus prodigiosus zuerst aufhellt und allmälig von der schiefen Fläche herunterrinnt. Am zwölften Tage ist alles Eiweiss heruntergeflossen und nach der Verflüssigung am Grunde des Glases fest geworden.

Der Koch'sche Commabacillus der Cholera asiatica bedeckt den Impfstrich mit einem Beleg, welcher mehr Licht reflectirt als die umgebende durchsichtige Eiweissmasse des Nährbodens und deshalb heller erscheint; unter Lupenvergrösserung sieht man dichtgedrängte, verzerrte, theilweise miteinander verbundene, grauschimmernde Colonien; am dritten Tage nimmt die Breite des Impfstriches zu. Bei dieser Cultur tritt keine Verflüssigung des Nährbodens auf, und wenn sich hier und da eine Andeutung einer solchen zeigt, führt sie nur zu einer schwachen Verzerrung des Begrenzungsrandes, gleichsam als wäre derselbe angenagt; zuweilen greift die Verflüssigung so weit, dass auch auf dem Boden der Proberöhre Spuren von abfliessenden Massen zu sehen sind, doch tritt diese Erscheinung so spät auf, dass man erst nach Wochen etwas von derselben zu sehen vermag. Man kann aber nicht mit Sicherheit annehmen, dass in den Fällen, wo sich diese Verflüssigung in grösserem Masse kundgibt, sie vom Cholerabacillus herrühre, und dass nicht etwa eine anderweitige Beimengung zum guten Theil die Verflüssigung verursache. Es geht daraus hervor, dass die Verflüssigung des Nährbodens, wenn wir von einer Reincultur der Cholera asiatica auf Gelatine eine Probe auf eine Nährmasse von Kibitzeiweiss übertragen, entweder ganz ausbleibe oder doch bedeutend, etwa auf einen Zeitraum von drei Wochen oder noch länger, verschoben werde.

Bei demselben Verfahren mit einer Cultur des von Finkler und Prior entdeckten Bacillus sind die Ergebnisse der Beobachtungen wesentlich verschieden von den bei der Züchtung von

Cholera asiatica gemachten; diese Kennzeichen sind es, welche wir hier als Unterscheidungsmerkmale hervorheben wollen, um die beiden Arten von einander sicher und nach einigen Tagen der Cultur unterscheiden zu können.

Es zeigt sich bei dem Finkler-Prior'schen Bacillus ein Zusammenfliessen der Colonien am zweiten Tage; am dritten Tage tritt eine Verflüssigung des Nährbodens auf, die so rasch vor sich geht und so weit durchgreift, dass das Nährsubstrat bald von der Wandung der Proberöhre gegen den Boden hinunterfliesst und sich hier in einer verhältnissmässig dicken Lage ansammelt. Am sechsten bis siebenten Tage macht sich am ganzen Eiweiss eine deutliche Gelbfärbung des Nährbodens geltend, was bei Cholera asiatica nie eintritt; die Farbe gewinnt immer mehr an Ton und Sättigung, bis der ganze Inhalt des Proberöhrchens zu einer gelbbräunlichen Masse wird, die wieder fest ist.

Aus diesen Mittheilungen über das eigenthümliche Verhalten dieser beiden Mikroorganismen auf dem Nährsubstrat des Eiweisses von Kibitzeiern geht auch zugleich hervor, dass man diese beiden Mikroorganismen von einander verhältnissmässig leicht unterscheiden kann. Während wir beim Finkler-Prior'schen Bacillus eine rasche Verflüssigung und eine Gelbfärbung des Nährbodens bekommen, ist bei dem Koch'schen Commabacillus die Ausbreitung vom Impfstriche allein zu beobachten, ohne dass eine Verflüssigung oder eine Verfärbung zum Vorschein kommt. Dieser Unterschied kann schon in der Zeit der ersten sechs Tage der Cultur festgestellt werden. Ungünstig für die Culturen dieser beiden Mikroorganismen ist das Eiweiss der Hühnereier, welches, abgesehen von der Trübung, auch nicht die Erscheinung der charakteristischen Verflüssigung und Verfärbung zeigt. Um unsere Untersuchungen einer Controle zu unterziehen, war Herr Prof. Weichselbaum so gütig, Impfungen von seinen Reinculturen auf unsere Nährböden von Kibitzeiern zu machen, wofür wir ihm hier den gebührenden Dank abstatten; das Wachsthum der beiden Bacillen entsprach vollkommen den oben gemachten Angaben.

Ueber die Membrana propria des Trommelfelles.

Von

Dr. E. Draispul aus St. Petersburg.

(Aus dem k. k. embryol. Institute des Prof. Schenk in Wien.)

(Hierzu Tafel I.)

Die Gebilde, welche in der embryonalen Anlage das Trommelfell zusammensetzen, lassen sich nach den neueren Untersuchungen leichter feststellen, als das zur Zeit möglich war, wo ein Abschnitt des Kiemenspaltes zur Formation des Trommelfelles in der Weise einbezogen wurde, dass die einander gegenüberstehenden Ränder des ersten und zweiten Kiemenbogens bis auf eine minimale Oeffnung sich vereinigten, welche sogar im postembryonalen Leben fortbestehen sollte. Dieser Anschauung huldigte man, sie war durch sorgfältige Arbeit geschaffen und durch Reichert und seine Anhänger vertreten. Ein bedeutender Umschwung in der Lehre über die Bildung des Mittelohres und des Trommelfelles manifestirte sich durch die Arbeiten von Moldenhauer[1]), Hunt[2]) und Urbantschitsch.[3]) Hier zeigte es sich, besonders bei den Untersuchungen des Letzteren, dass das Mittelohr in seiner ersten An-

[1]) Moldenhauer, Die erste Anlage des Mittelohres und des Trommelfelles. Centralblatt für die med. Wissenschaft. 1875, Nr. 40.

[2]) Hunt, A comparativ Sketch of the developement of the ear and eye in die pig. Transactions of the international otological congress. 1876.

[3]) V. Urbantschitsch, Ueber die Anlage des Mittelohres und des Trommelfelles. Mittheilungen aus dem embryolog. Institute in Wien. 1877.

lage eine Ausstülpung der Mundrachenhöhle des Embryos ist, wodurch das Mittelohr nur einem seitlichen Abschnitte dieser genannten Höhle entspricht. Der äusserste Abschnitt dieser seitlichen Ausbuchtung stösst an eine umschriebene Stelle, hinter dem Zusammenstossen des proximalen Endes des ersten und zweiten Kiemenbogens gegen die oberflächlich als äussere Decke des Embryos angelegten Hautgebilde. Hier auf der äusseren Oberfläche bildet sich der entsprechende Wulst als die erste Marke des äusseren Gehörganges und hiermit ist die Anfangsbildung unseres embryonalen Trommelfelles begrenzt. Dieses besteht in diesem früheren Stadium aus epithelialen Gebilden, dem Ectoderm angehörig, ferner aus mesodermalen Elementen, welche die mittlere Schichte des Trommelfelles zusammensetzen. Ectoderm- und Mesodermgebilde des Trommelfelles stossen bei der Formation desselben und des Mittelohres im Trommelfellgebiete aneinander. Nach Urbantschitsch sollen die epithelialen Gebilde, welche das Mittelohr auskleiden, dem Ectoderm angehören, indem das Gebiet der Mundrachenhöhle, als dessen Ausstülpung das Mittelohr zu betrachten ist, überhaupt vom Ectoderm ausgekleidet sein soll. Nach Moldenhauer dagegen sind die auskleidenden Elemente des Mittelohres dem Gebiete des Darmtractes entnommen und somit entodermaler Formation. Bei beiden Autoren stimmen die Angaben bezüglich der Anlage des äusseren Epithels und der dermalen, beziehungsweise mucösen Elemente des Mesoderms überein. Die ursprünglich mesoblastischen Elemente des Trommelfelles führen in sich das Substrat für die Cutisgebilde, die Gefässverzweigung in derselben und bindegewebigen Elemente der Schleimhautpartie des Trommelfelles. Diese beiden Formationen liegen derart aneinander, dass man in den früheren Stadien bei der Trommelfellbildung dieselben als eigene Schichten gar nicht unterscheiden kann. Ihre Differenzirung tritt erst mit dem Erscheinen der Substantia propria des Trommelfelles auf. Diese ist es, welcher ich hier meine Aufmerksamkeit während des Entwicklungslebens des menschlichen Embryos zuwende. Die Angaben der Autoren über die Elemente, welche die Membrana propria zusammensetzen, stimmen im Allgemeinen miteinander vollkommen überein. Die Membrana propria des Trommelfelles besitzt eine äussere Schichte von radiären und eine innere Schichte

von circulären Fasern. Die nähere Structur dieser einzelnen Gebilde wird dadurch charakteristisch, dass die einzelnen Fasern dicker sind, als die Bindegewebsfasern, dass ferner dieselben nicht in Bündel laufen, sondern mehr isolirt ziehen und es ist noch zu bemerken, dass die Elemente der Membrana propria eine lebhafte Neigung besitzen, die verschiedenartig angewendeten Farbstoffe im höheren Masse aufzunehmen, als die Elemente der übrigen Schichten des Trommelfelles. Am Rande sind die circulären Fasern dicker als gegen die Mitte des Trommelfelles und im Centrum verschmelzen sie, ohne Trennungsconturen erkennen zu lassen. Wir verweisen hier auf die Lehrbücher von Politzer[1]), Gruber[2]), das bekannte Lehrbuch der Anatomie der Sinnesorgane von Schwalbe[3]) und auf die werthvolle Monographie über das Trommelfell von Prussak.[4]) Man weiss zunächst, dass einige Autoren diese Membran für eine eigene Art von Bindegewebe hielten (Gerlach[5]), andere berichten über Muskelfasern im Trommelfelle (Ewerard Howe[6]), Prussak). Wohl hat Leydig[7]) und Moldenhauer[8]) am Trommelfelle des Frosches glatte Muskelfasern in einem peripheren Ringwulste beschrieben, allein beim Menschen wurde in allen Fällen die Zulassung einer derartigen Deutung der Elemente im Trommelfelle zurückgewiesen. Ebenso ist ihre Provenienz aus den Schichten des Trommelfelles nicht mit Sicherheit festgestellt; während Kessel[9]) die Membrana propria als ein Gebilde aus der umwandelten Cutis betrachtet,

---

[1]) Lehrbuch der Ohrenheilkunde. Stuttgart 1887.

[2]) J. Gruber, Lehrbuch der Ohrenheilkunde. Wien-Leipzig 1888.

[3]) Schwalbe, Lehrbuch der Anatomie der Sinnesorgane. Erlangen 1887.

[4]) Prussak, Zur Anatomie des menschlichen Trommelfells. Archiv für Ohrenheilkunde. 1867, Bd. II.

[5]) Gerlach, Mikroskopische Studien aus dem Gebiete der menschlichen Morphologie. Erlangen 1858.

[6]) Ewerard Howe, On the structure and uses of the membran tymp. of the ear. Philosophic. Transactions. 1800, vol. XC, pag. 1.

[7]) Fr. Leydig, Lehrbuch der Histologie des Menschen und der Säugethiere. Frankfurt a. M. 1857.

[8]) Moldenhauer, l. c.

[9]) Kessel, Ueber einige anatomische Verhältnisse des Mittelohres. Arch. f. Ohrenheilk. 1867, Bd. III.

hat schon früher Toynbee[1]) den Gedanken ausgesprochen, dass die Faserzüge des Propria als Fortsetzung des Periosts anzusehen sind, und zwar soll die Radiärfaserschichte eine Fortsetzung des Periosts des äusseren Gehörganges und die Circulärfaserschichte als eine Fortsetzung des Periosts der Paukenhöhle sein. Schwalbe neigt auch wohl zu dieser Annahme, hält aber die Provenienz dieser beiden Schichten in der Weise, wie sie von Toynbee geschildert wurde, für unsicher. Bei der Beschreibung der oberen hinteren Grenze seines Raumes sagt Prussak[2]) Folgendes: „Dass wir es nicht mit einer Falte der Schleimhaut, sondern mit einer wahren Duplicatur der Membrana propria zu thun haben, ist daraus zu ersehen, dass sie nicht nur in ihren histologischen Elementen völlig identisch ist, sondern dass sie ebenso wie die radiären Fasern der Tunica propria des Trommelfelles vom Annulus tendinosus ausgehen."

v. Tröltsch meint auch, dass die radiären Fasern, sowie die circulären eine Fortsetzung des Annulus cartilagineus sind, da er in demselben Faserzüge von zwei entsprechenden Richtungen unterscheiden konnte. Bei der Beschreibung des feineren Baues des Hammers hat Schwalbe und Politzer[3]) in richtiger Weise die Betheiligung der Membrana propria des Trommelfelles am Perioste des Hammers festgestellt.

Wenn das Trommelfell nach der Angabe von Urbantschitsch ein Stück der Seitenwandung der Mundrachenhöhle repräsentirt, so folgt daraus zugleich, dass in ihm sämmtliche Formationen von Geweben, welche die Wandung der genannten Höhle bilden, vorhanden sind. Die Membrana tympani des Embryos ist im Verhältnisse zu der des Erwachsenen ziemlich dick. Es enthält aber in seinen frühesten Entwicklungsphasen nur die Anlage des Schleimhautepithels und des Epithels als Fortsetzung der äusseren Decke und zwischen beiden sind die bezüglichen Mesodermgebilde der vorhandenen Schichten der Membran. An Urbantschitsch's Abbildungen (Taf. I und II, Fig. 7 und 9) ist ein ähnliches Stadium vom Trommelfelle eines Wirbelthieres

[1]) Toynbee, On structur of the memb. tymp. in the human ear. Philosophic. Transactions, 1851. Bd. I, pag. 159—168.

[2]) Prussak, l. c.

[3]) Politzer, Die Zergliederung des menschlichen Gehörorganes. 1890.

abgebildet. Wenn es bei menschlichen Embryonen dem Beginne der Verknöcherung der Gehörknöchelchen nahekommt, so wird auch mit diesem Processe die Verknöcherung in dem Abschnitte jener Knochen, welche das äussere Ohr umgeben, gleichfalls auftreten, während im Gebiete des Labyrinthes noch Alles knorpelig angelegt bleibt und erst später dem Verknöcherungsprocesse anheimfällt. In dieser Zeit des Entwicklungslebens fehlt noch das Auftreten der Membrana propria des Trommelfelles beim Menschen. Durch die Verfolgung des Entwicklungsganges dieser Membran kann man auch in die Lage kommen, über eine Reihe von anatomischen Details über das Trommelfell Kenntniss zu erlangen. Wenn aber im vorgeschrittenen Stadium der Entwicklung die Knochengebilde des Schädels und die des Gehörorganes sich zu entwickeln beginnen, dann erst beobachtet man das Auftreten der Membrana propria und tritt gleichzeitig deutlich damit hervor, dass die Membrana propria sich aus demselben Substrate entwickelt, aus dem der Annulus tympanicus hervorgeht und dass die Membrana propria eine Fortsetzung des Bindegewebes ist, aus welchem sich die Knochengebilde des Annulus tympanicus entwickeln, während die Fortsetzung des bindegewebigen Annulus tympanicus in das Trommelfell die Membrana propria des embryonalen Trommelfelles ist. Diese Fortsetzung lässt sich während des embryonalen Lebens auf Durchschnitten des Trommelfelles und des zugehörigen Annulus tympanicus genügend erklären. Hierzu benutzte ich menschliche Embryonen, in Alkohol oder in Chromsäure, welche soweit entwickelt waren, dass die Gehörknöchelchen bei manchen verknorpelt, bei anderen in Verknöcherung begriffen waren, die periostische Kapsel dagegen noch knorpelig angelegt und der Annulus tympanicus am Rande des Trommelfelles bereits angelegt war. Von einem solchen Embryo einen Durchschnitt gezeichnet, zeigt die Abbildung in Fig. 1. Es ist dies ein Durchschnitt aus einer Reihenfolge durch den Kopf eines ungefähr 4·5 Cm. langen menschlichen Embryos gemachter Frontalschnitte. Man sieht an solchen Schnitten Hammer und Amboss, zuweilen ein Stück vom Steigbügel vorhanden. Der Hammer ist mit dem Amboss noch durch die bekannte, intensiver gefärbte (Carmin) Zwischenschichte miteinander vereinigt, ohne dass noch eine Gelenkhöhle zwischen

diesen knorpelig angelegten Gehörknöchelchen wahrzunehmen wäre. Das Trommelfell selbst ist gegen die Trommelhöhle hin in seiner ganzen Ausdehnung vom Mittelohre deutlich getrennt, der Annulus tympanicus ist, wie auf dem Schnitte deutlich sichtbar, bereits knöchern angelegt. Weder die Gehörknöchelchen, noch die periostische Kapsel zeigen Verknöcherungsvorgänge, nur an der Basis cranii sind solche stellenweise bemerkbar. Die Epidermidalgewebe sind auf der Oberfläche der Haut in mehreren Lagen sichtbar und zeigt sich auf dem Schnitte ein Stück der Ohrmuschel mit schwacher Andeutung der knorpeligen Lage mit der hinteren Fläche an den bezüglichen Stellen der Kopfhaut epithelial verklebt. Es ist bekannt, dass Verklebungen epithelialer Oberflächen an verschiedenen Stellen der Oberhaut, der Schleimhäute im Embryo vorkommen. Solche wurden von Bischoff[1]), Arnold[2]) Schweiger-Seidel[3]), Kölliker[4]), Grefberg[5]), im Lumen des äusseren Gehörganges von Urbantschitsch[6]), an der Stimmritze von Roth[7]) beschrieben, im Gebiete des Kehlkopfes sind solche von Putelli[8]) in letzterer Zeit geschildert worden. Ich weise hier bei dieser Gelegenheit auf die Verklebung der hinteren Fläche der Ohrmuschel mit der gegenüberliegenden Kopfhaut hin und dürfte nach meinem Dafürhalten diese Verklebung mehr weniger vom Einflusse auf die Gestaltung des äusseren Ohres sein. Es ist wohl möglich, dass die verschiedenen Embryonen des Menschen nicht zu einer und derselben Zeit der Entwicklung, auch vielleicht nicht in gleicher Weise die epitheliale Verklebung ver-

---

[1]) Bischoff, Entwicklungsgeschichte der Säugethiere und des Menschen. Leipzig 1842.

[2]) Arnold, Untersuchungen über das Auge des Menschen.

[3]) Schweiger-Seidel, Virchow's Archiv. Bd. XXXVII.

[4]) Kölliker, Entwicklungsgeschichte des Menschen und der höheren Thiere. 2. Hälfte, pag. 699.

[5]) Grefberg, Zur Lehre über die Entwicklung der Meibom'schen Drüsen. Mittheilungen aus dem embryol. Inst. in Wien. 1881, pag. 105.

[6]) Urbantschitsch, Das Lumen des äusseren Gehörganges bei Embryonen und Neugeborenen. Ibidem 1878, pag. 131.

[7]) Roth, Der Kehldeckel und die Stimmritze im Embryo. Ibidem pag. 145.

[8]) Putelli, Ueber einige Verklebungen im Gebiete des Kehlkopfes des Embryos. Ibidem 1889.

lieren, demnach gewisse Unterschiede in dieser Beziehung bei den einzelnen Individuen obwalten dürfen, welche nicht unwesentlich auf die spätere Form des äusseren Ohres einen Einfluss haben. Der Durchschnitt des äusseren Gehörganges *(Ag)* ist hier mehr dreieckig und theilweise, besonders nach hinten, in die Länge gezogen. Sein ganzes Lumen ist mit Epithel *(Ep)* bedeckt; die ihm angrenzende Schichte nach innen ist die Membrana tympani *(M T)*. Die Membrana tympani liegt dem Hammer direct an und lässt nur an ihrem untersten Theile gegen das Mittelohr eine freie Oberfläche, die eine deutliche epitheliale Decke besitzt und der periostalen Kapsel anliegt. Im Uebrigen ist die Membrana tympani nirgends auf der Reihenfolge der Schnitte frei, da das Mittelohr bekanntlich bis auf die präformirten knorpeligen Gehörknöchelchen vom embryonalen Bindegewebe ausgefüllt ist. Das Trommelfell selbst ist im Verhältnisse zu dem Trommelfelle eines Erwachsenen hier noch ziemlich dick und ist von einem embryonalen Bindegewebe durchsetzt, welches in seiner ganzen Ausdehnung verhältnissmässig schwach mit dem angewandten Farbstoffe getränkt wird; nur die dem knorpeligen Hammer anliegenden Gebilde zeigen eine etwas intensivere Färbung, auch zeigt es sich, dass die minder gefärbten Elemente vorwiegend in der Mitte des Trommelfelles vorhanden sind, während an dem oberen und unteren Rande eine dünkler gefärbte bindegewebige Masse *(M P)* von der Gegend des Annulus tympanicus *(A T)* hinzutritt, welche, wie wir sehen werden, der Membrana propria angehört. Der Annulus tympanicus zeigt sich auf dem Durchschnitte bereits als verknöcherndes Gebilde mit dem dunkler gefärbten periostalen Ueberzuge, während alle anderen zum Gehörorgane gehörigen Knochengebilde nur noch knorpelig angelegt sind. Betrachten wir nur die Anhaltspunkte, welche sich an diesem Präparate rücksichtlich der Bildung der Membrana propria bieten, so können wir dieselben folgendermassen darstellen. Wir sehen zunächst, dass um den Annulus tympanicus *(A T)* befindliche periostale Gewebe nach abwärts, in der Richtung gegen das Trommelfell ziehen; sowohl von der äusseren als auch von der inneren Fläche des Annulus tympanicus ziehen die dunkel gefärbten Massen gegen den Rand des Trommelfelles und theilweise in dasselbe hinein. Am Körper des Ambosses *(A)* gesellen

sich hierzu einige Faserzüge, welche zum perichondralen Ueberzuge des Ambosskörpers gehören. Diese dunkelroth gefärbte Masse *(M P)* zeigt sich in diesem Stadium der Entwicklung, wie aus der Figur ersichtlich ist, nur bis zu einer gewissen Grenze in's Trommelfell hineinragend und ist an dem oberen Theile des Trommelfellringes mit Rücksicht auf die später noch anzuführenden Thatsachen als die beginnende Membrana propria des Trommelfelles anzusehen. Von der unteren Circumferenz des Trommelfelles ziehen gleichfalls Faserzüge des Periostüberzuges des Annulus tympanicus bis nahe an den Hammergriff hin, welche durch ihre Lage als auch durch die intensivere Färbung gleichfalls als Periostgebilde und im Gebiete des Trommelfelles als Fasern der Membrana propria zu betrachten sind. Wenn wir nur die Ergebnisse mit Rücksicht auf die Bildung der Membrana propria zusammenfassen, welche sich aus der Betrachtung der geschilderten Figur folgen lassen, so können wir die Elemente der Membrana propria des Trommelfelles als Fortsetzung des Periosts in das Innere des Trommelfelles annehmen, ja sogar theilweise schon in diesem Stadium eine Betheiligung derselben an dem Ueberzuge des Manubrium des Hammers zugeben. Wenn wir das Trommelfell nach seiner embryonalen Anlage als ein Stück der Seitenwandung der Mundrachenhöhle ansehen, so ist es begreiflich, dass wir in demselben sämmtliche Schichten, welche wir in der Begrenzung der Mundhöhle finden, auch hier vertreten sehen müssen. Diese Schichten sind von aussen nach innen die Gebilde der Oberhaut *(E p)*, die Gebilde der Schleimhaut und zwischen beiden, ähnlich wie bei geschlossener Mundhöhle die Knochengebilde; statt der letzteren, welche bei der Membrana tympani fehlen, sind nur die Fortsetzungen derselben in Form eines Periostüberzuges zu erblicken, die in der Membrana propria des Trommelfelles repräsentirt sind.[1]) Dadurch, dass das Gewebe der Membrana propria

[1]) Nach meinen Untersuchungen ist der Annulus tympanicus ein aus Bindegewebe ohne knorpelige Vorstufe hervorgegangener Knochen. Es ist daher dieser Knochenring als einer der Knochen des Schädels zu betrachten. In diesem Falle bleibt die Membrana propria im Trommelfelle eine nicht verknöcherte Schichte der Deckknochen am Kopfe, was allerdings nur vergleichsweise zu erwähnen ist; denn bezüglich der Erfahrung, wie Herr Prof. Zuckerkandl mittheilt,

ebenso wie das des Periostes die Eigenthümlichkeit besitzt, den Farbstoff stärker aufzunehmen, sind wir in der Lage, auch in den spätern Stadien dieselbe auf den Schnitten leichter verfolgen zu können. An dem Durchschnitte eines 13 Cm. langen Embryos, quer auf dessen Längsachse gerichtet, sieht man die einzelnen Theile viel deutlicher und die Betheiligung des Periostes an der Ausbildung der Membrana propria noch klarer ausgesprochen. Der Annulus tympanicus (Fig. 2, *AT*) zeigt schon deutlich das knöcherne Gefüge mit den Knochenkörperchen, ringsherum ist das dunkler gefärbte Periost *(P)* zu sehen, welches überall den Knochenelementen anliegt, nur in der Richtung gegen das Trommelfell ist dasselbe nicht dem Knochen anliegend. In dem Winkel — dem Durchschnitte des Sulcus tympanicus *(Sp)* — ist eine Höhlung, in welcher sich auffällig grosse Zellen, mit einem, theilweise auch mit mehreren Kernen versehen, vorfinden. Diese Zellen erinnern an die vielfach bei den Resorptionsvorgängen am Knochen beschriebenen Riesenzellen, welche von den Autoren als Osteoklasten benannt sind. Es scheinen hier diese Zellen, wo sich der Sulcus ausbilden und erhalten soll, wahrscheinlich nicht ohne Rückwirkung auf die Ausbildung der Knochen zu sein, denn man sieht auf den verschiedensten Durchschnitten ein Wachsthum des Knochens am Umfang des Annulus tympanicus mit Ausnahme an jener Stelle, wo sich diese Riesenzellen vorfinden und wo beim Erwachsenen später der Ringwulst zu liegen kommt. Durch dieses constante Vorkommen der Riesenzellen an der inneren, dem Trommelfelle zugewendeten Oberfläche des Annulus tympanicus sehe ich mich veranlasst, auf dieselbe hier aufmerksam zu machen, werde aber auf die weiteren Veränderungen dieser Riesenzellen und ihre Bedeutung bei einer anderen Gelegenheit zurückkommen. Der Durchschnitt des Annulus tympanicus ist auf der anderen Seite zu sehen, jedoch, da wir hier keinen Durchschnitt einer Furche getroffen haben, so fehlen auch hier dieselben bei

---

kommt es bei manchen Thieren auch zur Verwachsung vom Annulus tympanicus mit dem Hammer, wodurch manche sich zur Meinung verleitet sehen, dass diese beiden Gebilde gleichen Ursprung haben müssen. Eine solche Verwachsung könnte auch nach ihrer Anlage stattfinden, denn der periostale Ueberzug beider hängt miteinander zusammen.

schriebenen Riesenzellen. Der äussere Gehörgang *(A G)* ist noch ohne Lumen, die Epithelzellen vom Trommelfelle und die des äusseren Gehörganges sind noch verklebt. Von dem äusseren Umfange des Durchschnittes des vorderen Knochenringes sieht man das Periost theilweise in die Richtung des äusseren Gehörganges ziehen, zum grösseren Theile aber geht die rothgefärbte Masse in das Trommelfell hinein und bildet hier die Membrana propria *(Mp)* des Trommelfelles, an welcher eine Unterscheidung der Schichten als circuläre und radiäre, wie sie beim ausgebildeten Individuum vorkommen, noch nicht zu sehen sind. Ausser der Membrana propria haben wir am Trommelfelle alle andere Schichten ausgebildet und besonders deutlich ist dieses am Randtheil des Trommelfelles zu sehen, wo auch stellenweise die von Kaufmann[1]) beschriebenen Leisten angelegt sind. Man sieht zunächst die Fortsetzung des Epithels der Trommelhöhle mit dem daranliegenden Bindegewebe als Schleimhautschichte der Membrana tympani und ist zu bemerken, dass das Epithel, welches im Gebiete des Mittelohres ziemlich hoch ist, so dass man ein deutliches cubisches Epithel hier sieht, auf der Trommelfelloberfläche sich verflacht. Das Epithel als Fortsetzung der äusseren Oberfläche der Haut wird dagegen höher bleiben. Verfolgt man die Membrana propria bis in die Höhe des knorpeligen Hammergriffes, so ist hier ein Zusammenhang des Periostes — des bindegewebigen Ueberzuges des Hammergriffes — mit dem Gewebe der Membrana propria, so dass man eine Trennung dieses Gewebes nirgends unterscheiden kann. Ja es macht zuweilen den Eindruck, als würde die Membrana propria den Hammergriff umgeben. Nun wird der Hammergriff vom Epithel und dem Schleimhautüberzuge des Trommelfelles gegen das Mittelohr hin überzogen, ausserdem hat derselbe am Embryo noch seinen perichondralen Ueberzug, dessen Faserzüge in die der Membrana propria übergehen, so dass hier eine Continuität des Perichondriums, beziehungsweise des Periostes vom Hammer und dem Annulus tympanicus nachzuweisen ist. Eine Kreuzung der Fasern der Membrana propria an der Stelle des Ueberganges in

[1]) Kaufmann, Ueber ringförmige Leisten in der Cutis des äusseren Gehörganges. Mittheilungen aus dem embryolog. Inst. in Wien. 1887.

las Periost des Hammergriffes deutlich ausgesprochen, wie sie von Schwalbe angegeben wurde und wie sie bei Politzer beschrieben und abgebildet ist, kann an den Durchschnitten des embryonalen Trommelfelles noch nicht gesehen werden. Es ist nun aus der Figur 2 zu ersehen, dass bei älteren Embryonen die Membrana propria besser ausgebildet ist, dass sie vom Annulus tympanicus ausgeht, eine Fortsetzung des Periostes desselben vorstellt, jedoch zeigt es sich hier, dass nicht etwa die periostale Fortsetzung des Annulus tympanicus isolirt als Membrana propria durch das Trommelfell durchzieht, sondern es hängt das Periost noch mit dem periostalen Ueberzüge der Gehörknöchelchen, zum Theile auch des äusseren Gehörganges in der Umgebung des Trommelfelles zusammen. Es ist hier allerdings nur Rücksicht genommen auf die intensivere Färbung einzelner Faserzüge, von denen aber, soweit es ihre Anordnung betrifft, doch endgiltig erwiesen zu sein scheint, dass sie der Membrana propria des Trommelfelles vom Erwachsenen entsprechen.

Eine fast vollständig ausgebildete Membrana tympani mit ihrer Membrana propria als deutliche Fortsetzung des Periosts des Annulus tympanicus stellt die Fig. 3 vor. Das ist ein Querschnitt von einer ganzen Reihe Serienschnitte durch den Kopf eines 18 Cm. langen menschlichen Embryos senkrecht zum Hammergriffe geführt. Auf dieser Figur steht das Periost des Annulus tympanicus schon nicht mehr im Zusammenhang mit dem der Gehörknöchelchen, noch mit dem Perioste des äusseren Gehörganges, wie das in den jüngeren Stadien zu sehen war, sondern dasselbe zieht sich isolirt in die Membrana tympani hinein und bildet deren Membrana propria, als welche es das ganze Trommelfell durchläuft und an der Stelle des Hammergriffes *(Hg)* sich mit dem Perioste desselben vereinigt. Hier ist also deutlich zu sehen, wie das Periost des Annulus tympanicus von beiden Seiten mit der Membrana propria ein und dasselbe Gewebe bilden. Die drei Schichten des Trommelfelles sind auf der ganzen Länge des Schnittes deutlich zu sehen und dieselben getrennt von einander dargestellt. Die oben erwähnten Osteoclasten sind hier besonders zahlreich und ist auch der Resorptionsprocess fortgeschritten, so dass der Sulcus tympanicus zu erkennen ist. An der äusseren Peripherie

des Annulus tympanicus sind auch die Osteoblasten vorhanden und kann also ein Schnitt durch den Annulus tympanicus und die Membrana tympani als eines der besten Präparate zu Demonstration der Osteoclasten und Osteoblasten an einem Knochen dienen. Damit man die Anordnung der Osteoclasten und Osteoblasten besser sieht, habe ich die Figur 4 zeichnen lassen, die das obere Ende der Figur 3 in einer stärkeren Vergrösserung darstellt. Auch bei Neugeborenen habe ich die Verhältnisse studirt, wo man noch deutliche Anhaltspunkte für die Bestätigung unserer Befunde am Embryo beobachten kann. Zuckerkandl[1]) bemerkt, dass sich zwischen der äusseren und der inneren Schichte der Membrana flaccida eine mittlere Bindegewebsschichte eingeschoben findet, die vom Perioste der oberen Gehörgangswand ausgeht und hinsichtlich ihrer Stärke mannigfachen Variationen unterliegt.

Da nun der Annulus tympanicus am oberen Theile seiner Circumferenz eine Unterbrechung zeigt, so steht zu erwarten, dass die Membrana tympani an einer umschriebenen Stelle des Trommelfelles, welche in der Nähe des Ausfalles des Knochenringes sich befindet, auch einen Ausfall der Membrana nach sich ziehen sollte. Nun fehlen nach der Angabe der Autoren in dem Theile des Trommelfelles, welcher als Membrana Shrapnelli oder M. flacida bezeichnet wird, die Faserzüge der Membrana propria. Bei den Embryonen konnten wir diesen Ausfall der Membrana propria nicht mit Sicherheit constatiren. An Neugeborenen zeigen die Serienschnitte, von denen welche auch durch die Shrapnell'sche Membran fallen mussten, dass an dieser Stelle wohl ein äusserst dünner Zug von intensiver gefärbten Faserzügen, welche ähnlich denen der Membrana propria sind, sich befindet und dass der gänzliche Ausfall derselben sich nicht zeigt. Aber auch dieser spärliche Befund dürfte wohl damit im Zusammenhange stehen, dass die Faserzüge vom Rande der Incisur des Annulus tympanicus in das Trommelfell ziehen und das Gebiet dessen, was man als Shrapnell'sche Membran bezeichnet, beim Neugeborenen auf einen minimalen Schlitz an der oberen Circumferenz derselben reducirt wird.

---

[1]) Zuckerkandl, Real-Encyclopädie der gesammten Heilkunde. Artikel Gehörorgan.

Bei einem 8monatlichen Kinde sah ich gleichfalls auf den Durchschnitten durch die Membrana Shrapnelli dunkler gefärbte Faserzüge, welche dem Perioste angehören, aber sich in demselben sehr zerstreut verbreiten. Die Serienschnitte, welche ich durch das Trommelfell und den Annulus tympanicus mehrerer Neugeborenen machte, zeigten mir, dass auch hier die Fasern der Membrana propria eine Fortsetzung des Periostes des Annulus tympanicus darstellen und nur wenige Fasern aus dem Annulus tendinosus ziehen. Dass aber die Faserzüge der Membrana propria in späteren Stadien auch im postembryonalen Leben eine Verstärkung durch die Fasern des Ringwulstes erfahren, ist selbstverständlich, da dieser Wulst einem späteren Auftreten des verstärkten und verdickten Periostes entspricht. Die Ausbildung des Ringwulstes tritt mit dem Vorrücken der Ossification des Annulus tympanicus auf, und ist es einmal dahin gekommen, dass der Annulus tympanicus einen vorgerückten Grad der Entwicklung erreicht hat und der Ringwulst ausgebildet ist, dann fehlen in der Furche oder an der dem Trommelfelle zugewendeten Fläche des Annulus tympanicus die oben besprochenen Riesenzellen, deren Existenz nur eine im Embryonalleben begrenzte ist.

Die Membrana propria wurde, wie wir schon oben erwähnt, von manchen Autoren in verschiedenster Weise mit Rücksicht auf ihre Entstehungsweise aufgefasst. Eine Verbindung desselben mit dem umgebenden Gewebe des Hammergriffes haben Politzer und Schwalbe deutlich abgebildet; dass die Faserzüge der Membrana propria eine Fortsetzung des Periostes sein soll, hat Toynbee wohl ausgesprochen, jedoch scheint nach Toynbee diese Frage nicht endgiltig erwiesen zu sein, da die Angabe dieses Autors dahin geht, dass das Periost des äusseren Gehörganges und das des Mittelohres die Fasern der Membrana propria liefern sollen, was wohl entschieden im Widerspruche mit den Ergebnissen steht, welche meine Befunde an Embryonen liefern. Durch die Untersuchung dieses Gegenstandes mit Hilfe des Materiales von Embryonen zeigt es sich, dass die Membrana propria schon zu einer Zeit vorhanden ist, wo noch kein knöcherner äusserer Gehörgang, ebensowenig eine knöcherne Wandung des Mittelohres vorhanden ist. Es kann also rechtmässig die Angabe von Toyn-

bee nicht im vollen Masse ihre Berücksichtigung finden, da es absolut unmöglich ist, dass die Fasern der Membrana propria aus einem Gebiete entstehen sollen oder diesem angehören, welches noch überhaupt gar nicht vorhanden ist. Das erste verknöchernde Gebilde, welches als Deckknochen im Gebiete des Gehörganges sich zeigt, ist beim Menschen das Knochengebilde des Annulus tympanicus, dessen periostale Fasern durch das Trommelfell ziehen und hier zu den Fasern der Membrana propria umgestaltet werden.

Erklärung der Abbildungen.

Fig. 1 stellt einen Frontalschnitt durch den äusseren Gehörgang und das Mittelohr eines ungefähr 4·5 Cm. langen menschlichen Embryo dar. Vergrösserung Reichert. Ocular 3, Object 2.

Fig. 2. Querschnitt eines 13 Cm. langen menschlichen Embryos durch das Trommelfell und Manubrium des Hammers.

Fig. 3. Querschnitt durch das Trommelfell und Hammergriff eines 18 Cm. langen menschlichen Embryos.

Fig. 4. Das obere Ende der Fig. 3 in einer stärkeren Vergrösserung.

A Amboss.
A G Aeusserer Gehörgang.
A T Annulus tympanicus.
Ep Epithel.
H Hammer.
Hg Hammergriff.
M P Membrana propria des Trommelfelles.
M T Membrana tympani.
P Periost des Annulus tympanicus.
R Riesenzellen.
Sp Sulcus tympanicus.

IV.

Ueber Reinculturen der Gonococcen.

Von

ıd. med. Hermann v. Schrötter und stud. med. Ferdinand Winkler.

(Aus dem k. k. embryologischen Institute des Prof. Schenk in Wien.)

Die Bedeutung, welche man von allen Seiten der im Jahre 879 von Neisser gemachten Entdeckung des Gonococcus beigt, hat zahlreiche Forscher veranlasst, sich mit diesem Gegenand eingehend zu beschäftigen. Da die so viel umstrittene Frage treffs des specifischen Trippercontagiums nur mit Hilfe von einculturen absolut sicher gelöst werden kann, war das Streben lgemein dahin gerichtet, den Gonococcus Neisseri rein zu chten.

Die Nährmassen, auf welchen die bisherigen diesbezüglichen ersuche angestellt wurden, sind mannigfacher Art. Bókai id Finkelstein (Pester medicinisch-chirurgische Presse 1880) reiteten sich eine Nährlösung aus phosphorsaurem Kalium, osphorsaurem Kalk, schwefelsaurer Magnesia und weinsaurem nmonium, die sie bei 100° sterilisirten und durch eine Oelhicht und carbolisirte Baumwolle vor der Einwanderung fremder kroorganismen schützten. Die mit dem Trippersecret geimpften

Eprouvetten zeigten nach 2—8 Wochen eine charakteris
Trübung. Neisser gibt an, seine Reinculturen auf Koc
Fleischsolution-Peptongelatine erhalten zu haben. Boc
(Vierteljahrsschrift für Dermatologie und Syphilis 1883) verw
eine von Fehleisen auf Fleischinfus-Pepton-Gelatine gez
Cultur. Auch Lundström (Studier öfver Gonococcus
benutzte Gelatine zu seinen Züchtungen. Sternberg (
1883) sah nach 24 Stunden auf Gelatine die Gonococcenc
entwickelt und impfte von da auf Agarfleischpepton übe
letzterem Nährboden hat auch M. v. Zeissl, wie er in
vorzüglichen Schrift „Ueber den Diplococcus Neisser und
Beziehung zum Tripperprocess“ (Wiener Klinik 1886, pa
angibt, Culturen erzeugt, welche sich nach 24 Stunden la
zu entwickeln begannen, einen kaum sichtbaren, graulich-sc
gelben Ueberzug darstellten und alsbald eingingen.
(Wiener med. Wochenschrift 1885, Heft Nr. 30—32)
Culturen auf Agar, dem er 2—5% Kemmerich's Fleisch
zugesetzt hatte; schon nach 10—12 Stunden zeigte sich de
Anfang der Entwicklung in Form einer von der Oberflä
die Tiefe sich erstreckenden Trübung, die sich bei ge
Betrachtung als ein Conglomerat von kleinen punktfö
Colonien darstellte. Leistikow (Charité-Annalen 1882, pa
gibt ebenso wie Krause (Centralblatt für prakt. Augenhei
1881), Löffler und Bumm an, nur auf Blutserum und b
ofentemperatur zu befriedigenden Resultaten gelangt zu sein
Bockhart (Monatshefte für prakt. Dermatologie 1886,
meint, dass die Coccen sich am besten und am rasches
Blutserum entwickeln. Auf der Oberfläche der Nährsubstanz
er kleine grauweisse, in der Mitte etwas vertiefte Sche
die nach dem siebenten Tag ihr Wachsthum einstellten.
legte seine Culturen auf coagulirtem Hammel- und Rin
serum an, dem er menschliches aus Placenten ausge
Serum zusetzte. Er beschreibt sie als sehr dünne Belage
Ränder diffus in die Umgebung übergreifen und sie nic
flüssigen.

Wir sehen also, dass die Angaben über die Reinc
sowohl in Bezug auf die Wahl des Nährbodens, als auch

der Form der Culturen auf derselben Nährmasse sehr von einander abweichen. Die besten Erfolge scheint jedenfalls die Züchtung auf Blutserum zu geben, dessen Herstellung aber eine schwierige und zeitraubende ist. Es dürfte daher ein allgemeineres Interesse beanspruchen, wenn wir uns erlauben, auf einen Nährboden hinzuweisen, der leichter zu beschaffen ist und ebenso schöne Resultate gibt. Die in der letzten Zeit aus dem Institut des Herrn Professor Schenk hervorgegangenen Arbeiten bacteriologischen Inhaltes zeigten, dass das Kibitzeiweiss, über dessen Zurichtung diese Arbeiten genügenden Aufschluss geben, ein ganz ausgezeichnetes Nährmaterial für die verschiedensten Mikroorganismen ist.

Durch die Güte des Herrn Prof. Ed. Lang wurde es uns möglich, Trippersecret von Personen zu erhalten, die ihre Urethritis erst wenige Tage vorher acquirirt hatten, und bei denen weder Einspritzungen gemacht, noch irgend eine andere Behandlung eingeleitet worden war. Wir machten am Krankenbette 5 mal in Zeiträumen, welche ungefähr je 14 Tage auseinander lagen, Impfungen in Eprouvetten mit erstarrtem Kibitzeiweiss, das vorher gründlich sterilisirt worden war. Jedesmal konnten wir in dem Trippereiter durch die von Fränkel (Grundr. der Bacterienkunde, pag. 328) empfohlene Eosin-Methylenblaufärbung eine sehr bedeutende Anzahl von Gonococcen nachweisen, welche die Eiterzellen reichlich erfüllten.

Zur Erhaltung unserer Reinculturen schlugen wir folgenden Weg ein.

Es wurde die Glans penis des Patienten, ganz besonders aber die Umgebung des Orificium externum urethrae, zuerst mit Sublimat, dann mit Alkohol und Aether gewaschen; der in den vorderen Partien der Harnröhre vorhandene Eiter wurde durch Druck entfernt, die Harnröhrenöffnung noch einmal gewaschen und durch Druck auf die hinteren Theile wieder Eiter hervorgepresst, der mit der gebogenen Platinnadel auf die Oberfläche des Kibitzeiweisses gebracht wurde. Der Baumwollverschluss der Eprouvetten wurde mit Guttaperchapapier bedeckt und dieselben im Brütofen einer Temperatur von 38° C. ausgesetzt. Schon nach 6 Stunden zeigte sich auf der Oberfläche des Eiweisses ein dünner,

ziemlich durchsichtiger weisslicher Belag, der sich um die Eiterflocke unregelmässig ausbreitete und rasch an Ausdehnung zunahm. Auch in den bei Zimmertemperatur belassenen Eprouvetten zeigte sich eine, jedoch viel geringere Entwicklung, die viel langsamer als im Brütofen vor sich ging. Deckglaspräparate liessen Coccen beobachten, welche mit den von Bumm gezeichneten Neisser'schen Gonococcen der Form nach identisch waren, Häufchen bildeten, in denen sich Gruppen von je 2 und stellenweise von je 4 zeigten.

Auch im Verhalten zu Färbemitteln entsprachen unsere Coccen ganz den Gonococcen Neisser's, indem sie sich mit Anilinfarbstoffen leicht färben liessen, die Färbungen aber bei Anwendung der Gram'schen Methode nicht beibehielten. Am zweiten Tage der Entwicklung, ganz auffallend aber am dritten Tage, zeigt das mikroskopische Präparat eine bedeutend geringere Menge von Coccen, am vierten und fünften Tage sind sie überhaupt nicht mehr nachzuweisen. Schon Bumm hat darauf besonders aufmerksam gemacht, dass die Gonococcen bei ihrem Wachsthum deletäre Producte entwickeln, welche nach drei Tagen ein Eingehen der Cultur veranlassen. Auch die übrigen Forscher bestätigen, dass nach Ablauf weniger Tage in den Colonien keine Gonococcen mehr nachweisbar sind.

Ueberimpfungen, die wir am ersten und zweiten Tag auf Kibitzeiweiss vornahmen, gelangen sämmtlich und wir konnten sie zu wiederholten Malen bis in die sechste Generation fortführen.

Obwohl die mikroskopische Untersuchung zeigte, dass wir es wirklich mit den von Neisser beschriebenen Coccen zu thun hatten, wollten wir dennoch uns vergewissern, dass die auf Kibitzeiweiss gelungenen Züchtungen auf Gelatine erfolglos bleiben. Sowohl bei der ursprünglichen Uebertragung, als auch bei den Ueberimpfungen stellten wir die Controlversuche in der Weise an, dass wir gleichzeitig Eiweiss und Gelatine beschickten. Wir wählten dazu Gelatine-Eprouvetten, die zu verschiedener Zeit gefüllt waren, um dem Vorwurf zu begegnen, dass das negative Resultat der zufälligen Zusammensetzung der Gelatine zuzuschreiben sei.

Auch versuchten wir auf flüssigem Kibitzeiweiss Züchtungen
rzunehmen, da Dal Pozzo (Mittheilungen aus dem Wiener
nbryologischen Institut 1889) nachgewiesen hat, dass das aus
m Ei fliessende Eiweiss frei von Mikroorganismen ist. Nachdem
ir die Eier sorgfältig mit Sublimat gereinigt hatten, eröffneten
ir sie, liessen das Eiweiss rasch in sterilisirte Eprouvetten
nnen und übertrugen Trippereiter unter den oben erwähnten
orsichtsmassregeln in dieselben. Jene Eprouvetten, welche wir
i Zimmertemperatur stehen liessen, zeigten am nächsten Tag
ne wolkige Trübung im oberen Theil der Nährmasse. Die
nderen Reagensgläser benützten wir dazu, um Eiweissplatten zu
iessen. Von diesen brachten wir die einen in eine feuchte
ammer, die anderen unter den Recipienten einer Luftpumpe,
m sie nach Dal Pozzo's Vorgang zum Erstarren zu bringen.
it den letzteren hatten wir keinen Erfolg, die ersteren jedoch
igten schon am zweiten Tage an der Oberfläche unregelmässige
locken, welche am dritten Tage zunahmen. Am vierten Tage
igte der hängende Tropfen noch wohlerhaltene Eiterkörperchen,
id die mit Eosin-Methylenblau gefärbten Präparate Gono-
ccen sowohl innerhalb als auch ausserhalb der Leukocythen.
räparate vom sechsten Tage boten weder Eiterzellen, noch
onococcen.

Versuche, welche wir in ähnlicher Weise mit Hühnereiweiss
nstellten, misslangen; es trat zwar in den Reagensgläsern
it flüssigem Hühnereiweiss, die wir in den Brütofen gestellt
tten, auch eine wolkige Trübung auf, die aber keine freien
occen enthielt und vielleicht von den zerfallenden Eitertheilchen
rrührte.

Auf der Platte, welche wir in die feuchte Kammer gelegt
tten, erhielt sich die Eiterflocke zwar durch mehrere Tage
nverändert, es machte sich aber keine Weiterentwicklung der
occen geltend.

Uebertragungen, welche wir auf die Conjunctiva von
aninchen vornahmen, erwiesen sich als erfolglos. Auch dies
irfte vielleicht als ein Zeichen für die Reinheit unserer Cultur
nzusehen sein, wobei wir uns auf keine geringere Autorität
s Klebs berufen können, der in seiner „Allgemeinen Pathologie"

Es ist uns genug, eine Methode anzugeben, wie man sic
sichere und rasche Weise Reinculturen des Gonococcus N
herstellen kann.

V.

Zur Eleïdinfrage.

Von

Stud. med. Ferdinand Winkler und Stud. med. Hermann v. Schrötter.

(Aus dem k. k. embryologischen Institute des Prof. Schenk in Wien.)

(Hierzu Taf. II.)

Die neuere Richtung der Hautanatomie hat sich zur Aufgabe gestellt, die Entwicklung der Horngebilde klarzustellen; die meisterhaften Untersuchungen von Unna, Ranvier und Waldeyer haben in dieses dunkle Gebiet Licht gebracht. Heute kennt jeder Histologe die Bedeutung der Worte Eleidin und Keratohyalin; es dürfte daher unnöthig sein, die gesammte Literatur aufzuführen und das allmälige Fortschreiten der Ansichten darüber zu verfolgen. Wir wollen nur daran erinnern, dass zwischen dem Ranvier'schen Eleïdin und dem Waldeyer'schen Keratohyalin Unterschiede angenommen werden, welche Buzzi genau präcisirt hat (Keratohyalin und Eleidin, Monatshefte für prakt. Dermatologie 1889).

Seitdem Unna in der in ihrer Art einzigen Zusammenstellung „Ueber die Fortschritte der Hautanatomie in den letzten 5 Jahren" (Monatshefte für prakt. Dermatologie. 1888) das bis zu diesem Jahre bekannte Material über diesen Gegenstand besprochen hat, sind mehrere Publicationen erschienen, welche auf dem von ihm gelieferten Unterbau fortarbeiteten. Wir führen von diesen an: Pavloff, Entstehung und Schicksale des Kerato-

hyalins (Monatshefte für prakt. Dermatologie. 1889, pag. 302); Pollitzer, Ueber die Natur der von Zander im embryonalen Nagel gefundenen Körnerzellen (Ibidem, pag. 347); Blaschko, Ueber den Verhornungsprocess (Verhandlungen des ersten Congresses der deutschen dermatologischen Gesellschaft in Prag. 1889); Lažansky, Zur Keratohyalinfrage (Ibid.) und Mertsching, Histologische Studien über Keratohyalin und Pigment (Virchow's Archiv. Bd. 116, pag. 484).

Es fiel uns auf, dass trotz der ausgedehnten Untersuchungen über das Haar und das Haarmark folgende Vermuthung Grefberg's (Die Haut und deren Drüsen in ihrer Entwicklung. Mittheilungen aus dem k. k. embryologischen Institute in Wien. 1883, pag. 155) weder eine Bestätigung, noch eine Widerlegung erfahren hat: „Das Protoplasma der Zellen, welche sich in der Mitte der Haartalgdrüsen befinden, erscheint feinkörnig, der Kern ist im Verhältniss zum Protoplasma auffällig klein und es erinnert im Ganzen an jene Metamorphose innerhalb des Zellleibes, welche Zabludowski als eine Einleitung zur Bildung der Hornsubstanzen der Cuticula des Schnabels der Vögel beobachtete. Nur scheint bei den Talgdrüsen dieser Process nicht so weit durchgeführt zu werden, als dies im verhornten Schnabel der Fall ist; bei der Talgdrüse scheint der Entwicklungsgang, der zur Verhornung führt, frühzeitig sistirt zu sein."

In erster Linie handelte es sich uns darum, dies klarzustellen, und in zweiter Linie zu untersuchen, ob Aehnliches auch in den übrigen Talgdrüsen der Haut nachzuweisen sei.

Unna unterscheidet nämlich die von den Haaren unabhängigen Talgdrüsen von den eigentlichen in die Haarbälge einmündenden; zu den ersteren zählt er die Meibom'schen Drüsen, die Talgdrüsen des rothen Lippenrandes und der kleinen Schamlippen; zu den letzteren rechnet er neben jenen Talgdrüsen, welche zeitlebens Anhangsgebilde der Haare darstellen, noch jene Drüsen, welche die Haare überwuchern, so dass diese als Anhänge der Drüsen erscheinen; dazu gehören die grossen Talgdrüsen der Nase und des äusseren Ohres, die Drüsen an der Innenseite der grossen Schamlippen, die Talgdrüsen der Caruncula lacrymalis und der männlichen Brustwarze.

Da sich die eigentlichen Talgdrüsen aus der Stachelschicht der embryonalen Haare entwickeln (Unna), so war von vorneherein anzunehmen, dass die Keratohyalinkörperchen, die Waldeyer im Haarmark und Unna in den Haarscheiden nachgewiesen hat, auch in den Talgdrüsen auftreten müssen. Wir untersuchten daher die Drüsen an den Haaren der Kopfhaut, der Augenbrauen und der Augenlider sowohl von menschlichen Föten, als auch von Schweinsembryonen und neugeborenen Kaninchen. Von jenen Drüsen, welche sich in bedeutenderem Umfange am Haare vorfinden, wählten wir die am Nasenflügel und dem äusseren Ohre vorkommenden. Als Repräsentanten jener Drüsen, welche entwicklungsgeschichtlich mit den Haaren nicht zusammenhängen, waren die Meibom'schen Drüsen und die Talgdrüsen des rothen Lippenrandes Gegenstand unserer Untersuchung.

Wir wollen vorausschicken, dass wir zur Einbettung der Hautstücke die von der zoologischen Station in Neapel angegebene Chloroform-Paraffinmethode verwendeten. Die Schnitte wurden anfänglich in Ranvier'sches Pikrocarmin gelegt, da man weiss, dass sowohl Eleïdin, als Keratohyalin sich damit in charakteristischer Weise färben; die einzelnen Drüsenzellen zeigten sich darnach mit deutlich braunrothen Körnchen gefüllt. Mit der von Zabludowski empfohlenen Pikrinsäure färbten sich die Körnchen intensiv gelb; das von Zander in die Technik eingeführte Methyleosin liess sie ebenfalls schön hervortreten.

Von den von Buzzi angegebenen specifischen Färbungsmitteln wählten wir als typische Eleïdinreactionen die Färbungen mit Alkanna und Osmiumsäure, von den Keratohyalinreactionen die Färbung mit Hämatoxylin. Ausserdem benützten wir das von Mertsching angewendete Alauncarmin, sowie Safranin und Methylviolett. Es zeigte sich nun, dass uns die Hämatoxylinfärbung im Stiche liess, dass aber die von Buzzi als für das Eleïdin beweisend bezeichneten Färbungen ein positives Resultat ergaben. Wir möchten hinzufügen, dass es nicht unumgänglich nothwendig ist, sich genau an die von diesem Forscher angegebene Vorschrift der Alkannafärbung zu halten. Er empfiehlt nämlich, einige Tropfen des alkoholischen Alkannaextractes in ein Schälchen mit destillirtem Wasser zu giessen, wobei sich ein

Theil des Extractes sofort niederschlägt, ein anderer Theil in der trüben Flüssigkeit in Schwebefällung bleibt und im Stande ist, die Körnchen distinct zu färben. Wir geben einfach die Schnitte in die alkoholische Tinctur und erhalten dieselben Resultate, wie bei der genauen Anwendung der Buzzi'schen Methode.

Obzwar die Färbungen uns deutlich Körnchen zur Ansicht brachten und uns nahe legten, dass wir es in ihnen nicht mit dem Waldeyer'schen Keratohyalin, sondern mit dem Ranvier'schen Eleïdin zu thun hatten, so schien es uns doch nothwendig, uns davon zu überzeugen, dass wir uns nicht durch Talgdrüsenfett täuschen liessen. Die in den Talgdrüsenzellen der Haare sichtbaren Gebilde erwähnt nämlich auch Ranvier, schreibt ihnen aber eine Fettnatur zu. In seinem „Traité technique d'histologie" (II. Edition. 1889, pag. 687) weist er im Abschnitt über die Entwicklung der Talgdrüsen darauf hin, dass sich die Zellen im Innern mit Fetttröpfchen füllen (les cellules centrales du bourgeon se remplissent de gouttes huileuses), und dass man sie am besten nach Härtung in ammoniakalischem Bichromat und Hämatoxylin-Eosinfärbung beobachten könne; die Ergebnisse dieser Methode fasst er in folgenden Worten zusammen: „Le noyau des cellules est coloré en bleu, leur protoplasma est coloré en rose et les granulations graisseuses sont incolores." Auch Ohmann-Dumesnil (Monatshefte für prakt. Dermatologie. 1888, pag. 67) sagt in seiner Arbeit „Ueber Doppelcomedo" Folgendes, auf unseren Gegenstand Bezug habendes: „Innerhalb der Acini findet man zahlreiche polygonale oder rundliche Zellen, welche grosse Kerne enthalten; wenn man sich dem Centrum der Drüse nähert, sieht man diese Zellen in verschiedenen Stadien fettiger Entartung und manchmal scheint ein plötzlicher Wechsel von den Zellen zu den Bläschen, die beinahe nichts als Fett und sehr unbestimmte Kerne enthalten, einzutreten." Auch Unna meint, dass das cubische Epithel der Acini nach dem Centrum zu einer langsamen Verfettung unterliege, welcher nur die äusserste Partie entgeht. Die Färbung mit Osmiumsäure, welche die Kerne sich bräunlich in der Zelle abheben lässt, schien ebenfalls für Fett zu sprechen. Um uns nun darüber Gewissheit zu verschaffen,

schüttelten wir Schnitte mit Aether, Benzin und Chloroform aus und sahen, dass sie genau so wie die nicht ausgeschüttelten Schnitte die Körnchen zeigten. Da es nun vielleicht möglich wäre, dass die Widerstandsfähigkeit der Zellen eine Auflösung des Fettes verhindere, so legten wir die Schnitte in concentrirte Kalilauge und unterzogen sie dann der Ausschüttelung. Das Resultat war dasselbe, wie in dem früheren Versuche; doch darf man die Schnitte nur auf kurze Zeit in die Kalilauge legen, da die Erfahrung auch bei den von Waldeyer und Buzzi angestellten Versuchen gelehrt hat, dass die Kali- und Natronlauge rasch die Körnchen gleichzeitig mit den Zellen vernichte. Da wir ausserdem die Hautstücke mehrere Tage in absolutem Alkohol, einige Tage in reinem Chloroform und, wie schon oben erwähnt, vor der Einbettung durch mehrere Stunden in einer heissen Mischung von Chloroform-Paraffin beliessen, so hätte eigentlich schon dies genügen müssen, die Fettsubstanzen zu entfernen. Es wurde uns dadurch klar, dass es sich in den Körnchen der Talgdrüsen nicht um Fett handeln könne, und es war uns durch das Gelingen der genannten Färbungen leicht, die Identität derselben mit dem Ranvier'schen Eleïdin sicherzustellen, obzwar wir, wie aus dem Folgenden ersichtlich sein wird, der Ansicht sind, dass sich kein chemischer Unterschied zwischen Keratohyalin und Eleïdin aufstellen lässt. Auch die angeführte Beobachtung Ranvier's, dass sich die in den Talgdrüsen vorfindenden Granulationen mit Hämatoxylin nicht färben, stimmt mit unseren Färbungsresultaten vollkommen überein.

Was wir hier von den Talgdrüsen beschrieben haben, welche oberhalb der Aussackung der mittleren Balgregion (Fig. 1 *a*) an den grossen Haaren der Kopfhaut und der Augenbrauen als Seitenanhänge (Fig. 1 *b*) auftreten, gilt in ebensolchem Masse von den grossen Talgdrüsen des Nasenflügels und des äusseren Ohres, sowie in besonders deutlicher Weise von den mit Haaren nicht in Verbindung stehenden Meibom'schen Drüsen (Fig. 3) und den Drüsen des rothen Lippenrandes. Besonders instructive Bilder geben Querschnitte durch die Spürhaargegend an der Schnauze des Katzenembryos (Fig. 2 *a* und *b*) und Längsschnitte durch die Augenlider des menschlichen Fötus und des neugebornen Kaninchens. In

ersteren sieht man sowohl grosse Talgdrüsen nach Art der an der Nase vorkommenden, als auch kleine, in den Haarbalg mündende; an den letzteren sieht man neben den Meibom'schen Drüsen auch die Talgdrüsen, welche sich an den Cilien befinden. An sämmtlichen angeführten Drüsenformationen bemerkt man, am besten nach Färbung mit Methyleosin, Pikrinsäure und Alkanna, die Körnchen, welche die Zellen reichlich erfüllen. In älteren Stadien sind neben den Körnchen auch grössere tropfenartige Gebilde zu sehen, welche mit den Flaques (Ranvier) in eine Linie gestellt werden dürften; in noch älteren sieht man die Körnchen in Netzform angelegt, welche der von Blaschko angeführten fibrillären Structur der Epithelzellen in den Horngebilden entspricht. Dies scheint auch mit der Waldeyer'schen Annahme in Einklang zu stehen, „dass das einmal gebildete Eleïdin sich allmälig mit dem protoplasmatischen Netzwerke, innerhalb dessen es entstanden, respective ausgeschieden war, wieder verbindet". Es ist interessant, dass sich zwischen den beiden oben charakterisirten Talgdrüsenarten in Bezug auf das Vorkommen der Körnchen ein Unterschied darbietet. Während in allen Drüsen, welche mit Haaren in Verbindung stehen, nur die inneren, gewöhnlich etwas grösseren Zellen Körnchen enthalten, sind die sämmtlichen Zellen der Meibom'schen Drüsen und der Talgdrüsen im rothen Lippenrande damit erfüllt.

Ueber das Verhältniss der Körnchen zum Zellkern konnten wir uns keine vollständige Klarheit verschaffen; nach unseren bisherigen Beobachtungen können wir nur die Vermuthung aufstellen, dass sich dieses Verhältniss in folgender Weise gestalte: Die Körnchen sammeln sich zuerst rings um den Kern und erfüllen von da aus die ganze Zelle; dann verschwindet der Kern; wenn sich aber die Körnchen zum intracellulären Netzwerk ordnen, so tritt er wieder hervor und überdauert auch das Verschwinden derselben. Endlich zerfällt er aber definitiv und die Zelle zeigt fettigen Inhalt. Damit stimmt die Ansicht Ranvier's, der von seinen Fetttröpfchen dasselbe aussagt; es sei erlaubt, die betreffende Stelle wörtlich zu citiren: „Les cellules sébacées se rapprochent du centre de chaque acinus, elles se chargent de plus en plus de granulations graisseuses, et le noyau s'atrophie. Ces noyaux

sont réduits d'abord en granulations anguleuses colorées en bleu. Ces granulations disparaissent et la cellule se détruit pour former le sébum."

Die allgemeine Anschauung, dass man es auch in der Bürzeldrüse der Vögel mit einer Talgdrüse zu thun habe, bewog uns, auch dieses Gebilde zu untersuchen. Neuerdings hat auch Sutton in seiner „Vergleichenden Studie über Talgdrüsen und Hauthörner" (The Journal of comparative Medicine and Surgery, Jänner 1887, Vol. VIII, Nr. 1) betont, dass die Bürzeldrüse nichts Anderes als eine grosse Talgdrüse sei, welche an die Stelle der Talgdrüsen der Säugethiere trete. Wir waren aber in keinem Entwicklungsstadium im Stande, in den Drüsenzellen unsere Eleïdinkörnchen aufzufinden. Wir müssen daher annehmen, dass die Bürzeldrüse mit den Talgdrüsen der Säugethiere nicht auf eine Stufe zu stellen sei.

Die Schnitte, welche wir bei Gelegenheit dieses Studiums durch die Analhaut des Hühnchens führten, zeigten aber, dass sich auch bei den Vögeln Formationen an den Federn finden, welche den Talgdrüsen der Haare vollkommen entsprechen. Diese Drüsen treten zwar nicht als Seitenanhänge auf, wie es etwa an den Haaren der Kopfhaut der Fall ist, sondern sie gleichen mehr jenen Drüsen, wie sie an der Nase und dem äusseren Ohre angetroffen werden. Um sie zu sehen, darf man die Schnitte nicht zu oberflächlich führen, da die Drüsen am Grunde der Federn gelegen sind. Wir geben in Fig. 4 einen Schrägschnitt durch die Feder eines Hühnerembryos vom 17. Tage, an welchem man eine ziemliche Anzahl von Acini um die hohle Spule (Fig. 4 *a*) bemerkt. Alle Zellen (Fig. 4 *b*) sind reich mit Körnchen gefüllt, deren Verhalten zu Farbstoffen keinen Zweifel darüber gestattet, dass sie als Eleïdin zu bezeichnen sind.

Wenn wir die vorstehenden Ergebnisse unserer Beobachtungen berücksichtigen, so können wir der Meinung Greffberg's zustimmen, dass die Entwicklung der Talgdrüsenzellen in ihrem Beginne mit der Bildung von Hornzellen übereinstimme. Die Fetteinlagerung dürfte dann der weiteren Entwicklung der Drüsenzellen ein Ende bereiten. In gewissem Sinne scheint damit eine Bemerkung Unna's in Einklang zu stehen, dass „die locale

Hypertrophie der Talgdrüsen, welche im Alter an vielen Stellen wiederkehrt, wo schon die Haare ausgefallen sind, schwerlich einer besonderen Function der Drüsen diene, sondern eher als physiologische Verkümmerung epithelialer Gebilde aufzufassen sei, welche phylogenetisch zu höherer Productivität angelegt waren."

Thatsächlich findet man am Lippenroth des Erwachsenen, dass sich neben Talgdrüsen, welche Fett enthalten, auch noch solche finden, welche Eleïdinkörnchen zeigen. Uebrigens zeigt sich das Auftreten des Eleïdins in den Talgdrüsen erst zu einer Zeit, wo die Körnchen auch im übrigen Theile des menschlichen Körpers hervorzutreten beginnen. Unna setzt dies beim Menschen in das Ende des sechsten und den Anfang des siebenten Fötalmonates. Betreffs des Verschwindens der Körnchen sind wir zur Annahme geneigt, dass die Talgdrüsen, welche das Eleïdin nicht mehr zeigen, älteren Datums sind, während jene Drüsen, die es noch nachweisen lassen, auf einer jüngeren Stufe der Entwicklung stehen.

Die Art und Weise des Auftretens von Keratohyalin und Eleïdin und die Rolle, welche man diesen Massen bei dem Verhornungsprocess zuschreiben zu sollen glaubt, hat schon Waldeyer veranlasst, das Verhalten derselben gegenüber einer Reihe von Reagentien zu prüfen. Buzzi wiederholte und erweiterte diese Versuche. Die Bemühungen Beider zeigten, dass die als Keratohyalin bezeichneten Körnchen von Wasser und fettlösenden Stoffen nicht aufgelöst werden, wohl aber zugleich mit den Zellen bei Anwendung von Natron- und Kalilauge in der Wärme. Salzsäure und Salpetersäure lassen schon bei starker Verdünnung die Körner weniger sichtbar werden. In Essigsäure und Ammoniak treten sie deutlicher hervor, bei intensiverem Einwirken und beim Kochen werden sie gelöst. Auch mit Jod konnten beide Untersucher keine charakteristische Färbung erzielen. Was das Verhalten zu Verdauungsflüssigkeiten betrifft, so geben Waldeyer und Unna an, ihr Schwinden nach längerer Einwirkung beobachtet zu haben. Ersterer arbeitete mit Glycerin-Pepsinextract, Letzterer mit Pepsin-Salzsäure und Trypsin. Waldeyer wies auf Grund dieser Thatsachen darauf hin, dass die Substanz mit

Nucleïn und Glycogen nicht identisch sei, sondern dass sie dem Hyalin Recklinghausen's und dem Plastin nahe stehe. Auch Buzzi schrieb den Körnchen eine albuminoide Natur zu. Zander behauptete, dass sie Keratin seien. Eben dieselbe Ansicht stellte Zabludowski vom Eleïdin auf. Ueberhaupt sind die Urtheile der Beobachter gerade über diesen Körper noch getheilter, als über das Keratohyalin. Trotzdem schon Waldeyer und neuerdings Unna in seinen „Pariser Briefen" auf das entschiedenste betonten, dass Ranvier weit davon entfernt sei, in dieser Substanz, welcher er die Consistenz „d'une huile essentielle" zuschrieb, auch in der Wirklichkeit ein solches Oel zu sehen, sind neuere Forscher für den Fettcharakter dieses Körpers eingetreten. Es haben sich Sticker (Ueber die Entwicklung des Wollhaares etc. Berlin 1887) und Lewin (Mikroskopischer Nachweis von Cholesterinfett in der Körnerschicht der Epidermis. Berliner klinische Wochenschrift, 1886, Nr. 2) nachzuweisen bemüht, dass das Eleïdin eine Verbindung von Eiweisskörpern mit Cholesterinfett sei.

Buzzi stellte sich in dieser Frage auf den Standpunkt, dass er sowohl die Cholesterin- als die Fettnatur leugnete und das Eleïdin als fettiges Oel, als Glycerinfett betrachtete. Dagegen lässt sich nach Blaschko auf mikrochemischem Wege entschieden darthun, dass die Substanz, aus der die Körnchen bestehen, überhaupt kein Fett oder fettähnlicher Körper sei; er weist ihr eine Mittelstellung zwischen Keratin und Zellprotoplasma an und belegt sie mit dem Namen Prokeratin.

Für die Verwirrung, die in dieser Sache herrscht, spricht, dass Mertsching erklärt, „das Keratohyalin sei nicht ein Degenerationsproduct sämmtlicher Bestandtheile der Zelle, sondern allein des Kernes". Der Verfasser scheint hierbei die Begriffe Keratohyalin und Eleïdin nicht zu trennen und setzt sich mit Krause (Beiträge zur Kenntniss der Haut des Affen. Berlin 1888) in Widerspruch, da dieser erklärt, dass der Kern an der Bildung der Granula ganz unbetheiligt sei. Wir stimmen dieser letzten Ansicht vollkommen bei, namentlich auf Grund des intracellulären Netzwerkes, welches man, wie wir schon oben ausgeführt haben, in älteren Stadien rings um den Kern angeordnet sieht.

Diese Zusammenstellung lehrt, dass sich im Grossen und Ganzen die Einen für eine Fettnatur, die Anderen für eine Eiweissnatur der Körnchen aussprechen. Erstere Annahme wird unhaltbar, wenn man berücksichtigt, dass sowohl Keratohyalin als Eleïdin sich gegen fettlösende Substanzen als widerstandsfähig erweisen. Letztere Ansicht geräth in's Schwanken durch das Nichtgelingen der von uns angestellten Xanthoproteïnreaction; beim Zusatz von Salpetersäure zeigt sich keine Spur von Gelbfärbung der Körnchen. Es war daher für uns naheliegend, an Colloid und Amyloid zu denken. Auch Colloidkörper müssten zwar mit Salpetersäure eine gelbe Färbung geben; wir stellten aber, um sicher zu gehen, auch die Reaction mit Jod an, welche eine Braunfärbung ergeben müsste. Die Körnchen blieben vollständig ungefärbt, wodurch bewiesen ist, dass wir es in ihnen nicht mit Colloid und auch nicht mit Glycogen zu thun haben. Um zu untersuchen, ob die Körnchen nicht etwa Amyloid wären, stellten wir folgende Reactionen an: Wir färbten mit einer einprocentigen Lösung von Methylviolett, erhielten aber keine rothe, sondern eine blaue Färbung. Safranin liess die Körnchen roth und nicht orangegelb erscheinen. Die von Virchow im Jahre 1853 angegebene Jod-Schwefelsäurereaction gab auch kein positives Resultat, weil wir überhaupt, wie schon hervorgehoben, keine Färbung der Körnchen mit Jod erzielen konnten. Es fiel uns aber bei dieser Reaction auf, dass beim Zusatz von concentrirter Schwefelsäure eine sofortige Auflösung der Körnchen stattfand, wodurch wir uns bewogen fühlten, letztere Erscheinung einer genauen Prüfung zu unterziehen. Wir benützten hierzu sowohl Gewebstheile, welche nach der herrschenden Anschauung Keratohyalin, als auch solche, die Eleïdin enthalten, und zwar in Form von Schnitten und Zupfpräparaten.

Tropfen der Säure, an den Rand des Deckglases gebracht, genügten, um die Körnchen in Lösung überzuführen. Es ist dies eine wirkliche Lösung und kein blosses Aufquellen, wie es etwa vor sich geht, wenn man zu Bindegewebsfasern Essigsäure zusetzt; man kann das Verschwinden der Körnchen unter dem Mikroskop deutlich sehen, während die Zellen bei dem kurzen Einwirken der Schwefelsäure erhalten bleiben. Auch concentrirte Salzsäure und Salpetersäure bringen die Körnchen, wenn auch nur langsam, zur Lösung.

In Folge dieser auffallenden Erscheinung suchten wir nach einem Körper, welcher sich in concentrirter Schwefelsäure sofort und in Salzsäure und Salpetersäure allmälig auflöst. Dieser Körper ist Chitin (Gorup-Besanez, Lehrbuch der physiologischen Chemie. 1874, pag. 190; Handwörterbuch der Chemie. 1884, II. Bd., pag. 612). Auch sein Verhalten zu Verdauungsflüssigkeiten scheint unserer Annahme nicht entgegenzustehen. Nach Drechsel's Angabe wird zwar das Chitin im Verdauungscanal der höheren Wirbelthiere nicht verdaut, wohl aber im Magen der Knorpelfische. Auch bei unseren diesbezüglichen Versuchen gelang es uns erst nach längerer Einwirkung solcher Flüssigkeiten, eine Auflösung der Körnchen zu erzielen. Wir verwendeten Pepsin-Glycerinextract, Pepsinsalzsäure und einen aus Pancreas gewonnenen Verdauungssaft. Da wir diese Substanz sowohl im Haarmark, als auch in der Oberhaut, im Schnabel und in den Talgdrüsen nachweisen konnten, so glauben wir, dass sich zwischen Keratohyalin und Eleïdin kein chemisch begründbarer Unterschied aufstellen lasse. Wir wollen zwar nicht in Abrede stellen, dass die Farbstoffreactionen eine Unterscheidung zwischen diesen beiden Körpern ermöglichen, sind aber der Ansicht, dass Färbemittel gegenüber chemischen Reactionen zurückstehen müssen, und dass Thatsachen, welche die Chemie aufstellt, über die Combinationen einer noch so scharfsinnigen Farbstofftechnik den Sieg davontragen müssen. Uhthoff (Virchow's Archiv. 86. Bd., pag. 332) und Steyerthal (Zur mikrochemischen Reaction des normalen menschlichen Fettgewebes. Berlin 1888) wiesen ohnedies für das Fettgewebe nach, dass es, in Müller'scher Flüssigkeit gehärtet, Amyloidreactionen gebe; Aehnliches dürfte auch für viele andere Gewebe und Gewebsbestandtheile gelten. Jedenfalls scheint es, dass die Einbettungsmethoden und das Präpariren der Schnitte die Zellen so verändern dürften, dass die Bedeutung der Farbstoffreactionen als fraglich erscheinen muss. Demnach müssen wir nach unseren Untersuchungen Keratohyalin und Eleïdin als identisch betrachten, wobei wir die Unterschiede im Verhalten zu Farbstoffen nicht der Substanz selbst, sondern der verschiedenen Widerstandsfähigkeit der Zellen zuschreiben wollen.

Die Identificirung der in Rede stehenden Substanzen mit Chitin beweist erstens, dass das Eleïdin nicht, wie Liebreich annimmt, zur Einfettung der Hornsubstanz diene und auch nicht als Neutralisator des Talgdrüsenfettes (Sticker l. c.) fungiren könne; zweitens, dass der Stoffwechsel und Mechanismus der Talgdrüsen nicht, wie Unna sich ausdrückt, der ärmste unter allen bekannten Drüsen sei, sondern im Gegentheile ein reger genannt werden muss. Es erscheint das Chitin als ein neues Bindeglied zwischen den Wirbelthieren und den Gliederthieren; es lässt sich nämlich mit Bestimmtheit nicht blos in den Körperdecken der Arthropoden, sondern auch in den Anhängen dieses Ueberzuges, in den Stacheln, Schuppen und Haaren nachweisen (Gorup-Besanez).

Erklärung der Abbildungen:

Fig. 1. Augenbrauenhaar eines menschlichen Embryos aus dem siebenten Monate. Alkannafärbung.
a) Aussackung der mittleren Haarbalgregion.
b), *c)* Talgdrüsen.
d) Eleïdinhaltige Zellen. Die peripheren Zellen der Drüse erscheinen frei von Körnchen; die eleïdinhaltigen sind grösser als die übrigen.

Fig. 2. Schnitt durch ein Haar der Schnauzbartgegend des Katzenembryos von 12 Cm. Länge. Methyleosinfärbung.
a) Haar, schräg getroffen.
b) Talgdrüse. Epithel, cubisch und einschichtig; die grösseren Innenzellen mit Körnchen und Tröpfchen erfüllt.

Fig. 3. Durchschnitt durch eine Meibom'sche Drüse eines 10 Tage alten Kaninchens. Osmiumsäurefärbung.
a) Acinus. Sämmtliche Zellen mit Körnchen dicht erfüllt.
b) Interstitielles Bindegewebe.

Fig. 4. Durchschnitt durch die Analhaut eines 17 Tage alten Hühnerembryos. Methyleosinfärbung.
a) Federspule.
b) Acini. Auch hier sämmtliche Zellen mit Körnchen erfüllt.

VI.

Beitrag zur Lehre über die Formation des Hammer-Ambossgelenkes.

Von

Dr. E. Draispul aus St. Petersburg.

(Aus dem k. k. embryologischen Institute des Prof. Schenk in Wien.)

(Hierzu Taf. III.)

Die Gelenksbildung lässt im Allgemeinen gewisse Weisen der Entstehung bald erkennen, welche darauf hinausgehen, dass ein ursprünglich gemeinsames Substrat für die beiden Gelenksenden während ihrer Entwicklung keine Formunterschiede der einzelnen Zellen erkennen lässt. Man beobachtet dies in den frühesten Stadien, wo gleichsam im Mesoderm alle Elemente, die sich späterhin in die verschiedenen Bindesubstanzen differenziren, einander gleich sind. Erst wenn das prächondrale Stadium zu Ende ist und die einzelnen Zellen die entsprechende Durchsichtigkeit und das Vermögen, weniger Farbstoff anzunehmen, erlangt haben, kann man die Knorpelstücke, welche die Gelenke begrenzen, isolirt angedeutet finden. Ueber die Gelenksbildung im Allgemeinen und die Bildung des Gelenkes, über dessen Entwicklungsweise wir hier mitzutheilen haben, ist vielfach discutirt worden und wir hätten hier es kaum gewagt, an die Beschreibung unserer Mittheilungen zu schreiten, wenn nicht ein Factum in der Schilderung aufträte, welches zu auffällig ist, als dass dem Sachkundigen eine Schilderung desselben nicht wünschenswerth schiene.

Bezüglich der ersten Gelenksbildung im Allgemeinen an den verschiedenen Stellen im Gebiete des Knochen wurde seinerzeit von Henke und Rheier[1]) ausführlich Mittheilung gemacht. Sie fanden nämlich, dass sich zwischen den ersten Interphalangealgelenken durch Pikrocarmin gelbfärbbare Scheiben finden, während an den zweiten und dritten Interphalangealgelenken die einzelnen Gliederschnitte durch roth gefärbte Linien von einander getrennt sind. Sie halten diese intensivere Roth- und Gelbfärbungen für den Ausdruck des Grades der histologischen Sonderung der Entwicklung von Knorpel und das Auftreten von Intercellularsubstanz. Die Zellkörper der Zwischenscheiben unterscheiden sich durch einen kleineren Durchmesser ihres Leibes und die intensivere Färbung. Bei grösseren menschlichen Embryonen $3^3/_4$—$4^1/_2$ Cm. ist noch das Gelenk zu sehen. Das eine Gliedende geht in das andere continuirlich über, sofern zwischen ihnen eine Zone kleinzelligen Gewebes liegt, welche sich weder von dem einen, noch von dem anderen Skeletende abheben lässt. Diese Zwischenzone entspricht in ihrer Lage der gelben Scheibe des früheren Stadiums. Sie zeigt sich ihr auch verwandt durch die Kleinheit ihrer Zellen, durch den Mangel an Intercellularsubstanz.

Kölliker[2]) und Hertwig[3]) schliessen sich gleichfalls den Anschauungen von Henke und Rheier an. Ebenso findet man nach Schuster[4]) bezüglich der Anfangsbildung die erste Bildungsweise des Hüftgelenkes ungefähr ähnlich angelegt, wie das bei allen anderen Gelenken zu sehen ist, nur erblickt Schuster in der sogenannten Zwischenscheibe des angelegten Gelenkes auch noch das Bildungsmaterial für das Lig. Teres und die übrigen intraarticulären Gebilde. Soweit einige Andeutungen über die Gelenksbildungen im Allgemeinen. Ueber Hammer-Ambossgelenk speciell liegen uns nur wenige Angaben vor, indem bezüglich der ersten Gelenksbildung so ziemlich dasselbe gilt, was wir von den Gelenken im Allgemeinen bisher angeführt

[1]) Studien über Entwicklung der Extremitäten des Menschen, besonders der Gelenksflächen. Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wiss. Wien, 70. Bd.

[2]) Kölliker, Entwicklungsgeschichte. Leipzig 1876.

[3]) Lehrbuch. Jena 1888.

[4]) Schuster, Mittheil. aus d. embryolog. Institute. III. Heft.

ıben. Nur bei der besonderen Durchführung der Gelenksbildung nd einige Angaben hervorzuheben. Hierher gehören in erster inie die Befunde von Urbantschitsch.[1]) Dieser Autor spricht :gen die Ansicht, dass die Bildungsmasse, aus welcher der ammer und Amboss hervorgehen, in zwei für diese Gehör-nöchelchen bestimmte Theile zerfällt, welche später wieder in ne Gelenksverbindung treten. Die Befunde bestätigen vielmehr ie ursprüngliche Lehre Rathke's und Valentin's, dass der ammer und Amboss aus einer gemeinschaftlichen Bildungsmasse ıtstehen. An Durchschnitten fand der Autor bei 10—12 Cm. öchentlichen Embryonen nicht in der ganzen Ausdehnung des elenkes ausgebildet, sondern es bestand noch in den centralen ırtien eine knorpelige Verschmelzung der Knöchelchen, die :gen die untere Peripherie weiter fortgeschritten schien, als :gen die obere Peripherie. Der Umfang der unteren Gelenks-ıche, sowie die ganze obere Gelenksfläche treten deutlich hervor. den Lehrbüchern findet man die übereinstimmenden Angaben der ınderung des ersten Kiemenbogens in drei Stücke, von denen das rdere Stück zum Proc. Meckeli, die hinteren zwei Stücke zum ammer und Amboss sich umgestalten, zwischen letzteren tritt die elenksbildung, ähnlich wie bei den Gelenken, im ganzen Skelete auf.

Ueber die Anlage der Gelenke wird von Gradenigo[2]) für e Hammer-Ambossgelenkstheile angegeben, dass dieselben Elemente ır Grenzschichte darstellen. Die primitive Form der Gelenk-ıchen soll ausschliesslich in Beziehung zu ontogenetischen ɔrgängen gebracht werden. Gruber[3]) beschreibt näher die ldungsweise des Gelenkes um die Platte des Stapes und ist der einung, dass sämmtliche Gehörknöchelchen aus einer gemein-haftlichen Grundlage von Zellen entstehen. Man ersieht aus esen Mittheilungen, dass mit Rücksicht auf die verschiedenen ɔrmationen der Gelenke und ihre anatomischen Verhältnisse :wiss eine Erweiterung der Kenntnisse nöthig wird und scheint ir daher die von uns zu schildernde Thatsache bei der Ent-

[1]) Urbantschitsch, Beobachtungen über die Bildung des Hammer-nbossgelenkes. Mittheil. aus d. embryolog. Institute. 1879, III. Heft.

[2]) Gradenigo, Mittheil. aus d. embryolog. Institute. IX. Heft.

[3]) Gruber, Mittheil. aus d. embryolog. Institute. II. Heft.

wicklung des Hammer-Ambossgelenkes am Schweinembryo nicht unwichtig zu sein, da die Verschiedenheit der Gelenksformen zwischen Hammer-Amboss bei manchen Thieren auch durch die Entwicklungsweise begründet ist. Bei meinen Studien über die Entwicklung des Mittelohres fiel es mir auf, dass bei Schweinsembryonen die Gelenksfläche zwischen Hammer und Amboss eine von der bisher bekannten Form auffällige Verschiedenheit bietet. An der Gelenksfläche des Hammers befindet sich in der Mitte des Gelenkes ein auffälliger Fortsatz, der in eine Vertiefung des Ambossgelenkes reicht. Dieses Gebilde ist rundlich mit einer etwas breiteren Basis am Hammergelenke und einer abgerundeten stumpfen Spitze, welche in die Vertiefung des Ambossgelenkes greift. Man hat es hier mit einem Gebilde zu thun, durch welches diese beiden Gelenke miteinander mechanisch zusammengehalten werden, indem der Fortsatz an der Gelenksfläche des Hammers, welchen wir als Zahn bezeichnen wollen, im Amboss eingekeilt erscheint. Es ist hier nicht daran zu denken, dass man es etwa mit einer Andeutung der Entwicklung der Sperrzähne von Helmholtz zu thun hat, da dieser von uns beschriebene Zahn an einer ganz anderen Stelle sich befindet und seine späteren Metamorphosen auch ganz andere sind, als dies bei den Sperrzähnen erscheint. Es fällt ihm nicht die physiologische Bedeutung zu, welche den Sperrzähnen zugeschrieben wird. Endlich kommt derselbe unseres Wissens beim Schweine gut ausgebildet vor und zeigt sich bei der Katze nur eine Andeutung derselben und ist beim Menschen, soweit ich das embryonale Material verfolgt habe, bisher nicht beschrieben worden. Die aufeinanderfolgenden Stadien der Entwicklung lassen Einiges der früheren Bildung dieses Zahnes erkennen und geben uns über seine weitere Umbildung und Beziehungen zu der späteren Gelenksform des Hammer-Ambossgelenkes der Schweine Aufschlüsse. Das früheste Stadium, welches ich hier bringe, ist Fig. 1.

Aus dem Präparate wurde blos das Stück des Gelenkes gezeichnet, wie es bei einem 6—7 Cm. langen Schweinsembryo zu finden ist. *A* stellt uns den Hammer, *B* den Amboss vor. An der Stelle *C* ist die Gelenksfläche mit den capsulären Gebilden vereinigt. Die Gelenksflächen, soweit sie dem Hammer und Amboss

angehören, besitzen Knorpelzellen, welche dicht gedrängt aneinanderliegen. Die Farbe (Carmin) nehmen dieselben ziemlich stark auf. Die Gelenkflächen sind von einander nicht getrennt, sondern durch ein embryonales Bindegewebe mit einander vereinigt. Dieses Bindegewebe hängt nicht nur mit den Gelenksflächen, sondern auch mit der Kapselwand, dessen Gewebe ein viel dichter gefügtes ist und sich auch intensiver färbt, zusammen. Zuweilen sieht man an dem Rande des Gelenkes auf dem Durchschnitte das Bindegewebe in dichteren Zügen angeordnet und hängt das intraarticuläre Gewebe mit der Zwischensubstanz der Knorpelmasse der Gelenkfläche innig zusammen. Eine Höhle des Gelenkes ist nicht vorhanden, sondern an ihrer Stelle das lockere Bindegewebe, welches vom Hammer aus dichter gefügt in Form eines Zahnes (*Z*) in die Gelenkshöhle des Ambosses reicht. Da an manchen Schnitten bei einer zufälligen Lostrennung des aus Bindegewebe gefügten Zahnansatzes des Hammers dieser gewöhnlich mit dem Hammer vereinigt erscheint, so bezeichnen wir auch den Hammer und nicht den Amboss als den Träger dieses Fortsatzes, der nur in einer passenden Vertiefung des Ambosses liegt. Dass das zahntragende Gelenkstück, welches wir an dem Durchschnitte sehen, dem Hammer angehört, geht aus der Betrachtung der Reihenfolge der Schnitte hervor, welche uns belehren, dass die Vertiefung, in welche der Zahn hineinpasst, an dem Gelenke jenes Gehörknöchelchens sich befindet, welches in Verbindung mit dem Steigbügel sich befindet, wonach es aus den topographisch anatomischen Verhältnissen sichergestellt ist, welcher der Theile des Gelenkes dem Hammer und welcher dem Amboss angehört. Vergleichen wir diese geschilderten Verhältnisse mit denjenigen, welche wir bei manchen anderen Thieren und bei Menschen vorfinden, so ist uns in erster Linie auffallend, dass in diesem Stadium der Entwicklung beim Schweinsembryo die Gelenkshöhle vollständig fehlt. Ferner, dass die Gelenksflächen durch Bindegewebszüge mit einander innig zusammenhängen, indem das Bindegewebe mit der Zwischensubstanz der Gelenkknorpel vereinigt ist. Endlich, auf was besonders aufmerksam zu machen ist, dass wir bei diesem Thiere in der Mitte der Gelenksfläche eine dichter gefügte, bindegewebige Masse in Form eines Zahnes vorfinden, welche in die entsprechende Ver-

tiefung des Ambosses hineinragt. Da es mir aus den Angaben der Literatur nicht bekannt ist, dass bisher bei irgendwelchen Thieren ähnliche Erscheinungen im Hammer-Ambossgelenke geschildert worden wären, so will ich auf diese beim Schweine sich ergebende Thatsache besonders aufmerksam machen und den weiteren Entwicklungsgang des Gelenkes und des Zahnes, dessen Verhältniss zum Gelenke und weitere Entwicklung verfolgen. Das Gelenk in dem Zustande, wie ich es bisher geschildert habe, stellt uns eine Symphyse dar, da man sie von einer Gelenkshöhle bisher noch nicht zu sehen vermag. Es würde dies einem Stadium entsprechen, von welchem Henke und Rheyer bei anderen Gelenken bereits ausführlich sprechen. Das Bindegewebe würde der Zwischenscheibe entsprechen, nur die Formation des Zahnes führt zu der Ueberzeugung, dass man es hier mit eigenartigen Vorgängen zu thun haben mag, welche bei diesem Gelenke stattfinden.

Fig. 2 stellt das Bild eines Durchschnittes vom Hammer-Ambossgelenke eines 14 Cm. langen Schweinsembryos dar. Der Hammer *(A)* ist bereits verknöchert. Die Gelenksfläche *(g)* ist in ihrer ganzen Ausdehnung mit dunkler tingirten flachen Zellen bedeckt. Die Kapselwand hängt mit den intraarticulären Gebilden noch zusammen und zeigt das Gelenk noch am Rande bereits eine Andeutung einer Lockerung des Gewebes, gleichsam der Anfangsbildung der Gelenkshöhle entsprechend. Der Zahn *(Z)* ist stärker geworden und enthält schwach gefärbte Elemente vom Bindegewebe, dessen Kerne stärker gefärbt erscheinen. Im Uebrigen ist die Form des Zahnes nahezu dieselbe, wie bei der früheren Figur zu sehen war. Am Amboss *(B)* ist gleichfalls die Verknöcherung eingeleitet und wird der Begrenzungssaum des Gelenkes ebenfalls wie beim Hammer von einer Masse von Elementen gebildet, die dunkler tingirt und derart gestellt sind, dass ihr Längsdurchmesser parallel mit der Gelenksoberfläche gerichtet ist. Es ist aus diesem Bilde gleichfalls ersichtlich, dass der Zahn des Hammers, der in der entsprechenden Vertiefung des Ambosses liegt, eine innige Verbindung zwischen den beiden Gehörknöchelchen vermittelt.

In Fig. 3 ist bereits die Gelenkshöhle *(g)* deutlich zu sehen, die pericapsulären Gebilde *(c)* bedecken dieselbe nach aussen,

die Gelenksflächen von Hammer und Amboss sind knorpelig und haben an der Begrenzungsfläche einen aus dunkler gefärbten Zellen tingirten breiteren Saum und zieht der aus embryonalem Bindegewebe bestehende Zahn *(Z)* in die entsprechende Vertiefung des Ambosses. Am Hammer *(a)* ist derselbe dadurch in der Mitte an der Gelenksfläche befestigt, dass an seiner Basis bindegewebige Züge, welche theilweise am Knorpel der Gelenksfläche des Hammers hängen, theilweise zwischen die Zellen in die Knorpelmasse der Gelenksfläche hineinziehen. Die einzige Verbindung der Gelenksenden in der Mitte ist hier durch den Zahn *(Z)* bedingt. Dieses Bild bekommen wir nicht in allen Fällen derselben Länge (24 Cm.). Wie wir bald sehen werden, ist es nicht selten der Fall, dass es zu einer so deutlichen Ausbildung des Gelenkes des intraarticulären Bindegewebes kommt. In jenen Fällen, wo die Gelenkshöhle sich vollständig ausbildet, bleibt der Zahn temporär die alleinige Verbindung zwischen dem Hammer und Amboss und kann derselbe an seiner Basis am Hammer sich lostrennen und als bindegewebige Masse in der Vertiefung des Ambosses zurückbleiben, wenn auch später Reste zu finden sind. Dagegen ist es nicht selten, dass durch den Zahn eine dauernde Verbindung zwischen Hammer und Amboss hergestellt wird, welche beim Schweine auch im extrauterinen Leben persistirt. Es ist ja aus der vergleichenden Anatomie genügend bekannt, dass bei Wirbelthieren Verwachsungen zwischen Hammer und Amboss vorkommen, welche sich in der Weise präsentiren, dass man überhaupt keine Gelenksfläche zwischen beiden erkennen kann.

Beim Schweine scheint eine Art der Entwicklung stattzuhaben, wodurch man das eine Mal eine bleibende Verbindung zwischen Hammer und Amboss erzielt, während das andere Mal eine Trennung der Gelenksflächen sich ausbildet. Eine Durchführung der Trennung zeigt das frühere Stadium, welches wir in Fig. 3 geschildert haben, wobei nur noch die schwache Verbindung in der Mitte des Hammers zu sehen war, nach deren Loslösung die Trennung der Gelenksflächen durchgeführt ist. Es ist dies ein Vorgang, welcher sich an den jener Thiere anreiht, bei denen die vollständige Trennung im Allgemeinen normaler

Weise stattfindet. Durch die Ausbildung des Zahnes ist gleichsam ein Uebergang zur dauernden Vereinigung beider Gelenksflächen während der Entwicklung geschaffen. Diese Vereinigung kann aber in manchen Fällen gelöst werden und wir haben das Bild vor uns, wo wir Hammer und Amboss durch die Gelenkshöhle von einander getrennt sehen. In anderen Fällen kommen wir in die Lage, beobachten zu können, dass die gesammte Masse vom Bindegewebe, welche intraarticulär zieht, in continuo mit dem Zahne zusammenhängt, der Zahn *(Z)* selbst in dem verknöchernden Amboss steckt und die Bindegewebsfasern mit der Gelenksfläche innig zusammenhängen. Nun kann hierbei die Gelenksfläche theilweise bestehen, was zumeist nur am Rande des Gelenkes zu sehen ist, zuweilen fehlt die Gelenkshöhle total und ist durchwegs von Bindegewebe ausgefüllt, welches nur in einer dünnen Schichte vorhanden ist, dicht gefügt erscheint und die Gelenksflächen innig aneinanderhält, so dass wir hier eine Verwachsung in Form einer Synarthrose vor uns haben. Man findet auch bei den erwachsenen Schweinen, den geschilderten Vorgängen entsprechend, bald eine vollständige Trennung der Gelenksflächen, bald eine lockere oder festere Verbindung derselben. In den Präparaten hatten wir Bilder, von denen partielle oder totale Verwachsung des Gelenkes während der Entwicklung durchgeführt erscheint.

In Fig. 4 (34 Cm. langer Schweinsembryo) ist der Zahn ein verbindendes Stück zwischen Hammer und Amboss, welches aus Bindegewebe besteht. Der Uebergang zwischen dem Gewebe des Zahnes und dem des Ambosses ist stellenweise ganz verwickelt, so dass das Bindegewebe des Zahnes in den Knorpelüberzug des Gelenkes übergeht. Aus dieser Reihe von Präparaten ergibt sich, dass wir beim Schwein einen Zustand in dem Entwicklungsgange der Gelenksverbindung finden, welcher zu einer angeborenen Verwachsung der Gelenke führt. Wir haben wohl in der Einleitung erwähnt, dass von Urbantschitsch ein andauernder Zusammenhang im Gelenke bei menschlichen Embryos längere Zeit während der Entwicklung stattfindet. Dieser Zusammenhang ist als eine unvollständige Durchführung der Ausbildung der Gelenksfläche anzusehen, während die Verwachsung der Gelenksflächen beim

hwein erst nach durchgeführter Trennung der Anlage der ehörknöchelchen stattfindet und als perennirender Zustand erlten bleibt.

Nachdem wir nun durch unsere Untersuchungen auf den stand einer Gelenksverbindung hinweisen können, welcher gener Art ist, so können wir darin für eine gewisse Gruppe n Thieren, deren Gehörknöchelchen ein ähnliches Gelenk rischen Hammer und Amboss wie das Schwein besitzen, auch ne solche Gruppe aus dem Thierreiche herausheben und sie sonders zusammenfassen. Reihen wir die Thiere mit anderen rten der Verbindungen des Hammer-Ambossgelenkes den erähnten an, so können wir bei den Säugethieren solche unterheiden, bei denen eine totale Verknöcherung des Hammernbossgelenkes stattfindet, ferner solche, bei denen die Gelenkshlen zwischen dem Hammer-Amboss vollständig ausgebildet sind. vischen diesen beiden kommt jene Gruppe der Säugethiere, bei nen durch die intraarticulären Gewebsmassen mit Hilfe der sbildung des Zahnes es zu einer bleibenden, jedoch nicht veröcherten totalen oder partiellen Verbindung der Gehörknochen mmt.

Erklärung der Abbildungen.

g. 1. Durchschnitt durch das Hammer-Ambossgelenk eines 6—7 Cm. langen Schweinsembryos. *a* Hammer, *b* Amboss, *c* Verbindung der pericapsulären Gebilde mit der Gelenkszwischenscheibe, *Z* Zahn.

g. 2. Durchschnitt durch das Hammer-Ambossgelenk eines 14 Cm. langen Schweinsembryos. *a* Hammer, *g* Gelenksfläche, *c* Kapselwand, *Z* Zahn, *b* Amboss.

g. 3. Hammer-Ambossgelenk eines 24 Cm. langen Embryos vom Schweine. Bezeichnung wie bei den früheren Figuren.

g. 4. Ein Bild durch das Hammer-Ambossgelenk eines 34 Cm. langen Schweinsembryos, wobei eine Vereinigung beider Gehörknöchelchen mittelst des Zahnes und des intraarticulären Gewebes zu sehen ist. Bezeichnungen gleich den früheren Figuren.

VII.

Beitrag zur Pathologie der Coryza.

Von

Stud. med. Hermann v. Schrötter und Stud. med. Ferdinand Winkler.

(Aus dem k. k. embryologischen Institute des Prof. Schenk in Wien.)

Die gegenwärtige Richtung der medicinischen Forschung, welche in ungeahnt rascher Folge die Erreger der meisten Infectionskrankheiten entdeckt hat, strebt nun, das ihr zu Gebote stehende Material zu erweitern und zu vervollständigen, um auf sicherer Grundlage die Bekämpfung dieser kleinsten und gefährlichsten unserer Feinde zu versuchen. Es möge uns gestattet sein, über eine der verbreitetsten Krankheiten, über den Schnupfen, einige diesbezügliche Angaben zu machen.

Unter dem Laienpublicum wird der Schnupfen seit jeher als ansteckende Krankheit bezeichnet; für verschiedene Catarrhe, z. B. für die Grippe, ist das infectiöse Moment bereits sichergestellt. Allerdings weisen zahlreiche Umstände auf die Ansteckungsfähigkeit auch der gewöhnlichen Coryza hin. „Zu bestimmten Zeiten zeigt sich Häufung der Catarrhe, und es werden dann auch Solche ergriffen, welche nachweisbar sich keiner Erkältung ausgesetzt haben. Auf das sorgfältigste geschützte Kinder in frühem Alter, bettlägerige Leute, die aus ihren peinlichst gehüteten Wohnräumen nicht herauskommen, erkranken. Man sieht bisweilen in der nächsten Umgebung eines an Schnupfen Leidenden weitere Erkrankungen folgen, ohne dass ein rechter Grund dafür vorhanden wäre.“ (Jürgensen, Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie. 1889, pag. 454.)

Die Forscher, die sich bis jetzt mit dieser Frage beschäftigten, fanden neben kurzen Stäbchen Staphylococcen und Mikrococcen. M. Hajek (Berliner klinische Wochenschrift. 1888, Nr. 33, pag. 659) sah Diplococcen von grösserer Art, die er mit dem acuten Schnupfen in genetische Beziehung brachte und deshalb mit dem Namen Diplococcus Coryzae belegte. Mit demselben Namen bezeichnet Klebs (Allgemeine Pathologie. I, pag. 325) einen mit breiteren Gallerthüllen umgebenen Coccus, den er im glasigen Nasensecrete antraf.[1]) Thost (Deutsche medicinische Wochenschrift. 1886, Nr. 10, pag. 161) fand den Fränkel'schen und den Friedländer'schen Pneumoniecoccus, sowie den Staphylococcus pyogenes albus und aureus. Platonow (Mittheilungen der Würzburger Klinik. 1885, pag. 252) fand im Nasenschleim zwei durch ihre Grösse von einander verschiedene Coccenarten, die von einer schmalen, scharf contourirten Hülle umgeben waren.

Die Unklarheit, die auf diesem Gebiete herrscht, veranlasste Herrn Prof. Schenk, uns zur Bearbeitung dieser Frage aufzufordern. Von einem Stadium, in dem eine ganz klare Flüssigkeit aus der Nase ausgeschieden wurde, erhielten wir auf einer Gelatineplatte Colonien von Mikroorganismen, welche diesen Nährboden nicht verflüssigten. Der Form nach zeigten die Inseln sowohl in der Tiefe als an der Oberfläche ein gleiches Aussehen; sie waren dicht gesäet über die ganze Platte verbreitet, die kleineren scharf kreisrund begrenzt, die grösseren am Rande mit deutlichen Einkerbungen versehen, die einer radiären Streifung entsprachen. Der Farbe nach unterschied das blosse Auge weissliche und orangegelbe Colonien, von denen die ersteren unter dem Mikroskope gelblichbraun, die letzteren dunkelbraun erschienen. Die Isolirung der beiden Inselarten ergab weiterhin ausser der Differenz in der Färbung auch eine Verschiedenheit der Wachsthumsschnelligkeit. Die weisslichen Inseln brauchten ungefähr zwei Tage, die gelben drei Tage zu ihrer Ausbildung. Dieser Unterschied in der Entwicklung zeigt sich auch in den Reagensglasculturen. An der Oberfläche der Gelatine treten weisse Pünktchen auf, die sich zu

[1]) Weder er, noch Hajek konnten die Pathogenität ihres Bacillus durch Thierversuche erweisen und schlossen nur darauf durch das überwiegende Vorherrschen desselben im Beginne des Processes.

grösseren Flecken vereinigen und der Oberfläche ein stearintropfenähnliches Aussehen verleihen; der Rand erscheint verdickt und unregelmässig. Nach wenigen Tagen tritt die Färbung auf, bei der einen Reihe prächtig citronengelb, bei der anderen orangeartig, und nimmt mit der Zeit bedeutend an Intensität zu. Der Impfstrich erscheint am zweiten Tage quer verzogen, nach weiteren vier Tagen bogenförmig gekrümmt. Letztere Erscheinung konnten wir constant beobachten; wir würden darauf nicht besonders hinweisen, wenn uns bekannt wäre, dass man auf diese Einziehung bereits Rücksicht genommen habe. Die Farbe zeigt sich längs des Impfstriches viel weniger intensiv als an der Oberfläche und tritt bei der orangegelben Form später auf als bei der citronengelben. An älteren Culturen ist sie in den Sprungstellen der Gelatine eine bedeutendere. Diese Erscheinung, sowie die stärkere Oberflächenfärbung weisen darauf hin, dass die atmosphärische Luft einen fördernden Einfluss auf die Entwicklung des Farbstoffes ausübt.

Ein ganz ähnliches Wachsthum zeigten die auf Agar und Kibitzeiweiss angelegten Culturen. Mikroskopische Präparate beider Formen liessen Coccen von verschiedener Grösse erkennen, die in Haufen, seltener in Ketten vorkommen. Im hängenden Tropfen beobachtet, zeigen sie eine lebhafte Eigenbewegung; sie nehmen die Anilinfarbstoffe leicht auf und entfärben sich bei der Anwendung der Gram'schen Methode nicht.

Die charakteristische Färbung und die ganz bestimmte Entwicklung unserer Culturen lassen erkennen, dass wir es bei der einen Reihe mit dem von Passet beschriebenen Staphylococcus cereus flavus zu thun haben; die zweite Reihe, welche sich von der ersten durch ihre Farbe und ihr langsameres Wachsthum unterscheidet, dürfte vielleicht nicht unzweckmässig als Abart dieser aufzuführen und als Staphylococcus cereus aureus zu bezeichnen sein. Auch konnten wir einmal aus dem glasigen Nasenschleim letzteren Mikroorganismus isoliren. Da wir, wie aus dem Angeführten hervorgeht, im Nasenschleim nur die beiden Cereusformen fanden, und da bereits Infectionsversuche mit dem Staphylococcus cereus albus beschrieben sind, so lag es nahe, in diesen Mikroorganismen die Erreger der gesteigerten Secretion zu vermuthen und zur Entscheidung dieser Frage Thierversuche anzu-

stellen. E. Fränkel und Sänger (Baumgarten, Lehrbuch der patholog. Mykologie. 1887, pag. 419) geben an, durch die Infection mit dem Staphylococcus cereus albus bei Mäusen eine Art Septikämie erzielt zu haben, während C. Fränkel (Grundriss der Bacterienkunde. 1887, pag. 325) auf die Unschädlichkeit dieser Organismen hinweist. Wir stellten unsere Versuche in der Weise an, dass wir die Coccen mittelst eines an einer gebogenen Platinnadel befestigten, sterilisirten Baumwollkügelchens Kaninchen in die Nase brachten. Bei den grösseren Thieren sahen wir keinen Erfolg, bei den kleineren, jüngeren, deren Schleimhaut empfindlicher zu sein scheint, bemerkten wir, dass die betreffende Nasenhälfte stärker secernirte und die Nasenöffnung feucht war, was besonders deutlich bei leichtem Drucke auf den Nasenflügel hervortrat. Der Rand der Oeffnung war verunreinigt und schmutzig, was sich bei Kaninchen ohne Schnupfen nicht beobachten lässt.

Da wir aber bei unseren Versuchen nur bei einer, wenn auch nur leichten Verletzung der Nasenschleimhaut einen Erfolg sahen, so wollen wir ihnen, trotzdem sie ein positives Resultat ergaben und bei der Section der Thiere sich keine Verletzung mehr nachweisen liess, eine feste Beweiskraft nicht zuschreiben; es wäre ja denkbar, dass die Verletzung auch anderen in der Luft vorkommenden Mikroorganismen einen passenden Nährboden verschaffte und damit eine Infection ermöglichte. Anderseits weisen die Versuche darauf hin, dass vielleicht die Mikroben nicht blos, wie Billroth in seiner neuesten Schrift (Ueber die Einwirkungen lebender Pflanzen- und Thierzellen auf einander, 1890) auseinandergesetzt hat, einen formativen Reiz auf die Zellen auszuüben vermögen, sondern auch in secretorischer Beziehung zu wirken im Stande sind. Dann liesse sich das Enden des Processes etwa damit erklären, dass entweder die Zellen zu Grunde gehen oder dass sich Producte entwickeln, welche der gesteigerten Secretion entgegen wirken. Uebrigens dürfte es die Aufgabe der klinischen Untersuchung sein, auf diese Frage eine Antwort zu finden; wir wollen uns hier darauf beschränken, noch einmal auf das bisher noch nicht beschriebene Vorkommen des Staphylococcus cereus flavus und aureus im Secrete der gewöhnlichen Coryza hinzuweisen.

VIII.

Ein neuer, grünen Farbstoff entwickelnder Bacillus.

Von

Stud. med. Ferdinand Winkler und **Stud. med. Hermann v. Schrötter.**

(Aus dem k. k. embryologischen Institute des Prof. Schenk in Wien.)

Das Zusammenleben von Thier und Pflanze hat seit jeher die Aufmerksamkeit der Forscher erweckt und sie veranlasst, die Bedingungen derselben nach allen Richtungen zu studiren und zu beleuchten. Es ist nur natürlich, dass auch die Bacteriologie darnach strebt, jene Mikroorganismen zu finden, welche bei diesem gegenseitigen Aufeinanderwirken eine Rolle spielen und dass sie hofft, aus diesen Untersuchungen neue Aufschlüsse über deren Lebenserfordernisse zu erhalten. Um zur Beantwortung dieser Frage, welche jetzt die gesammte wissenschaftliche Welt beschäftigt, einen kleinen Beitrag zu liefern, wollen wir die Untersuchungen mittheilen, welche wir an dem am leichtesten zugänglichen Material, am wurmigen Obste, auf das uns Herr B. Rosenstadt hinwies, ausführten.

Der Raupenkoth der Obstmaden des Apfelwicklers (Carpocapsa pomonella L.), welcher als röthlichbraune Masse die Bohrlöcher der wurmigen Aepfel ausfüllt (Frank, Die Krankheiten der Pflanzen. 1880), bildete das Material für unsere Versuche.

Es ist hervorzuheben, dass wir Aepfel verwendeten, welche weder faul waren, noch ausser dem Bohrloch irgend eine andere Verletzung zeigten. Nachdem dieselben mit Sublimat an der Aussenseite sorgfältig abgewaschen waren, wurden sie mit ausgeglühtem Messer an der Anstichstelle rasch durchschnitten und es wurden mittelst einer Platinöse die Fäces in sterilisirte Gelatine gebracht, welche auf einer Koch'schen Glasplatte ausgegossen wurde. Trotzdem wir die Versuche zu den verschiedensten Zeiten, Anfang December des Vorjahres, Mitte März und Ende April, jedesmal an mehreren Aepfeln anstellten, welche unmittelbar vorher auf dem Markte gekauft wurden, wo sie doch gewiss den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt waren, konnten wir doch constant neben Aspergillus und Hefe einen Bacillus von bestimmter Form nachweisen. Wir lassen hier seine genaue Beschreibung folgen:

Die Stäbchen sind schlank, nehmen die Anilinfarbstoffe leicht auf und entfärben sich bei der Anwendung der Gram'schen Methode nicht. Ihre Länge beträgt 2—2·5 μ; sie besitzen glatt abgerundete Ecken und umschliessen, im hängenden Tropfen beobachtet, einen gleichmässigen, homogenen Inhalt. Sie scheinen eine Abneigung gegen Ketten- und Fädenbildung zu besitzen und zeigen eine lebhafte Eigenbewegung, die über Stunden andauert. In einigen erscheinen in der Mitte hellglänzende, kreisrunde Gebilde, welche als Sporen angesprochen werden dürften; doch gelang es uns nicht, sie mittelst Doppelfärbung nachzuweisen.

Auf der Gelatineplatte zeigen sich schon nach 4 Stunden unregelmässig begrenzte, grauweisse Colonien, welche unter dem Mikroskope bräunlich erscheinen, in denen dichtere, dunklere Haufen zu sehen sind. Am Morgen des zweiten Tages ist die nächste Umgebung der Inseln hufeisenförmig eingesunken und verflüssigt unter Entwicklung eines höchst widerlichen Geruches. Bereits am dritten Tage erscheint die Platte in ihrer ganzen Ausdehnung verflüssigt, es macht sich eine grünlichgelbe Färbung geltend, welche ebenso wie der eigenthümliche Geruch immer mehr an Intensität zunimmt.

Ist schon das Aussehen auf der Platte ein ganz eigenthümliches, so ist dies umsomehr bei den Reagensglasculturen der Fall. Auch hier tritt die Verflüssigung, die in der gesammten Cultur

gleichmässig erfolgt, in den Vordergrund. Der Impfstrich in der Gelatine zeigt sich am ersten Tage umgekehrt birnförmig verbreitert und die Oberfläche uhrglasartig eingezogen; am zweiten Tage ist die gesammte Cultur verflüssigt, sinkt längs des Impfstriches trichterförmig herab und verflüssigt von Tag zu Tag mehr die Gelatine. An der Spitze dieses Trichters findet sich die Hauptmenge der Bacterien als eine weisse, flockige Masse zusammengeballt, ohne dass die darüber stehende Flüssigkeit klar geworden wäre. Nach mehreren Wochen erscheint das ganze Nährsubstrat verflüssigt, der Boden der Eprouvette mit den weissen Massen in dicker Schichte bedeckt, die darüber stehende Flüssigkeit geklärt. Schon am dritten Tage zeigt sich eine schwach grünliche Färbung, die am nächsten Tage bei durchfallendem Licht gelbgrün, bei auffallendem dunkler grün ist; am siebenten Tage hat sich schon in zwei Drittel der ganzen Eprouvette der Farbstoff entwickelt, während das untere Drittel farblos ist. Die Fluorescenz nimmt in der zweiten Woche noch zu, hierauf bleibt die Färbung stehen, um später in ein deutliches Gelb überzugehen. Der Farbstoff ist im Wasser sehr leicht löslich, in Alkohol und Chloroform hingegen unlöslich; durch Säuren wird er zerstört, so dass die Flüssigkeit vollständig farblos erscheint, er kann aber durch Alkalien sofort wieder hergestellt werden. Auch macht sich in der Eprouvette ein ähnlicher Geruch geltend, wie auf der Platte; mit der Zunahme der Färbung nimmt auch er zu, verschwindet aber allmälig, wenn die Farbe der Cultur gelb geworden ist. Culturen auf schräg erstarrtem Agar zeigen am dritten Tage einen weisslich-gelben Belag, der sich mehr und mehr verbreitet, während der gesammte Nährboden eine grüne Färbung annimmt.

Auch auf dem Kibitzeiweiss gedeiht er vortrefflich mit prachtvoll smaragdgrüner Farbe; wie bei allen anderen Mikroorganismen zeigt sich auch hier die Verflüssigung verzögert, und zwar um 3—4 Tage. Nach einiger Zeit wird das Eiweiss fest, ist in der oberen Hälfte klar und in der angeführten Weise gefärbt, in der unteren trüb mit weisslichem Belag. Kartoffelculturen ergaben einen röthlich-gelben schmierigen Belag, welcher aus einzelnen Colonien zusammenfliesst.

Da die hervorstechendsten Eigenschaften dieses Mikroorganismus die äusserst rasche Verflüssigung des Nährbodens und die Entwicklung eines grünen Farbstoffes sind, so mussten jene Bacillen, für welche dieselben Merkmale charakteristisch sind, zum Vergleiche herangezogen werden. Es sind dies der Bacillus pyocyaneus α und β, Bacillus fluorescens α und β und Bacillus ozaenae foetidus. Wir gelangten zur Ueberzeugung, dass der beschriebene Bacillus mit keinem von den angeführten identisch sei. Es möge uns nun gestattet sein, die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale hervorzuheben. Was den Bacillus pyocyaneus α und β betrifft, so unterscheidet er sich von unserem schon durch die Grösse der Stäbchen. Erstere haben eine Länge von 0·8—1·0 μ gegenüber einer Länge von 2·0—2·5 bei letzterem. Ueberdies besitzen diese eine geringere Dicke. Auch auf der Gelatineplatte zeigt sich durch die grünliche Verfärbung, welche die Colonien schon in den ersten 24 Stunden annehmen, sowie durch die nach allen Seiten ausgehenden, radiären Streifen (Flügge, Mikroorganismen. 1886, pag. 287) eine Verschiedenheit. Jedenfalls tritt die Verflüssigung bei unserem Bacillus viel rascher auf. Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal ist die Farbe der Kartoffelcultur, welche bei Bacillus pyogenes α und β rehbraun bis nussbraun ist, bei dem von uns aufgefundenen sich von der Kartoffelfarbe nicht wesentlich unterscheidet. Auch das Chamäleonphänomen, mit welchem Namen Ernst (Zeitschrift für Hygiene. 1887, Bd. II) das Auftreten einer grünen Färbung bei Berührung der Kartoffelcultur des Bacillus pyocyaneus β mit dem Platindraht bezeichnet, fehlt bei unserem. Die Eigenschaft des Pyocyanins, in Chloroform sich zu lösen, sowie die Farbenändernng des Bacillus pyocyaneus β, welche sich beim Umschütteln an der Luft (Fordos, Compt. rend. de l'académie des sciences, Vol. 51, und Gessard, De la pyocyanine et de son microbe. Thèse de Paris 1882) zeigt, mangelt dem von uns beschriebenen Bacillus.

Der von Flügge (pag. 289) als Bacillus fluorescens liquefaciens und von Eisenberg (Bact. Diagnostik. I. Aufl., Nr. 6) beschriebene Bacillus, von dem Fränkel (pag. 188) zwei Formen unterscheidet, braucht schon deshalb nicht weiter berücksichtigt zu werden, weil die schöne fluorescirende Färbung sich bei diesem

nur in dem noch nicht verflüssigten Theile der Gelatine zeigt. Der vierte von den oben genannten Bacillen, der von M. Hajek (Berliner klinische Wochenschrift. 1888, Nr. 33, pag. 659) beschriebene Bacillus foetidus ozaenae, lässt sich schon dadurch unterscheiden, dass die Inseln auf der Gelatineplatte erst nach 36 Stunden unter dem Mikroskope sichtbar werden und sich gleich bei ihrem Auftreten grün färben.

Die Grösse, die charakteristische Form des Wachsthums, die rasche Verflüssigung der Gelatine und die Art und Weise der Farbstoffproduction gestatten eine genaue Unterscheidung des von uns gefundenen Bacillus von den oben angeführten.

Es scheint deshalb als unzweckmässig, ihn einem derselben als Unterart anzufügen. Vielmehr würde es sich empfehlen, ihn mit einem selbstständigen Namen zu bezeichnen und wir würden vorschlagen, denselben Bacillus melochloros (τὸ μῆλον, der Apfel, χλωρός, gelbgrün) zu benennen.

Die Pathogenität des Bacillus pyocyaneus (Eisenberg, Ledderhose, Gessard) liess es als nothwendig erscheinen, auch mit dem von uns gezüchteten Bacillus Thierversuche anzustellen. Wir injicirten unter antiseptischen Cautelen kleinen Kaninchen von der verflüssigten Gelatine ein Drittel einer Pravaz'schen Spritze in die Vena jugularis externa und einem anderen Kaninchen dieselbe Menge in die Bauchhöhle. Erstere zeigten keine Aenderung ihres Befindens, letzteres verendete am zehnten Tage; die Section ergab eine Entzündung des Peritoneums, sowie eine Gangränescenz des gesammten Dickdarmes und eines Theiles des Dünndarmes. Die Frage lag ferner nahe, ob dieser Bacillus wirklich nur im Raupenkoth enthalten sei oder ob er auch sonst irgendwo im Apfel vorkomme. Wir stellten die diesbezüglichen Versuche derart an, dass wir einen gesunden Theil des wurmigen Apfels auf Bacterien untersuchten und auch eine Züchtung jener Mikroben vornahmen, welche an faulenden Stellen auftraten. An den gesunden Theilen konnten wir keine Bacillen nachweisen, aus den faulenden Partien gelang es uns, ausser verschiedenen Saprophyten einen Mikroorganismus zu isoliren, der in Gelatineeprouvetten sich anfangs längs des Impfstriches mit weisslichgrauer Farbe entwickelt, nach etwa drei

Tagen eine die Gelatine trichterförmig verflüssigende Cultur ergibt, in deren Tiefe sich eine Masse von orangegelber Farbe befindet. Die Beobachtung im hängenden Tropfen zeigt runde kleine Zellen, von welchen eine grosse Anzahl sich rasch bewegt, der andere Theil in ruhig bleibenden Haufen angeordnet ist. Seine Gesammtentwicklung ist eine derartige, dass wir ihn mit dem Staphylococcus pyogenes aureus identificiren können, dessen Beschreibung von jenen Forschern, die in letzter Zeit über den Eiterungsprocess gearbeitet haben, in erschöpfender Weise geliefert worden ist. Das Fehlen des Bacillus melochloros sowohl im gesunden, als im faulen Apfel drängt uns mit fast zwingender Wahrscheinlichkeit zur Annahme, dass derselbe durch die Raupen in den Apfel hineingebracht worden sei; leider konnten wir die hier allein entscheidenden Versuche an lebenden Raupen nicht ausführen, da wir dieselben trotz unserer Bemühungen in der rauhen Jahreszeit nicht erlangen konnten. Um so eigenthümlicher muss es erscheinen, dass ein Bacillus, welcher Kaninchen zu tödten im Stande ist, die Raupe nicht tödtet, in deren Fäces er sich entwickelt. Es dürfte dies vielleicht eine neue Stütze der von C. von Nägeli im Winter 1876—1877 aufgestellten Theorie von der Anpassungsfähigkeit der Mikroorganismen sein, nach welcher sie unter verschiedenen Lebensbedingungen verschiedene Wirkungen auszuüben vermögen. Erwähnen wollen wir noch, dass wir unseren Bacillus nach Beendigung unserer ausgedehnten Züchtungsversuche mit Leichtigkeit in der Laboratoriumsluft nachweisen konnten.

IX.

Ueber die Einwirkung von Mikroorganismen auf den Hühnerembryo.

Von

Stud. med. M. Lederer.

(Aus dem k. k. Institute für Embryologie des Prof. Schenk in Wien.)

Angeregt durch die in der Anamnese Tuberculoser fast stereotype Phrase „Patient ist hereditär belastet", untersuchte ich Sperma von einem hochgradig tuberculösen Individuum, welches auf der Abtheilung des Herrn Primarius Scholz im allgemeinen Krankenhause lag, auf Bacillen.

Es sei hier gleich erwähnt, dass entgegen der Untersuchung von Jani (Ueber das Vorkommen von Tuberkelbacillen im gesunden Genitalapparat bei Lungenschwindsucht etc. Virchow's Archiv. 1886, Bd. CIII, pag. 522), welcher im Samen bei Phthisikern, die nicht zugleich an Genitaltuberculose litten, Tuberkelbacillen nachgewiesen hat, ein negatives Resultat herauskam.

Bei dieser Gelegenheit wurde ich seitens des Herrn Professors Schenk veranlasst, die Frage von anderer Seite zu behandeln und den Einfluss von Mikroorganismen auf den Entwicklungsgang des Hühnerembryos zu studiren. Unwillkürlich kommt man hierbei wieder auf das Thema der Vererbung. Die Literatur über dieselbe, so reich sie auch ist, weist doch erst in der neuesten Zeit Experimente und Studien auf, welche Klarheit in einzelnen Fragen über Heredität schufen. Die Ansichten über Vererbung von Krankheiten scheinen vielleicht aus dem Grunde verschieden, weil die Art und Weise des Vorganges der Vererbung noch nicht genügend be-

leuchtet ist. Die Disposition zur Krankheit wird von den meisten Autoren zugegeben, und wird dieselbe nach Roth (Historische Studien über Vererbung. Berlin 1877) „als eine potentielle Vererbung angesehen, nicht als ob ein besonderer Krankheitskeim im Samen vererbt würde, oder ein latenter Zustand der Krankheit, wie man vielfach angenommen hat, sondern es handelt sich bei normaler Differenzirung um eine grössere Vulnerabilität bestimmter Organe, so dass bei Eintritt bestimmter Reize sehr leicht Degenerationen dieser Organe die Folge sind. In letzter Instanz beruht manche dieser Vulnerabilitäten auf einer Modification des directen Wachsthums bestimmter Theile".

„In seltenen Fällen genügen schon die physiologischen Reize, denen der Fötus im Mutterleibe ausgesetzt ist, die vererbte Disposition zur Entfaltung zu bringen; dahin gehören Syphilis, die um so früher zum Ausbruche kommt, je jünger und deshalb concentrirter das Gift ist, seltener Scrophulose und Tuberculose."

Ribot (Die Erblichkeit, deutsch von Hotzen. Leipzig 1876) hält nicht nur Krankheiten, sondern auch besondere Eigenschaften des Geistes wie des Körpers, des Geruches, Geschmackes, Gesichtes, Gehöres, Gefühles etc. vererbbar, ohne jedoch der Erziehung irgend welche Bedeutung beizumessen. In Folge dessen ist er gezwungen, nachfolgenden Fall als Ausnahme seiner Regel anzusehen. Auf pag. 198 bringt er diesen von Giron de Bonzareigues beobachteten Fall. Ein Jagdhund, vor der Zeit der säugenden Mutter weggenommen und fern von ihr und Vater erzogen, war von unverbesserlichem Eigensinn und fürchtete bemerkenswerther Weise die Explosion des Pulvers, welche die Hitze anderer Hunde so sehr steigert, bis zu dem Grade, dass er nicht mehr auf die Jagd zu bringen war.

In neuester Zeit wurde durch Versuche festgestellt, dass sowohl Gase als auch geformte Elemente von der Mutter auf den Fötus übertragen werden können. Der Uebergang von gasförmigen Substanzen durch die Placenta wurde zuerst von Zweifel an Chloroform und von Fehling an Kohlenoxydgas nachgewiesen. Das Uebergehen von im mütterlichen Blute gelösten Stoffen ist von Gusserow und Haidlen mit Jodkali, Benicke und Koubassow mit Salicylsäure und gelben Blutlaugensalz erwiesen.

Endlich ist der Uebergang von geformten Elementen sicher. Beispiele für die placentare Infection sind für die menschliche Pathologie zuerst bekannt geworden durch die Beobachtung, dass an Pocken erkrankte und erkrankt gewesene Mütter Kinder zur Welt gebracht haben, die gleichfalls an Pocken krank oder mit Narben solcher versehen waren (L. Mayer, Virchow's Archiv. Bd. LXXIX, pag. 43). Ebenso sicher ist das Vorkommen von Anthraxbacillen erwiesen (Strauss und Chamberland, Arch. für Phys. 1883, Bd. I, pag. 436). Spitz (Die Recurrensepidemie in Breslau im Jahre 1879. Inaugural-Dissertation, Breslau 1869) und Reher (Archiv für exper. Pathologie und Pharm. 1885, Bd. XIX, pag. 431), ebenso Neuhaus (Weitere Untersuchungen über den Bacillus des Abdominaltyphus. Berliner klinische Wochenschrift, 1886, Nr. 24) haben in den Föten, resp. Neugeborenen recurrens-, resp. typhuskranker Frauen Recurrens-, resp. Typhusbacillen nachgewiesen.

Ferner ist bekannt (Baumgarten, Lehrb. der path. Mykologie, I. Th.), dass rotzkrank werdende, trächtige Stuten rotzkranke Füllen werfen.

„Mit positiver Evidenz," sagt P. Baumgarten, Bd. I, pag. 103, bezüglich der Uebertragung von Ansteckungsstoffen, „ist die germinative Infection unseres Wissens bisher nur für eine Mikrobenkrankheit, nämlich die Pébrine der Seidenraupen, erwiesen. Aus dem kranken Schmetterling dringen die Pébrineparasiten in die Eier- und Samenzellen ein, die hierdurch den Krankheitskeim in die aus ihnen sich neu entwickelnden Insecten hineintragen, so dass diese, indem der Parasit mit wachsender Eizelle fortwächst, nunmehr ebenfalls von der Pébrinekrankheit ergriffen werden."

Anlangend die Syphilis, sagt I. Neumann (Eine Studie über hereditäre Syphilis. Wiener klinische Wochenschrift. 1889, Nr. 4—9): „Auf Grund der oben angeführten Beobachtungen" — es sind 260 Fälle besprochen — „gelangt man zu folgenden Schlüssen:

1. Die syphilitische Mutter kann in jedem Stadium ihrer Krankheit, sowohl bei Infection vor oder nach der Conception ihre Krankheit auf die Nachkommenschaft übertragen.

2. Die nach der Conception erworbene Syphilis der Mutter geht bisweilen auf den Fötus über. Am seltensten ist die Uebertragung auf das Kind bei der rein postconceptionellen Syphilis und am seltensten, wenn die Infection der Mutter erst in den letzten Monaten der Gravidität erfolgt ist.

3. Hat die Infection der Mutter nach der Conception stattgefunden und war der Vater zur Zeit der Zeugung luetisch, dann ist der Einfluss auf die Nachkommenschaft bei weitem intensiver, die Kinder sterben schon im Uterus ab, oder sie bringen die Syphilis mit zur Welt."

In anderen Punkten wird die verschiedene Art der Infection und deren Uebertragung besprochen.

Endlich wird hervorgehoben, dass eine protrahirte Mercurbehandlung, wie dies namentlich Hutchinson empfiehlt, günstig auf die Gesundheit des Descendenten einwirkt, dass ferner die Syphilis bis in die dritte Generation sich vererben könne.

„Wenn unter den angeführten Fällen nur 44 gesund zur Welt gekommen und auch von diesen die wenigsten am Leben geblieben, dann muss man die Syphilis hereditaria als eine der schwersten Seuchen betrachten, die das Leben der Kinder mit wenigen Ausnahmen dahinrafft."

Ueber Vererbung der Tuberculose fand Johne (Ein zweifelloser Fall von congenitaler Tuberculose. Fortschritte der Med. 1885, Nr. 19) Bacillen bei einem ungeborenen perlsüchtigen Kalbfötus, ferner Demme (Verhandlungen der Gesellschaft für Kinderheilkunde auf der 56. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Freiburg i. Br. 1883) bei Kindern im Alter von 12, 17, 21 und 29 Tagen ausgebreitete tuberculöse Zerstörungen der Lungen und des Darmes.

Kubassoff (Ueber den Uebergang der pathogenen Mikrobien auf den Fötus. Russkaja Medicina. 1885, Nr. 31—36) bringt eine Reihe von Versuchen, welche ebenso interessant als klar darthun, dass pathogene Mikroorganismen (Bacillus anthracis, Parasite charbonneux), mit welchen trächtige Meerschweinchen und Kaninchen geimpft wurden, in den Organen des Fötus als Leber, Niere, Milz, Herz und besonders Gehirn in sehr deutlicher, unverkennbarer Weise wiedergefunden wurden. Die Ansicht mancher Autoren,

es könnte die Wanderung der Bacillen post mortem erfolgt sein, widerlegt er durch seine Versuche am Kaninchen. Seine Resultate führen ihn zu folgenden Schlüssen: „1. Les bacilles du charbon passent toujours de la mère au foetus. 2. Plus longue est la durée du temps qui s'écoule entre l'inoculation de la femelle pleine et sa mort, plus sont nombreux les microbes dans le foetus. 3. Il passe toujours plus des bacilles virulents du charbon, que des bacilles du virus atténué. 4. L'état pathologique des membranes, du placenta et du foetus (sa mort aussi) empêche le passage des bacilles de la mère au foetus. 5. L'inoculation des femelles pleines par un vaccin trop fort cause presque toujours la mort des foetus. 6. L'inoculation de la culture virulente à une femelle pleine, qui etait déjà vaccinée tue presque toujours les foetus; ceux qui parviennent à survivre meurent après l'inoculation de la culture virulente: en d'autres termes, les foetus ne sont pas vaccinés suffissament par la mère."

Ebenso fand er, wie ich durch die Güte des Herrn B. Rosenstadt erfuhr, der mir die diesbezüglichen Stellen aus dem Russischen übersetzte, dass, wenn Meerschweinchen mit Bacillus anthracis, resp. tuberculosis geimpft wurden, am 4., resp. 7. oder 8. Tage die Bacillen sich in der Milch nachweisen lassen und auf diesem Wege auf den Säugling übertragen werden können.

Bei allen hier angeführten, von competenter Seite angestellten Beobachtungen lässt sich an den gefundenen Thatsachen nicht rütteln, nicht deuteln. Auffallend ist nur der eine Umstand, dass in dem weitaus grössten Theile der bekannten Fälle die Frucht intrauterin abgestorben, macerirt ist, oder wenn dieselbe. sei es durch Frühgeburt oder ausgetragen zur Welt kam, kaum mehr als einige Tage lebte. Der Schluss, der daraus zu ziehen wäre, ist, dass eine Uebertragung von Mutter auf Kind sowohl intrauterin durch die Placenta als auch extrauterin durch die Milch zweifelsohne stattfindet, dass aber solche Früchte entweder im Mutterleibe oder nach wenigen Lebenstagen absterben. Wenn aber gewisse Krankheiten (z. B. Tuberculose) in einem gewissen Lebensalter, sehr oft zwischen dem 20. und 30. Lebensjahre, auftreten, so müsste man, wenn nicht an eine neue Infection, so doch an die ererbte Disposition zur Krankheit (der Eltern) denken. Dass aber Eigenschaften nicht so sehr durch

Vererbung als durch Erziehung erworben werden können und erworbene durch Unterlassung des methodischen Unterrichtes in Vergessenheit gerathen können, beweist nicht nur der aus Ribot oben citirte Fall vom Jagdhund, sondern auch der folgende, der mir durch die Güte des Herrn Directors des Schönbrunner Thiergartens, Dr. Krauss, auf meine Anfrage bezüglich der Eigenschaften der dort von Hündinnen gesäugten Löwen zukam.

„Seit einer Reihe von Jahren werden hierorts alljährlich Junge Löwen geboren, welche, da die Löwinnen dieselben nicht säugen wollen, durch Hündinnen gesäugt werden. Zu diesem Zwecke wurden stets grosse, kurzhaarige Hündinnen von gutmüthigem und sanftem Charakter verwendet, welche die jungen Löwen gut säugten und im Grossen und Ganzen dieselben sehr lieb gwonnen haben. Die hier auf diese Weise grossgezogenen Löwen sind stets gutmüthigen Charakters verblieben."

Was nun die directe Uebertragung von Mikroorganismen auf den Embryo anlangt, suchte ich einen anderen Weg zu betreten, indem ich folgende Versuche gemacht habe.

Ich verschaffte mir frisch gelegte, befruchtete Hühnereier und liess sie im Brutofen bei einer constanten, für die Bebrütung nothwendigen Temperatur entwickeln. In verschiedenen Zeitintervallen habe ich nun die Eier mittelst eines Grabstichels in der Weise eröffnet, dass ich eine circa kreuzergrosse, etwas ovale Furche zog, in dieser mit dem Grabstichel in Distanzen von 5 Mm. grubige Vertiefungen machte, an einem solchen Punkte die Kalkschale durchlochte, so dass ich nun mittelst einer zarten Pincette eine der Furche entsprechende Kappe aus der Kalkschale abheben konnte. Hierauf wurde die Eihaut auf diesem Theile abgetragen und, nachdem die Entwicklung des Keimes constatirt wurde, mit Hilfe einer vorher geglühten Platinnadel mit nicht pathogenen Mikroorganismen die Keimscheibe geimpft. Vorbereitet hatte ich einen genügend grossen Wachsring, welcher behufs Tödtung von missliebigen Keimen vorher in Terpentin getränkt war, ebenso ein desinficirtes Deckgläschen, mit denen nun das Ei zum Schutze vor den in der Luft sich vorfindenden Mikroorganismen verpicht wurde. Das Ei ward wieder in den Brutofen gegeben — die ganze Procedur dauerte nach vielfacher Uebung kaum 3 Minuten — und seinem

Schicksale überlassen. Nach 24 oder 48 Stunden wurde der neue Befund aufgenommen.

Im Ganzen habe ich auf diese Weise ungefähr 200 Eier mit im gewöhnlichen Sinne unschädlichen Saprophyten geimpft. Ausgeschlossen sind hierbei jene, welche nicht befruchtet, also nicht aufgegangen waren.

Die ersten Eier, welche in dieser Weise behandelt wurden, sind von Herrn Professor Schenk selbst am 28. Januar 1890 in einem Alter von 24 Stunden mit Rosahefe geimpft worden. Rosahefe bot den Vortheil, dass sie leicht in Culturen durch die Farbe nachgewiesen werden kann.

Eine zweite Serie habe ich mit Staphylococcus albus, eine dritte mit Mikrococcus prodigiosus geimpft. Bei der Wahl dieser Coccen waren wieder die charakteristischen Eigenschaften, das Vorkommen in Luft, bei diesem ausserdem die Farbe, bei jenem die Eigenthümlichkeit des Verflüssigens der Gelatine massgebend.

Alle diese so geimpften Eier sind, wie die Untersuchung nach Verlauf von 24 Stunden zeigte, in der Entwicklung stehen geblieben.

Dasselbe Schicksal theilte eine Serie von 5 Eiern, welche mit Bacterium violaceum, einem im Wasser vorkommenden Bacillus, geimpft wurden.

Drei Embryonen, 2 Tage alt, mit Mikrococcus prodigiosus am 1. März behandelt, ergaben am 3. März folgendes Resultat: Das Eiweiss flüssiger als sonst, vom Keime ist nichts mehr zu sehen. Die Dotterhaut fehlt, der gelbe und weisse Dotter nicht von einander getrennt. Die eröffneten Eier stinken nach faulem Stroh. Mikroskopisch ist in dem verfertigten Präparate Mikrococcus prodigiosus nachweisbar.

Am 17. März wurden 3 Eier nach 44stündiger Entwicklung mit Bacillus Megaterium, zwei andere mit Staphylococcus pyogenes geimpft. Am 18. März sind sie abgestorben.

Nun begann ich, obwohl im Institute wiederholt constatirt wurde, dass eröffnete und in ähnlicher Weise behandelte Eier sich unbehelligt weiter entwickeln, Gegenversuche mit Eiern derselben Sorte anzustellen.

Es wurden nun am 24. März 4 Eier, von denen 3 durch 48 Stunden, das vierte 24 Stunden im Brutofen waren, mit Rosahefe geimpft. Der Befund am 27. März zeigt, dass die Entwicklung der 3 geimpften sistirt ist. Dagegen ist das vierte, nicht oculirte seinem Alter entsprechend in der Entwicklung vorgerückt. Dies wurde nunmehr geimpft und nach Verlauf von weiteren 24 Stunden ist der Embryo abgestorben.

Aus dem Eiweiss jener 3 Eier wurde eine Plattencultur, hierauf eine solche auf sterilisirter Kartoffel angelegt. Rosahefe lässt sich im Präparate deutlich erkennen. Am 1. April wurden 2 Eier im Alter von 3 Tagen mit Rosahefe geimpft. Am 6. April waren beide nach Abheben des Deckglases von pestilentem Geruche, nicht weiter entwickelt.

Inzwischen dachte ich daran, ein rascheres Oeffnen des Eies zu bewerkstelligen, um den Keim den Miasmen der Luft — es werden im Institute vielfach mit anderen Mikroorganismen Versuche angestellt — nicht zu lange auszusetzen und trug deshalb die Kalkschale schon vor der Bebrütung ab. Diese Methode wollte jedoch nicht gelingen. Die Schalenhaut trocknete ein, sie wurde hart; sie wurde auch dann starr, geradezu zu einer vicariirenden Kalkschale verdickt, als ich die eröffnete Stelle in oben beschriebener Weise mit Wall oder Ring aus Wachs und einem Deckglas vor der Verdunstung schützte. Alle so behandelten Eier gingen gar nicht auf, wenn ich die Kalkschale vor der Bebrütung abtrug. Sie entwickelten sich nicht weiter, wenn ich dieselbe zu einer Zeit abtrug, als der Keim schon 24 Stunden alt war. Es legte sich nämlich die Schalenhaut an den Keim, beziehungsweise Dotter an und verdickte.

Mitte April wurde nun ein 4 Tage alter Embryo, nachdem das Ei vor zwei Tagen eröffnet war, was der Weiterentwicklung des Embryo keineswegs schadete, mit Spirillum rubrum geimpft. Am nächsten Morgen war die Entwicklung sistirt. Ebenso ging ein am 4. Tage der Entwicklung eröffnetes, mit Spirillum rubrum geimpftes Ei während der weiteren Bebrütung zu Grunde.

Ein Ei vom 1. Mai, am 6. Mai geimpft, blieb in der Entwicklung stehen. Der Embryo wurde lege artis eingebettet und geschnitten. Die Schnitte zeigten, dass der Keim gleichmässig degenerirt ist.

In derselben Weise wurde ein 8, 10, 14 und 18 Tage alter Hühnerembryo mit schwarzem Kartoffelbacillus, welcher leicht wieder zu erkennen ist, geimpft. Alle zeigten nach Verlauf von 24 oder 48 Stunden Stillstand in der Entwicklung.

Nachdem nun auf dem Keime, in den Zellen desselben und in der Zwischensubstanz keine Mikroorganismen sich vorfinden, so ist nur anzunehmen, dass die Mikroorganismen, mit denen hier geimpft wurde, sich in der Umgebung des Keimes aufhalten, dass hier ein ganz anderes Verhalten der Bacterien zu dem Keime obwalte, dass die Mikrobien nicht wie beim Säugethierembryo diesen selbst erst angreifen, sondern dass sie das ihnen dargebotene Nährstoffmaterial für sich benützen, sich zahlreich in kurzer Zeit vermehren, und ohne auf die einzelnen Zellen des Embryo selbst direct einzuwirken, durch den Umstand deletär einwirken, dass sie den Geweben das Nahrungsmaterial einerseits entziehen, dass diese, wie Billroth (Die Einwirkung lebender Pflanzen- und Thierzellen auf einander. 1890) sagt, aushungern und atrophiren, und dass andererseits durch Veränderung der Nährsubstanz Ausscheidungsproducte geliefert werden, welche tödtlich auf den Keim wirken.

In Wirklichkeit finden sich die geimpften Stoffe mit Hilfe der entsprechenden Färbemethoden in der Umgebung des Keimes, man sieht sie in der Eiweissmasse, man findet sie an der Oberfläche des gelben Dotters.

Wenn wir nun auf die allgemeine Frage bezüglich der Vererbung zurückkommen, so ist nach diesen vorausgegangenen Versuchen mit Sicherheit anzunehmen, dass die Vererbung bei Säugethieren sich anders gestalte als bei Vögeln.

Während bei den Säugethierembryonen die an dem Mutterthiere geimpften Mikroorganismen direct auf die Zellen des Keimes einwirken, sieht man beim Vogelembryo, dass dieselben, wenn auch nur Saprophyten, den Keim während der Entwicklung tödten, ohne direct an die Zellen des Keimes heranzutreten.

X.

Zur Frage nach den Ursachen, welche die Zahl der Conceptionen beim Menschen in gewissen Monaten des Jahres regelmässig steigern.

Von

B. Rosenstadt.

Schon im vorigen Jahrhunderte wies Wargentin[1]) für Schweden nach, dass sich in der Vertheilung der Zahl der Geburten nach den einzelnen Monaten ein regelmässiges, alljährlich wiederkehrendes Steigen und Sinken beobachten lässt. Aber diese äusserst interessante Erscheinung wurde erst in diesem Jahrhunderte Gegenstand eingehender Erörterungen und vielfacher Erklärungsversuche, letzteres aber, wie ich gleich bemerken will, ohne Erfolg. Die Schuld daran mag vielleicht in der Unzulänglichkeit der Methoden, der man sich bei diesen Untersuchungen bediente, gewesen sein.

Hier will ich in Kürze die Resultate anführen, zu denen die Statistiker, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben, gelangt sind.

Ad. Quetelet[2]), an der Hand eines statistischen Materials von Brüssel, zeigte im Jahre 1826, dass dort das Maximum der

[1]) Abhandlungen der k. schwed. Akademie der Wissenschaften. 1767.

[2]) Ad. Quetelet, Mémoire sur les lois des naissances et de la mortalité à Bruxelles. Nouveaux Mémoires de l'Académie de Bruxelles. T. III.

Geburten auf den Februar fällt. Später [1]) dehnte Quetelet diese Untersuchungen auch auf die Niederlande aus, wo er unter Benützung eines statistischen Materials vom Jahre 1815—1826 dieselben Verhältnisse vorfand. Das Maximum der Conceptionen, welches entsprechend dem Maximum der Geburten auf den Mai fällt, schreibt er der Erhebung der Lebenskraft im Frühling nach der Winterkälte zu; im Uebrigen schloss er sich den Anschauungen von M. L. Villermé [2]) an, der sehr eingehend nach den Ursachen des von ihm ebenfalls vorgefundenen Maximums der Geburten im Februar und März (Conceptionen im Mai und Juni) forschte. Die Schwankungen in der Vertheilung der Geburten, resp. Conceptionen „haben in letzter Instanz, nach Villermé, nur eine Ursache, welche die übrigen beherrscht und sozusagen maskirt. Diese Ursache besteht in dem jährlichen Gang der Temperatur oder dem Einflusse der verschiedenen Stellungen der Sonne zur Erde". Der Frühling ist es, der nicht nur in der nördlichen Hemisphäre, sondern auch in der südlichen (Buenos-Ayres), wo die Jahreszeiten in derselben Ordnung, wie bei uns, aber zu entgegengesetzter Zeit auf einander folgen, eine Anschwellung der Zahl der Conceptionen nach sich zieht, und es erscheint somit auch das menschliche Geschlecht in Bezug auf die Fortpflanzung gewissen periodischen Einflüssen unterworfen, ähnlich der Thier- und Pflanzenwelt. Mit dieser Erklärung begnügte sich selbst Villermé nicht und er untersuchte ferner, welchen Einfluss der Frühling auf sociale und wirthschaftliche Verhältnisse übt, die ihrerseits wieder das Steigen der Geburten verursachen. „Die Rückkehr des Frühlings, insbesondere das Ende desselben und der Anfang des Sommers, Zeiträume, wo die Lebensmittel in vorzüglicher Güte und Menge vorhanden sind, wo Feste und Vereine stattfinden — das sind Umstände, mit denen die grösste Fruchtbarkeit zusammentrifft." [3])

---

[1]) Ad. Quetelet, Physique sociale ou essai sur le développement des facultés de l'homme. Bruxelles-Paris. 1869. I. T., pag. 205 ff.

[2]) M. L. Villermé, Resultate der Untersuchungen über die Vertheilung der Conceptionen und Geburten des Menschen auf die Monate. Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde. Mai 1832, XXXIII. Bd.

[3]) l. c. pag. 225.

J. E. Wappäus[1]) in seinen Untersuchungen über denselben Gegenstand bestätigte vollinhaltlich die Hauptresultate, zu denen Villermé gelangt ist. Er fand zwei Maxima der Conceptionen, das erste am Ende des Frühlings und am Anfange des Sommers, das zweite im Winter, vorzugsweise im December; die beiden Maxima verhalten sich zu einander ungefähr folgendermassen: Sardinien = 1·09 : 1; Belgien = 1·21 : 1; Niederlande = 1·13 : 1; Sachsen = 1·005 : 1; Schweden = 0·95 : 1. Das erste Steigen hat physische Ursachen zu Grunde, das zweite wird nur von socialen beeinflusst.

„Ueberall sehen wir in den europäischen Ländern den Winter — Jänner bis März — durch eine grosse, den Sommer — Juni bis August — durch eine geringe Zahl von Geburten ausgezeichnet, während umgekehrt auf der südlichen Halbkugel — in Chile z. B. — dem umgekehrten Verhältnisse der Jahreszeiten entsprechend, auf die geburtreichen Monate der europäischen Länder weit unter die Mittelzahl der monatlichen Geburten und das Maximum der Geburten auf die Monate fällt, welche in Europa kaum die Mittelzahl oder nur sehr wenig über dieselbe zu haben pflegen, und der Villermé'sche Satz, „dass der Einfluss der verschiedenen Stellung der Sonne gegenüber der Erde auf die Vertheilung der Conceptionen und folglich der Geburten nach den Monaten feststehe", ist nur zu bestätigen." [2])

„Die nach der für einen grossen Theil der Bevölkerung sehr angreifenden Erntezeit eintretende Periode der häuslichen Behaglichkeit und der Erholung, die bessere Ernährung, die geselligen Vergnügungen und die frohe Festzeit des Winters — das sind sociale Einwirkungen, die das Steigen der Conceptionen im December und folglich der Geburten im September hervorrufen." [3])

„Je weiter gegen Norden, desto überwiegender ist der Winter die Jahreszeit der Behaglichkeit für den grösseren Theil der Bevöl-

---

[1]) J. E. Wappäus, Allg. Bevölkerungsstatistik. Leipzig 1859, I. Theil. Er benützte statistische Daten von Sardinien vom Jahre 1828—1837, Belgien 1840—1849, Niederlande 1840—1849, Sachsen 1847—1849, Schweden 1851—1855, Chile 1848 und 1849.

[2]) l. c. pag. 238.

[3]) l. c. pag. 241.

kerung; in Schweden, wo die Weihnachtszeit die schönste, auf echt nationale Weise gefeierte Festzeit des Landes ist, ist der Winter — speciell December — ganz überwiegend die günstigste Zeit für die Reproduction der Bevölkerung, er ist dort fruchtbarer, als die Monate des Frühlings und des Sommeranfangs, welche sonst so entschieden steigernd auf die Conceptionen einwirken. Der sociale Einfluss übertrifft hier den physischen. Das Umgekehrte ist der Fall im Süden: hier fällt die grösste Steigerung der Conceptionen zusammen mit der durch die Wiederkehr des Frühlings bewirkten Erweckung und Steigerung der Reproductionskraft in der ganzen Natur und sehr wahrscheinlich ist diese physische Ursache von grösserer Wirkung, als der sociale Einfluss des Lebens der Bevölkerung im Winter, wenn es auch vielleicht fraglich ist, ob die so bedeutende Steigerung der Geburten im Februar und März ganz und allein der die Conceptionen im Mai begünstigenden natürlichen Einwirkung der Jahreszeit zuzuschreiben ist. Wahrscheinlich wird hier der physische Einfluss durch einen gleichzeitigen socialen verstärkt, indem in den Ländern mit überwiegend katholischer Bevölkerung die grösste Fruchtbarkeit der Monate Mai und Juni zum Theile auch dadurch bewirkt wird, dass bei diesen Bevölkerungen diese Zeit, nach Ostern nämlich, ein Zustand der grösseren Erholung und Kräftigung nach der Zeit des Carnevals und der Fasten eingetreten ist, welch letztere schwächend und deprimirend auf den Körper einwirken müssen, die ersteren durch den Excess, die letzteren durch die strenge Befolgung der kirchlichen Vorschriften. Diese Umstände erklären es wahrscheinlich, warum in den Ländern mit katholischer Bevölkerung auch in den südlicheren, in denen der physische Gegensatz zwischen Winter und Sommer nicht bedeutend ist, wie in den nördlichen, die grössere Fruchtbarkeit der Monate Mai und Juni stärker hervortritt, als in denen mit protestantischer Bevölkerung.“ [1])

Sormani[2]), der die Geburtenvertheilung in Italien prüfte, fand das Maximum der Geburten im April (Conceptionen im Juli)

[1]) l. c. pag. 242.

[2]) Sormani, La fecondità e la mortalità umana in rapporto delle stagioni e di clima d'Italia. Giornale di medicina militare 1870.

und je weiter man dem Norden zuschreitet, verspätet es sich, bis es schliesslich im Norden selbst auf den Juli fällt (Conceptionen im October).

Im deutschen Reiche fand G. Mayr[1]) das absolute Maximum der Geburten im September (Conceptionen im December), während in den übrigen von ihm untersuchten Staaten, in Bayern, Italien, Frankreich das Maximum auf den Februar fällt (Conceptionen im Mai).

W. Beukemann[2]) theilte die verschiedenen Provinzen des deutschen Reiches in vier Gruppen ein, um an der Hand eines statistischen Materials vom Jahre 1873 bis 1874 die Geburtenvertheilung nach den einzelnen Monaten zu untersuchen. In der ersten Gruppe (Nordosten: Preussen, Pommern, Mecklenburg-Schwerin) findet man im Februar das Frühlingsmaximum der Geburten, welches im September (Conceptionen im December) seinen Höhepunkt erreicht. Physische oder psychische Ursachen kommen da in Betracht. Die Zahl der Conceptionen von April bis Juni wird durch den Frühling begünstigt. Nach der Vollendung der Ernte und nachdem leichtere Arbeit und Erholung eingetreten ist, steigt die Zahl der Conceptionen, die im protestantischen Norden durch die Weihnachtszeit befördert wird. In der zweiten Gruppe (Nordwesten: Hannover, Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen und Münster), die sich in ähnlichen wirthschaftlichen Verhältnissen befindet, zeigt sich auch eine ähnliche Vertheilung der Geburten. Was die dritte Gruppe (Südosten, resp. die Mitte: Schlesien, Königreich Sachsen) anbetrifft, so zeigt sich in Sachsen, wo die Bevölkerung zu allen Jahreszeiten regelmässig beschäftigt ist, dass die klimatischen Verhältnisse einerseits, die wirthschaftlichen Wechsel und Conjuncturen anderseits die Schwankungen der Geburten in einzelnen Monaten bestimmen. Der Südwesten (vierte Gruppe: Königreich Bayern, Württemberg, Baden, Elsass-

[1]) G. Mayr, Die Gesetzmässigkeit im Gesellschaftsleben. München 1877.

[2]) W. Beukemann, Ein Beitrag zur Untersuchung über Vertheilung der Geburten nach Monaten und Methodologie der Causaluntersuchungen in der Statistik. Inaug.-Dissertation. Göttingen 1881. (In den hiesigen öffentlichen Bibliotheken war diese Arbeit nicht zu haben; ich citire nach H. Ploss, Das Weib. Leipzig 1887, 2. Aufl., pag. 417—419.)

Lothringen) hat manche Berührungspunkte mit dem Südosten, nur zeigt es sich, dass in Süddeutschland das Frühjahrsmaximum der Conceptionen dasjenige vom Herbst regelmässig übertrifft, während es in anderen Gruppen übertroffen wird.

In Russland[1]) fällt die grösste Zahl der Conceptionen bei der orthodox-griechischen Bevölkerung auf den Winter. „Die abweichende Vertheilung der Conceptionen nach den Jahreszeiten wird hier bedingt durch die anhaltende und strenge Fastenzeit im Frühling, sowie durch die ermüdenden Feldarbeiten im Sommer; im Zusammenhange damit steht die bedeutend grössere Zahl von Eheschliessungen im Herbst und Winter, als im Sommer und Frühling, eine Erscheinung, welche zum Theile durch die erwähnten Ursachen, zum Theile durch die Nothwendigkeit des Abwartens der Ernte erklärt werden muss."

Das sind in Kürze die Untersuchungen über unseren Gegenstand und, wie ich schon oben angedeutet habe und wie wir sehen werden, haben die Resultate derselben die uns beschäftigende Erscheinung nicht erklärt, da das Verfahren, das die Statistiker bei diesen Untersuchungen einschlugen, zum Theile ein mangelhaftes, zum Theile ein verfehltes war. Sie stellten das statistische Material zusammen, untersuchten es und fanden, dass die Zahl der Conceptionen in gewissen Monaten des Jahres regelmässig erhöht wird. Nun forschten sie nach den Ursachen dieser Erscheinung, das war aber kein eigentlich exactes Forschen, das war vielmehr ein Heraussuchen einiger von den mannigfachen socialen Lebenserscheinungen, mit denen das Maximum der Conceptionen zusammenfällt und die als Ursachen dieser Erscheinung hingestellt wurden. Wenn uns gesagt wird, dass das Maximum der Conceptionen zu einer Zeit auftritt, wo die Lebensmittel „in vorzüglicher Güte und Menge" vorhanden sind, so hat man doch dafür keine Beweise erbracht. Man müsste, um consequent zu sein, genau wissen, ob in der That zu dieser Zeit die Lebensmittel in vorzüglicher Güte und Menge vorhanden sind, man müsste zugleich mit den monatlichen Ausweisen über die Geburten (resp. Conceptionen) die

[1]) Statistische und andere wissenschaftliche Mittheilungen aus Russland. St. Petersburg 1881, XIV. Jahrg. Mir nicht zugänglich; ich citire nach Ploss, 1887, l. c. pag. 419—420.

monatlichen Ausweise über die Preise der wichtigsten Lebensmittel untersuchen, um zu sehen, ob die Preise in der Zeit, in welcher das Maximum der Conceptionen auftritt, wirklich sinken. Das geschah aber nicht. Aber einen wichtigen Fehler machten die Statistiker dadurch, dass sie das statistische Material ganz zusammenwarfen, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Stände zu nehmen. Ich brauche, glaube ich, gar nicht hervorzuheben, wie verschieden das Leben der verschiedenen Stände in jedem Lande sich gestaltet; und gerade die genaue Kenntniss der diesbezüglichen statistischen Daten würde gewiss irgend welche Aufschlüsse über unsere Frage geben; ferner zogen die Statistiker wenig in Betracht die klimatischen Verhältnisse, die verschiedenen nationalen Sitten und Gebräuche. Es haben zwar eine Anzahl von Autoren den Einfluss der verschiedenen physischen und socialen Verhältnisse untersucht, nicht aber in Bezug auf die uns beschäftigende Erscheinung, sondern in Bezug auf die Fruchtbarkeit überhaupt und in Bezug auf die Hervorbringung des Geschlechtes. Und wenn die Resultate dieser Forschungen auch zeigen, dass die genannten Verhältnisse die Fruchtbarkeit der Bevölkerung beeinflussen, so können sie doch offenbar für unsere Frage nicht ausschlaggebend sein. Die günstigen socialen und physischen Verhältnise erklären uns vielleicht, warum die Bevölkerung in irgend einem Jahre eine grössere Anzahl von Geburten aufweist, als in den anderen Jahren. Aber immerhin wird in diesem fruchtbaren Jahre eine Periode eintreten, in welcher die Zahl der Geburten, im Vergleiche zu denen der übrigen Monate, auch mehr erhöht wird.

Um die Ursache irgend einer Erscheinung, wie die vorliegende, festzustellen, ist es doch angezeigt, alle Medien, in denen diese Erscheinung auftritt, alle Umstände, mit denen sie zusammenfällt, auf das Exacteste zu prüfen und erst dann kann es möglich sein, eine exact wissenschaftliche Antwort zu geben. Dieses Verfahren schlugen die Statistiker bei der Untersuchung der uns beschäftigenden Erscheinung nicht ein, und deshalb vermochten sie nicht, dieselbe zu erklären.

Vor Allem ist die Frage zu beantworten, in welcher Weise in einem bestimmten Zeitraume eine Vermehrung der Zahl der Conceptionen zu Stande kommt?

Erstens kann das dadurch möglich werden, dass bei gleicher Conceptionsfähigkeit des Weibes eine grössere Anzahl von Individuen, als in den übrigen Monaten, die geschlechtliche Function verrichten, oder dass die Coitusfrequenz eine stärkere wird, oder schliesslich, dass bei gleicher Anzahl von Individuen, die die geschlechtliche Function ausüben, eine grössere Conceptionsfähigkeit des Weibes sich kundgibt. Ich glaube aber, dass diese letztere Möglichkeit bei unserer Frage gar nicht in Betracht kommen kann, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Conceptionsfähigkeit des Weibes steht wohl im innigsten Zusammenhange mit der Ovulation. Wenn wir sagen, dass das Weib in einem bestimmten Zeitraume mehr conceptionsfähig ist, so will es mit anderen Worten heissen, dass sich im Laufe dieses Zeitabschnittes mehr Eier ablösen, und es ist dadurch bei gleicher Anzahl der Individuen, die sich begatten, die grössere Möglichkeit vorhanden, dass die Conception eintreten wird, als in den Monaten, in welchen die Ablösung der Eier eine geringere wird. Es hat auch Leopold[1]) nachgewiesen, dass man am 5., 8., 12., 16., 18., 21., 26., 35. Tage, also zu allen beliebigen Zeiten nach Beginn der letzten Menstruation, solchen Follikeln begegnen kann, die sich soeben oder vor Kurzem spontan geöffnet haben. Und es wird auch sonst als wahrscheinlich hingestellt, dass sich nicht nur ein Ei, wie das früher allgemein angenommen wurde, sondern mehr Eier ablösen können. Aber damit ist ja noch nicht bewiesen, dass gerade in den Monaten, in denen sich eine grössere Zahl von Conceptionen kundgibt, auch eine grössere Anzahl von Eiern abgelöst werde. Nun glaubt Düsing[2]), dass die Ovulation des Weibes verschiedenen Einflüssen unterworfen ist. Und man könnte da vielleicht geltend machen wollen, dass die Umstände, die die Ovulation beeinflussen, in den Monaten, in welchen eine grössere Zahl von Conceptionen auftritt, stärker wirken. In unserem Falle könnte man auf die

[1]) Leopold, Untersuchungen über Menstruation und Ovulation. Archiv für Gynäkologie. Bd. XXI.

[2]) Carl Düsing, Die Regulirung der Geschlechtsverhältnisse bei der Vermehrung der Menschen, Thiere und Pflanzen. Jenaische Zeitschrift. Jena 1884, Bd. XVII, pag. 632—639

Jahreszeiten und auf die günstigeren Ernährungsverhältnisse hinweisen, die dahin wirken, dass eine grössere Anzahl von Eiern abgelöst wird. Was den Einfluss der Jahreszeiten anbetrifft, so behauptet schon Hensen[1]) mit Recht, „dass die Lösung der Eier im Allgemeinen von den Jahreszeiten abhängig ist, nur der Mensch und einige domesticirte Thiere haben diese Abhängigkeit überwunden". — Und ich glaube, dass das letztere nur eine Folge der culturellen Verhältnisse ist, die es dahin brachten, dass der Mensch nicht so wie der grösste Theil der Thiere das ganze Jahr hindurch in gleichmässigen, wenn auch zum Theil künstlichen Wärmeverhältnissen leben kann. Und wenn Düsing[1]) darauf hinweist, dass die Conceptionscapacität im Sommer wächst, so werde ich später zeigen, dass man dasselbe auch in Bezug auf die anderen Jahreszeiten sagen kann.

Man ging überhaupt zu weit bei der Vergleichung der menschlichen Geschlechtsverhältnisse mit den thierischen. Man vergass gänzlich darauf, dass der Mensch in dieser Beziehung, dank den culturellen Einrichtungen, eine gesonderte Stellung einnimmt, indem die Schwankungen in den Temperatur- und Ernährungsverhältnissen nicht so gross sind, wie bei den Thieren, sie sind bei ersteren fast gleich Null. — Das Thier producirt beim Ueberfluss an Nahrung schon deshalb mehr Eier, weil es überhaupt im Stande ist, eine grosse Anzahl von Eiern zu produciren, und wenn es bei schlechten und mangelhaften Ernährungsverhältnissen weniger Eier producirt, so fehlen ihm einfach dazu die nöthigen Bedingungen. Es ist einleuchtend, dass wir dasselbe in Bezug auf den Menschen nicht sagen können. Und ich glaube deshalb, dass von einer grösseren oder geringeren Conceptionsfähigkeit bei unserer Frage nicht die Rede sein kann. Die grössere oder geringere Conceptionsfähigkeit ist, meiner Ansicht nach, eine rein zufällige. Es kommt da nur auf den geschlechtlichen Act an, und zwar auf den gelungenen, von dem es abhängt, ob die Conception stattgefunden hat oder nicht.

Wenn wir nur die Momente berücksichtigen, die nothwendig

[1]) Hensen, Physiologie der Zeugung. In Hermann's Handbuch der Physiologie, pag. 56.

[2]) l. c. pag. 634.

sind, um die Befruchtung zu Stande zu bringen, wird es begreiflich sein, dass die Möglichkeit einer Nichtbefruchtung leicht vorkommen kann. Es können da zunächst rein mechanische Momente in Betracht kommen: es gelang nicht dem Manne, den Samen vor dem Uterusmunde zu entleeren, oder das Weib hat nicht die richtige Lage eingenommen und die Befruchtung blieb aus. Ferner können da individuelle geschlechtliche Eigenschaften des Mannes und des Weibes im Spiele sein. Das Weib kann schwächer geschlechtlich angelegt sein und in Folge dessen werden die Contractionen des Uterus, sowie das Schliessen und Oeffnen des Muttermundes nicht in der Weise sich vollziehen, wie es nothwendig wäre, damit die Befruchtung eintrete. Es behauptet ja geradezu Theopold[1]), dass nur erotisch angelegte Weiber fruchtbar sind. (Und diese individuellen geschlechtlichen Eigenschaften erklären uns vielleicht, warum die Weiber mancher Völker fruchtbarer sind, als die der anderen.) Und schliesslich kann ja das Eichen während des sich vollziehenden Coitus nicht mehr vorhanden sein. Und es hat auch His[2]) die Ansicht ausgesprochen, dass die menschlichen Eier nur im obersten Theile des Eileiters von dem dort vorräthigen Sperma befruchtet werden können und Coste[3]) zeigte, dass das Ei nach dem Verlassen der obersten Abschnitte des Eileiters nicht mehr befruchtungsfähig ist. Es stehen freilich diesen Angaben gegenüber die Theorie von Thury[4]), die Versuche von Albini[5]) und die Ansichten von Düsing.[6]) Aber diese schliessen jene keineswegs aus. Schon der Umstand allein, dass in Bezug auf die Zeit und den Ort der Befruchtung so verschiedene Ansichten ausgesprochen wurden, beweist zur Genüge, welchen schwankenden Einflüssen die Befruchtung unterworfen sein kann. Und ich glaube deshalb genug Recht zu

[1]) Theopold, Ueber befruchtende Begattung. Schmidt's Jahrbücher der gesammten Medicin. Bd. CLXV, pag. 252.

[2]) His, Anatomie menschlicher Embryonen. Bd. I, pag. 166; Bd. II, pag. 74.

[3]) Angeführt bei His, l. c.

[4]) Thury, Ueber das Gesetz der Erzeugung der Geschlechter. Leipzig 1863.

[5]) Referat im Centralblatt für med. Wissenschaften von Kronecker. 1868, VI. Jahrg., pag. 268.

[6]) l. c.

haben, bei der uns beschäftigenden Erscheinung nicht die grössere oder geringere Conceptionsfähigkeit des Weibes in Betracht zu ziehen, sondern hauptsächlich die grössere oder geringere Anzahl von den sich begattenden Individuen oder die verstärkte Coitusfrequenz zu berücksichtigen.

Ich gehe jetzt zu der Frage über, welchen Umständen ist es zuzuschreiben, dass in einem bestimmten Zeitraume eine grössere Anzahl von Individuen die geschlechtliche Function verrichten.

Die statistischen Daten haben ergeben, dass das absolute Maximum der Conceptionen in manchen Ländern auf den Frühling fällt; aber Beweise dafür zu erbringen, dass es thatsächlich der Frühling ist, der diese Erscheinung hervorruft, haben die Statistiker versäumt. Und alle angeführten Autoren sind darüber einig, dass es hauptsächlich der Frühling ist, der eine allgemeine Steigerung der Conceptionen nach sich zieht und im Allgemeinen, dass die verschiedenen Stellungen der Sonne gegenüber der Erde auf unser Reproductionsvermögen einen Einfluss haben. Die Erklärung dieser Erscheinung, sie hänge vom Frühling ab, oder sie werde von demselben beeinflusst, weil sie mit ihm zusammenfällt, scheint mir ganz ähnlich zu sein der, welche man früher für die jeden Mondesmonat wiederkehrende Menstruation abgegeben hat: man schrieb sie einfach dem Einflusse des Mondes zu. Ebenso wie diese entbehrt meiner Ansicht nach auch jene jeder wissenschaftlichen Grundlage.

Wenn man dem Frühling eine belebende Wirkung zuschreibt, so ist das sehr natürlich, da zu dieser Zeit nicht nur die Pflanzenwelt auf's Neue sich zu entfalten beginnt, aber auch bei einer grossen Anzahl von Thieren tritt der Zustand der geschlechtlichen Erregung, die sogenannte Brunstzeit, ein, welche eine Begattung der Thiere nach sich zieht. Wenn der Geschlechtstrieb bei vielen Thieren nur zu dieser Zeit eintritt, so geschieht das deshalb, weil er zu einer anderen Zeit nicht eintreten kann, weil zu einer anderen Zeit die Bedingungen, die den Geschlechtstrieb beeinflussen, nicht oder nur sehr wenig vorhanden sind, oder weil die Geschlechtsproducte die genügende Reife noch nicht erlangt haben. Das Thier bedarf aber, damit der Geschlechtstrieb geweckt wird, eines bestimmten Grades von Stoffwechsel, einer genügenden und dauernden

Quantität von Nahrung (auch das nicht immer), und das Alles gewährt ihm der Frühling mit seiner milderen und wärmeren Temperatur. Aber diese die Begattung der Thiere begünstigenden Umstände können offenbar nicht als Ursache derselben hingestellt werden; es ist da vielmehr vor Allem in Betracht zu ziehen die der physischen Beschaffenheit der Thiere innewohnende Eigenschaft, in einer bestimmten Periode sich fortzupflanzen. Der Frühling bildet da sozusagen nur den Boden, auf welchem die Begattung der Thiere überhaupt möglich ist. Dagegen können beim Culturmenschen, der, im Gegensatz zu denjenigen Thieren, bei denen der Geschlechtstrieb das ganze Jahr hindurch stille steht und nur im Frühling durch die erwähnten Umstände geweckt wird, ein das ganze Jahr hindurch sich begattendes Thier ist, die Bedingungen, die den Boden bilden, auf welchem die Begattung der Thiere überhaupt ermöglicht wird, das ganze Jahr hindurch vorhanden sein und sind auch vorhanden; es kommt somit dem Frühling keine specielle Wirkung auf den menschlichen Geschlechtstrieb zu, und wir können also nicht behaupten, dass der Frühling mit seiner milderen und wärmeren Temperatur es verursacht, dass die Zahl der Conceptionen erhöht wird, und dies um so weniger, als diese Erscheinung auch zu einer anderen Zeit auftreten kann.

Wenn wirklich der Frühling eine Erhebung der Lebenskraft nach dem Winter, und damit eine Erhöhung der Zahl der Conceptionen nach sich zöge, so müsste er, falls keine anderweitigen Hindernisse (etwa Krieg, epidemische Krankheiten) im Wege ständen, überall dieselbe Wirkung haben, und gerade dort, wo, wie im Norden, der Winter in der grössten Strenge herrscht und sehr lange dauert, und wo wir mit vollem Rechte von einer Erhebung der Lebenskraft nach dem strengen Winter sprechen dürfen, beobachten wir das Maximum der Conceptionen nicht im Frühjahre, wie wir das nach den Ansichten der Autoren erwarten sollten, im Gegentheile, wir treffen es in Mitte des strengen Winters an, so in Schweden (Wappäus), in Russland (statistische Mittheilungen), in Deutschland, Südosten ausgenommen (G. Mayr, W. Beukemann). Da, glaube ich, kann man am allerwenigsten von einer „physischen Ursache“ im Sinne der

Autoren sprechen, und Wappäus sah auch selbst ein, dass die letzterwähnte Erscheinung nichts mit den „physischen Ursachen", nichts mit der Wirkung „der Stellung der Sonne gegenüber der Erde" zu thun hat. Und es ist demnach nicht ganz zutreffend, wenn Düsing (l. c. pag. 688) meint, dass die Reproduction im Winter herabgesetzt wird, weil bedeutend mehr Material für den individuellen Haushalt verbraucht wird. Er sagt ja selbst gleich auf der nächsten Seite: „Je unabhängiger sich der Mensch von der Natur gemacht hat, desto weniger werden auch die Veränderungen der Temperatur auf die Stärke seiner Reproduction von Einfluss sein."

Es fragt sich nun, welchen Umständen ist es zuzuschreiben, dass im Norden die Zahl der Conceptionen, wie das in anderen Orten geschieht, nicht im Frühling das Maximum erreicht? Es müssten da, wenn die Meinung der Autoren eine richtige wäre, zu dieser Zeit wichtige Hindernisse im Wege stehen, die die Wirkung des Frühlings auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen nicht zum Vorschein kommen lassen. Es wurde auch bereits darauf hingewiesen, dass es im Norden die wirthschaftlichen, kirchlichen Verhältnisse sind, die die Wirkung des Frühlings auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen ganz verdrängen. Dieser Hinweis scheint mir aber nicht ganz stichhältig zu sein.

Wenn wir z. B. die orthodox-griechische Bevölkerung Russlands in Betracht ziehen, so könnte man meinen, dass das Fasten, welches sie sehr strenge einhalten sollen, eine der wichtigsten Ursachen ist, die eine Erhöhung der Zahl der Conceptionen verhindern. Das Fasten, verbunden mit geschlechtlicher Enthaltsamkeit, könnte gewiss hemmend auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen wirken. Das geschieht aber nicht: der Geschlechtstrieb ist viel mächtiger, als die kirchlichen Vorschriften.

So sehen wir in Italien die Zahl der Conceptionen während der Fastenzeit successive steigen, dasselbe beobachten wir in Frankreich, Bayern, Belgien.[1]) In der That fällt in Russland bei der orthodox-griechischen Bevölkerung die Zahl der Conceptionen im Frühjahr; es liegt aber in Anbetracht der soeben angeführten Thatsachen kein hinreichender Grund vor, anzunehmen, dass diese

[1]) Cfr. Statistische Daten, angeführt bei Wappäus und G. Mayr, l. c.

Erscheinung dem Fasten zuzuschreiben ist, um so weniger, als im protestantischen Schweden das vermeintliche Hinderniss der Erhöhung der Zahl der Conceptionen — das Fasten nämlich — ganz hinwegfällt. Hervorheben muss ich noch, dass das Maximum der unehelichen Conceptionen in Russland auf den Winter und Frühling fällt.

Auch die wirthschaftlichen Verhältnisse Russlands sind im Frühling keineswegs derartige, dass sie hemmend auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen wirken könnten. Die städtische Bevölkerung kann da am allerwenigsten in Betracht kommen, da ihre wirthschaftlichen Verhältnisse im grossen Ganzen nicht an die Jahreszeiten gebunden sind, sie sind vielmehr das ganze Jahr hindurch relativ gleichmässig. Und was die Landbevölkerung anbetrifft, so sind die Feldarbeiten, die ihre Hauptbeschäftigung ausmachen, zu dieser Zeit durchaus nicht so anstrengend, wie am Ende des Sommers und im Herbst, und nehmen dazu viel weniger Zeit in Anspruch. Diese Umstände also können gewiss nicht hemmend wirken auf die Reproductionskraft und das ist um so weniger anzunehmen, als in den Ländern, wo wir im Frühling eine Erhöhung der Zahl der Conceptionen antreffen, die Feldarbeiten ebenfalls gleich nach dem Winter beginnen. Es steht somit hier nichts im Wege, was den Einfluss des Frühlings auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen verdrängen könnte und doch tritt das Maximum derselben nicht im Frühjahr auf.

Wie wenig der jährliche Gang der Temperatur auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen einen Einfluss hat, beweist noch folgender Umstand. Man behauptet — und mit Recht — dass der Sommer die Lebenskraft des Menschen herabsetzt, aber nicht richtig ist es, wenn man diesem Umstande zuschreiben will, dass die Zahl der Conceptionen zu dieser Zeit in manchen Ländern beträchtlich fällt. So weist in Wien gerade der Sommer das Maximum der Conceptionen auf: dasselbe betrug in den Jahren 1877—1881 26·5 Procent; 1881 26·4 Procent; 1882 26·6 Procent[1]) und dasselbe wies Haycraft[2]) für Schott-

[1]) Wilhelm Löwy, Bewegungen der Bevölkerung in Wien im Jahre 1882. Mittheilungen des statistischen Departements des Wiener Magistrates. Wien 1883, pag. 43.

[2]) J. B. Haycraft, On some physiological Results of Temperature-variations. Transactions of the Royal Society of Edinburgh. V. XXIX.

land nach. Nur ist dieser Autor der Ansicht, dass hier die Erhöhung der Zahl der Conceptionen nicht darauf zurückzuführen ist, dass eine verstärkte Coitusfrequenz stattfindet, sondern darauf, dass die Conceptionsfähigkeit der weiblichen Individuen zunimmt. Er sucht diese Ansicht folgendermassen zu begründen: Von dem stattgefundenen Coitus bis zur Entbindung verfliessen 275 Tage, und von der Conception bis zur Entbindung 272 Tage, folglich dauert es drei Tage, bis die Conception eintritt. Aus seinen Untersuchungen über den Einfluss der Temperatur auf die Zahl der Conceptionen geht hervor, dass das Conceptions- und Temperaturmaximum um 2 Tage auseinanderfallen, die stärkste Coitusfrequenz müsste also in die Zeit vor dem Maximum der Temperatur fallen und deshalb kann sie keine Folge derselben sein. Es ist daher der Einfluss der Temperatursteigerung auf die Häufigkeit der Geschlechtsacte bedeutend kleiner — und in dieser Beziehung ist Haycraft auf einem anderen Wege zu einer ähnlichen Anschauung gelangt, die ich hier vertrete. Er erklärt sich aber die Erhöhung der Zahl der Conceptionen in der Weise, dass die Wärme direct auf die weiblichen Genitalien einwirkt und dadurch die Conceptionsfähigkeit erhöht. Dabei vergisst er aber gänzlich, dass auch die Genitalien der männlichen Individuen derselben Wirkung unterworfen sein können und in Folge dessen geradezu eine häufigere Coitusfrequenz stattfinden kann. Aber abgesehen davon, scheint mir der Wärme keineswegs in dem Masse so eine Wirkung zuzukommen. Wie wäre es denn zu erklären, dass im Süden, sowie in anderen Ländern gerade in den heissesten Monaten die Zahl der Conceptionen nur eine geringe ist (cfr. Wappäus, l. c.), andererseits aber wäre es doch befremdend, dass im Norden in den kältesten Jahreszeiten die grösste Zahl der Conceptionen auftritt.

Aus dem bis jetzt Vorgebrachten, glaube ich, ist es zur Genüge ersichtlich, wie schwankend es wäre, wollte man den Meinungen der Autoren, nach denen die verschiedenen Stellungen der Sonne gegenüber der Erde auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen einen Einfluss haben, beistimmen. Selbst Villermé, der die Anschauung vertritt, dass der Frühling und der mit ihm im Zusammenhang stehende Ueberfluss an Nahrung eine Erhöhung

der Conceptionen verursacht, bei der Hervorhebung des Umstandes, dass der Hase — ein krautfressendes Thier — zu einer Zeit sich zu begatten beginnt, im Februar nämlich, wo gerade kein Ueberfluss an Nahrung vorhanden ist, bemerkt: „diese Thatsache lässt sich nicht durch den Einfluss der Sonne erklären, wir müssen einen anderen annehmen, der uns entgeht".[1])

Schauen wir jetzt nach, wie sich der Einfluss der „in vorzüglicher Güte und Menge vorhandenen Nahrung" auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen gestaltet. Wir haben mit anderen Worten zu untersuchen, ob und in welcher Weise die günstigeren Ernährungsverhältnisse die Coitusfrequenz beeinflussen.

Mir scheint, dass ebenso wenig wie die angeführten physischen Ursachen, können auch die günstigeren Ernährungsverhältnisse allein eine Erhöhung der Zahl der Conceptionen nach sich ziehen. Es liegen uns aber eine ganze Anzahl von Thatsachen vor, die geeignet sind, zu beweisen, dass in der That günstigere Ernährungsverhältnisse eine häufigere Begattung und eine grössere Fruchtbarkeit hervorrufen.

So hat W. Marshall[2]) an Hydra viridis Folgendes beobachtet. Fütterte er die Hydren gut, so waren sie fruchtbar und mehrten sich, liess er sie aber hungern, so nahm die Selbsterhaltung sie ganz in Anspruch und von Knospung war keine Rede. Hydra tuba vermehrt sich auch nach den Angaben von Dalyell[3]) ausserordentlich durch reichliche Nahrungszufuhr; sie erzeugt junge Polypen mit einer Geschwindigkeit, die genau im Verhältniss zur Nahrungszufuhr steht. Schlecht genährte Bienen-Königinnen legen „taube" Eier, die sich nicht entwickeln können, was, wie Claus[4]) und v. Siebold zeigten, daher rührt, dass die Eier kein Dottermaterial haben, da es die hungernden Königinnen dem Eierstocke entziehen. Bei schlecht

[1]) Villermé, l c. pag. 227.

[2]) W. Marshall, Ueber einige Lebenserscheinungen der Süsswasserpolypen etc. Zeitschrift für wissensch. Zoolog. Bd. XXXVII, pag. 668.

[3]) Bei Herbert Spencer, The Principles of Biology. Vol. II, pag. 455.

[4]) Zeitschrift für wissensch. Zool. 1873, Bd. XXIII.

genährten Daphniden[1]) werden die Keimgruppen eine nach der anderen resorbirt. Crampe[2]) stellte Zuchtversuche mit zahmen Wanderratten an und gelangte zu folgenden Resultaten: Als die Ratten rationeller ernährt wurden, wurden sie früher fortpflanzungsfähig, warfen häufiger und liessen seltener ihre Nachkommen zu Grunde gehen: Die überaus reichliche Ernährung in der Jugend hat die zahmen Ratten schnellwüchsig und früher fortpflanzungsfähig gemacht.

Auch domesticirte Thiere begatten sich häufiger und pflanzen sich rascher fort, als die entsprechenden wilden Thiere, dadurch nämlich, dass sie ein regelmässiges und reichliches Futter bekommen.

So soll z. B. das wilde Kaninchen 4mal jährlich sich fortpflanzen und 4—8 Junge produciren, während das zahme 6—7 Mal sich fortpflanzt und 4—11 Junge producirt; die wilde Sau pflanzt sich im Jahre nur 2 Mal fort und producirt 4—12 Junge, während die domesticirte sich ebenfalls 2 Mal jährlich fortpflanzt und würde das öfters thun, wenn man es gestattete, und dabei producirt sie viel mehr Junge. Auch viele Vögel bieten in dieser Beziehung ähnliche Verhältnisse. Die wilde Ente z. B. legt im Laufe des Jahres 5—10 Eier, während die zahme deren 80—100 ablegt; die wilde graue Gans legt 5—8 Eier, die zahme dagegen 13 bis 18.[3])

Wie richtig auch diese Thatsachen sein mögen, so scheinen sie mir nur zu beweisen, dass die Thiere überhaupt im Stande sind, häufig sich zu begatten und eine grosse Nachkommenschaft zu produciren, vorausgesetzt, dass die nothwendigen Bedingungen dazu vorhanden sind. Fehlen sie, kommen diese Eigenschaften nicht oder nur in sehr geringem Masse zum Vorschein. Wir haben aber auch eine grosse Anzahl von Thatsachen, die uns zeigen, dass Thiere, welche in ihrem Heimatlande selbst domesticirt werden, trotz der besten Pflege und reichlicher Nahrung

---

[1]) Weissmann, Zur Naturgeschichte der Daphniden. Zeitschrift für wissensch. Zool. Bd. XXVI. Leipzig 1876.

[2]) Crampe, Zuchtversuche mit zahmen Wanderratten. Landwirthsch. Jahrb. 1883, Bd. XII, 3. Heft.

[3]) Ch. Darwin, Variiren der Thiere und Pflanzen, pag. 98, 99. (Darwin's gesammelte Werke, herausg. von Carus, Bd. IV.) Stuttgart 1878.

nicht nur minder fortpflanzungsfähig werden, sondern sogar ihre Fortpflanzungsfähigkeit gänzlich einbüssen. Rengger und Bates[1]) führen solche Fälle an, und einer der bekanntesten ist der Elephant, der in seinem Heimatlande — Indien — in grösster Anzahl gehalten, nie zur Paarung schreitet, obwohl Männchen und Weibchen ihre regelmässigen periodischen Zeiten haben. In Paraguay hat man nach Rengger niemals gehört, dass die eingeborenen Nasua, trotzdem sie dort viele Jahre hindurch gehalten werden und vollständig gezähmt waren, sich fortgepflanzt oder irgend welche geschlechtliche Neigung gezeigt hätten. Obwohl domesticirte Kaninchen, Meerschweinchen und weisse Mäuse so ausserordentlich reichlich sich fortpflanzen, so haben sich doch einige Nagethiere im zoologischen Garten zwar begattet, aber niemals Junge producirt, einige haben sich weder begattet, noch fortgepflanzt. Auch hier bieten die Vögel ähnliche Erscheinungen. Von den kleinen körnerfressenden Vögeln sind viele Arten in ihren Heimatländern zahm gehalten worden und haben lange gelebt; wie aber die höchste Autorität — Bechstein — bezüglich der Stubenvögel bemerkt, „ist ihre Fortpflanzung ungeheuer schwierig".

Bei den oben erwähnten, sowie bei den zuletzt angeführten Thieren sind Lebensbedingungen verändert worden und die Ernährungsverhältnisse haben sich bei beiden günstiger gestaltet und doch erzielten wir in Bezug auf die Fortpflanzung keine übereinstimmenden Resultate. Nur wird die Sterilität bei den letzterwähnten Thieren allgemein dadurch erklärt, dass die Gefangenschaft das Geschlechtssystem ausserordentlich afficirt. Das ist aber geneigt zu beweisen, dass die günstigeren Ernährungsverhältnisse keineswegs als causae efficientes der Erhöhung des Geschlechtstriebes anzusehen sind. Es hat auch geradezu Doubleday[2]) die Lehre aufgestellt, dass überreichliche Ernährung ein Hinderniss zur Vermehrung bildet. Wir sahen zwar, dass Thiere während der Fortpflanzung einer besseren Nahrung bedürfen, dadurch wird aber keine Erhöhung des Geschlechts-

[1]) Bei Darwin, l. c. pag. 145 ff.

[2]) Bei Herbert Spencer, l. c. Vol. II, pag. 483–485.

triebes hervorgerufen, dadurch wird nur der Geschlechtstrieb überhaupt geweckt. Und wenn sich die Thiere bei günstigeren Ernährungsverhältnissen häufiger begatten und mehr Junge produciren, so wird das eben nur auf das mögliche Maass gestellt.

Wie verhält sich denn der Mensch den günstigeren Ernährungsverhältnissen gegenüber? Wirken sie dahin, dass eine grössere Anzahl von Individuen sich begatten, oder dass überhaupt eine verstärkte Coitusfrequenz stattfindet?

Bevor ich zur Beantwortung dieser Frage übergehe, muss ich noch einmal betonen, dass wir im Vergleiche zwischen dem Menschen und den Thieren in dieser Beziehung nicht zu weit gehen dürfen, da der Mensch nie solchen ausserordentlich schwankenden Ernährungsverhältnissen unterworfen ist, wie die Thiere.

Es kann selbstverständlich nicht geleugnet werden, dass bei spärlicher Nahrung die Zahl der Conceptionen herabgesetzt werden kann. Eine bekannte Thatsache ist es auch, dass die Zahl der Geburten nach fruchtbaren Jahren beträchtlich erhöht werden kann.

Und die Malthus'sche[1]) Populationstheorie sagt geradezu aus, dass „die Volksmenge zunimmt, sobald die Masse der Nahrungsmittel vermehrt ist", d. h. dass bei günstigeren Ernährungsverhältnissen die Zahl der Bevölkerung erhöht, bei ungünstigen dagegen herabgesetzt wird. Es fragt sich aber, wieso kommt bei günstigeren Ernährungsverhältnissen eine Vermehrung des Volkes zu Stande? Keineswegs dadurch etwa, dass der Geschlechtstrieb des Mannes und des Weibes erhöht wird und in Folge dessen eine häufigere Begattung und Befruchtung stattfindet. Die Vermehrung jedes Volkes wird nur dadurch herbeigeführt, dass eine grössere Anzahl von Ehen zu Stande kommt; und wenn unter diesen Umständen eine grössere Anzahl von Ehen geschlossen wird, so beweist das im Geringsten nicht, dass etwa der Geschlechtstrieb erhöht wurde: Jeder strebt danach, sich früher oder später zu verheiraten, sich ein „Heim" zu gründen, und dieses Streben ist keineswegs eine Folge des erhöhten

[1]) Malthus, Versuch über die Bedingungen und Folgen der Volksvermehrung. Altona 1807, pag. 25.

Geschlechtstriebes, derselbe kann ja auch ohne Heirat befriedigt werden. Wir müssen also zwischen der Erscheinung der Vermehrung eines Volkes überhaupt und der, dass in manchen Monaten des Jahres eine erhöhte Zahl der Geburten, resp. Conceptionen auftritt, eine scharfe Grenze ziehen. Jene wird hervorgerufen dadurch, dass eine grössere Anzahl von Ehen geschlossen wird, diese aber dadurch, dass der Geschlechtstrieb der Bevölkerung gesteigert wird und in Folge dessen eine verstärkte Coitusfrequenz stattfindet oder eine grössere Anzahl von Menschen in einem bestimmten Zeitraume ihre geschlechtliche Function ausübt.

Man könnte vielleicht glauben, dass das Steigen der Zahl der Heiraten in manchen Monaten des Jahres auf die Zahl der Geburten einen Einfluss hat, d. h. dass entsprechend der erhöhten Zahl der Heiraten eine erhöhte Zahl der Geburten sich kundgibt. Auch das scheint für die uns beschäftigende Erscheinung nicht zuzutreffen. Schon Villermé betonte, dass dies nur im geringen Grade geschehe, und ich kann dasselbe z. B. für Wien nachweisen. So betrug die grösste Zahl der geschlossenen Ehen in dem Zeitraume von 1877 bis 1881 im Februar 19·3 Procent, während die entsprechende Zahl der Geburten im November nur eine Mittelzahl repräsentirt — nämlich 8·1 Procent; im Jahre 1881 war das Maximum der Ehen im Februar 24·1 Procent — die entsprechende Zahl der Geburten 8·1 Procent, was eine Mittelzahl repräsentirt; im Jahre 1882 das Maximum der Ehen im Februar 22·3 Procent — die entsprechende Zahl der Geburten 8 Procent — ist ebenfalls nur eine Mittelzahl.[1])

Wir sehen also, dass die wichtigsten Momente, auf die die Statistiker das grösste Gewicht gelegt haben, die uns beschäftigende Erscheinung nicht erklären. Jetzt tritt an uns die Frage heran, welche Ursachen führen sie herbei?

Es ist leicht einzusehen, dass bei dem jetzigen Stande der Untersuchungen, wo zur Erläuterung unserer Frage auf statistischem Wege noch so wenig beigetragen wurde, eine befriedigende Antwort zu geben äusserst schwierig ist; dennoch erlaube ich

[1]) W. Löwy, l. c. pag. 19, 43.

mir eine Behauptung auszusprechen, die meiner Ansicht nach im höchsten Grade wahrscheinlich ist.

Die in gewissen Monaten des Jahres regelmässig wiederkehrende Erhöhung der Zahl der Conceptionen zeigt uns, dass in diesen Monaten eine grössere Anzahl von geschlechtsreifen Individuen die geschlechtliche Function ausübt oder dass überhaupt eine stärkere Coitusfrequenz stattfindet. Ich betrachte das als eine der physischen Beschaffenheit des Culturmenschen innewohnende „physiologische Sitte", die er von seinen thierischen Vorfahren geerbt hat.

Ich erkläre das folgendermassen:

Der Urmensch erbte von seinen thierischen Vorfahren (Säugethieren) die Eigenschaft, nur in einer bestimmten Periode sich fortzupflanzen. Nachdem diese Periode, die „Brunstzeit" des Menschen, eingetreten war, wurde die Begattung en masse vollzogen, was in Anbetracht des ursprünglichen ehelosen Zustandes leicht möglich war. Im Laufe der culturellen Entwicklung beginnt sich der Mensch das ganze Jahr hindurch fortzupflanzen, aber die ursprüngliche „physiologische Sitte", nur in einer bestimmten Zeit sich fortzupflanzen, schwindet nicht, sondern bleibt gewissermassen als Ueberbleibsel des thierischen Zustandes zurück und gibt sich in der alljährlich in gewissen Monaten wiederkehrenden Erhöhung der Zahl der Conceptionen kund.

Wenn wir den Bau der menschlichen Genitalien in's Auge fassen, so stimmt er ja im grossen Ganzen mit dem der übrigen Säuger überein, aber auch die functionelle Seite dieser Organe beim Menschen im Vergleiche mit der der übrigen Säuger bietet keine besonderen und principiellen Differenzen, und was die Menstruation des Weibes anbetrifft, so sind ja darüber die Physiologen längst einig, dass sie der Brunstzeit der Thiere gleichzustellen ist und dazu wissen wir, dass sie nicht nur ausschliesslich beim Weibe vorkommt, dass auch viele Säugethiere, so z. B. die anthropoiden Affen, nicht nur von Zeit zu Zeit einer brünstigen

Erregung, sondern auch einer mehr oder minder regelmässigen Menstruation unterworfen sind.[1])

Der übereinstimmende Bau und die übereinstimmende Function der Genitalien des Menschen und der Säugethiere, die sich grösstentheils in einer bestimmten Periode fortpflanzen, lässt vollauf den Schluss folgern, dass auch beim Menschen der Geschlechtstrieb ursprünglich nur in einer bestimmten Jahreszeit geweckt wurde und dass das Vorkommen dieser „physiologischen Sitte" beim Menschen noch jetzt, nachdem die Begattung das ganze Jahr hindurch sich vollzieht, nachdem also die Bedingungen, die zur Weckung des Geschlechtstriebes nöthig sind, das ganze Jahr bestehen können, der Vererbung zuzuschreiben ist.[2]) Und wenn ich noch darauf hinweise, dass der Urzustand des Menschen, wie jetzt allgemein von den vorurtheilsfreien Forschern angenommen wird, ein rein thierischer war, so ist es einleuchtend, dass meine Annahme der Wahrscheinlichkeit nicht entbehrt, und das um so weniger, als über manche Naturvölker berichtet wird, dass die Verheiratung und Begattung bei ihnen noch jetzt nur in einer bestimmten Zeit zu geschehen pflegt, so bei den Australiern nach Fr. Müller.[3])

Eine kräftige Stütze für meine Ansicht, zu der ich auf Grund anatomisch-physiologischer Reflexionen und statistischer Daten gelangte, einen weiteren Beweis für dieselbe finde ich in der Kulischer'schen Annahme[4]), zu der er wiederum auf Grund ethnologischer Untersuchungen gelangte, der zu Folge die

---

[1]) Vergl. Hartmann, Ueber die weiblichen Geschlechtstheile der anthropoiden Affen und Brunstzeit der Affen im Allgemeinen. Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie. Berlin 1886. Ferner Schmidt, Zoolog. Klinik. Bd. I.

[2]) Auf eine sehr interessante Bemerkung eines älteren Gynäkologen wurde ich in der letzten Zeit zufälligerweise aufmerksam: Osiander glaubt, dass der Einfluss, welchen der Frühling auf beide Geschlechter ausübt, einerseits in der Alles belebenden, mit elektrischer Materie erfüllten Atmosphäre, anderseits aber vorzüglich in dem ursprünglichen und fortgeerbten Typus, nach welchem die lebenden Geschöpfe ihre bestimmte Fortpflanzungsperiode haben, begründet sei. Vide Osiander, Handbuch der Entbindungskunst, citirt bei Busch, Das Geschlechtsleben des Weibes. Leipzig 1839.

[3]) Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie. Wien 1879, 2. Aufl., pag. 212, und Reise der „Novara". Anthropologischer Theil. Wien 1868, 3. Abth.

[4]) M. Kulischer, Die geschlechtliche Zuchtwahl beim Menschen. Zeitschrift für Ethnologie. Berlin 1876, Bd. VIII, pag. 152.

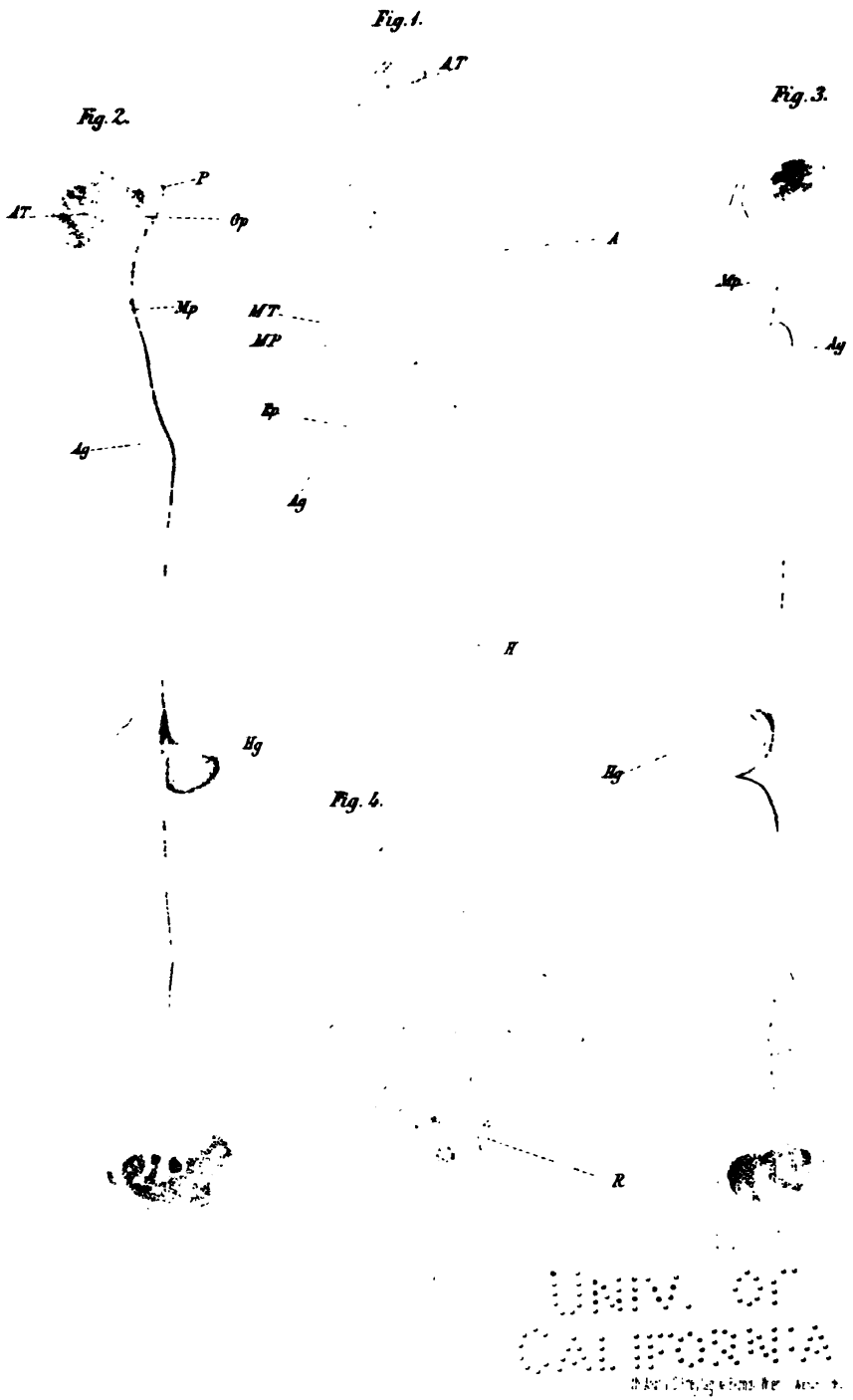
Paarung beim primitiven Menschen nur in einer bestimmten Jahreszeit, und zwar im Frühjahre und zur Erntezeit, stattfand. Zur Begründung dieser Ansicht, der sich auch v. Hellwald[1]) anschloss, führt Kulischer eine grosse Anzahl von thatsächlichen und symbolischen Handlungen bei verschiedenen Völkern an, die dieselbe äusserst wahrscheinlich machen.

Gegen meine Ansicht, dass die günstigen Lebensverhältnisse keineswegs als Ursache der jährlich wiederkehrenden Erhöhung der Zahl der Conceptionen aufzufassen sind, sondern dass die erwähnte „physiologische Sitte" den hauptsächlichen Urheber dieser Erscheinung bildet, könnte man vielleicht Folgendes verwenden wollen: Wenn der Urmensch von seinen thierischen Vorfahren die Eigenschaft geerbt hat, in einer bestimmten Periode sich fortzupflanzen, wie ist es dann zu erklären, dass bei den Landbewohnern eines und desselben Volkes das Maximum der Conceptionen zu einer Zeit auftritt, bei den städtischen dagegen zu einer anderen[2]), ferner dass bei verschiedenen Völkern dasselbe zu verschiedenen Zeiten zum Vorscheine kommt? Dieser Umstand kann aber für meine Annahme durchaus nicht verderblich sein; denn, wenn ich auch bemüht war, nachzuweisen, dass die günstigen Lebensverhältnisse keineswegs als causae efficientes der besprochenen Erscheinung aufzufassen sind, so kann doch nicht geleugnet werden, dass sie auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen ohne Einfluss bleiben. Nur gestaltet sich im Allgemeinen dieser Einfluss derart, dass die günstigen Lebensverhältnisse gewissermassen den Boden bilden, auf welchen jene „physiologische Sitte" in Thätigkeit tritt. Und nur in diesem Sinne kann man von einem Einflusse der günstigen Lebensverhältnisse auf die Erhöhung der Zahl der Conceptionen sprechen. Aber die genaue statistische Bestimmung dieses Einflusses fehlt uns und nach dieser Richtung hin sind noch vergleichende statistische Untersuchungen zu führen.

[1]) Fr. v. Hellwald, Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwicklung. Leipzig 1889, pag. 127.

[2]) Siehe die diesbezüglichen statistischen Daten bei Quetelet, l. c., und den statistischen Mittheilungen aus Russland l. c.

Druck von Gottlieb Gistel & Comp. in Wien, I., Augustinerstrasse 12.



UNIV. OF CALIFORNIA

Verlag von Alfred Hölder, k.u.k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien.

Fig. 1.

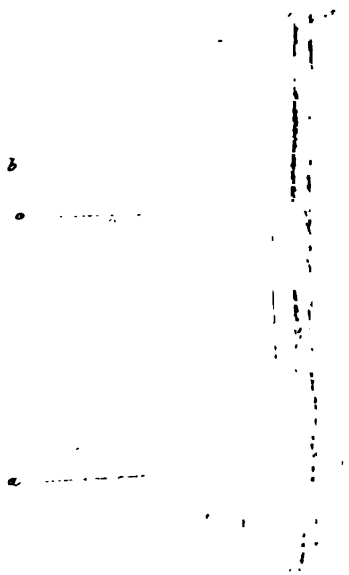


Fig. 3.

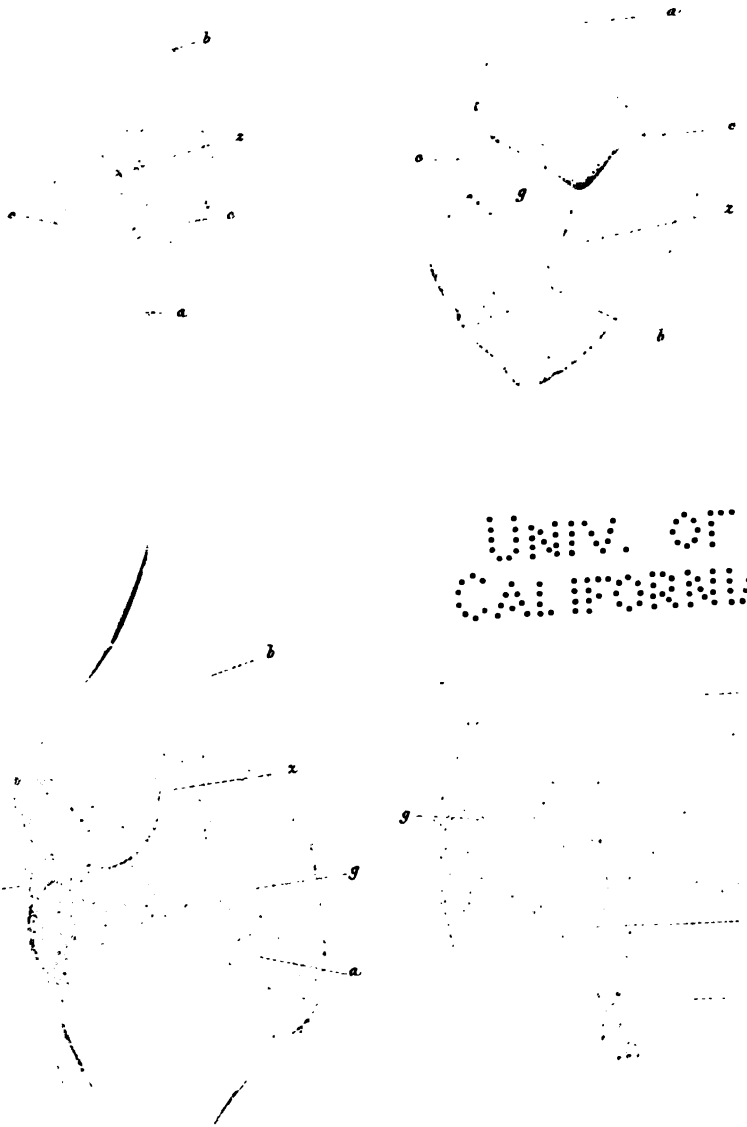
Fig. 2.

Fig. 4.

Lith. Anst. v. C. Freytag & Berndt, Wien.

Verlag von Alfred Hölder, k.u.k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien.

Fig. 1.



UNIV. OF CALIFORNIA

Lith. Anst. v. G. Freytag & Berndt, Wien. Verlag von Alfred Hölder, k.u.k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien.

UNIV. OF
CALIFORNIA

Verlag von **Alfred Hölder**, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien, I., Rothenthurmstrasse 15.

Arbeiten aus dem Zoologischen Institute der Universität Wien und der Zoologischen Station in Triest.

Herausgegeben von

Dr. C. CLAUS,

o. ö. Professor der Universität und Vorstand des zoologisch-vergl.-anatomischen Instituts in Wien, Director der zoologischen Station in Triest.

Hieraus sind unter anderen in Sonderabdrücken erschienen:

Claus, Dr. C., Beiträge zur Kenntniss der Geryonopsiden- und Eucopiden-Entwicklung. Mit 4 Tafeln. Preis 8 M.

— — Ueber das Verhältniss von Monophyes zu den Diphyiden, sowie über den phylogenetischen Entwicklungsgang der Siphonophoren. Preis 1 M. 20 Pf.

— — Die Ephyren von Cotylorhiza und Rhizostoma und ihre Entwicklung zu achtarmigen Medusen. Mit 2 Tafeln. Preis 4 M.

— — Untersuchungen über die Organisation und Entwicklung von Branchipus und Artemia nebst vergleichenden Bemerkungen über andere Phyllopoden. Mit 12 Tafeln. Preis 20 M.

— — Zur Beurtheilung des Organismus der Siphonophoren und deren phylogenetischer Ableitung. Eine Kritik von E. Haeckel's sog. Medusom-Theorie. Preis 80 Pf.

— — Zur morphologischen und phylogenetischen Beurtheilung des Bandwurmkörpers. Preis 60 Pf.

Grobben, Dr. C., Beiträge zur Kenntniss der männlichen Geschlechtsorgane der Dekapoden, nebst vergleichenden Bemerkungen über die der übrigen Thoracostraken. Mit 6 Tafeln. Preis 10 M.

— — Die Entwicklungsgeschichte der Moina rectirostris. Zugleich ein Beitrag zur Kenntniss der Anatomie der Phyllopoden. Mit 7 Tafeln. Preis 12 M.

— — Die Entwicklungsgeschichte von Cetochilus septentrionalis Goodsir. Mit 4 Tafeln und 2 Holzschnitten. Preis 9 M. 60 Pf.

— — Doliolum und sein Generationswechsel nebst Bemerkungen über den Generationswechsel der Acalephen, Cestoden und Trematoden. Mit 5 Tafeln und 2 Holzschnitten. Preis 10 M. 80 Pf.

Hatschek, Dr. Berthold, Studien über die Entwicklungsgeschichte der Anneliden. Mit 8 Tafeln. Preis 12 M. 80 Pf.

— — Ueber Entwicklungsgeschichte von Teredo. Mit 3 Tafeln. Preis 5 M. 20 Pf.

— — Ueber Entwicklungsgeschichte von Echiurus und die systematische Stellung der Echiuridae (Gephyrei Chaetiferi). Mit 3 Tafeln. Preis 5 M. 20 Pf.

— — Studien über Entwicklung des Amphioxus. Mit 9 Tafeln. Preis 16 M.

— — Ueber Entwicklung von Sipunculus nudus. Mit 6 Tafeln und 1 Holzschnitt. Preis 11 M. 20 Pf.

— — Zur Entwicklung des Kopfes von Polygordius. Mit 1 Tafel. Preis 2 M. 40 Pf.

— — Entwicklung der Trochophora von Eupomatus uncinatus Philippi (Serpula uncinata). Mit 5 Tafeln. Preis 9 M. 60 Pf.

Metschnikoff, Dr. Elias, Untersuchungen über die intracelluläre Verdauung bei wirbellosen Thieren. Mit 2 Tafeln. Preis 4 M. 80 Pf.

— — Medusologische Mittheilungen. Mit 2 Tafeln. Preis 4 M. 80 Pf.

Patten, William, The embryology of Patella. Mit 5 Tafeln. Preis 10 M. 40 Pf.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien, I., Rothenthurmstrasse 15.

Druck von Gottlieb Gistel & Comp. in Wien.

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

EMBRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

VON

DR. S. L. SCHENK,

K. K. UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN WIEN.

HEFT 1892.

(DER GANZEN REIHE 12. HEFT, DER ZWEITEN FOLGE 5. HEFT.)

MIT 2 TAFELN.

WIEN, 1892.

ALFRED HÖLDER,

K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER,

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Printed in Austria.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien,
I., Rothenthurmstrasse 15.

Mittheilungen
aus dem
Embryologischen Institute der k. k. Universität Wien.

Von

Dr. S. L. Schenk,
k. k. Universitäts-Professor in Wien.

Heft 1887. (Der ganzen Reihe 9. Heft, der zweiten Folge 2. Heft.)

Mit 7 Tafeln. — Preis 9 Mark.

INHALT:

I. Ueber den Einfluss des Lichtes und der Wärme auf die Retina des Frosches. Von Dr. **Giuseppe Gradenigo** jun.
II. Beitrag zur Lehre über die Entwicklungsgeschichte der Patella. Von Dr. **Julius Kaczander**. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
III. Ueber die Beziehungen des Medullarrohres zu den Primitivstreifen. Von Dr. **Julius Kaczander**. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
IV. Ueber die Bedeutung der Riech- und Epithelialzellen der Regio olfactoria. Von Dr. **Em. Kaufmann** in Prag. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
V. Ueber ringförmige Leisten in der Cutis des äusseren Gehörganges. Von Dr. **Em. Kaufmann** in Prag. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
VI. Hämoglobinbestimmungen am Mutterthiere mittelst des v. Fleischlschen Hämometers während der Brutzeit. Von Dr. **Heinrich Morgenstern**, prakt. Arzt in Währing. (Aus dem k. k. Institute für Embryologie in Wien.)
VII Zur Lehre über die Reife der Eier. Von Dr. **Antonio Carini** aus Palermo. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
VIII. Beitrag zur Lehre über die Veränderungen der Nervenendigungen während des Entzündungsprocesses. Von Dr. **Michael Grossmann** in Wien. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)
IX. Die embryonale Anlage des Mittelohres: die morphologische Bedeutung der Gehörknöchelchen. Von Dr. **G. Gradenigo** aus Padua. (Aus dem Laboratorium des Prof. Schenk in Wien.)

Heft 1888. (Der ganzen Reihe 10. Heft, der zweiten Folge 3. Heft.)

Mit 5 Tafeln. — Preis 5 Mark.

INHALT:

I. Das Eiweiss der Kiebitzeier als Nährboden für Mikroorganismen. Von Dottore **Domenico Dal Pozzo** aus Faënza (Italien).
II. Beitrag zur Lehre über die Biologie der Mikroorganismen. Von Dr. **Giuseppe Strazza** aus Monza (Italien).
III. Zur Lehre über die Entwicklung der Kehlkopfmuskeln. Von **G. Strazza** aus Monza.
IV. Ueber das Verhalten der Zellen der Riechschleimhaut bei Hühnerembryonen früher Stadien. Von Dr. **Ferruccio Putelli** aus Venedig.
V. Ueber embryonale Zelltheilung. Von **Emil Schwarz**, Cand. med.
VI. Ueber einige Verklebungen im Gebiete des Kehlkopfes des Embryos. Von Dr. **Ferruccio Putelli** aus Venedig.
VII. Methode zur Herstellung von Serienschnitten von in Celloidin eingebetteten Stücken. Von Dr. **Ignazio Dionisio** aus Turin.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler in Wien,
I., Rothenthurmstrasse 15.

MITTHEILUNGEN

AUS DEM

EMBRYOLOGISCHEN INSTITUTE

DER

K. K. UNIVERSITÄT WIEN.

VON

DR. S. L. SCHENK,

K. K. UNIVERSITÄTS-PROFESSOR IN WIEN.

HEFT 1892.

(DER GANZEN REIHE 12. HEFT, DER ZWEITEN FOLGE 5. HEFT.)

MIT 2 TAFELN.

WIEN, 1892.

ALFRED HÖLDER,

K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLER,

ROTHENTHURMSTRASSE 15.

Inhalt.

Seite

I. *Beiträge zur Lehre über die Entwicklung des Geruchsorganes des Huhnes.* Von Dr. S. Preobraschensky aus Moskau 1

II. *Die Karyomitose bei abnormer Entwicklung des Forelleneies.* Von Dr. Erwin O. Straehley in Cincinnati (Ohio) 20

III. *Beiträge zur histologischen und mikrochemischen Kenntnis des Blutes.* Von Dr. Julius Weiss, derzeit Arzt an der II. medicinischen Klinik in Wien 23

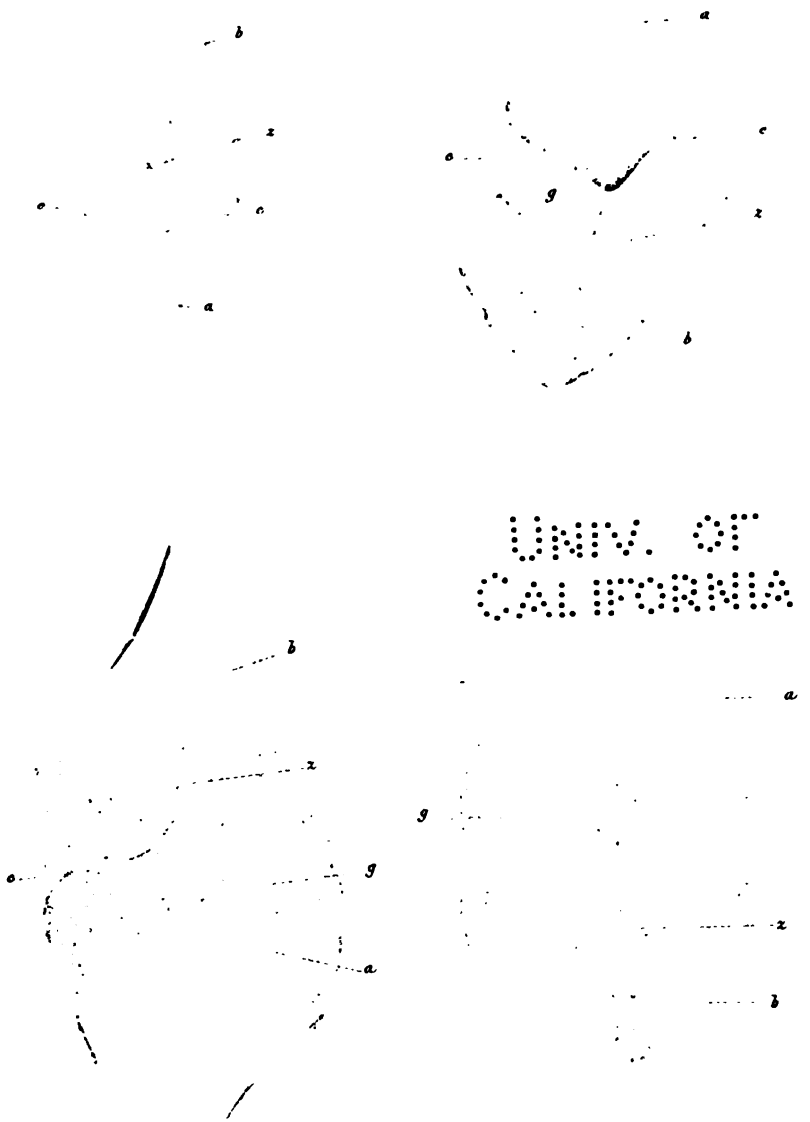
IV. *Zur Frage nach dem Ursprung des Pigments.* Von Ferdinand Winkler, Demonstrator am k. k. embryologischen Institute in Wien 64

V. *Ueber einen Mikrococcus tetragenus concentricus in den Fäces.* Von Prof. Schenk. (Mit 3 Figuren) 81

VI. *Ueber das Verhalten des Bindegewebes zu den delomorphen Zellen der Magendrüsen.* Von Conrad Stein, cand. med. 92

Alle Rechte vorbehalten.

Fig. 1.



UNIV. OF CALIFORNIA

Lith Anst v G Freytag & Berndt Wien

Verlag von Alfred Hölder, k.u.k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien.

durch S. Exner[1]) die Dignität bei der Empfindung des Riechenden gleichfalls nicht abgesprochen und somit beiden Arten von Zellen die physiologische Bedeutung von peripheren Endorganen in der Regio olfactoria zugeschrieben; auf diese Weise kam man dahin, dass sich zwei verschiedene Lehren gegenüberstellten, von denen beide ihre Anhänger hatten. Babuchin[2]), der in Stricker's Lehre von den Geweben das Capitel über das Geruchsorgan bearbeitete, stellte sich auf die Seite der ersten Lehre, konnte an der Hand von Abbildungen das wirkliche Vorhandensein dieser beiden Zellenarten bei verschiedenen Vertebraten nachweisen und hat auch zugleich den Zusammenhang dieser Endgebilde mit den Nerven bei den Riechzellen einmal auch bildlich dargethan. Diesen Angaben gingen allerdings die Anschauungen von Ecker und Eckhardt im Jahre 1855 voraus, welche zweierlei Zellen in der zu besprechenden Region erkannten.

Auf verschiedene Thiere dehnten sich nun die Untersuchungen von Seiten einer Reihe bewährter Autoren aus, und man sieht, dass die Uebereinstimmung bei der Untersuchung des ausgebildeten Organes nicht zu erzielen war. Paschutin[3]), Newell Martin[4]), v. Brunn[5]), Colasanti[6]), Pereyaslawzeff[7]), Sidkey[8]),

[1]) *a)* S. Exner, Untersuchungen über die Riechschleimhaut des Frosches. Wiener Sitzber. Bd. LXIII. *b)* Weitere Studien über die Structur der Riechschleimhaut bei Wirbelthieren. Ebendaselbst. Bd. LXV. *c)* Fortgesetzte Studien über die Endigungsweise der Geruchsnerven. Ebendaselbst. Bd. LXXVI.

[2]) Babuchin, Capitel Geruchsorgan. Stricker's Lehre von den Geweben. 1872, Bd. II.

[3]) Paschutin, Ueber den Bau der Schleimhaut der Regio olfact. des Frosches. Ber. d. königl. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Math.-physik. Cl. 1873.

[4]) Newell H. Martin, Notes on the Structure of the olfact. mucous membrane. Journ. of Anat. and Physiol. 1873, VIII.

[5]) v. Brunn, Membran limit. olfact. Med. Centralbl. Berlin 1874. — Derselbe, Untersuchungen über das Riechepithel. Archiv f. mikrosk. Anatomie. 1875, Bd. XI und 1879, Bd. XVII.

[6]) G. Colasanti, Untersuch. über die Durchschneidung des Nerv. olfact. bei Fröschen. Du Bois-Reymond's Archiv. 1875.

[7]) Sophie Pereyaslawzeff, Ueber die Nase der Fische. Zürich 1876. Dissertat.

[8]) M. Sidkey, Rech. anat. microscop. sur la muqueuse olfact. Paris 1877.

Cisoff[1]), Löwe[2]), Felisch[3]), Retzius[4]), Krause[5]) haben an den verschiedensten Wirbelthieren ihre Untersuchungen angestellt und neigten zu der Angabe, dass es zweierlei Zellen gebe, deren Eigenthümlichkeit durch ihre verschiedene Form festgestellt ist und die auch nach einigen Autoren entwicklungsgeschichtlich sich differenziren sollten. Man müsste dadurch dieser Lehre Anerkennung zollen und sie einer gemeinschaftlichen Annahme empfehlen, wenn der Entwicklungsgang thatsächlich ein solcher wäre und diesen beiden verschiedenen Zellenformen entsprechend in der Anlage zwei verschiedene Substrate erkannt werden könnten.

Die Uebereinstimmung der embryologischen Befunde erschüttern die Lehre, deren Vertreter bisher angeführt wurden, wonach wir es mit zwei verschiedenen Arten von Zellen zu thun hätten. Einmal wurde von Kaufmann[6]) nachgewiesen, dass durch Einwirkung verschiedener Reagentien auf die Riechschleimhaut bald eine Vermehrung, bald eine Verminderung der Riechzellen gegenüber der Norm zu erhalten ist, andererseits wurde von Putelli[7]) der Nachweis geliefert, dass während des embryonalen Lebens die einzelnen Zellen der Regio olfactoria einen Theil ihres Inhaltes in der Form kleiner Körnchen ausstossen; dadurch wird ihr Protoplasma gegenüber den benachbarten Zellen, bei denen dies nicht der Fall war, auffällig dünner, und man erhält auf diese Weise in den späteren Stadien der Entwicklung nebeneinander zwei verschiedene Zellformen bei einem und demselben Thiere, dessen Geruchsorgan noch keine physiologische Function verrichtete. Es scheint dies, wie Putelli angegeben hat, bei diesen Zellen ein Vorgang zu

---

[1]) Cisoff, Zur Kenntniss der Regio olfact. Med. Centralbl. 1874. — Derselbe, Beitr. zur Frage nach d. Endigungsweise der Geruchsnerven beim Frosche. Arbeiten der naturforsch. Gesellsch. in Kartau. 1879, Bd. VIII (russisch).

[2]) L. Löwe, Zur Anatomie der Nase und Mundhöhle. Berlin 1878.

[3]) G. Felisch, Beitr. zur Histologie d. Schleimhäute in d. Lufthöhlen des Pferdekopfes. Archiv f. wissenschaftl. Thierhk. 1878.

[4]) Retzius und Axel-Key, Studien in der Anatomie. 1875, 1. Hälfte.

[5]) Krause, Regio olfact. des Schafes. Rostock 1881.

[6]) Schenk, Mittheil. aus d. embryol. Institute. 10. Heft.

[7]) Putelli in Schenk's Mittheil. aus d. embryol. Institute. 11. Heft.

sein, der mehr mit der Schleimsecretion in Verbindung zu bringen ist, wobei er an die Angaben erinnert, wie sie F. E. Schulze bekannt gab, wonach eine die Schleimhaut bedeckende Zelle als einfache Drüse functionire.

Das Vorhandensein zweierlei Zellen wurde allgemein anerkannt, jedoch der Zusammenhang beider mit der physiologischen Function des Riechens, wurde, wie schon erwähnt, erst von S. Exner[1]) aufgestellt und nach ihm von Grimm[2]), Lustig[3]), Fötinger und mehreren Anderen bestätigt. Dass die sogenannten Riechzellen Uebergangsformen aus den Epithelzellen sind, geht einerseits daraus hervor, dass die Untersuchungen an Embryonen Ergebnisse aufweisen, welche solche Uebergangsformen erkennen lassen; andererseits kann man dies daraus ersehen, dass bei beiden Zellformen, wie von Kaufmann schon beschrieben wurde, beim entwickelten Thiere noch Uebergangsformen durch Einfluss verschiedener Reagentien auftreten. Der Zusammenhang einzelner Zellen mit der Endausbreitung des Olfactorius wurde von mehreren Autoren erwiesen und ist der Zusammenhang sowohl mit den sogenannten Riechzellen als auch mit den Epithelzellen festgestellt. Grimm[4]), Cisoff[5]), Remy[6]) haben nebst mehreren Anderen den Zusammenhang angegeben. S. Exner dagegen zeigte noch überdies ein intermediäres Netz, welches zwischen den Zellen an der Oberfläche der Schleimhaut und den Nervenfasern tritt und die Verbindung beider bewirkt. Es fehlt auch nicht an experimentellen Untersuchungen, welche den Zusammenhang des Nerven mit den Zellen der Riechschleimhaut nachweisen. Nur sind einige wie Colasanti[7]), der Meinung, dass an den Riechzellen keine

---

[1]) l. c.

[2]) Grimm, Ueber d. Geruchsorgane d. Störe. Göttinger Nachricht. 1872. — Derselbe, Ueber d. Nervenendigung der Störe. Arbeiten d. St. Petersburger Gesellsch. d. Naturforscher. 1873, Bd. IV.

[3]) A. Lustig, Sulle cellule epithel. nella regione ofattora degli embrioni. Atti della R. Acad. delle scienze di Torino. 1888, Vol. XXIII (Marco).

[4]) l. c.

[5]) l. c.

[6]) Ch. Remy, La membr. muqueuse des fosses natales. Paris 1878.

[7]) l. c.

Veränderung constatirt werden kann; während nach Dürknik-Kornfeld die Riechzellen nach zwei, die Epithelzellen nach vier Monaten degenerirt sind und beide Zellformen gleichzeitig einer fettigen Degeneration anheimfallen (Hoffmann[1]), Exner und Lustig.[2])

Wenn wir die bekannten Thatsachen, welche ich bisher angeführt habe, berücksichtigen, so sehen wir in dem Gebiete der Anatomie und Physiologie eine Reihe von Widersprüchen in den Angaben der Autoren, welche ich mit Zuhilfenahme einer Reihe von embryologischen Untersuchungen, so weit es möglich ist, richtig zu stellen suche. Es ist hier allerdings zu beachten, was v. Vintschgau[3]) bezüglich der verschiedenen Resultate der Forschungen vorgebracht hat, dass die Ergebnisse der anatomischen Untersuchungen noch zu wenig bei den einzelnen Thierclassen durchgeführt worden sind und es lassen sich die Erfahrungen an Amphibien und Fischen kaum auf Vögel und Säugethiere übertragen, da es noch überdies wahrscheinlich ist, dass die Vorgänge beim Riechen in physiologischer Beziehung bei Thieren, welche im Wasser leben, anders sind, als bei jenen, welche in der Luft sich aufhalten. Ich fand es für angezeigt, zunächst die Untersuchungen auf ein bestimmtes Thier zu concentriren und wählte hierbei das Geruchsorgan des Hühnchens. Vorzüglich geschah dies deshalb, weils uns dieses Thier in genügender Masse zur Verfügung stand und ich nicht an Mangel an Material zu viel leiden musste, andererseits habe ich in der Acquisition eines geordneten Untersuchungsmateriales von diesem Thiere bei der Bearbeitung desselben, Resultate zu erwarten, welche den in der Luft lebenden Individuen näher zu stehen kommt.

Es hat wohl Born[4]) als einer derjenigen Autoren, die sich mit der Entwicklung des Geruchsorganes in der letzten Zeit beschäftigten, bereits nach mancher Richtung ausführliche Schilde-

---

[1]) C. K. Hoffmann, Onderzoekingen over den anatomischen bouw van de membrana olfact. en het peripherische nitende van den N. olfact. Dissertat. Amsterdam 1867.

[2]) Lustig, l. c.

[3]) Hermann, Physiologie mit genauer Literaturangabe.

[4]) Born, Morphol. Jahrbuch. Bd. V u. VIII.

rungen über die Anlage und Ausbildung des Geruchsorganes gegeben. Er beschäftigte sich vorwiegend mit der Berücksichtigung der anatomischen Verhältnisse. Dieser Autor konnte bei der ersten Anlage des Geruchsorganes nur das constatiren, was bereits alle Autoren vor ihm feststellten, dass wir es Anfangs mit einer verdickten Zellenlage zu thun haben, welche in einem Grübchen, dem sogenannten Geruchsgrübchen, angelegt ist. Eine Anlage, wie sie Török[1]) bei den nackten Amphibien beschrieben hat, wobei die Auskleidung des Geruchsgrübchens aus zwei Zellenlagen bestehen kann, ist bei dem Hühnchen nicht gefunden worden, da bekanntlich bei diesem Thiere das Ectoderm nicht von Anfang an aus zwei Zellenlagen besteht. Bei der ersten Anlage zeigt das Geruchsgrübchen eine genau begrenzte Stelle, welche von einem hohen Cylinderepithel ausgekleidet ist. Diese Epithelien besitzen einen deutlichen Kern, der bei allen eine gleiche Form hat. Die Zelle ist an der freien Oberfläche breiter und in der Tiefe gegen das Mesoderm mehr weniger zugespitzt. Alle diese Zellen sind derart nebeneinander geordnet, dass sie auf dem Durchschnitte durch die Mitte des Grübchens in radiärer Richtung so gestellt sind, ungefähr wie die Steine bei einem römischen Bogenbau. Sie stützen auf diese Weise einander, und wenn das mechanische Moment berücksichtigenswert sein kann, so ist es auch möglich, dass diese Zellen bei einer solchen Anordnung den sich vermehrenden Elementen des Mesoderms, welche ihnen anliegen und welche massenhafter auftreten, als dies im Ectoderm der Fall ist, einen beträchtlichen Widerstand entgegenstellen, als dies bei den angrenzenden Elementen des Ectoderms, welche nicht so hoch und nicht so angeordnet sind, wie die Zellen des Geruchsorganes, der Fall ist. Es ist dies ein berücksichtigungswertes Moment bei allen Wachsthumserscheinungen im Embryo. Ich erinnere hier an das Wachsthumsgesetz, welches seinerzeit von Boll aufgestellt wurde und das er bei Erklärung der Vermehrung der Luftwege in der Lunge anwendete, indem er nachgewiesen hat, dass das mächtige Entgegenwachsen der Mesodermgebilde bewirken konnte, dass die einzelnen Röhren dadurch sich vielfach

[1]) Török, Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissensch. Wien 1866.

dichotomisch theilen konnten, wodurch eine Vergrösserung der respiratorischen Oberfläche zu Stande kommt. Bei seinen Untersuchungen stützte er sich auf die angeführten Thatsachen, welche von Waldeyer[1]) beim Eierstock, von Schenk[2]) bei der Entwicklung des Pancreas beobachtet wurden. Man kann dieses Wachsthumgesetz, wie das bereits von Wilson[3]) für die Haut angegeben wurde, auch auf eine ganze Reihe von Organen während der Entwicklung beziehen, welche ihre Anlage im Entoderm oder Ectoderm zeigen, bei denen aber späterhin behufs vollständiger Entwicklung das Mesoderm hinzutritt. Auch bei der weiteren Entwicklung des Geruchsorganes wird sich das stärkere Wuchern des Mesoderms gegenüber dem Ectoderm zeigen, und es wird sich hierdurch später die mannigfach gestaltende Unebenheit der respiratorischen und riechenden Oberfläche kundgeben. Nun ist bei der Vergrösserung dieses ursprünglichen Geruchsgrübchens zu bemerken, dass die Oberfläche, welche als Geruchsgrübchen begrenzt ist, mehr in die Tiefe des Geruchsorganes beiderseitig vorrückt, während der Zuwachs an der Raumausdehnung der Nasenhöhle lediglich nur durch das Einbeziehen der früheren oberflächlich liegenden Partien des Ectoderms beiderseits vom Geruchsgrübchen geschieht. Es ist nämlich hier zu beiden Seiten des Geruchsgrübchens, bei der Massenzunahme des Mesoderms, das Ectoderm der allgemeinen Decke mehr vorgestülpt worden, wodurch die Elemente des ursprünglichen Geruchsgrübchens in die Tiefe hineingedrängt wurden.

Ein Geruchsorgan in diesem Stadium der Entwicklung, welches noch verhältnismässig einfach gestaltet ist, lässt bereits durch die Verschiedenheit in der epithelialen Auskleidung zwei deutlich zu unterscheidende Regionen erkennen, die sogenannte Regio olfactoria und die Regio respiratoria. Die Regio olfactoria war gleich von Anfang an als Geruchsgrübchen angelegt, und die zelligen Gebilde, welche sie auskleiden, sind die peripheren empfindenden Elemente dieses Sinnesapparates. Zur Anlage der

[1]) Waldeyer, Eierstock und Ei. 1870.

[2]) Schenk, Anatom.-physiol. Untersuchungen. 1872.

[3]) Wilson, Beiträge z. Entwicklung der Haut des Menschen. Mittheil. aus dem embryol. Institute. 1880, Bd. I, Heft 4. Wien.

Regio respiratoria wurden die Elemente der allgemeinen Decke einbezogen, welche schon sehr frühzeitig aus der tieferen Lage von cubischen Zellen eine oberflächliche Schichte von glatten Schüppchen abgeben, was bei der Regio olfactoria nicht der Fall ist. Diese Zellen kommen auch bald auf ein grösseres Gebiet ausgebreitet zu stehen, welches in seinen Dimensionen, gegenüber dem ursprünglichen Geruchsgrübchen, zunimmt, jedoch auf die Ausdehnung der bei den Vögeln bekannten Riechmuscheln (Riechhügel) beschränkt ist. Durch eine Reihe von Abbildungen wollen wir die ersten Vorgänge bei der Entwicklung näher beschreiben.

Von den ersten Anfängen der Entwicklung sind die Abbildungen vom Hühnerembryo genügend bekannt und will ich hier nur auf die Thatsache aufmerksam machen, dass die hohen cylindrischen Epithelien des Ectoderms, welche das Geruchsgrübchen auskleiden, soweit dies den Schnitten zu entnehmen ist, keine Unterschiede in der Form der Zellen wahrnehmen lassen. Es ist somit vom embryologischen Standpunkte eine Differenzirung zweier verschiedener Zellformen im Geruchsorgane nur ein Ergebnis der Umwandlung einer ursprünglich gemeinschaftlichen Zellenart in eine andere. Wenn aber der Embryo wächst, so werden die Elemente der sogenannten Sinnesplatte Remak's auffällig vermehrt und man sieht alsbald die Dimensionen zwischen den Gehirnblasen und den an der Peripherie gelegenen Punkten der allgemeinen Decke nach allen Richtungen zunehmen. Wir nehmen beispielsweise die Abbildung von einem Durchschnitte des vierten Tages der Entwicklung, und bald ersehen wir, dass das Geruchsgrübchen nicht mehr die rundliche Form eines Halbkreises besitzt, wie man das in dem ersten Stadium zu sehen gewöhnt ist, sondern wie die Fig. 1 zeigt, haben wir eine spitzwinkelige Vertiefung *(g)*, welche mit ihrer Spitze nach aussen gerichtet ist, während die Oeffnung des Geruchsgrübchens mehr nach innen zu zieht. Zwischen den beiden Spitzen des Geruchsgrübchens haben wir eine Distanz von 1·1 Mm. Das ganze Grübchen ist von Cylinderepithelien ausgekleidet und besitzt eine Vertiefung von 0·17 Mm. An jenem Umfange der Gehirnblase, welche dem Geruchgrübchen zugewendet ist, sehen wir die ziemlich starke Verdickung, welche bereits

einen Theil der oberflächlichen am Gehirne *(C)* befindlichen ungefärbten marklosen Fasern in sich aufnimmt (Fig. 1).

An einem älteren Embryo von fünf Tagen und drei Stunden, an dem bereits in der Vorderhirnblase die Theilung in zwei Gehirnhälften ziemlich weit durchgeführt ist und man bereits in der Gehirnwandung eine Verdickung als Anlage der grossen Ganglien zu sehen bekommt, ist das Geruchsgrübchen (*g*, Fig. 2) bedeutend weiter entwickelt und die Mesodermgebilde *(M)* haben an Masse derart zugenommen, dass die beiden Geruchsgrübchen mehr auseinander gerückt sind und auch jedes für sich um vieles tiefer wurde. Die Distanz zwischen den beiden Geruchsgrübchen in derselben Weise gemessen, die bei der vorigen Figur ergeben eine Entfernung von 1·7 Mm., die der Geruchsgrube misst auf dem Durchschnitte der grössten Vertiefung 0·32 Mm. Es ist aus diesen Zahlen zu ersehen, dass in diesem kurzen Abschnitte von 27 Stunden mit der Vergrösserung des Embryonalleibes, welche im Gebiete des Geruchsorganes sich so auffällig zeigte, die Tiefe unseres Grübchens bedeutend zugenommen hat, was wesentlich in der grösseren Zunahme der Masse des Mesoderms gegenüber dem Ectoderm begründet ist. Bei dieser Gelegenheit zeigt es sich auch, dass zur Erweiterung und Vertiefung des Grübchens zu der ursprünglich angelegten Regio olfactoria noch ein guter Theil des angrenzenden Ectoderms miteinbezogen wurde, dessen Zellen bedeutend niedriger blieben und, wie schon Born bemerkte, mit einer einfachen Lage von platten Epithelien bedeckt sind. In Fig. 2 sehen wir das Geruchsgrübchen *(G)*, den Stirnfortsatz (*St*) und in dem Geruchsgrübchen *(G)* die Region, welche die höheren Epithelien enthält, an welche sich dann die auskleidenden Elemente des Ectoderms anschliessen. Die letztere Region ist dadurch zu Stande gekommen, dass bei der Zunahme der Mesodermgebilde an Masse und an Ausdehnung der das Geruchsgrübchen umgebende Theil, sowohl im Gebiete des Stirnfortsatzes, als auch in dem Antheile, der nach Aussen die Circumferenz begrenzt, höher über das Niveau des Embryonalleibes hinauswucherten und dadurch das Geruchsgrübchen allmälig tiefer machten. Es ist hierbei der Antheil des Geruchsgrübchens, den wir als Regio respiratoria bezeichnen, nur von jenem Theil des Ectoderms bekleidet, welcher

früher auf der Hautoberfläche sich befand. Wir können nun demnach in dem Geruchsgrübchen beim Hühnchen zwischen dem vierten und fünften Tage bereits die zwei Regionen vollständig unterscheiden. Es zeigt die Regio respiratoria *(Rp)*, ebenso die allgemeine Decke zwei Lagen von Zellen, deren tiefere das ursprüngliche cubische Epithel des Ectoderms ist, während die oberflächliche, die aus der letzteren hervorgegangene Schichte von platten Zellen darstellt. In der Regio olfactoria *(Ro)* dagegen haben wir bei der Vergrösserung der Oberfläche nur eine Zunahme der Cylinderepithelien gesehen. Wenn wir nun nach den Tagesabschnitten geordnet den Entwicklungsgang weiter verfolgen, so ist am sechsten Tage der Entwicklung die Tiefe des Grübchens eine bedeutend grössere geworden, dabei hat, nachdem die anderen Dimensionen gleichfalls zugenommen haben, sowohl die respiratorische als auch die Riechfläche an Grösse zugenommen. Man sieht auf dem Durchschnitte zwei kleine Partien der Riechkolben (Fig. 3, *Rk*) durchschnitten, in der Mitte derselben eine Höhlung. Die Masse der Nervenfasern ist zumeist nach Aussen angehäuft, während sie nach Innen zu in geringerem Masse vorhanden sind. Die beiden ausstrahlenden Olfactorii *(Ol)* ziehen gegen das Geruchsgrübchen *(G)* und verbreitern sich mehr an der inneren Oberfläche desselben in die Regio olfactoria. Die Seitenwandung des Geruchsgrübchens zeigt schon Andeutungen von Riechmuscheln, wo auf dem Schnitte der einen Seite die bei dem Huhne vorhandenen Conchae angelegt sind, und man unterscheidet hier bereits ziemlich deutlich, dass sich die riechende Region auf die oberste Muschel (Riechmuschel) beschränkt, während das geschichtete Plattenepithel die beiden anderen Muscheln überzieht, von welchem der Rand der vordersten sogenannten Vorhofsmuschel dem gegenüberliegenden Rande des Processus frontalis anliegt. Es ist auch hier die Vertiefung und Formveränderung der inneren Wandung durch die Wachsthumsverhältnisse des Mesoderms geändert worden. Man kann an passenden Durchschnitten theilweise am sechsten, theilweise am siebenten Tage an der äusseren Oeffnung der Nasenhöhle die Vorhofsmuscheln mit dem Processus frontalis verwachsen vorfinden, wie dies nur bei epithelialen Verklebungen geschieht, wie man sie an verschiedenen Stellen beim Embryo, wo epitheliale Gebilde anein-

anderstossen, vorfindet. Betrachten wir nun die Massverhältnisse der Tiefe des Geruchsgrübchens und des Abstandes der höchsten Kuppe des Geruchsgrübchens in der nahezu gleichen Ebene, so ergiebt sich für die Tiefe der Verhältnisse, wie für die Abstände der obersten Kuppen der Geruchsgrübchen von einander, dass die in den angegebenen Linien wesentlich zugenommen haben.

Aus dem bisher Mitgetheilten geht in erster Linie folgender Satz hervor: dass die Epithelzellen in der Regio respiratoria einander gleich sind, was zur Annahme berechtigt, dass bei dem Huhne die beiden verschiedenen Zellformen im riechenden Theile eine gleiche Provenienz haben, dieselben befinden sich im ursprünglichen Geruchsgrübchen und gelangen durch die Wachsthumsverhältnisse, wie sie bisher geschildert wurden, mehr in die Tiefe des Geruchsgrübchens, bis sie auf die Riechmuschel allein beschränkt bleibt. Bei der weiteren Zunahme der Vergrösserung der Oberfläche des Riechorganes wird ein Theil der ectodermalen Fläche der allgemeinen Decke mit einbezogen, die aber nur von der äusseren Fläche angefangen bis inclusive der zweiten Muschel in die Höhle des Riechorganes aufgenommen wird. So viel über die ersten Formveränderungen des Geruchsorganes und das Verhältnis derselben zur Physiologie dieses Sinnesorganes.

Nun kommen wir zu einem zweiten Abschnitte, welcher bisher bei dem Embryo weniger in Betracht gezogen wurde, und der uns behilflich sein kann, um einen weiteren Nachweis zu liefern, dass den verschiedenen Zellenformen in der Regio olfactoria eine gleiche Rolle bei der physiologischen Function des Organes zukommt. Es ist dies die Art und Weise, wie sich der Zusammenhang der Olfactoriusfasern, bei ihrer Endausbreitung auf die riechende Oberfläche gestaltet.

Die Endausbreitung des Olfactorius, ebenso wie der Zusammenhang dieser Fasern mit den Riechepithelien ist wohl bei verschiedenen Thieren näher untersucht worden, und es liegt uns eine Reihe von Ergebnissen vor, welche diese Frage beim ausgebildeten Thiere discutiren. Die Angaben hierüber sind sehr verschieden und beziehen sich nur, wie ich schon erwähnte, auf das ausgebildete Individuum, dessen Function des Riechens bereits vollkommen im Gange ist. Wir hatten vielfach Gelegenheit, sowohl

in anatomischer als physiologischer Beziehung manche unklare Befunde dadurch klar zu stellen, dass wir den Entwicklungsgang des bezüglichen Organes näher verfolgt haben und konnten so einen aufschlussgebenden Beitrag zur Erklärung von Thatsachen gewinnen. Denn wenn man Gelegenheit hat, die einzelnen Organe in ihrer Entwicklung zu verfolgen, so dürfte man dadurch den sichersten Wegweiser zur Kenntniss der Anatomie und Physiologie derselben erlangen. Wollen wir nun einen kurzen Rückblick auf die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen werfen, um zu sehen, wie weit die Frage über die Endigungsweise des Olfactorius bisher beim entwickelten Thiere gediehen ist und dem fügen wir dann unsere Ergebnisse der Entwicklung des Zusammenhanges der Endausbreitung des Olfactorius mit den bezüglichen Zellen, welche die Regio olfactoria auskleiden, hinzu.

M. Schultze[1]) machte hierüber Mittheilungen, nach welchen beim ausgebildeten Thiere die Olfactoriusfasern mit den Riechzellen in directe Verbindung treten. Die Riechzelle tritt in Verbindung einzig und allein mit der freien Achsenfibrille, in welche sich die Fasern des Olfactorius auflösen. Irgend eine Grenze zwischen dem zelligen Antheile der Riechzelle und dem Endausläufer des Olfactorius ist nicht näher bezeichnet.

Babuchin[2]) beobachtete, dass die Nervenfasern in das Innere des Epithels eintreten, eine Beobachtung, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdient, da hiernach die directe Vereinigung des Nerven mit dem Protoplasma der peripheren Zellen vorliegen würde. Wie dieser Zusammenhang hergestellt ist, auf welche Weise sich dieselbe entwickelt, ist bei den letztgenannten Autoren nicht mehr angegeben. Ebenso wie M. Schultze und Babuchin, hat auch v. Brunn[3]) durch die Goldmethode den Eintritt von Nervenfäden in das Riechepithel beschrieben. Nur Schwalbe[4]), der zu der Schultze'schen Annahme neigt,

[1]) l. c.
[2]) l. c.
[3]) l. c.
[4]) Schwalbe, Lehrbuch der Anat. der Sinnesorgane. Erlangen 1887, in Hoffmann's Lehrb. d. Anatomie.

kommt doch an einer Stelle zum Ausspruche, dass eigentlich ein directer Zusammenhang zwischen den Epithelien und Nervenfasern nicht gesehen wurde. Es ist nur hier noch zu bemerken, dass die physiologischen Experimente der Durchschneidung der Nerven eine Degeneration der Zellen nach sich führt, und damit der endgiltige Beweis des Zusammenhanges von Epithelien und Nerven geliefert ist, jedoch die Art des Zusammenhanges ist bisher nicht klar ausgesprochen.

Die von S. Exner nachgewiesene Verbindung durch ein subepitheliales Netz ist noch anzuführen, als eine eigene Art der Verbindung zwischen den Nervenfasern und den beiden Arten von Zellen der Regio olfactoria. Wie sich die Nervenausbreitung der Olfactoriusfasern gestaltet, ist am besten zu ersehen, wenn man den Entwicklungsgang des Geruchsorganes verfolgt. Sowohl die peripheren Anlagen als auch die Gebilde des Centralorganes mit ihren Nervenfasern sind im Embryo gesondert angelegt, obgleich sie aus einem und demselben Keimblatte entstehen. Der Zusammenhang zwischen den Epithelien und Nervenfasern tritt erst in den späteren Entwicklungsstadien auf. Ist einmal das Geruchsorgan soweit entwickelt, dass wir an demselben die Vertiefung der Grube derart ausgebildet finden, dass zu der ursprünglich angelegten Regio olfactoria ein kleines Gebiet des respiratorischen Antheiles des Geruchsorganes hinzutritt, dann sieht man auch bald, dass von dem entsprechenden Antheil des Centralnervensystemes, welcher der Anlage des Bulbus olfactorius entspricht, die Faserzüge des Nervus olfactorius ausgetreten sind, die Bindegewebsmasse des Mesoderms durchschneiden und theilweise zwischen sich fassen, und anfangs gleich in zwei oder drei Bündel von Fasern auch die innere Oberfläche der epithelialen Auskleidung des Geruchsorganes sich ausbreitet. Schon aus dieser kurzen Schilderung der Ergebnisse, welche bei den ersten Entwicklungsphasen im Embryo sich kundgeben, geht hervor, dass bei der Endigungsweise der Nerven des Olfactorius kein Zusammenhang zwischen Nervenfasern und Riechepithel zu sehen ist, sondern man muss hier mehr von der Idee ausgehen, zu der man in Folge der Thatsachen genöthigt wird, dass die Nervenfasern sich an die Terminalgebilde anlegen und nicht etwa in

das Innere der Epithelzelle reichen, etwa mit dem Protoplasma der Zelle von vorneherein in Verbindung wären.

Wir erinnern hier an die Bildungsweise der Nervenendigung nach Izquierdo, von Asp und mehreren anderen, welche nachgewiesen haben, dass die Nervenendigungen in der Haut, wie das beispielsweise leicht am Entenschnabel studirt werden kann, die terminalen Gebilde, welche als Merkel'sche, Key-Retzius'sche, Grandry'sche Körperchen bezeichnet werden, von dem Epithel gebildet werden, welches der äusseren Decke angehört. Diesen Theil bezeichnet man als den peripheren Theil des äusseren Keimblattes, welches den Horngebilden und den Nervenendigungen als Grundlage dient. Nachdem diese Terminalgebilde bereits angelegt sind, tritt erst später die Nervenfaser an dieselbe hinan und durch die späteren Wachsthumsverhältnisse wird dadurch eine Vereinigung beider, der Nerven und des Terminalgebildes, bewirkt. So ist z. B. nach Asp bei der Bildung der sogenannten Key-Retzius'schen Körperchen sogar in dem Terminalkörperchen eine Lücke vorgebildet, in welche die fertige Nervenfaser hineinwächst.

Es ist demnach auch bei dem Geruchsorgane zu erwarten, und die Ergebnisse der Untersuchung bestätigen noch, dass ähnliche Vorgänge sich auch hier zeigen dürften. Wir wollen nun einige Thatsachen über den Entwicklungsgang anführen und werden nun einige frühere Stadien von den Veränderungen, wie die des Olfactorius an seinem Ursprunge und Ausbreitung zeigt, mittheilen. Zur Zeit, wo die Nervenstränge aus dem Gehirne austreten, ist das Centralnervensystem auf seiner Oberfläche so ziemlich von Gefässverzweigungen bedeckt. An der Stelle, wo der Olfactorius austritt, zeigt es sich, dass das Gefässmaschennetz in auffälliger Weise an der umschriebenen Stelle viel dichter und stärker ist als in der Umgebung derselben. Man kann dies am leichtesten an den Serienschnitten feststellen, besonders wenn man die Kuppe des Riechhügels beim Embryo im Durchschnitte trifft. Das Gefässmaschennetz (Fig. 4), welches an der umschriebenen Stelle zu finden ist, wird sich längs der Fortsetzung des Nervus olfactorius bis an die Oberfläche der Riechschleimhaut verfolgen lassen, und zwar ziehen die Gefässe unter steter capil-

larer Ausbreitung an der Innenseite des Olfactorius, so dass sie der Ausbreitung des Olfactorius nicht hinderlich in den Weg treten. Durch die Erklärung einer Reihenfolge von Präparaten wird es deutlicher hervortreten, wie der Olfactorius beim Embryo sich allmälig auf die Innenseite des Riechepithels ausbreitet und in welcher Weise beide in Zusammenhang treten. Das früheste Stadium, welches ich zur Abbildung wählte, ist in Fig. 5 vom sechsten Tage der Entwicklung zu sehen.

Der Embryo wurde in Kleinenberg'scher Lösung gehärtet und mit Boraxcarmin gefärbt. Aus der Serie der Durchschnitte wurde einer zur Abbildung gewählt, an dem man die vordersten Abschnitte der paarigen Grosshirnhemisphären deutlich sehen kann, an dessen äusseren Umfange die Faserzüge der weichen Substanz dichter angelegt sind, nach unten und innen geht aus der dicken Masse das Bündel des Olfactorius *(Ol)* auf beiden Seiten gegen die bereits deutlich begrenzte Regio olfactoria *(Ro)*, und es breiten sich die Fasern des Olfactorius, welche die Bindegewebsschichte durchbrechen, auf der Oberfläche des Grübchens oder besser an der äusseren Oberfläche der epithelialen Bedeckung in Form von Bündeln zwischen dem Bindegewebe aus. An der Innenseite der Olfactoriusausbreitung sehen wir theils längs-, theils quergeschnittene Gefässe. Die Epithelien der Regio olfactoria zeigen vorläufig noch keine Veränderung, auf welche hier hingewiesen werden könnte. Im Uebrigen sieht man die Gebilde des Mesoderms um die Gehirnblasen angelegt, ebenso ist der Stirnfortsatz ziemlich stark ausgebildet und prominirt über das Niveau der Geruchsgrübchen. Man sieht also hieraus, dass der Olfactorius eine Fortsetzung der marklosen Fasermassen, welche an der Oberfläche des vordersten Abschnittes des Gehirnes sich finden, darstellt, und folglich ganz unabhängig vom Geruchsgrübchen sich entwickelt. Zu bemerken sei hier, dass die Fortsetzung der Faserzüge des Olfactorius gegen das Geruchsgrübchen zu finden ist, wenn auch nur ein sehr zartes Bündel, bereits am vierten Tage, wo nur ein seichtes Geruchsgrübchen zu beobachten ist, und die Vorderhirnblase noch nicht getheilt ist.

In Fig. 4, wo der Schnitt über der Kuppe des Riechlappens liegt, sieht man grössere Gefässäste, welche ein dichtes Capillar-

netz bilden, welches Netz auffällig stärker in der Umgebung der Ursprungsstelle des Nerven, als an den Partien der Gehirnoberfläche ist. Verfolgt man die Reihe der benachbarten Präparate, so kommt die Gefässausbreitung in ihrer Fortsetzung bis an die Oberfläche des Geruchsgrübchens. Die Gefässe ziehen an der inneren Seite des Olfactorius und nachdem die Nervenfasern das Riechepithel erreicht haben, breitet sich das Gefässnetz theils um den Olfactorius, theils zwischen den einzelnen Bündeln des Olfactorius im Bindegewebe aus. Es ist gleichsam ersichtlich, dass hier ein gewisser Vorgang bei der Ausbreitung der Nerven und Gefässe stattfindet, welcher darauf hinausgeht, dass die Gefässe bei ihrer Ausbreitung derjenigen der Nerven meist hinderlich sind. Haben die Nerven die äussere Oberfläche des Epithels erreicht, dann werden Veränderungen am äusseren Theile des Riechepithels eingeleitet, welche für die Nervenendigung des Olfactorius vom höchsten Interesse sind. Die einzelnen Zellen nehmen an ihrem äusseren Abschnitte bei der Färbung der Präparate weniger Farbstoff auf, sie verschmelzen gleichsam stellenweise an jenem Abschnitte, wo die Olfactoriusfasern hinziehen, miteinander. Aehnliche Erscheinungen zeigen auch die Zellen an der Netzhaut im Gebiete der granulirten Schichte zur Zeit der Ausbreitung der Fasern des Opticus. Ferner sind ähnliche Veränderungen an den Zellen, welche die Anlage der Key-Retzius'schen Körperchen bilden, zu beobachten. Diese finden zur Zeit statt, wenn die Nervenfasern zu den sich umformenden Zellen des Ectoderms in Nervenendigung hinzutreten. Solche Formveränderungen, die gleichzeitig bei verschiedenen angelegten Organen in den Elementen derselben eingeleitet werden, scheinen darauf hinzuweisen, dass bei dem Hinzutritte von Zellen, welche dem Ectoderm entnommen sind, wie beispielsweise die Nervenfaserzüge, wenn sie die künftigen Terminalgebilde erreichen, in den letzteren Veränderungen einleiten, welche wesentlich ihr Protoplasma umgestalten. Die Einwirkung lebender Pflanzen und Thierzellen auf einander ist in einer biologischen Studie von Billroth ausführlich discutirt worden und es ist zugleich auch bei dieser Gelegenheit von demselben Autor ein formativer Reiz der thierischen Zellen auf pflanzliche und ebenso auch von thierischen Zellen auf thierische constatirt worden.

Wenn man etwa in diesem Falle die Erscheinung berücksichtigt, dass die Epithelzellen erst dann eine Veränderung ihres Protoplasmas erfahren, wenn die Nervenfasern des Olfactorius dieselben erreichen, so könnte man sich bald geneigt sehen, diesen die Rolle zu vindiciren, dass sie einen gewissen formativen Reiz auf die Epithelzellen der Regio olfactoria einleiten. Dies wird umsomehr dadurch bekräftigt, dass die Zellen der Regio olfactoria vor dem Hinzutreten der Olfactoriusfasern keine Veränderung erkennen lassen. Ungefähr am sechsten Tage der Entwicklung sind schon die Veränderungen an jenen Stellen der auskleidenden Zellen der Regio olfactoria zu sehen, wo die Olfactoriusfasern den Zellen anliegen.

Man sieht demnach die Trennungscontouren zwischen den Zellen und dem daranstossenden Bindegewebe ziemlich deutlich, stellenweise gefaltet durch Faltungen, welche am embryonalen Bindegewebe zu sehen sind. In Fig. 6 ist ein Abschnitt der Riechschleimhaut mit Reichert's Ocular 3, Objectiv 9 zu sehen, wo an einer Eintrittsstelle eines Bündels von Fasern die Zellen an der inneren Oberfläche *(J)* verändert erscheinen, sie beginnen ein kleineres Netzwerk zu zeigen, welches hellere Räume umgibt und weniger intensiv gefärbt erscheint als im übrigen Gebiete. Die eingeleitete Veränderung an den Zellen der Riechschleimhaut wird nun bei weiter vorgerückten Stadien sich derart umgestalten, dass dieses Netz auf einen grösseren Theil der Riechschleimhaut ausgedehnt wird, und zwar hält diese Ausdehnung mit Vergrösserung der Oberfläche der Riechschleimhaut und der stärkeren Ausbreitung der Olfactoriusfasern gleichen Schritt. Ungefähr am achten Tage der Entwicklung ist ein Netz zu sehen, an dessen Aufbau die veränderten Zellen der Riechschleimhaut, das anliegende Bindegewebe und die Fasern der Ausbreitung des Olfactorius sich betheiligen.

In Fig. 7 vom achten Tage der Entwicklung ist an einem überosmiumsauren Präparate das Netz *(Re)* der Epithelzellen deutlich ausgebildet, die Fäden desselben sind sehr zart, umschliessen helle Räume *(R)* und hängen mit dem daranstossenden Bindegewebe innig zusammen, dessen Bindegewebskörperchen und Fäden in das Netz hineinragen, und man ist stellenweise nicht

in der Lage, irgendwie eine Grenze zwischen dem Bindegewebe und dem aus den Epithelien hervorgegangenen Netze zu unterscheiden. Ausserdem sieht man bald grössere oder kleinere Bündel, bald feine Fäserchen von diesen ausgehend an dem Netze sich betheiligen. Sie gehören der Ausbreitung des Olfactorius an und sind in der Zeichnung als zerstreut liegende Pünktchen angedeutet. Die Epithelzellen, deren Kerne deutlich gefärbt sind, zeigen an den abgerissenen Stellen bald einfache, bald gabelige Fäden, welche dort, wo die Zellen von den Netzen losgetrennt sind, an jene Abbildungen erinnern, wo man Terminalfasern des Olfactorius an den bezüglichen Riech- und Epithelzellen abbildete.

Die verschiedenen Zwischenstadien zwischen dem Anfange der Veränderung der Epithelzellen und dem ausgebildeten Netze lassen sich kurz gefasst nach unseren Beobachtungen folgendermassen zusammenpassen.

Die Zellen verlieren die Fähigkeit, an ihrem äusseren Abschnitte sich intensiv zu färben, und es entsteht bald eine Masse, in welcher zerstreut die Körner eingelagert sind. Bald darauf treten Fortsetzungen von Bindegewebe, welche in das Netz mit ihren faserigen Ausläufern hineinragen und während der Netzbildung aus dem Bereiche der Epithelzellen mit diesen innig verschmelzen. In diesem Netze sind bald grössere, bald kleinere Hohlräume zu sehen, welche von Olfactoriusfasern, theils in Form von kleinen Bündeln, theils von isoliert laufenden Faserzügen durchsetzt sind. Dieses Netz entspricht dem von S. Exner beschriebenen Terminalnetze, welches die Verbindung des Centralnervensystemes mit den peripheren Endgebilden des Riechorganes herstellt. Da wir nun an diesem Netze die Betheiligung sämmtlicher nebeneinander befindlicher Zellen der Regio olfactoria nachweisen können, so ist auch die Verbindung ihrer beiden Arten von Zellen mit dem Nervensysteme durch die Entwicklungsweise nachgewiesen und dadurch beiden die gleiche physiologische Dignität zugewiesen.

Zum Schlusse will ich noch bemerken, dass das Bindegewebe, welches bei der Bildung des Netzes sich betheiligt, höchstwahrscheinlich nicht nur jenen Theil ausmacht, welcher den inneren Zellgrenzen der epithelialen Ausbildung der Regio olfactoria allein ist, sondern man sieht schon frühzeitig, dass bindegewebige Elemente

der Mitte der Olfactoriusstränge vorkommen und sich bis an
Ausbreitung derselben in der Regio olfactoria erstrecken.
scheint, dass auch dieser Theil des Bindegewebes sich an
Netze betheiligt. Sicher ist, dass man hier ein Verhalten des
degewebes zu den Nervenfasern bei der Endausbreitung vor-
et, was in den verschiedenen Stadien der Entwicklung auch
n Embryo schon deutlich ersichtlich ist und an ein Verhalten
nert, welches bei der Lamina cribrosa des Auges bekannt ist.

Erklärung der Abbildungen.

1. Stellt eine aus der Reihe von Querschnitten eines 4 Tage alten Hühnerembryos verfertigte Abbildung vor. *G* = Geruchsgrübchen, *C* = Centralnervensystem, *M* = Mesodermgebilde.
2. Abbildung eines solchen Durchschnittes von einem 5 Tage 3 Stunden alten Hühnerembryo. *G* = Geruchsgrübchen, *M* = Mesodermgebilde, *St* = Sternfortsatz. *Ro* = Regio olfactoria, *Rp* = Regio respiratoria.
3. Vom sechsten Tage der Entwicklung des Hühnereies. *Rk* = Riechkolben. *Ol* = Nervus olfactorius. *G* = Geruchsgrübchen. *Ro* = Regio olfactorius. *Rp* = Regio respiratoria. *St* = Stirnfortsatz. *Rm* = Riechmuschel. C_1 C_2 die beiden angelegten unteren Conchae.
4. Durchschnitt an der vordersten Kuppe des Riechhügels eines Hühnerembryos. *Gef* Gefässmaschennetz.
5. Am sechsten Tage der Entwicklung. *Ol* = Olfactorius. *C* = Nervensystem. *Ro* = Regio olfactoria.
6. Die eine Oberfläche *(J)* der Zellen der Regio olfactoria zu einem Netzwerk umgestaltet. *R* = die Räume (Reichert Oc. III, Obj. 9).
7. Stück der Regio olfactoria vom achten Tage der Entwicklung. Das Netz *Re* mit den Räumen *R* (Reichert Oc. III, Obj. 9).
8. Querschnitt eines Olfactoriusbündels mit dem umgebenden und durchziehenden Bindegewebe. *Olf* = Olfactoriusfaser quer geschnitten. *Bz* = = Bindegewebszellen in einem Bündel des Olfactorius.

II.

Die Karyomitose bei abnormer Entwicklung des Forelleneies.

Von

Dr. Erwin O. Straehley in Cincinnati (Ohio).

(Aus dem k. k. embryologischen Institute des Prof. Schenk in Wien.)

Die Vermehrung der Zellen durch die indirecte Zelltheilung wurde nach den Untersuchungen von Flemming, Rabl, Henneguy, Van Beneden, Kölliker und mehreren Anderen als eine nothwendige Erscheinung bei der Bildung der Gewebe bezeichnet. Mit dieser Ansicht stimmen auch die Ergebnisse über die Bildung der Zellen in den ersten Stadien der Entwicklung. Die Bildung des ersten Kernes, die Theilung desselben beim Entstehen der ersten Furchungshälfte und die Vertheilung der Kernsubstanz, auch die später sich entwickelnden Furchungskugeln beweisen es, dass bei der Ausbildung des Embryos die Vermehrung der Zellen auf karyomitotischem Wege eine wichtige Rolle spielt.

Wenn man auch in den späteren Stadien der Entwicklung nicht an allen Furchungskugeln deutliche karyokinetische Figuren antrifft und dafür in den meisten Kernen Formen sieht, welche mit Vorliebe den Farbstoff aufnehmen, so gehört diese farbstoffhaltige Masse der chromatophilen Substanz des Kernes an, welche aus den geordneten Schleifen der chromatischen Substanz des Kernes hervorgegangen ist; sie wandelt sich, wenn die Kerne aus diesem Ruhezustande in den formativen übergehen, abermals

in die chromatische Substanz des sich theilenden Kernes um. So viel ist festgestellt, dass man bei normalem Entwicklungsgange am befruchteten Keime keine kernlosen Zellen vorfindet, wenn auch nur in einer verhältnismässig geringeren Zahl von Furchungskugeln die karyokinetischen Formen zu beobachten sind.

Es ist demnach zu erwarten, dass sich in den ersten Phasen der Entwicklung in einer jeden Furchungskugel ein Kern mit den ihm zukommenden Bestandtheilen vorfindet. Bei meinen Untersuchungen, welche ich im letzten Winter an künstlich befruchteten Forelleneiern angestellt habe, zeigte es sich in einem Falle, wo mit der Befruchtung nicht der gewöhnliche Erfolg einer normalen Bildung erzielt wurde, ja sogar bei den meisten Eiern keine weitere Entwicklung zu Stande kam, dass nur die ersten Furchungsstücke an den Präparaten zu erblicken waren, und es fehlte in den Furchungskugeln alles, was zu den Kerngebilden gehört. Die Reihenfolge der Schnitte liess es zu, dass man in den Serien jede Furchungskugel diesbezüglich genau prüfen konnte und feststellen, ob denn an dem Präparate, welches in Flemming'scher Lösung gehärtet war, und mit Hämatoxylin gefärbt wurde, irgend was von der chromatischen Substanz zu sehen blieb. An den meisten Eiern beobachtete man anfangs Andeutungen von der ersten Kernbildung. Man sah die Bildungsformen der Spindel, wenn auch dieselbe in vielen Fällen nur wenig von der färbbaren Substanz erkennen liess und mehr seitlich gelegen war. An anderen Eiern derselben Brut, welche älter waren, beobachtete man die irreguläre Furchung. Es waren bald grössere, bald kleinere Furchungsstücke neben einander gelegen. Zuweilen war auch ein grösserer Theil des Keimes neben den Furchungsstücken ganz ungefurcht, nur in Form der feinkörnigen Masse zu sehen. Von den Kerngebilden, sowohl der chromatischen als auch achromatischen Substanz, sah ich an diesen Präparaten nichts. Es fiel mir diese Erscheinung um so mehr auf, als ich bei der Untersuchung von normal sich entwickelnden Eiern constant karyomitotische Formen oder die aus ihnen hervorgegangenen Kernelemente (E. Schwarz) beobachten konnte. Das Fehlen der Kerne deutet darauf hin, dass man in diesem Falle keine normal ablaufenden Bildungsvorgänge vor sich hat, obgleich eine Zerklüftung der Dottermasse durchgeführt wurde.

Dieser Vorgang ist auch bei unbefruchteten Eiern vielfach beobachtet worden. Man sah an den Eiern von Vögeln und von Amphibien (Hensen, Motta-Maia), dass bei den sogenannten parthenogenetischen Vorgängen, wo keine Befruchtung stattgefunden hat, der Furchungsprocess dennoch, wenn auch in einer unregelmässigen Weise, bis zu einem gewissen Grade durchgeführt wurde, und endlich blieben Kugeln von ungleicher Grösse, ohne zu Keimblättern geordnet zu werden, zurück, und es verflüssigte nach und nach die ganze Masse der Furchungskugel. Wie sich bei diesen Kugeln die Kerne verhalten, kann ich in diesem Falle nicht angeben, es scheint aber die Unfähigkeit der Furchungskugel, sich weiter zu entwickeln, darin gelegen zu sein, dass der Kern derselben verkümmerte oder im Allgemeinen lebensunfähig wurde und dadurch die Verflüssigung des Protoplasmas ermöglicht wird.

Nachdem unsere Fischzucht in dem Falle im Verlaufe einiger Wochen auf's Deutlichste ergab, dass die Eier abstarben, so ist anzunehmen, dass höchst wahrscheinlich das Ei durch die Befruchtung nicht den nöthigen Impuls zu den den Eiern eigenartigen Vorgängen bei der Befruchtung erlangte, sondern dass die einzelnen Furchungszellen wegen Mangel an nöthiger Kernsubstanz sich nicht weiter entwickeln oder besser vermehren konnten. Deshalb war das Fehlen der karyomitotischen Formen in den ersten Phasen der Entwicklung Beweis genug, dass wir es in diesem Falle mit einer abnormen Entwicklung des Eies zu thun hatten. Dagegen belehrten uns spätere Fruchtversuche mit Hilfe der künstlichen Befruchtung, dass bei normal sich entwickelnden Eiern in den ersten Furchungsstadien sämmtliche Furchungskugeln mit Theilen des ursprünglichen Kernes versehen werden, was beispielsweise bei der Bachforelle am siebenten Tage der Entwicklung deutlich zu sehen ist. Es geht also aus dem Gesagten hervor, dass, wenn man in den ersten Stadien der Entwicklung Furchungskugeln vorfindet und die Kerngebilde derselben fehlen, man mit Sicherheit einen abnormen Entwicklungsgang oder wahrscheinlich einen gänzlichen Stillstand desselben und ein Trübwerden der Eier erwarten kann.

III.

Beiträge zur histologischen und mikrochemischen Kenntnis des Blutes.

Von

Dr. Julius Weiss,

derzeit Arzt an der II. medicinischen Klinik in Wien.

Die theoretischen Anschauungen über die Vorgänge beim Färben histologischer Präparate wurden lange Zeit von der Idee beherrscht, dass es sich bei den Färbungsmethoden hauptsächlich um eine physikalische Zwischen- und Anlagerung von Farbstofftheilchen handle, und dass entsprechend die Fähigkeit Farbstoffe aufzunehmen und festzuhalten von physikalisch-mechanischen Momenten abhänge, so hauptsächlich von der verschieden dichten Lagerung ein und desselben Stoffes, nicht minder auch von dem zur Härtung und Beize verwendeten Verfahren. Die sehr wesentlichen Differenzen in der Tinctionsfähigkeit wurden mit den erwähnten Ursachen hinlänglich begründet gehalten und so die Unterschiede der Färbung einzelner Structurelemente vorzüglich als relative angesehen. Die Theoretiker der Färberei zu industriellen Zwecken, die in dieser Frage auch gehört werden sollen, fassen das Färben wesentlich als eine Erscheinung der Flächenanziehung auf, die um so stärker auftrete, je entwickelter die Oberfläche auf einen bestimmten Cubikinhalt sich darstelle.

Seitdem durch Weigert's Verdienst der Gebrauch der Anilinfarben in zweckmässiger Weise für die histologische Technik verwerthet wurde, seitdem durch Koch's Entdeckung die specifische Tinctionsneigung der Mikroorganismen festgestellt wurde, seitdem man sich endlich anschickte, die Theorie des Färbevor-

ganges bei der Verwendung der Theerfarben zu studieren, war es wohl klar und überzeugend, dass die Wirkung der Oberflächenattraction beim Zustandekommen der Färbungen ein betheiligtes Moment bilde, dass jedoch im Wesen der Tinctionseffect den Ausdruck einer chemischen Reaction bilde, welche sich zwischen Farbstoffen und bestimmten Structurelementen vollziehe. Eine sichere Vorstellung sich über die Art dieses chemischen Vorganges zu machen, sind wir jedoch heute noch weit entfernt. Aufklärend in diesem Sinne waren die Untersuchungen Knecht's[1]), welcher die Frage nach dem Wesen des bei der Färbung stattfindenden Vorganges durch quantitative Bestimmung des nach Färbungen von Wolle und Seide in der Farbstofflösung bleibenden Säurerückstandes zu lösen suchte. Es wurde Wolle und Seide in einer Fuchsinlösung bis zur Entfärbung der letzteren erwärmt und hierauf die in der Lösung noch enthaltene Säure quantitativ bestimmt. Es ergab sich, dass deren Menge genau dem berechneten Säuregehalt der angewandten Farbstoffmenge entsprach — gleichwohl war die Reaction der Lösung neutral. Diese Versuche beweisen, dass die Färbung nicht in einer mechanischen Absorption des Farbstoffes bestehe, sondern in einer chemischen Umsetzung, bei welcher frei werdende Salzsäure sich mit Producten des Zersetzungsvorganges der zu tingierenden Substanz verbinde. Knecht konnte in der restierenden Lösung Ammoniak nachweisen, wahrscheinlich sind auch andere, aus der Zersetzung hervorgehende basische Körper direct betheiligt. Kocht man Wolle mit verdünnter Schwefelsäure, so entstehen als Zersetzungsproducte des Keratins und Fibroins Amidosäuren der Fettreihe und der aromatischen Reihe. So kommt man endlich zu dem Schlusse, dass die Base der basischen Farbstoffe mit den in dem Färbematerial enthaltenen Carboxylgruppen sich zu einer Art schwer löslichen Lack verbindet, während die Säure der sauren Farbstoffe sich mit den Amidogruppen vereinigt und so eine andere Art von Lack darstellt. Eine Bestätigung dieser Hypothese Knecht's bleibt wohl

[1]) Knecht, Zur Kenntniss der chemischen Vorgänge, welche beim Färben von Wolle und Seide mit Theerfarben stattfinden. (Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft. Bd. XXI, 1, Nr. 7, 1888.) — Knecht, Zur Theorie des Färbens, l. c. Nr. 14.

noch abzuwarten, jedenfalls zeigt sie, welch detaillierte Vorstellungen man sich bereits über die chemische Natur des Färbevorganges zu machen bestrebt ist.

Unter den wissenschaftlichen Mikroskopikern war es namentlich Ehrlich, der sich speciell mit diesem Gegenstande beschäftigt hat. Ehrlich schreibt jedem Farbstoffe eine elective Kraft, d. h. eine Affinität, welche der Farbstoff gewissen Zellbestandtheilen gegenüber äussert und ferner eine tinctorielle Kraft, d. h. die Attractionskraft, mit der die einzelnen Structurtheile die verschiedenen Farbstoffe äusseren Einwirkungen gegenüber festzuhalten suchen. Nach Ehrlich unterscheiden die Mikroskopiker gegenwärtig saure und basische Farbstoffe. Die elective Kraft dieser beiden Arten von Farbstoffen ist eine differente, indem letztere mit wenigen Ausnahmen Mikroorganismen und Kerne färben, während die sauren Farbstoffe das Zellplasma tingieren. Durch die Thatsache, dass die tinctorielle Kraft der Mikroorganismen eine bedeutend stärkere ist, als die der Kerne, gelingt es durch Nachbehandlung mit Farbstoff ausziehenden Mitteln (Alkohol, mässig concentrierten Mineralsäuren, Salzlösungen), den Kernen die bereits aufgenommene Farbe theilweise oder gänzlich zu entziehen und so ein deutliches Vortreten der Mikroorganismen gegenüber den Kernen zu erzielen. Da ferner die tinctoriale Kraft in oben definiertem Sinne den verschiedenen Bacterienarten nicht in gleicher Stärke zukommt, gelingt es, isolierte Färbung bestimmter Mikroorganismen herzustellen und hierauf beruht ja bekanntlich die Darstellung Koch'scher Bacillen. Auf Grundlage der von Ehrlich festgestellten Principien gelingt es endlich, die Structurelemente des Protoplasmas zu differentieren, die Zellgranula zu färben. Ein Theil derselben wird nur durch saure, andere durch basische, andere endlich wieder durch eine Mischung von sauren mit basischen Färbemitteln erzielt (oxyphile, basophile, neutrophile Körnung).

Bei derselben Art der Behandlung zeigen also gewisse Structurelemente typische Unterschiede bezüglich ihrer electiven und tinctorialen Kräfte; die Ursache dafür kann nur in der chemisch-differenten Zusammensetzung dieser Elemente liegen, wenn auch unstreitig das Speicherungsvermögen für bestimmte

Farbstoffe an gewisse physikalische Bedingungen geknüpft ist. Jedenfalls wird es uns möglich, auf Grund specifischer Färbungsunterschiede Rückschlüsse zu machen auf den chemischen Aufbau morphologisch differentierter oder auch nicht differentierter organischer Substanz. Wir müssen uns nur immer bewusst sein, dass dies nur eine Methode bilden könne, um in die Chemie der Zellinhaltsstoffe einzudringen; wir bedürfen dazu noch anderer Hilfsmittel, wir bedürfen dazu Reactionen ähnlich denen, wie sie der Chemiker im Reagensglase anstellt, denn bis zur Gegenwart darf die chemische Auffassung der Tinctionen nur in der Weise begründet sein, wie sie Knecht (l. c.) trefflich zum Ausdrucke bringt. Nicht ein ursprünglicher chemischer Bestandtheil des Gewebes ist es, was im Präparat gefärbt ist, vielmehr ein Product sämmtlicher chemischer Behandlungen — unter Umständen Misshandlungen —, welchen der gefärbt vorliegende Gewebstheil im Laufe der Vorbereitung und des Färbens ausgesetzt worden ist.

Unter allen Organen, die wir histologisch untersuchen können, bietet unstreitig das Blut solche Verhältnisse, dass wir am ehesten in die Lage kommen, die Tinctionsfähigkeit des Zellprotoplasmas nach seinen besonderen Differenzen zu studieren, die elective und tinctoriale Kraft des Cytoplasmas und der Kernsubstanzen zu prüfen, durch die Färbung ein Mittel zu finden, um über die Chemie der Zellinhaltsstoffe nähere Aufschlüsse zu erhalten: In einer Flüssigkeit suspendiert liegen die einzelnen Zellen vollkommen disparat, ungestört in der Entwicklung ihrer Formen, leicht in ihrer ursprünglichen Gestalt zu fixieren, mit ganz einfachen Hilfsmitteln zur Tinction vorzubereiten, das sind die günstigen Verhältnisse, denen wir in der That die bedeutenden Kenntnisse auf diesem Gebiete verdanken. Was die Methode der histologischen Untersuchung des Blutes betrifft, so bilden heute Ehrlich's farbenanalytische Studien die Grundlage aller weiteren Untersuchungen, sie sind auf diesem Gebiete ebenso massgebend, wie die Methoden der isolierten Bacterienfärbung (die Gram'sche Methode, Koch's Tuberkelbacillenfärbung u. A.) auf dem Gebiete der Färbetechnik bacteriologischer Untersuchungen.

Soweit aber gegenwärtig Ehrlich's und seiner Schüler Arbeiten vorliegen, so war es zunächst immer dieses Forschers Bestreben, die Zellen nach den sie bergenden Granulis zu classificieren, Farbstoffe und Färbemischungen darzustellen, mittelst denen es gelingt, die specifischen Körnungen in den Zellleibern sichtbar zu machen und es haben diese Studien auch für die Pathologie des Blutes Bedeutendes geleistet, da man zur Kenntnis kam, dass bei gewissen Erkrankungen der blutbildenden Organe ja auch bei Krankheiten, die erst secundär die Blutbildung und Zusammensetzung beeinflussen, das Verhältnis der verschiedenen Arten weisser Blutzellen, bezüglich der sie bergenden Körnung sich wesentlich anders gestaltet, als de norma. So zeigen sich bei der Leucämie die eosinophilen Körnerzellen wesentlich vermehrt, grosse mononucleäre Zellen mit neutrophischer Körnung sind in bedeutender Majorität, es treten basophile durch Dahlalila färbbare Körnungen auf, wie solche niemals im normalen Blute zu finden sind.

Andere Autoren, die sich Ehrlich'scher Methoden zur Blutuntersuchung bedienten, machten theils ebenfalls nur die Körnung der Leucocyten zum Gegenstande ihrer Untersuchung, theils wandte sich ihr Interesse vornehmlich der Gestaltung und kariokinetischen Umwandlung der Kernsubstanzen und dem Nachweis der Mitosen im Blute zu. Es galt die Frage, zu entscheiden, ob nur eine amitotische oder auch eine kariokinetische Theilung der Leucocyten vorkomme, ob die Entwicklung rother und weisser Blutzellen in einer einzigen, zusammenhängenden Reihe vor sich gehe und man eine gemeinschaftliche Mutterzelle annehmen dürfe (Müller, Werthheim), oder ob Erythrocyten und Leucocyten getrennten Ursprunges und Herkunft seien (Löwit).

Bei allen diesen Untersuchungen wurden die Beziehungen der Farbstoffe zu den Zellleibern wenig beachtet oder nur flüchtig berührt. Man interessierte sich wenig dafür, wie das Cytoplasma und die Kernsubstanz, die verschiedenen sauren und basischen Farbstoffe aufnehmen, welche elective und tinctorialen Kräfte der organisch geformten Substanz des Blutes innewohnen.

Ich legte mir deshalb die Frage vor: ist es möglich, auf Grundlage der heutzutage prävalierenden Vorstellung von der

Chemie des Färbevorganges aus gewissen Färbungsunterschieden auf die chemische Differenz einzelner Zellsubstanzen des Blutes zu schliessen, ist es möglich mit Hilfe anderer gegenwärtig nur in der histologischen Botanik verwendeter Methoden in die Chemie des Cyto- und Nucleoplasmas tiefer einzudringen, was für Verwerthung können endlich derart gefundene Resultate für die morphologische und phylogenetische Erkenntnis der organischen Substanz liefern.

Betrachten wir das nach Ehrlich'scher Methode gefärbte Blutpräparat! (Farbenbild I.) Die Behandlungsmethode mag nur der Vollständigkeit halber mit Schlagworten gegeben sein: Erhitzen der auf Deckgläschen dünn aufgestrichenen Blutschichte 3 Stunden lang bis 120°, Tinction mit mässig concentrierter Eosinglycerinlösung (4·0 : 150·0), Abspülung mit Wasser, Nachfärbung mit schwach alkalischer Methylenblaufarbe, zweites Abspülen in Aqua destillata, Trocknung und Einschliessung in Canada. Wir sehen in diesen mit besonderer Sorgfalt in vollkommen gesunden erwachsenen Individuen hergestellten Blutpräparaten folgende Typen von Zellen: Die rothen Blutzellen kupferroth gefärbt und scharf contouriert, nur die Mitte der Delle oft farblos, ferner zwei Arten von Leucocyten, nach Ehrlich als polynucleäre und mononucleäre Leucocyten bezeichnet.

Polynucleäre Zellen benennt man bekanntlich jene weissen Blutzellen, deren Kernfiguren jene verschiedenartigen Formen aufweist, die man nach Ehrlich[1]) als E, S, V, F-Formen bezeichnet. Die Polymorphie der Kernfigur ist der Typus dieser Zellen und wir bezeichnen sie deshalb nach Müller treffend: polymorphkernige Leucocyten.

Als mononucleäre Leucocyten fasst man alle jene Formen weisser Blutzellen zusammen, deren Kerne eine runde oder ovale Gestalt besitzen. Im normalen Blute bieten sie jene Formen, wie sie in *c* das Farbenbild zeigt. Zu den mononucleären Leucocyten rechnen wir weiters die als *e* bezeichneten Zellen, deren Herkunft man den Lymphdrüsen zuschreibt und somit Lymphocyten heisst.

---

[1]) Ehrlich, Ueber die Bedeutung der neutrophilen Körnung. Charité-Annalen. Bd. XII.

Im normalen Blute des Erwachsenen bilden die polynucleären oder polymorphkernigen Leucocyten die Mehrzahl, die mononucleären bilden die Minorität der Leucocyten. Ganz anders gestaltet sich das Zahlenverhältniss im Kindesalter und insbesondere im Säuglingsalter: Die mononucleären Leucocyten überwiegen an Zahl die polynucleären. Meine diesbezüglichen Untersuchungen sind derzeit noch nicht völlig abgeschlossen, doch kann ich das eben Erwähnte mit voller Sicherheit behaupten.

Desgleichen nehmen in pathologischen Fällen die einkernigen weissen Blutzellen bedeutend zu, es betrifft dies zunächst die Leucämie. In solchen Fällen bieten die mononucleären Elemente nicht jene einfachen Formen, wie sie unser Farbenbild zeigt, wir finden unter den einkernigen Elementen sogenannte Mutterzellen (theilungsreife ruhende Zellen Müller's) vertreten, jene Zellformen, denen nach der Müller'schen [1]) Blutbildungstheorie, sowohl rothe als auch weisse Blutzellen durch kariomitotische Theilung abstammen. Wir sehen ferner jene verschiedenen Zwischenstadien, welche die Mutterzelle durchzumachen hat bis sie zur Tochterzelle wird und diese wieder weiter zum einkernigen Leucocyt oder zur rothen Blutzelle. Die ganze Entwicklungsreihe hat Müller sowohl als auch Wertheim [2]) in ausführlicher Weise dargestellt und an treffenden Farbenbildern demonstrirt.

Bei den übrigen Formen pathologischer Leucocytose, deren ich mehrere hundert Fälle histologisch zu untersuchen Gelegenheit hatte, sind es immer die polynuclearen Leucocyten, die vermehrt vorhanden sind. Nur bei jenen Leucocytosen, die im Gefolge schwerer Anämien auftreten, pflegen es die mononuclearen gross- und kleinzelligen Leucocyten zu sein, welche die absolute Vermehrung der weissen Blutzellen bedingen. Eine solche Form der Leucocytose beschreibt auch Ehrlich sehr detailliert. [3])

Weder von Ehrlich, noch von sonst einem Autor scheint mir die Thatsache genügend hervorgehoben zu sein: Die elective

[1]) H. F. Müller, Zur Frage der Blutbildung. Sitzungsber. d. Wien. Akad. d. Wissensch. 1889, Bd. XVIII.

[2]) Wertheim, Zur Frage der Blutbildung bei der Leucämie. Zeitschr. f. Heilk. 1891, XII, 1.

[3]) Ehrlich, Ein Fall von Anämie mit Bemerkungen über degenerative Veränderungen des Knochenmarks. Charité-Annalen. 1888, XIII.

Kraft des Cytoplasmas der einkernigen Zellen ist vollkommen different von jenem der polymorphkernigen Leucocyten. Ein Blick auf unser Farbenbild lehrt uns: Die polymorphkernigen Leucocyten haben homogenes, roth gefärbtes Cytoplasma, die mononucleären hingegen einen blau tingierten Zellleib, von lichterer Nuance als die dunkler gefärbte Kernsubstanz. Zwar sagt Müller[1]) an einer Stelle (pag. 64) von den polymorphkernigen Leucocyten: „Mit Methylenblau und mit Aurantia und Methylenblau gefärbt ergeben sie, dass die Zellsubstanz immer ungefärbt bleibt, während der Kern sich tief in Methylenblau färbt." Ebenso äussert sich derselbe Autor über die Tinctionsfähigkeit der Zellsubstanz der einkernigen Leucocyten: Bei der Behandlung der Bluttrockenpräparate mit Aurantia und Methylenblau färbt sie sich blau. — Es ist hiermit wohl die Affinität der mononucleären Leucocyten zu basischen Farbstoffen und das ablehnende Verhalten der polynucleären Leucocyten zu denselben charakterisiert, aber das, was ich besonders betonen muss: Die Tinctionsneigung der polymorphkernigen Leucocyten zu den sauren Farbstoffen (Eosin), die wohl jedem, der unser Farbenbild betrachtet, sofort auffallen muss, ist hiermit nicht ausgesprochen. Das Cytoplasma der polynucleären weissen Blutzellen ist acidophil, jenes der mononucleären basophil, inwieferne diese Regel noch eine Beschränkung erfährt, werde ich später noch zu zeigen haben.

Eine Ausnahme machen in pathologischen Fällen jene mononucleären Zellen, die wir als kernhaltige rothe Blutzellen in ihren verschiedenen Entwicklungsstadien bezeichnen. Der Zellleib derselben hat Hämoglobin aufgenommen und diese Hämoglobinaufnahme bedingt eine Veränderung der electiven Kraft. Das Hämoglobin nimmt, in Folge seiner besonderen Affinität zu sauren Farbstoffen, Eosin auf, der Zellleib erscheint roth, meist jedoch ist dieses Roth nicht dieselbe intensive Farbe wie diejenige der rothen Blutzellen, es mischt sich immer ein blauer Farbenstich hinein, in den verschiedenen Entwicklungsstadien stärker oder schwächer.[2]) Tritt also ein neuer Atomcomplex in den Zellleib ein,

[1]) Müller, l. c.

[2]) Löwit betont in seiner letzten Arbeit das Vorhandensein einer stofflichen Differenz zwischen Erythroblasten- und Leucoblastenkernen. Fixirt man

so ändert sich dessen elective Kraft, ergo muss unstreitig die specifische elective Kraft der mono- und polynucleären Zellen an einen gewissen chemischen Aufbau des Zellleibes gebunden sein. Die Thatsache, dass die mononucleären Leucocyten eine Affinität zum Methylenblau, die polymorphkernigen zum Eosin besitzen, lässt auf Verschiedenheiten der die Zellleiber aufbauenden Verbindungen organischer Substanz schliessen und werden wir im Folgenden noch zur Erkenntnis gelangen, welche Beweise wir für eine derartige Auffassung der Tinctionsfähigkeit verschiedener Zellelemente besitzen.

Schwierig ist die Frage von der Herkunft der polymorphkernigen Leucocyten und der Erklärung ihres Verhältnisses zu den mononucleären. Da die Vielgestaltigkeit der Kernfigur den polymorphkernigen Leucocyten den Namen gegeben hat, so ist es leicht begreiflich, dass die Feststellung des morphologischen Zustandes dieser Kerne bereits Gegenstand ausführlichen Studiums gewesen. Es sind unregelmässige, ganz eigenthümlich geformte Massen (Zwerchsack-, Hufeisen-, S-Form) oder getrennte Stücke (Kernabschnitte Löwit's), denen Löwit[1]) eine Structur ableugnet und sie als regellose Chromatinhaufen beschreibt, während Müller für eine ganz entschiedene Netzstructur der Kerne eintritt. „Die

---

auf ein Deckgläschen aufgestrichen Kaninchenlymphe mit Platinchlorid und färbt später mit Safranin, so zeigen die Kerne der Erythroblasten eine dunkle Tinction und ist innerhalb derselben eine deutliche Netz- und Gerüststructur der chromatischen Substanz sichtbar. Dagegen zeigen die Kerne der Leucoblasten einen diffus und mattrosa gefärbten Kern, in welcher ab und zu vereinzelte chromatische Körner, wie am ungefärbten Präparat, hier aber in einer Blassrosafärbung vortreten. (Archiv f. mikroskop. Anatomie. 1891, 38. Bd.) Diese Differenz in der Tinctionsfähigkeit kann ich durch folgende Thatsache stützen. Ich behandelte eine Reihe von Leucämieblutpräparaten, bei denen die Fixation in der gewöhnlichen Weise durch Erhitzen stattgefunden hatte, nach der Kossinski'schen Färbungsmethode (Hämatoxylin-Alaun-Wasser-Alkohol-Safranin-Alkohol) und fand, dass die Kerne der Erythrocyten, die ja meist als „noch nicht ruhend" zu betrachten waren, einen rothen Farbenton, die Kerne der Leucocyten einen violetten Farbenstich angenommen hatten. Dieselben Kernfärbungsunterschiede fand Kossinski zwischen ruhenden und sich theilenden Kernen bei der histologischen Untersuchung von neoplastischen Geschwülsten (vergl. Wratsch. 1888, Nr. 4—6).

[1]) Löwit, Ueber Neubildung und Zerfall weisser Blutkörperchen. Sitzungsberichte der Wien. Akad. d. Wissensch. 1885, Bd. III, 92.

Form des Netzwerkes," sagt Müller, „ist eine durchaus unregelmässige, die Verbindung der chromatischen Bälkchen untereinander regellos, das Netzwerk stellenweise enger, stellenweise lockerer."

Wesentliche Differenzen findet man zwischen den Angaben Löwit's einerseits und Müller's andererseits bezüglich des Chromatingehaltes und der damit verbundenen Tinctionsfähigkeit der polymorphen Kerne. Löwit spricht von dem schwachen Chromatingehalt, Müller bezeichnet denselben als stark chromatinhältig — aus eigener Anschauung muss ich beiden Autoren Recht geben. Es gibt polynucleäre Leucocyten mit spärlichem Chromatingehalt — die Kerne relativ gross, die Netzstructur sehr deutlich, aber auch solche mit starkem Chromatingehalt und undeutlicher Structur. Legt man ein leucämisches Blutpräparat, wo wir in einem Gesichtsfelde alle möglichen Arten polynucleärer Leucocyten erblicken können, 10—15 Minuten lang in Hämatoxylin (Grenacher), so kann man sich von der Richtigkeit dieser Behauptung sofort und leicht Ueberzeugung verschaffen.

Der vierte Satz, welchen Müller in seiner bekannten Blutbildungstheorie aufstellt, lautet: „Es muss angenommen werden, dass einkernige weisse Blutkörperchen unter eigenthümlicher Umgestaltung ihrer Kerne und eigenthümlicher Differentierung ihrer Zellsubstanz in polymorphkernige Leucocyten sich umwandeln." Löwit[1]) behauptet, die Umgestaltung der Kernsubstanz, von der hier die Rede ist, an Zellen im lebenden Zustande direct beobachtet zu haben. Die Form des Kerngebildes wechselt, es entstehen Kernabschnitte und die gebildeten Kerntheilungsstücke können auch wieder verschmelzen. Diese Formveränderlichkeit, Spaltungs- und Wiedervereinigungsfähigkeit der Kerne muss geradezu als Charakter der polymorphkernigen Leucocyten angesehen werden. „Ob die zur Formveränderung der Kerne," sagt Müller, „führende Bewegung eine passive durch Bewegungen im Zellleibe hervorzurufen ist (Ranvier) oder ob dabei der Kern selbst die wichtigste Rolle spielt, etwa wie die Bewegungen der Kernfigur bei der Karyokinese, ist vorläufig noch nicht zu entscheiden."

[1]) Löwit, Ueber Neubildung und Zerfall weisser Blutzellen, l. c.

Auch Ehrlich nimmt an, dass die polynucleären Leucocyten spätere Entwicklungsstadien der mononucleären Leucocyten seien. Die mononucleären Leucocyten werden von den blutbereitenden Organen abgegeben und wandeln sich erst allmälig während der Circulation in polynucleäre Leucocyten um. — Dass übrigens polymorphe und polynucleäre Zellformen älteren Entwicklungstufen des Protoplasmas entsprechen, dies beweisen auch gewisse Angaben der Botaniker (Histologen). Durch Schmitz, Johow und Fr. Schwarz wurde die morphologische Veränderung der Kerne in verschiedenen Altersstufen der Zellen zum Gegenstande eingehender Studien gemacht. In jungen Pflanzenzellen weichen die Zellkerne nur wenig von der Kugelform ab, entweder sind sie Kugeln oder Ellipsoide, deren Achsen in der Länge nur wenig von einander differiren, in älteren Zellen werden die Kerne flach, die Kerndicke nimmt mit dem Alter bedeutend ab, der Aggregatzustand ändert sich, dieselben haben nicht mehr das Bestreben, wie eine Flüssigkeit sich abzurunden, die Kerne sind starr und erhalten spitzige Formen. „Die Einbuchtung kann endlich soweit gehen," sagt Schwarz, „dass sich einzelne Kernpartien abschnüren und von einander trennen. Wir erhalten wulstige Formen, die schliesslich zur Kernfragmentation führen."

Ehrlich hat die verschiedenen Formen weisser Blutzellen in seiner im XII. Bande der Charité-Annalen erschienenen Arbeit „Ueber die Bedeutung der neutrophilen Körnung" nach ihren morphologischen Kennzeichen treffend charakterisiert. Nur eine Bemerkung möchte ich mir erlauben: Für die morphologische Charakteristik ist die Bezeichnung „Lymphocyten" für die in die erste Gruppe gestellten Zellen völlig unnöthig, eine Eintheilung kann nur einem Principe, in unserem Falle der morphologischen Symptomatologie genügen, die Herkunft geht uns diesbezüglich nichts an, um so mehr, da Ehrlich selbst zugesteht, betreffs des Ursprunges aus Milz und Knochenmark keine Eintheilung treffen zu können. Es ist aber noch aus einem anderen Grunde unbedingt nothwendig, zwei Eintheilungsprincipien nicht mit einander zu vermengen. In pathologischen Fällen, bei einer Regeneration des Blutes nach schweren Anämien, im leucämischen Blute, endlich im Blute von Individuen des frühesten Kindes- und Säuglingsalters

findet man einkernige Zellen, welche morphologisch von den als Lymphocyten bezeichneten Zellen schwer zu unterscheiden sind.

Ich halte mich also, von dem eben berührten Moment absehend, an die Beschreibung Ehrlich's[1]), will aber gleichzeitig die verschiedene Tinctionsfähigkeit der Zellleiber und ihrer Kerne hervorheben, wie sie auch die Betrachtung unserer Farbenfigur deutlich zeigt. Das normale Blut des erwachsenen Menschen enthält folgende Arten weisser Blutzellen:

1. Kleine Zellen, deren Leib ein relativ grosser intensiv färbbarer Kern einnimmt und deren Protoplasma auf eine schmale den Kern umgebende Hülle reduciert ist. Bei der schon geschilderten Art der Eosin-Methylenblaufärbung dunkelblauer Kern, um welchen der blaugrünliche Cytoplasmaring sichtbar *(e)*.

2. Voluminöse Zellen mit einem grossen, mehr ovalen Kern — das Epitheton „wenig färbbar Ehrlich's" lasse ich weg, da es mir nur im Verhältnis zu der relativ starken Tinctionsfähigkeit der Kerne der 1. Zellengruppe Geltung zu haben scheint: Blassblaues Protoplasma, in dunklerer Nuance gefärbter Kern *(c)*.

3. Zellen von ähnlichem Habitus, wie die vorhergehenden, nur dadurch zu unterscheiden, dass der Kern gewisse Einbuchtungen zeigt. Cytoplasma lichtblau, der Farbenton weniger intensiv als bei der vorhergehenden Leucocytenform. Nucleoplasma blau, dunkler als der Zellleib, aber etwas lichter als die Substanz der ovalen Kerne *(f)* (Uebergangsformen).

4. Am zahlreichsten vertreten im normalen Blute des Erwachsenen: Leucocyten mit Kernen von S-Form, Hufeisenform, bestehend aus einzelnen unregelmässig gestalteten Kernabschnitten, die durch einen freien Faden mit einander verbunden sind, endlich in vollständig getrennte Stücke zerfallen (polynucleär sensu strictiori), das Cytoplasma hellroth, die Kerne scharf abstechend dunkelblau *(b)*.

Im Sinne Ehrlich's habe ich diese Eintheilung durchgeführt, indem ich theilweise mit Absicht denselben Wortlaut gebrauchte wie Ehrlich, aber dort den Unterschied hervorhob, wo mich persönliche Anschauung eines anderen belehrt. Ich habe ferner

[1]) Ehrlich, Farbenanalytische Untersuchungen zur Histologie und Klinik des Blutes, pag. 126.

mit kurzen Schlagworten gezeichnet, wie beschaffen bei einer bestimmten Färbungsmethode die elective Tinctionskraft des Cyto- und Nucleoplasma in den verschiedenen Zellarten ist. Nehmen wir nach dem Process der Kernumbildung eine verschiedene Altersstufe der Zellen an, so können wir in der That nach den Ergebnissen der Färbungsunterschiede eine Einbusse des Cytoplasmas für basische und eine zunehmende Neigung für saure Farbstoffe annehmen und wir können weiters nach der in der Einleitung klargelegten Auffassung von den Tinctionsdifferenzen auf die chemische Verschiedenheit des Zellplasmas in den einzelnen Arten der Leucocyten einen Schluss ziehen.

An die vierte Gruppe der weissen Blutzellen schliessen wir die sogenannten eosinophilen Zellen an. Das sind die Zellen, wie sie unser Farbenbild in *e* zeigt, ihr Zellleib besteht aus vollkommen isolierten, groben, lebhaft eosinroth gefärbten Granulis mit unregelmässigen polymorphen Kernen, im optischen Bilde zum Theil durch die dicht gelagerte Körnung verdeckt. Auch Schultze hat diese Zellen als grobgranulierte Leucocyten bezeichnet, ein Name, der sehr treffend erscheint, da diese Zellen gerade die Grösse der Granula charakterisiert.

Die eosinophilen Zellen scheinen übrigens bezüglich der Zahl ihres Auftretens ganz besonderen Schwankungen zu unterliegen. Dies findet nicht nur, wie Neusser[1]) nach vielfachen Untersuchungen constatierte, bei den verschiedenartigsten pathologischen Processen, sondern, wie ich vermuthe, auch unter dem Einflusse variabler physiologischer Verhältnisse im vollständig gesunden Organismus statt. Jedenfalls bin ich der Ansicht, dass die Vermehrung der eosinophilen Zellen ganz unabhängig von der Vermehrung der übrigen Leucocyten, ja vielleicht sogar mit gleichzeitiger Verminderung der Zahl anderer Leucocytenformen vor sich gehen könne. Ebenso weisen mich meine zahlreichen Untersuchungen darauf hin, anzunehmen, dass eine bedeutende Leucocytose im circulierenden Blute zu constatieren ist, ohne dass die eosinophilen Zellen überhaupt daran Antheil haben, oder wenigstens nicht in gleichem Masse vermehrt sind, so dass

[1]) Neusser, Klinisch-hämatologische Mittheilungen. Wiener Med. Presse 1892, Nr. 3 u. ff.

dieselben aus eben diesen Gründen sogar relativ vermindert erscheinen. Deshalb meine ich auch, dass die Angabe des Procentverhältnisses zwischen eosinophilen Zellen und den übrigen Leucocytenformen, wie sie in den einschlägigen Arbeiten von Müller, Canon u. a. geschehen ist, einen nur einseitigen und deshalb problematischen Werth besitzt. Es freut mich ferner, dass auch Neusser keine relativen Zahlenverhältnisse ergibt, sondern einfach nur von einer Vermehrung der eosinophilen Zellen spricht, ebenso wie ich dies in meiner früheren Publication[1]) gethan habe.

Ich habe mich ferner bemüht, etwas nähere Aufschlüsse über den chemischen Aufbau dieser merkwürdigen Granulazellen zu erhalten und ich bin auf diesem Wege auf ein Gebiet gekommen, welches heute noch zu den unbebautesten und unfruchtbarsten gehört, zu der Chemie der Zelleninhaltsstoffe.

In der Mikrochemie des Zellprotoplasmas haben die Botaniker bisher jedenfalls viel mehr geleistet als die Zootomen, so sind auch die von mir angewandten mikrochemischen Reactionen der botanischen Histologie entlehnt. Im Vorjahre habe ich nur eine kurze Mittheilung über die Vanillinreaction[2]) der eosinophilen Zellen gemacht und ich beschreibe mit Nachfolgendem zwei andere mikrochemische Reactionen, die mir seit dieser Zeit zu finden gelungen sind und mir zur Stütze meiner bisherigen Anschauung dienen dürften.

1. Die Reaction mit Cinnamylaldehyd. Mit Hilfe des Zimmtaldehyds bei Gegenwart von Schwefelsäure und Ferrisulfat gelingt es, an mittelst Erhitzung fixierten Bluttrockenpräparaten eine typische Farbenreaction hervorzurufen, deren Vorgang schon an und für sich allgemeines Interesse erregen muss, weil durch die gegenseitige Action genannter Verbindungen eine Färbung bestimmter Zellinhaltsstoffe hervorgerufen wird — eine Färbung, von der wir mit Sicherheit behaupten können, dass sie das Re-

[1]) J. Weiss, das Vorkommen und die Bedeutung der eosinophilen Zellen und ihre Beziehungen zur Bioblastentheorie Altmann's. Wiener Med. Presse. 1891, Nr. 41—44.

[2]) J. Weiss, Eine neue mikrochemische Reaction der eosinophilen Zellen (Ehrlich). Centralblatt für die med. Wissensch. 1891, Nr. 40 und 41.

sultat einer chemischen Reaction, nicht eine einfache physikalische Zwischen- und Anlagerung von Farbstofftheilchen, wie man sich nach der physikalischen Theorie des Färbevorganges lange Zeit hindurch die Färbung von Geweben mittelst Farbstoffen erklärt hat.

Die Ausführung dieser Reaction gelingt in folgender Weise:

Die mit einer dünnen Blutschichte bestrichenen Deckgläschen werden zunächst durch 2 Stunden zur Fixation der Zellelemente im Trockenkasten erhitzt. Hierauf werden sie auf 24 Stunden in 1procentige Lösung von Zimmtaldehyd gelegt. Das Cinnamylaldehyd — von mir direct von der Firma H. Trommsdorf bezogen — stellt eine dunkelgelbe, klare, intensiv zimmtartig riechende Flüssigkeit dar, von der man so viel zu einer gewissen Quantität absoluten Alkohol mengt, dass daraus 1 Procent alkoholische Lösung genannten Aldehyds resultiert. Nach 24 Stunden aus dieser Lösung entfernt, legt man die Deckgläschen mit der bestrichenen Seite nach oben auf eine weisse Präparierplatte und tropft eine geringe Menge einer Schwefelsäure-Ferrisulfatlösung auf die Präparate. Die Schwefelsäure muss von der Concentration genommen werden, wie sie als Acid. sulfur. conc. pur. in unseren Apotheken käuflich und lässt eine weitere Verdünnung der Schwefelsäure die Reaction nicht zu Stande kommen. Der Zusatz der ebenfalls frisch bereiteten Ferrisulfatlösung zur Schwefelsäure soll nur einige Tropfen betragen und soll erst kurz vor dem Anstellen der Reaction gemacht werden. Schon circa 1—2 Minuten nach dem Auftropfen der Ferrisulfatschwefelsäuremischung sieht man die Blutschichte einen leicht bräunlichen Farbenton annehmen. Sofort legt man die Deckgläser auf die mit einem Tropfen der Ferrisulfatschwefelsäuremischung befeuchteten Objectträger und kann nun zur mikroskopischen Betrachtung der Präparate übergehen. Es wäre nur noch ferner anzurathen, die Deckgläser mittelst Dubois-schen Kittes an den Objectträger zu fixieren, weil bei der Besichtigung mit der Oelimmersionslinse ein Flottieren des Präparates bei der Verschiebung hintangehalten wird und weil ferner ein Ueberfliessen von Schwefelsäure und etwaige Beschädigung der Linse auf diese Weise leicht verhütet wird. Die Durchsicht der so behandelten Präparate zeigt nun sämmtliche Elemente in ihrer Form und in ihren Contouren wohl erhalten, die rothen Blutzellen

hämoglobinfarben, aber gleichzeitig mit einem braunvioletten Farbenstich. Die Leucocyten in ihrem Cytoplasma sind vollständig ungefärbt und blass, ihre Kerne meist nicht deutlich differentiert. Typisch ist das Aussehen der grobgranulierten Zellen oder sogenannten eosinophilen Zellen, deren einzelne Granula dunkelviolett erscheinen, scharf sich von dem Untergrund abhebend, sowohl was die Gesammtcontour des Zellleibes betrifft, als auch die Körner selbst. Betrachtet man nun ein derartiges Präparat von Zeit zu Zeit durch einige Stunden, so sieht man, wie die rothen Blutzellen den der Hämoglobinfarbe beigemengten Farbenstich allmälig verlieren, wie andererseits unter dem Einflusse der Schwefelsäure die Kerne der weissen Blutzellen in der Mitte der ungefärbten Zellleiber immer schärfer und deutlicher vortreten, während die eosinophilen Zellen die schwarzviolette Tinction noch lange Zeit festhalten. Es gelingt diese Reaction sowohl mit normalen, als mit leucocytotischem und leucämischem Blute und ich wende mich nun gleich zur Beschreibung der

2. Reaction mit Salicylaldehyd. Der technische Vorgang ist ganz derselbe wie bei der Reaction mit Zimmtaldehyd. Das Salicylaldehyd ist eine farblose Flüssigkeit von charakteristischem Geruch. Die zur Verwendung kommende alkoholische Lösung soll etwa 1 Procent sein — 0·5 Salicylaldehyd zu 50·0 Alkohol absol. Die Ferrisulfatschwefelsäure muss dieselbe Concentration haben wie bei der Vornahme der Cinnamylaldehydreaction, eine minder concentrierte Schwefelsäure lässt die charakteristische Färbung ebenso wenig zu Stande kommen, wie ein zu starker Zusatz von Ferrisulfatlösung. Der Hauptunterschied dieser Reaction von jener mit Cinnamylaldehyd ist der, dass dieselbe viel langsamer eintritt als jene. Man muss die Präparate einigemale mit Ferrisulfatschwefelsäure betropfen, bis man schon makroskopisch wahrnimmt, dass die aufgetragene Blutschichte einen leicht röthlichen Farbenstich angenommen hat; schreitet man zur mikroskopischen Besichtigung des Präparates, so findet man, die rothen Blutzellen haben ihre Hämoglobinfarbe behalten, obwohl derselben meist eine leicht röthliche Farbennuance fremder Natur zukommt, der Zellleib aller Leucocyten ist vollkommen blass und ungefärbt, ihre Kerne anfänglich undeutlich differentiert,

treten nach längerer Einwirkung der Säure scharf vor, sind aber ebenfalls vollkommen ungefärbt. Dagegen erscheinen die Granula der eosinophilen Zellen röthlichblau, verlieren nach einiger Zeit den rothen Farbenstich und bieten so noch einigen Stunden eine violblaue Tinction dar; auch diese hält sich noch einige Zeit, um dann allmälig abzublassen, wie eben sämmtliche Zellelemente, und zwar bei der Cinnamylaldehydreaction noch früher als bei der eben beschriebenen, durch den dauernden Contact, die mit der Schwefelsäure aufgelöst und zerstört werden.

3. Die Reaction mit Vanillin. Das Vanillin hat die Formel

$$C_6H_3 \begin{matrix} -OCH_3 \\ -OH \\ -COH \end{matrix}$$

Jedes der drei Aldehyde leitet sich von einem anderen Derivat des Benzolkernes ab. Während das Salicylaldehyd

$$C_6H_4 \begin{matrix} -OH, \\ -COH \end{matrix}$$

wie seine Formel schon zeigt, von einer einfachen Oxysäure abstammt, einer Säure, welche eine Hydroxyl- und eine Carboxylgruppe enthält, ist das Cinnamylaldehyd $C_6H_5 - CH . CH - COOH$ auf das Styrol zurückzuführen, eine Kohlenstoffverbindung, welche als Phenyläthylen zum Aethylen C_2H_4 in derselben Beziehung steht, wie etwa das Toluol zum Sumpfgas. Das Vanillin stellt das Aldehyd der Vanillinsäure dar, welche wieder als Monomethyläther der Procatechusäure, einer Dioxybenzoesäure mit zwei Hydroxylen und einem Carboxyl zu betrachten ist.

Den Vorgang und die Behandlung der Blutpräparate zur Darstellung der Vanillinreaction habe ich bereits in einer früheren Mittheilung kurz beschrieben und wäre nur bemerkenswerth, hervorzuheben, dass zum Gelingen der Vanillinreaction eine viel geringere Concentration der Schwefelsäure nothwendig ist als bei der Reaction mit genannten zwei anderen Aldehyden. Die Farbe, welche bei richtiger Anstellung dieser Reaction die eosinophilen Granula annehmen, lässt sich am besten als hellblau bezeichnen, wenngleich die feinere Nuancierung der Farbe je nach der Dauer der Schwefelsäurewirkung innerhalb gewisser Grenzen wechselt.

Die eben beschriebenen Reactionen wurden von dem Entdecker derselben, dem Botaniker C. Reichl[1]) in Wien, als typische Färbungsreactionen auf Eiweisskörper angegeben. Im Jahre 1889 machte C. Reichl an die Akademie der Wissenschaften die Mittheilung, dass sowohl Benzaldehyd als auch Salicylaldehyd die Fähigkeit besitzen, mit Eiweisssubstanzen in Gegenwart eines Condensationsmittels (Schwefelsäure) und eines Sauerstoff abgebenden Körpers (Ferrisulfat) bestimmte Farbenreactionen zu liefern. Zur Zeit seiner ersten Mittheilung war es Reichl noch nicht klar, wodurch diese Farbenbildung zu Stande käme. Die weitere Beschäftigung mit diesem Gegenstande zeigte, dass auch andere Aldehyde aromatischer Herkunft, wie das Vanillin, das Cinnamylaldehyd, das Cuminaldehyd, das Anisaldehyd, endlich der Methyläther des Procatechualdehyds, das Piperonal, bei Gegenwart der erwähnten Reagentien mit Eiweisskörper zusammengebracht gefärbte Condensationsproducte organischer Beschaffenheit erzeugten. Nicht aromatische Aldehyde, wie das Acetyl-, das Butyl- und das Valeraldehyd lieferten keine typischen Farbenerscheinungen, es scheint also das Zustandekommen dieser Reactionen durch Tinction an die aromatische Herkunft eines der verwendeten Reagentien gebunden zu sein. Die Bedeutung dieser neuen Eiweissreactionen wurde jedoch erst befestigt, als die sichere Thatsache gefunden wurde, dass verschiedene nicht aromatische Körper, wie Alkohole, Glycocoll, Harnstoff, Harnsäure, Fette, mehrwerthige Säuren und Kohlenhydrate keine derartigen gefärbten Condensationsproducte wie die Eiweisskörper lieferten. Da ferner alle bisher verwendeten Farbenreactionen der Proteinsubstanzen immer nur bestimmten Atomgruppen der Eiweisskörper zukamen, so war es nothwendig, zu wissen, welches Spaltungsproduct der Eiweisssubstanzen beim Zustandekommen der neu gefundenen Reactionen betheiligt sei. Es zeigte sich nun, dass, wenn man Scatol mit einer alkoholischen Lösung der erwähnten Aldehyde zusammenbringt, verdünnte Schwefelsäure und einen Tropfen Ferrisulfat hinzusetzt

[1]) C. Reichl, Eine neue Reaction auf Eiweisskörper. Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wissensch. in Wien. Mai 1889, Bd. XCVIII, 2. — C. Reichl, Neue Eiweissreactionen. 1890, Bd. XCIX, 2.

und hierauf im Wasserbade erwärmt, nach einiger Zeit dieselbe Färbung eintritt, wie man sie bei der gleichen Behandlung von Proteinsubstanzen findet. Da nun ausgedehnte Untersuchungen ergaben, dass weder die nicht aromatischen Spaltungsproducte der Eiweisskörper, noch auch die Vertreter der Phenol- und Phenylgruppe die geschilderte Farbenreaction lieferten, so war man zu der unmittelbaren Annahme gezwungen: Die Bildung von gefärbten Condensationsproducten ist durch die Scatolgruppe der Eiweisskörper veranlasst.

C. Mikosch[1]) hat im Verein mit Reichl die Verwerthbarkeit der gefundenen Reactionen für ihre mikrochemische Anwendung geprüft; als Botaniker haben sich die genannten Autoren selbstverständlich nur auf die Untersuchung pflanzlicher Gewebe beschränkt und haben in der That mit Hilfe dieser Untersuchungsmethode theils schon früher entdeckte Befunde bestätigt, als auch neue wichtige Thatsachen hinzugefügt. Die Erfahrung hat die beiden Autoren gelehrt, dass zur mikrochemischen Anwendung nicht sämmtliche der oben erwähnten Aldehyde verwendbar sind, sondern vor allen nur: das Salicylaldehyd, das Zimmtaldehyd, das Vanillin. Aus diesem Grunde habe auch ich nur die letztgenannten Aldehyde für die mikrochemische Untersuchung des Blutes verwerthet, zuerst das Vanillin; Salicylaldehyd und Zimmtaldehyd gaben mir bei meinen ersten Versuchen negative Resultate, erst als ich daran ging, stärkere Concentrationen von Schwefelsäure zu nehmen, gelangen die Farbenreactionen in der bereits geschilderten Weise — typisch und prägnant. Dadurch, dass es mir also glückte, mit verschiedenen Aldehyden die Farbenreactionen zu erzielen, glaube ich alle jene Einwände zu beseitigen, welche beim Gelingen nur einer Farbenreaction der zuerst beschriebenen Vanillinreaction eventuell erhoben werden könnten, ich glaube vielmehr mit allen jenen Argumenten, welche Reichl und Mikosch bei der Entdeckung und Verwendung dieser neuen Farbenreactionen benutzt haben, für die Eiweissnatur der diese Reactionen liefernden Zellinhaltsstoffe eintreten zu können.

---

[1]) C. Reichl und C. Mikosch, Ueber Eiweissreactionen und deren mikrochemische Anwendung. Wien 1890.

Die Frage, warum nur die eosinophilen Granula und nicht auch Cyto- und Nucleoplasma der übrigen Leucocyten die geschilderten Farbenreactionen lieferten, habe ich in meiner früher gemachten Mittheilung, die Vanillinreaction betreffend, eingehend beantwortet und ich will nur recapituliren, dass Reichl und Mikosch nach ihrer Hypothese annehmen, dass nur die Proteinsubstanzen in jungem noch wachsthumsfähigen Cytoplasma diese Reactionen darbieten, dass dagegen an dem Plasma älterer Gewebe nur solche Eiweisskörper Antheil nehmen, welche bestimmte Eiweissreactionen gar nicht oder nur in sehr schwachem Masse zeigten. Eine andere Deutung habe ich selbst hinzugefügt, nämlich die, dass in denjenigen Zellen, welche die Farbenreactionen nicht lieferten, trotzdem vorhandene Eiweisskörper so im Zellplasma gebunden und vertheilt erscheinen, dass diese Art der Verbindung und Vertheilung das Eintreten der Reactionen unmöglich macht.

Auf Grund dieses Beweises von der Eiweissnatur der α-Granulationen [1]) wird der Satz Ehrlich's zu nichte, den derselbe wie folgt aufstellt: Die chemische Natur der α-Granulationen lässt sich nicht erkennen, es lässt sich nur wahrscheinlich machen, dass derselbe kein Eiweisskörper sei. Zwar hat Ehrlich vollkommen Recht, dass die α-Granulationen principiell von den in Zellen und Kernen vorhandenen Eiweissstoffen verschieden sind, aber wohl nur in dem Sinne, dass gerade die Eiweissnatur der Granula leicht nachweisbar, während die Eiweissstoffe in jenen complicierten Atomcomplexen, wie sie Zellleiber und Kerne der übrigen weissen Blutzellen vorstellen, stricte mikrochemisch nachzuweisen heutzutage noch zu den Unmöglichkeiten zählt.

---

[1]) Wie Löwit (Ziegler's Beiträge zur pathologischen Anatomie und allgem. Pathologie. Bd. X) mittheilt, sollen die groben Körnerzellen des Krebsblutes, die wohl den eosinophilen Granulazellen des menschlichen Blutes entsprechen dürften, aus der anfangs homogenen Zellsubstanz unter der Vermittlung gewisser aus dem Zellkern austretender Körper (pyrogener Körper) als eine Art Secretionsproduct entstehen. Diese Hypothese identificiert sich in gewissem Sinne mit der von Ehrlich vertretenen Auffassung. Löwit fand ferner, dass die besprochenen Körner nach ihren chemischen Reactionen eisenhältig seien und als der Globulinreihe angehörige Eiweisskörper zu betrachten sind.

Welche theoretische Erwägungen für die Eiweissnatur der Granula spricht, habe ich bereits andernorts auseinandergesetzt. Fasst man nämlich die in den Zellleibern aufgestapelten Körnungen nach Ehrlich's Meinung — für die ich persönlich freilich keinerlei Gründe habe, sie zu vertreten — als Reservestoffe auf, so erlaubt uns schon ein Analogieschluss, die Zugehörigkeit der Substanz der Granula zu den Proteinkörpern anzunehmen, da die meisten der von den Botanikern zu den Reservesubstanzen gezählten Zellinhaltsstoffe (Aleuron, Krystalloide) als Eiweisssubstanzen anerkannt werden.

Ist nun die Auffassung dieser in Complexen auftretenden groben Körner als Eiweiss wohl nach der dargethanen Darlegung begründet und bewiesen, so tritt sofort die Frage an uns heran, welcher Art von Proteinsubstanzen liegt hier vor, sollen wir einen einfachen Proteinkörper annehmen oder ist es ein Proteid, eine jener complicierten Verbindungen, welche durch Spaltung neben anderen Stoffen Eiweisskörper liefern?

Fassen wir nun unter Proteinsubstanzen im weiteren Sinne des üblichen Begriffes alle Eiweisskörper und den Eiweissstoffen nahestehende Substanzen, welche die Hauptmasse des Protoplasmas bilden, zusammen, so wissen wir, dass die Auffindung der einzelnen Stoffe und die Feststellung der ihnen zukommenden Eigenschaften, vermöge welcher sie von einander differieren, hauptsächlich durch die makrochemische Darstellung und Prüfung der aus dem Thier- und Pflanzenleib extrahierbaren Substanzen angebahnt wurde. Frank Schwarz war es, der neuerer Zeit darauf hinwies[1]), wie wichtig die mikrochemische Prüfung der Zellsubstanz sei, da ein einfaches Extrahieren von Stoffen, ohne Rücksicht darauf, ob analoge Substanzen ursprünglich in der Zelle vorhanden sind, zur Untersuchung von Stoffgemischen führe, die für die Beurtheilung der Vorgänge in der lebenden Zelle meist nicht verwendbar sein werden. Die Methode, welche Schwarz[2]) zur Prüfung der Zellinhaltsstoffe anwandte, nennt er selbst „Me-

[1]) Frank Schwarz, Cohn's Beiträge zur Biologie der Pflanzen. J. U. Kern's Verlag, Breslau 1887, Bd. V, Heft 1.

[2]) Frank Schwarz, Berichte der deutsch. bot. Gesellsch. 1886, Bd. IV, Heft 11.

thode der partiellen Lösung".[1]) Reagentien, welche, wie Alkohol, gewisse Metallsalze und Säuren, das ganze Protoplasma unlöslich machen, sind nicht geeignet, Differenzen zwischen den einzelnen Structurelementen, respective deren Stoffen darzustellen, dagegen mussten jene Reagentien, die als schlecht fixierend ausser Cours gesetzt wurden, vorhandene stoffliche Unterschiede am besten aufklären, indem sie nur einen Theil der Stoffe fällen, die übrigen jedoch lösen und zur Quellung bringen. Schwarz wählte nur solche Reagentien, welche bei der makrochemischen Prüfung und Differentierung der einzelnen Proteinsubstanzen verwendet worden sind, indem er, wie bemerkt, nur diejenigen für seine Zwecke brauchen konnte, welche die Eigenschaft partieller Fällung, Lösung und Quellung besassen. Hierdurch war es möglich, zur Erkenntnis zu gelangen, ob die von den Chemikern bisher isolierten Proteinstoffe wirklich in der Zelle vorkommen oder nicht. Als solche Reagentien verwendete Schwarz: 10 Procent und 20 Procent Na Cl-Lösung, bei 30° gesättigte Lösung von schwefelsaurer Magnesia, Kalilauge in verschiedener Concentration, Monokaliumphosphat und Dinatriumphosphat, Kalkwasser, Ferrocyankalium-Essigsäure, doppelt chromsaures Kali, endlich einige Metallverbindungen und Säuren, welche als schlecht fixierend bekannt waren. Zur Unterscheidung gewisser Proteine war endlich die Prüfung mittelst Verdauungsflüssigkeiten nothwendig.

Indem ich bezüglich der Detailuntersuchungen auf die ausführliche Monographie von Schwarz verweise, will ich nur kurz die Resultate seiner Untersuchung bezüglich der Inhaltsstoffe der Pflanzenzellen resumieren, da diese vor Allem allgemeines histologisches Interesse besitzen. Im Zellkern unterscheidet Schwarz fünf Proteinstoffarten: das Amphipyrenin oder der Stoff, aus dem die Kernmembran besteht, das Pyrenin oder der Stoff der

[1]) Löwit hat sich, wie ich seiner (nach Abschluss meiner Arbeit) erschienenen Publication entnehme, ebenfalls der Frank-Schwarz'schen Untersuchungsmethode bedient, um an Zellen des Krebsblutes die stofflichen Verschiedenheiten der Erythroblasten- und Leucoblastenkerne zu studieren. Eine solche besteht nach dem Ergebnisse dieser Untersuchungen in der That, indem die Erythroblastenkerne vorwiegend Nuclein, die Leucoblastenkerne dagegen Pyrenin enthalten. (Ziegler's Beiträge zur patholog. Anatomie und allgem. Pathologie. Bd. X.)

Kernkörperchen, das Linin, der Stoff der Kernfäden, das Paralinin, das ist jene Substanz, welche die Zwischenräume des Kerngerüstes ausfüllt, von Hertwig früher als Kernsaft, von Flemming als Zwischensubstanz bezeichnet, endlich das Chromatin, die tinctionsfähigste Substanz der Zelle, in Form von Körnchen dem Fadengerüst eingelagert.

Für das Cytoplasma nimmt Schwarz keine Präformation einer Gerüstsubstanz an, er hält das Plasma für eine Mischung, in welcher jedoch ein Theil in Faden und Strängen sich umzubilden vermögen und in welcher unter Umständen eine Trennung fester, zäher und flüssig gelöster Substanz stattfinden könne.

Schwarz äussert auch seine Meinung bezüglich der im Cytoplasma in Form von Körnern auftretenden Substanzen. „Einerseits," sagt Schwarz, hat man es hier mit Körnchen zu thun, die erst durch die Einwirkung von fällenden Substanzen entstanden sind, anderseits handelt es sich um Einlagerung unlöslicher körniger Stoffe, die jedoch wieder sehr weitgehende chemische Differenzen aufweisen. Und zwar sind es die grösseren Körnchen, die als Mikrosomen bezeichnet werden, während die durch Fällung entstandenen, welche der Grundmasse ein fein punktiertes Aussehen verleihen, viel kleinere Granula darstellen. Die Mikrosomen sind Körnchen von sehr verschiedener Beschaffenheit, es sind metaplasmatische Stoffe chemisch-differenter Natur und aus diesem Grunde lassen sich allgemeine Betrachtungen über die chemische Beschaffenheit der Mikrosomen nicht aufstellen. Von den im Cytoplasma vorkommenden Körpern kann Schwarz gegenwärtig nur einen Stoff nach bestimmten Eigenschaften charakterisieren, es ist das Cytoplastin. Dieses Cytoplastin, identisch mit dem von Reinke und Zacharias als Plastin bezeichneten Stoffe, kommt in allen Theilen des Cytoplasmas vor, gemengt mit einer grösseren oder geringeren Quantität von Flüssigkeit und löslichen Stoffen. Die fünf Substanzen des Kernes und das Cytoplastin sind chemisch different, obwohl sich gewisse Verwandtschaftsgrade zwischen den namentlich angeführten Stoffen feststellen lassen. Für die chemische Differenz ihres moleculären Aufbaues muss nach den von Schwarz benutzten Methoden ihr verschiedenes Verhalten gegen Verdauungsflüssigkeiten und die anderen als

Reagentien verwendeten Stoffe (Na Cl-Lösungen, Kalilauge, Säuren etc.), wie sie Schwarz sehr minutiös und ausführlich geprüft hat, benützt werden. Vergleicht man das Verhalten dieser Zellinhaltsstoffe mit der Reaction der durch Extraction gewonnenen Stoffe, die bisher makrochemisch geprüft und differentiert worden (Albumine, Globuline, Fibrine, Mucin, Peptone etc.), so muss man zu der Schlussfolgerung gelangen, dass bei den bisherigen chemischen Untersuchungen Stoffe gewonnen wurden, welche den wirklich in den Zellen enthaltenen Körpern zwar ähnlich, aber nicht gleich sind und deshalb wird für die Charakteristik und Differentierung der Proteinstoffe in der Zukunft auch die mikrochemische Prüfung sehr bedeutend in Frage kommen.

Die von Schwarz begründete Methode der partiellen Lösung habe ich auch auf die Zellelemente des Blutes anzuwenden erprobt, und wenn auch meine Untersuchungen in dieser Beziehung ziemlich lückenhaft und unvollständig — sie sind es zum Theil deshalb geblieben, weil ich bald einsehen lernte, dass die Principien der Methode noch nicht vollkommen begründet seien —, so will ich im Nachfolgenden ein kurzes Resumé derselben geben, um daran anschliessend die Kritik dieser Art histochemischer Prüfung folgen zu lassen.

Blutpräparate, nach den gebräuchlichen Methoden auf Deckgläschen fixiert, wurden einer Reihe von Reagensflüssigkeiten ausgesetzt und theils durch nachfolgende Eosinfärbung, theils durch Doppelfärbung mit Eosin Methylenblau geprüft, welche Veränderungen die einzelnen Zellelemente erfahren und ob die Sichtbarmachung durch die Tinction gelinge oder nicht. In nachfolgender Tabelle habe ich das Verhalten der eosinophilen Granulazellen zusammengestellt und ist die Beeinflussung der übrigen Zellelemente nur im gegensätzlichen Vergleiche zu ersteren berücksichtigt. [1])

[1]) Scarpatetti, der kürzlich (Archiv f. mikroskopische Anatomie. 1891. XXXVIII. Bd.) die Schwarz'sche Untersuchungsmethode dazu verwendete, um verschiedene Reactionen mit den eosinophilen Zellen des Knochenmarkes anzustellen, weicht insoferne von meinem Versuchsergebnisse ab, als er durch Mineralsäure, Essigsäure und Kalilauge eine vollständige Lösung der eosinophilen Substanz beobachtete.

Reagens	Nach Eosin- und Eosinmethylenblaufärbung	
	Die eosinophilen Granulazellen	Die rothen und weissen Blutzellen
Dörrung-Alkohol (24 Stunden).	Gut erhalten und gefärbt.	Die rothen Blutzellen geschrumpft, desgleichen die Kerne der weissen.
Dörrung-Chloroform.	Fixiert und gefärbt.	Die rothen Blutzellen geschrumpft, desgleichen die Kerne der weissen.
Dörrung-H Cl (10 Minuten).	Fixiert und gefärbt.	Die rothen Blutzellen gut erhalten und gefärbt, Leucocyten blassrosa mit angedeuteter Kernstructur.
Dörrung-Essigsäure (24 Stunden).	Fixiert, aber etwas geschrumpft.	Die rothen Blutzellen erhalten und roth gefärbt, Leucocyten rothes Plasma und deutliche Kernstructur.
Dörrung-Kalilauge.	Partiell erhalten, wenn auch nicht mit deutlicher Contour.	Die übrigen Zellen coaguliert, nur die Kerne blau tingiert sichtbar.
Dörrung-Aqu. calc. (12 Stunden).	Deutlich gefärbt und fixiert.	Rothe Blutzellen deutlich, weisse Blutzellen homogen rosa ohne Kernstructur.
Dörrung-80% Dinatriumphosphat (12 Stunden).	Gut erhalten mit scharf contourierter Granulierung.	Rothe Blutzellen gut erhalten und gefärbt, die übrigen Leucocyten nur blasse Schatten.
Dörrung-20% Na Cl. I. Grad der Fixation.[1])	Deutlich erhalten, contouriert und gefärbt.	Das Hämoglobin hat sich gelöst, man sieht nur die Schatten der Zellen.
Dörrung-20% Na Cl. II. Grad der Fixation.	Sehr prägnant erhalten.	Rothe Blutzellen und Leucocyten fixiert und gefärbt.
Dörrung-10% Na Cl.	Fixiert und normal gefärbt.	Normal fixiert und gefärbt.

Bemerkenswerth sind ferner folgende Reactionen: Die getrockneten Blutpräparate wurden durch eine Essigsäure-Ferrocyankaliummischung fixiert. Ich benutzte hierzu folgende Mischung: 1 Volumtheil wässerige Blutlaugensalzlösung

[1]) Als erster Grad der Fixation ist eine kurz dauernde Erhitzung unter 100° angenommen, als zweiter Grad eine länger dauernde Dörrung der Blutrockenpräparate bis zu 120°.

(von der Concentration 1 : 10), 2 Volumtheile Wasser, $^1/_2$ Volumtheil Eisessig. Alle Zellen wurden fixiert: Die rothen Blutzellen roth, die weissen Blutzellen rosaroth ohne Kernstructur. Die eosinophilen Zellen gefärbt und fixiert. Dasselbe Bild bot ein Präparat, welches mit Eosin und Methylenblau gefärbt wurde.

Wurde eine mässig concentrierte Lösung von $CrKO_4$ zur Fixation verwendet, so zeigten sich bei der mikroskopischen Besichtigung nur die eosinophilen Zellen gut erhalten, sonst sah man nur geschrumpfte Zellreste. In einer zweiten Serie von Präparaten zeigte sich, dass die rothen Blutzellen gegenüber der Einwirkung von chromsaurem Kali viel weniger Resistenz zeigen als die Leucocyten. Durch Eosinmethylenblautinction konnte man Zellleiber und Kerne der letzteren deutlich unterscheiden, während die rothen Blutzellen nur als geschrumpfte Reste sichtbar blieben. Wurde endlich mit Millon'schem Reagens fixiert, so erwies sich auch diese Art der Fixation als brauchbar für nachfolgende Doppelfärbung, insbesondere wurde durch dieses Fixationsmittel die Tinctionsfähigkeit der eosinophilen Zellen nicht im Geringsten beeinflusst.

Nach dem Beispiele von E. Zacharias[1]) und Reinke und Rodewald[2]), welche die Verwendung von Verdauungsfermenten zur Erkennung gewisser Stoffe im Protoplasma in die Pflanzenhistologie einführten, prüfte ich die Einwirkung künstlichen und natürlichen Magensaftes auf die Zellelemente des Blutes. Das künstliche Verdauungsgemisch bereitete ich nach der Vorschrift von F. Schwarz: 3 Volumtheile 0·2 Procent Salzsäure werden mit 1 Volumtheil Pepsinglycerin gemengt. Die gedörrten Präparate kommen in diese Verdauungsflüssigkeit und werden auf 24 Stunden in den Brutschrank gestellt. Hierauf wurde die übliche Tinction vorgenommen und es zeigten sich die eosinophilen Körnerzellen sehr gut erhalten und contouriert, die übrigen Zellen sämmtlich geschwunden, man sieht an ihrer Stelle ungefärbte Vacuolen mitten in einer homogenen rothen Zwischensubstanz. Dasselbe Resultat ergab die Einwirkung des natürlichen Magensaftes.

[1]) E. Zacharias, Botanische Zeitschr. 1884.

[2]) Reinke und Rodewald, Studien über das Protoplasma. 1884.

Wir haben in den vorliegenden Untersuchungen vorzugsweise die eosinophilen Zellen berücksichtigt, wir können dies thun, weil bei diesen Zellen trotz der Einwirkung verschiedenster Reagentien Form und Fixation erhalten blieb. Aus diesem positiven Resultate, das dem Verhalten der übrigen Zellelemente bei verschiedenen Reactionen sich gegensätzlich zeigt, kann unter Präjudicierung gewisser Cautelen ein Resumé gezogen werden. So können wir vor Allem behaupten, die eosinophilen Körnerzellen zeigen unter allen Elementen des Blutes gegen verschiedene Reagensflüssigkeiten die bedeutendste Widerstandsfähigkeit. Auch der Verdauung unterliegen die Granula nicht.

Folgen wir also den Ausführungen von Schwarz, der die Proteinstoffe in verdaubare und nicht verdaubare eintheilt, so müsste die Substanz der Granula wegen ihrer Unverdaubarkeit den Nucleinen zuzuzählen sein. Schwarz constatierte, dass von den 6 erwähnten Proteinsubstanzen, welche Kerne und Plasma zusammensetzen helfen, nicht weniger als fünf die Unverdaubarkeit in Pepsinsalzsäure als gemeinsames Charakteristikon besitzen, da nur das Paralinin die Grund- oder Zwischensubstanz des Kernes der Verdauung unterliegt. Untersucht man dagegen, ob die heute für Nucleine angegebenen makrochemischen Reactionen mit den mikrochemischen der Pflanzenzelleninhaltsstoffe übereinstimmen, so findet man, dass dieselben wohl in einigen, aber keineswegs in allen congruieren. Dasselbe lässt sich auch bezüglich der Substanz der eosinophilen Granula behaupten, wenn man einigermassen Schlüsse aus der gegebenen mikrochemischen Prüfung der partiellen Lösung und dem Verhalten gegen Fixations- und Verdauungsflüssigkeiten ziehen darf. Nach der Eintheilung Hoppe-Seyler's [1]) gehören die Nucleine zu den Proteiden, zusammengesetzte Eiweisskörper, welche bei ihrer Spaltung quantitativ verschiedene Mengen von Phosphorsäure, Körpern der Xanthingruppe und Eiweissstoffen liefern. Es wäre demnach die Substanz der eosinophilen Granula zu den Proteiden zu rechnen. [2])

[1]) Hoppe-Seyler, Handbuch der physiologisch- und pathologisch-chemischen Analyse. 5. Auflage.

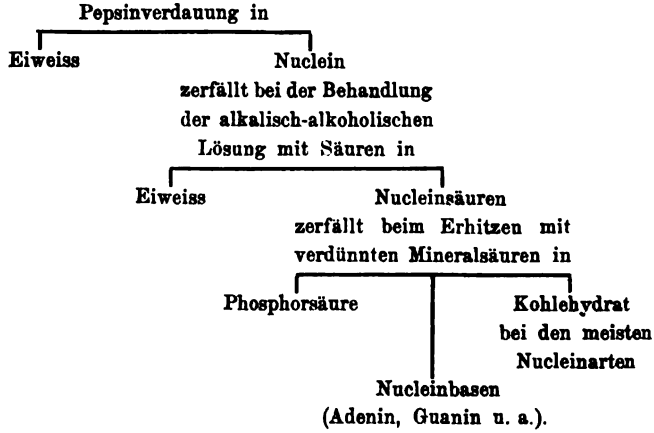
[2]) Anmerkung. Die Nucleine im weiteren Sinne werden auch Nucleoalbumine genannt. Man rechnet zu ihnen erstens die Caseine, von

Doch wenden wir uns der Kritik der Schwarz'schen Untersuchungsmethoden zu! So weit wir die Aeusserungen der Botaniker kennen, wurde die Schwarz'sche Methode der partiellen Lösung nicht allgemein günstig kritisiert. Ich selbst muss zunächst Schwarz vorwerfen, dass er nirgends genaue Zeitangaben über die Dauer der Einwirkung gewisser Reagentien gemacht habe, ein Fehler, der jedoch vielleicht mehr die gedruckte Publication als die Methode selbst trifft. Es handelt sich ferner bei allen diesen Untersuchungen um den todten Zellinhalt und nur an diesen todten Zellen können wir gewisse chemische Differenzen nachweisen. Schwarz, der diese Entgegnung voraus sah, beruhigt sich und seine Leser mit den

---

Hoppe-Seyler als eigene Gruppe der Proteine gezählt, zweitens die Nucleine sensu strictiori. Letztere sind phosphorhaltige Körper, welche bei der Pepsinverdauung aus den Nucleoalbuminen abgespalten werden. Zu den Nucleoalbuminen gehören ferner gewisse Schleimstoffe, die man früher zu den Mucinen rechnete, ein Beispiel liefert das Gallenmucin.

Die Schwierigkeit der Einreihung einer Proteinsubstanz in eine gewisse Gruppe liegt neben der ungenügenden Kenntnis des chemischen Aufbaues auch in der Verschiedenheit des Principes, nachdem die einzelnen Autoren eine Eintheilung zu treffen für gut finden. Kossel hat jüngst (L. Lilienfeld, Hämatologische Untersuchungen. Archiv f. Anatomie und Physiologie. 1892, 1. u. 2. Heft) folgendes Schema aufgestellt, um das Verhältnis verschiedener Proteide zu einander — „dem heutigen Stande der Wissenschaft gemäss" — klarzustellen:



Worten: „Differenzen in der todten Zelle bedingen auch Differenzen in der lebenden Zelle, denn wir können nicht annehmen, dass aus zwei chemisch vollständig gleichartigen Stoffen beim Verletzen der Zelle zwei verschiedene Stoffe entstehen . . . .“ und er fügt weiter hinzu „. . . . die Behauptung, die Stoffe der lebenden Zelle seien wesentlich verschieden von jenen der verletzten, ist bisher durch nichts bewiesen und so müssen wir uns mit dem gegenwärtig Erreichbaren begnügen“. Wie ganz anders lautet die Aeusserung eines Chemikers! Lassar-Cohn[1]) sagt in seiner modernen Chemie: „Die Kenntnis des Molecüls des lebenden Protoplasmas ist wohl unerreichbar, schon weil mit dem Absterben jedenfalls bedeutende Veränderungen vor sich gehen, wie gewisse chemische Reactionen zeigen, so sollen nach Löw im lebenden Eiweiss aldehyd-, im todten ketonartige Verbindungen vorhanden sein.“ Ebenso bemerkenswerth, ja direct gegen die Methode der partiellen Lösung geltend zu machen ist eine andere Aeusserung Lassar-Cohn's: „Da die wenigsten Eiweisskörper krystallisieren, so ist ihre Trennung von einander kaum ausführbar, denn wenn man z. B. durch die Löslichkeit von einem Theil eines Eiweissgemisches in Kochsalz-, Glaubersalz-, Salmiak- und ähnlichen Lösungen und die Unlöslichkeit des anderen Theiles darin, sie von einander gesondert hat, so bietet das doch nur eine sehr geringe und deshalb oft geleugnete Gewähr für die chemische Einheitlichkeit des so gewonnenen Eiweissstoffes.“

In der Erkenntnis dieser Thatsache habe ich die ursprünglich auf eine grosse Reihe von Untersuchungen projectierte Anwendung der partiellen Lösungsmethode an Zellelementen des Blutes wesentlich eingeschränkt und in vorliegender Arbeit nur einige Resultate mitgetheilt, da man aus diesen schon jene Schlüsse ziehen dürfe, die die angewandte Untersuchungsmethode, mit dem Maassstab ernster Kritik gemessen, überhaupt zulässt.

Die Schwierigkeiten des chemischen Aufbaues von Zellinhaltsstoffen kennen zu lernen, liegt nicht allein in den bisher wenig ausgebildeten Untersuchungsmethoden der Mikrochemie, sondern zunächst auch in der überaus complicierten Zu-

[1]) Lassar-Cohn, Moderne Chemie. Zwölf Vorträge vor Aerzten gehalten. Leipzig 1891.

sammensetzung derselben, deren Erkenntnis wir heute noch völlig ferne stehen. Dagegen müssen wir Schwarz beistimmen, da er behauptet, die Zellinhaltsstoffe sind mit den bis heute makrochemisch dargestellten Körpern keineswegs identisch. Wenn einer der Zellinhaltsstoffe eine Eiweissreaction liefert, so können wir noch nicht sagen, seine Substanz sei dieselbe, wie die der makrochemisch untersuchten Eiweisskörper. Wir besitzen überhaupt gar keine Eiweissreaction, welche den ganzen Atomcomplex der Eiweisskörper direct anzeigt. Es werden nur bestimmte Gruppen der chemischen Structurformel unbekannter Zusammensetzung charakterisiert. Bald wird nur der einfach hydroxylierte aromatische Kern angezeigt (Millon'sches Reagens), bald geht nur eine Nitrierung vor sich (Xanthoproteinreaction), die meisten der bisher allgemein verwendeten Reactionen auf Eiweiss geben auch Körper, denen keine Eiweissnatur zukommt, so geben nach Fr. Krasser[1]) alle hydroxylierten Benzolderivate die typische Xanthoproteinreaction. Die Raspail'sche Reaction, gleichfalls zum mikrochemischen Nachweis von Eiweisskörpern verwendet, zeigt nicht nur Tyrosin, Phenol, α-Naphthol und Thymol, sondern nach Molisch[2]) auch noch andere Körper der aromatischen Reihe. Noch viel umfangreicher ist die Zahl jener Stoffe, welche die vielfach gebrauchte Millon'sche Reaction darbietet. Nach Vintschgau[3]) und O. Nasse geben Rothfärbung mit Millonschem Reagens nicht nur die Eiweisskörper, sondern auch eine Reihe anderer aromatischer Körper mit einer direct an den aromatischen Kern geknüpften Hydroxylgruppe (aromatische Oxysäuren und Phenole). Der Hauptwerth der beschriebenen Aldehydreactionen liegt wohl darin, dass er die Scatolgruppe der Eiweisskörper anzeigt, und dass ausser Scatol keine anderen Spaltungsproducte weder aromatischer, noch nicht aromatischer Natur, noch andere Körper die Aldehydreactionen liefern. Wenn wir demnach

[1]) Fr. Krasser, Untersuchungen über das Vorkommen von Eiweiss in der pflanzlichen Zellhaut, nebst Bemerkungen über den mikrochemischen Nachweis der Eiweisskörper. Sitzungsber. der kais. Akad. d. Wissensch. Wien 1886, XCIV, I.

[2]) Molisch, Sitzungsber. der Wien. Akad. d. Wissensch. 1886.

[3]) O. Vintschgau, Sitzungsber. der Wien. Akad. d. Wissensch. 1869.

auch mit Sicherheit eine bestimmte Atomgruppe der Eiweisskörper nachweisen, sind wir über die besondere Natur derselben noch keineswegs orientiert.

Ueber die Constitution eines so einfachen Proteins, wie das Eieralbumin, sind unsere derzeitigen Kenntnisse sehr mangelhaft, ist es doch Harnack erst vor wenigen Monaten gelungen, das Albumin des Hühnereies von den mit ihm verbundenen organischen Basen und basischen Salzen vollkommen zu befreien, so dass nun erst die Eigenschaften des aschefreien Albumins eingehender erforscht werden können. Cohn hat noch im Jahre 1886 auf der Naturforscherversammlung behauptet, dass der Erkenntnis von der Constitution des Eiweissmolecüls auch die Lösung der bedeutendsten biologischen Processe, ja gleichsam die Synthese der organischen Substanz folgen müsse. „Heute wird man jedoch zu der Ansicht gezwungen," sagt Kossel[1]) in einem jüngst gehaltenen Vortrage, „dass jene Verbindungen, welche im Thierkörper eine Rolle spielen, viel complicierter sind als die einfachen Eiweisskörper, da sie als Vereinigung von Eiweissmolecülen mit mannigfachen anderen Atomgruppen betrachtet werden müssen." Unter diesen zusammengesetzten Eiweisskörpern fasst Kossel zwei Gruppen zusammen: Die Glycoproteide oder Mucine, Verbindungen von Eiweisskörpern mit Angehörigen der Zuckergruppe und die Phosphorproteide oder Nucleine, alle jene Stoffe, welche neben Eiweiss noch eine phosphorhaltige Gruppe enthalten.

Die morphologische Differentierung gewisser Structurelemente lässt nicht nur auf stofflich chemische Verschiedenheiten schliessen, sie gibt uns selbst oft Aufklärung über gewisse Wechselbeziehungen einzelner Formen, über das physiologische Verhältnis verschiedener Zellen zu einander, über die Herkunft und den Ursprung different structurierter Zellleiber. Im Vorigen habe ich versucht, eine Grundeintheilung der Zellen im Blute zu geben. Ich trenne die polynucleären Leucocyten mit eosinophilem Plasma von den polynucleären Leucocyten mit eosinophilen Körnern, erstere wieder scheiden sich von den polynucleären Leucocyten mit basophilem Plasma und diese lassen sich wieder scharf trennen

[1]) A. Kossel, Ueber Schleim und schleimbildende Stoffe. Vortrag, gehalten im Verein für innere Medicin zu Berlin. Deutsche med. Wochenschr. 1891, Nr. 48.

von den mononucleären Leucocyten mit basophilem Cytoplasma.

Ich muss bei dieser Gelegenheit auf eine besondere Eigenthümlichkeit der nach Ehrlich dargestellten und gefärbten Bluttrockenpräparate aufmerksam machen, die bisher nirgends erwähnt ist und andererseits gerade bezüglich der Frage von der Vermehrung der eosinophilen Zellen besondere Bedeutung gewinnt. Wenn man Serien von Blutpräparaten anfertigt, indem man die Zeit der Trocknung, Erhitzung auf 100° und über 100° beliebig variiert, endlich verschieden concentrierte Farbstofflösungen, insbesondere Methylenblaulösungen von stärkerer und schwächerer Alkalescenz variabel lange Zeit einwirken lässt, so findet man in einzelnen der Präparate, dass die Zellen mit acidophilem Plasma, die bei den in gewöhnlicher Weise hergestellten Trockenpräparaten vollkommen homogen erscheinen, eine mehr oder minder feine Granulierung darbieten. Die Körner sind in der in grauem Tone gehaltenen Grundsubstanz eingelagert und sind roth gefärbt. Wer solche Präparate sieht, könnte glauben, es liege eine bedeutende Vermehrung der eosinophilen Zellen vor. — Dies ist jedoch nicht der Fall. Hält man an dem Terminus fest, als eosinophile Zellen schlechtweg nur die grobgranulierten Zellen zu bezeichnen, dann wird man zugeben, dass die Körnung, welche in derartig behandelten Präparaten die Leucocyten mit acidophilem, sonst homogenem Plasma darbieten, mit der Granulierung der erstgenannten nicht übereinstimmt. Durch Ehrlich's Untersuchung wissen wir ferner, dass bei Behandlung von Bluttrockenpräparaten mit neutralen Farbstofflösungen alle Leucocyten eine violette Granulierung darbieten. Auch die eosinophilen, das sind die grobgranulierten Zellen, werden durch diese Tinctionsmethode zur Ansicht gebracht, nur färbt sich die Substanz ihrer Körner mehr in einem eigenthümlichen purpurrothen Farbenton im Gegensatz zu den Granulis der neutrophilen Leucocyten, welche violett tingiert erscheinen. Das zweite Farbenbild demonstriert das Aussehen solcher mit Säurefuchsin und Methylenblaumischung gefärbter Präparate.

Mit Berücksichtigung der angeführten Thatsachen gelangen wir zur Erörterung der Frage, welche Bedeutung besitzt die

Zellgranulierung überhaupt und haben wir eine Berechtigung, in gewissen Fällen von einer specifischen Körnung zu sprechen, wie es Ehrlich bezüglich der Leucocytengranulierung behauptet. In der Einleitung einer seiner ersten Arbeiten, sagt Ehrlich: „Zur Bezeichnung der Beschaffenheit zelliger Gebilde wird schon seit den Anfängen der Histologie das Wort „granuliert" mit Vorliebe gebraucht. Die Wahl dieses Ausdruckes ist keine ganz glückliche, da sehr viele Umstände den Schein einer Körnung des Protoplasmas hervorrufen können. So haben die modernen Untersuchungsmethoden gezeigt, dass viele Elemente, die von früheren Autoren als granuliert beschrieben worden, diesen Eindruck der Anwesenheit eines netzartig gefügten Protoplasmagerüstes verdanken. Mit nicht mehr Recht darf man Zellen, in denen, sei es spontan bei der Starre, sei es unter dem Einflusse gewisser Reagentien körnige Eiweissfällungen entstehen, als granuliert bezeichnen, sondern müsste diesen Namen für die Elemente reservieren, denen schon im lebenden Zustande in körniger Form Substanzen eingelagert sind, die sich chemisch von den normalen Eiweissstoffen unterscheiden."

Doch Ehrlich hat sich nicht genau daran gehalten, was er hier als Postulat für den Begriff der Granulierung aufstellt. Er hat Körnungen sichtbar gemacht durch Einwirkung gewisser Farbstofflösungen auf die Zellleiber der Leucocyten. — Sind saure, neutrale und basische Farbstoffe nicht auch Reagentien — was berechtigt Ehrlich also, die so künstlich dargestellten Granulationen als specifisch zu bezeichnen? Ehrlich hat mit seinen ersten oben citierten Worten ganz recht: die Granulierung, d. h. „das Aussehen der Zelle als gekörnt" ist eine allgemeine Eigenschaft des Protoplasmas durch die Behandlung, respective Misshandlung der Präparate, durch die Einwirkung von Fixations- und Härtungsmitteln, durch die Tinction mit gewissen Farbstoffen wird in verschiedenen Zellen die Körnung bald sichtbar gemacht, bald wieder verwischt. Das Eosin ist ein Farbstoff, welcher nur die groben Granula darstellt, nur unter gewissen Bedingungen auch feinere Granula färbt (Körnung der Zellen mit eosinophilem Plasma). Säurefuchsin-Methylenblau ist eine Farbflüssigkeit, welche die Granulierung fast sämmtlicher Leucocyten darstellt und hat

bekanntlich auch Altmann diese Mischung benützt, um zu zeigen, dass jede Zelle eine Granulierung darzubieten vermöge. Ich habe einmal eine Dahlialilalösung gebraucht, um in einem leucämischen Blutpräparat Mastzellen zu färben — nach Ehrlich sind dies bekanntlich die einzigen Zellen, welche mit Dahlia gefärbt, gekörnt erscheinen —, zu meiner Ueberraschung fand ich jedoch, dass sämmtliche Leucocyten violette Granulierung darboten, die eosinophilen, die neutrophilen und die basophilen Zellleiber. Die Dahlialösung hatte in diesem Falle ihre electiven Eigenschaften nicht bewährt, sie hat verschiedene Körnungen fortbestehen lassen, wie dies auch im nativen Blutpräparat der Fall ist.

Das Protoplasma bietet also dem Auge eine Granulierung dar und es zeigt sich diese Körnung schon im lebenden Zustande, bevor noch irgend welche Reagentien den Zellleib modificieren konnten. Den Histologen ist diese Grundeigenschaft der Zellleiber wohl bekannt und seit langer Zeit zieht sich die Debatte über die Bedeutung dieser Körnungen im Zellleib.

Andernorts[1]) habe ich die Stimmen einzelner Histologen über das Vorkommen und die Bedeutung der Zellgranulierung ausführlich citiert und muss ich auf den bezüglichen Passus verweisen. Einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der mikroskopischen Anatomie, v. Kölliker[2]), definiert noch heute das Protoplasma als eine „zähflüssige, glasige, gleichartige Substanz, in welcher meistens Körnchen und andere Einschlüsse eingestreut sind". Diese Definition kann uns keineswegs befriedigen. Meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen während des Studiums der Histologie des Blutes und weiters die Untersuchungen Altmann's[3]), der bekanntlich durch seine Methode gezeigt hat, dass man mit Hilfe bestimmter Vorbereitungen in den Zellen aller Organe Körnungen darzustellen vermag, veranlassen mich, die Granulierung als eine Grundeigenschaft des Protoplasmas anzusehen. Wenn wir auch das lebende Protoplasma

[1]) J. Weiss, Wiener med. Presse, l. c.

[2]) Handbuch der Gewebelehre. Leipzig 1889, VI, A.

[3]) R. Altmann, Die Elementarorganismen und ihre Beziehungen zu den Zellen. Leipzig 1890.

als eine zähflüssige Substanz componiert aus Körpern unbekannter Zusammensetzung und verschiedenen Aggregatzustandes definieren — Proteinsubstanzen enthaltend, deren Structurformel unserem Verständnisse gegenwärtig noch völlig entrückt sind —, so können wir anderseits sicher die Meinung vertreten: dieses Protoplasma hat in den meisten Zellen die Fähigkeit, seinen Aggregatszustand derart zu verändern, sein Stoffgemenge, dem wir aus allgemein biologischen Gründen keine fixe Structur zuschreiben, ordnet sehr häufig seine Molecüle derart an, dass ein Theil des Zellinhaltes die Granulumform annimmt.[1]) Es gelingt uns dann, je nach der Art des inneren, d. h. chemisch-physikalischen Zustandes der Zelle, in ihrer Grösse und Form verschiedene Körnungen mit Hilfe bestimmter Methoden darzustellen. Dieser Anschauung, unseren heutigen Kenntnissen am besten angepasst, entspricht auch die Definition von Schwarz[2]), denn dieser erklärt „das Cytoplasma als eine Mischung verschiedener Substanzen, in welcher unter Umständen eine Trennung fester, zäher und flüssig gelöster Substanzen eintreten könne . . .“ Der besonderen Art dieser Trennung verdanken wir die verschiedenen Structurbilder: Netzstructur, Fadenstructur, Granulastructur. Schon im lebenden Zustande kann diese Trennung stattfinden — sie entspricht dann wahrscheinlich gewissen biologischen Zwecken —, an Präparaten wird sie durch das Härtungs- und Färbeverfahren verwischt, wieder hergestellt oder erst recht deutlich gemacht. In anderen Zellen hat diese

---

[1]) Griesbach (Beiträge zur Kenntnis des Blutes. Archiv f. d. ges. Physiologie. 4, pag. 473) spricht sich, wie ich bei der nachträglichen Lectüre seiner Arbeit erfuhr, für eine ganz ähnliche Auffassung aus. Die sogenannten Körner der Krebsblutzellen sind keine selbstständigen Gebilde, sondern werden lediglich durch den Formenwechsel und die Contractionserscheinungen der Zellsubstanz vorgetäuscht. Der Autor leugnet einerseits die Präexistenz der Granulastructur, hält aber anderseits an der Netzstructur fest. Das Erscheinen von Granula ist nur eine besondere Contractionserscheinung von Seiten des Gerüstwerkes oder der Zwischensubstanz. Griesbach fordert eine gründliche Revision der Ehrlich'schen Lehre von den Zellgranulationen. Ich muss in der Hauptsache der Griesbach'schen Ansicht beistimmen, divergiere aber insoferne davon, indem ich auch die Annahme einer präexistierenden Netzstructur nicht für nothwendig halte.

[2]) Schwarz, l. c. pag. 136.

Trennung in vivo nicht stattgefunden, aber es ruht in ihnen die Fähigkeit, sie zu vollziehen, die mikroskopischen Untersuchungsmethoden erzeugen dann erst die „Structur", indem sie dieser Fähigkeit entsprechen.

Schwarz hat ferner gezeigt, wie man mit Fällungsmitteln auch in „nicht lebender Substanz differente Structuren" zu erzeugen vermag. Nimmt man getrocknetes Hühnereiweiss, löst es in Wasser und setzt nach vollzogener Filtration Alkohol absol., 1%ige Picrinsäure, Flemming'sche Mischung u. A. zu, so erhält man einen feinkörnigen Niederschlag. Ist das Eiweiss dickflüssiger, so entstehen Körnchen, die in einer Grundmasse liegen und sich zu gebogenen Stäbchen vereinigen. Bei der Fällung von Peptonlösungen erhält man wesentlich dieselben Bilder, nie hat die Art des Fällungsmittels einen besonderen Einfluss auf das Aussehen des Niederschlages. Gewöhnlicher Tischlerleim gibt bei der Fällung mit Alkohol keinen feinkörnigen Niederschlag wie Eiweiss und Pepton, sondern runde Tröpfchen, dagegen entsteht ein schönes Gerüst, sobald die Leimlösung sehr concentriert war. Löslicher Leim (Traube's β-Leim) gibt in sehr verdünnter Lösung mit 0·5 Procent Gerbstoff ein weitmaschiges Fibrillennetz, dessen Fibrillen deutlich körnig erscheinen, während in Wasser gelöster Gummi bei Alkoholzusatz einen fein granulierten Niederschlag liefert.

Die verschiedenen Gerüstfibrillen- und Netzformen des Cytoplasmas können also auch aus nicht organisierten Flüssigkeiten und Substanzen erzeugt werden, wie es Schwarz zu zeigen gelungen ist, womit zugleich nach Schwarz bewiesen wurde, dass man nicht berechtigt ist, aus den an fixierten Zellen auftretenden Bildern auf eine bestimmte Structur zu schliessen.

Diese Erfahrungen, auf die Histologie des Blutes übertragen, zeigen, wie vorsichtig man in der Deutung der Structurbilder von Erythrocyten und Leucocyten zu verfahren habe. Löwit[1]), der dieser Thatsache zu wenig Rechnung trug, hat mittelst einer von ihm angewandten Methode (Auffangen des Blutes in verdünnter Pacini'scher Flüssigkeit und Färbung des feuchten Blutes mit

[1]) Löwit, Die Umwandlung der Erythroblasten in rothe Blutkörperchen. Bd. XCV, III.

Carminlösung), wie Ehrlich[1]) behauptet, nicht das Bild von Blutkörperchen, sondern nur kaum zu analysierende Deformationen dargestellt.

Ehrlich nimmt an, dass die einkernigen Leucocyten gar keine Körnung zeigten. Ich glaube, dass diese Behauptung eine wesentliche Einschränkung erfahren dürfte, wenn man die Schilderung des Zellleibes mononucleärer Leucocyten nach einfacher Methylenblaufärbung, wie sie uns Wertheim[2]) beschreibt, in Betracht zieht. Mit Hilfe einfacher Methylenblaufärbung, besonders mit Löffler's Methylenblau, gelingt es, Körnungen in mononucleären Zellen darzustellen, die wir durch die Ehrlich'schen Färbungsmethoden nicht zur Ansicht bekommen. Erinnern wir uns an das, was ich bezüglich der Körnung der Zellen mit eosinophilem Plasma und betreffs der Dahliafärbung vorgebracht habe, so dürfte der Zusammenhang dieser Thatsachen wohl klar sein.

„Von Anfang an," sagt Ehrlich[3]), „ging mein intensivstes Bestreben dahin, die biologische Bedeutung der Körnung klarzulegen. An erster Stelle kam es mir darauf an, zu zeigen, dass verschiedenen Zellen auch verschiedenartige Granula zukämen, die nicht nur durch ihr färberisches Verhalten, sondern auch durch eine verschiedenartige Reaction gegenüber Lösungsmitteln auseinandergehalten werden können." Ehrlich erklärt alle Arten von Granulis für specifisch und er räumt selbst ein, dass diese Anschauung im Gegensatze zu den Ideen steht, welche Altmann[4]) in seinen Studien über die Zellgranula entwickelt hat. Altmann wies nach, dass in allen Zellgattungen echte Granula sich nachweisen lassen, die verschiedensten Protoplasmen setzen sich aus Granulis zusammen — das Granulum ist die morphologische Einheit der lebenden Materie. Indem also Altmann nachwies, dass in verschiedenen Zellen mit Hilfe eigenartiger Methoden sich Grannla darstellen lassen, eine Thatsache, die man ja nicht leugnen kann, da uns Alt-

[1]) Ehrlich, Farbenanalytische Untersuchungen, l. c. pag. 109.

[2]) Wertheim, l. c.

[3]) Ehrlich, Zur Geschichte der Granula.

[4]) Altmann, Die Elementarorganismen und ihre Beziehungen zu den Zellen, l. c.

mann die histologischen Bilder liefert und demonstriert, so muss wohl Jeder zugestehen, dass der Begriff Ehrlich's von der specifischen Eigenart der Granula und von der Bedeutung der in den Zellleibern aufgehäuften Körnungen durch die gelieferten Thatsachen bedeutend erschüttert wurde. Ehrlich polemisiert auch gegen die Anschauung Altmann's, die Körner seien Ozonophoren, sie dienten zur Sauerstoffübertragung, um Oxydations- und Reductionsprocesse auszuführen. Doch diese sicherlich etwas barocke Idee hat Altmann in seinem neuesten zusammenfassenden Werke gänzlich aufgegeben, es ist also kein Grund mehr vorhanden, dieselbe als Angriffspunkt zu wählen, um die gesammten Altmann'schen Anschauungen zu bekämpfen. Statt dieser Hypothese von den Ozonophoren hat Altmann eine andere Hypothese aufgestellt. Er bezeichnet die Granula als Bioblasten und definiert das Protoplasma als eine Colonie von Bioblasten, er vertritt die Meinung, dass die verschiedenen Zellarten „in jenen geschichtlichen Perioden, die den mikroskopischen Elementen gerade so eigen sind wie der groben Form der Lebewesen aus einer Zusammenhäufung von Granula entstanden seien, deren Form und Gestalt heute noch exsistiert als selbstständige Lebewesen, als Mikroorganismen". Ich[1]) habe bereits früher die eben kurz skizzierte Hypothese ausführlich referiert und habe mich bemüht, zu zeigen, zu welchen Schlüssen wir gedrängt werden, wenn wir die Altmann'sche Bioblastenhypothese zur Erklärung der Körnungen in den Leucocyten zur Anwendung bringen. Ich muss mich jedoch dagegen verwahren, als ob ich die absolute Berechtigung und Richtigkeit der Altmann'schen Hypothese anerkennen würde, dazu fehlt es in der That noch an hinreichenden Beweisen, aber die Thatsache, die Altmann gefunden hat, dass man in allen Zellgattungen Granula darstellen könne — bleibt bestehen, daran kann nichts weggeleugnet werden. Mit dieser Thatsache fällt aber auch nach meiner Ansicht die Deutung der Leucocytenkörnung als specifische Function dieser Zellen, wie sie Ehrlich vertritt. Das, was specifisch ist, kann nur die verschie-

[1]) J. Weiss, Das Vorkommen und die Bedeutung der eosinophilen Zellen und ihre Beziehungen zur Bioblastentheorie Altmann's, l. c.

dene Darstellung sein, und diese Differenz lässt in der That auf chemische und physikalische Verschiedenheiten in der Zusammensetzung der Protoplasmaleiber schliessen.

Auf Grund der oben ausführlich mitgetheilten Untersuchung von Fr. Schwarz gewinnt man die Ansicht, dass eine Körnung innerhalb eines Zellleibes den morphologischen Ausdruck einer Scheidung flüssiger und fester Bestandtheile des Zellprotoplasmas vorstelle. In der Zelle selbst liegt das Bestreben, diese Trennung zu vollziehen — durch künstliche Methoden kann sie noch deutlicher sichtbar gemacht werden — in verschiedener Weise je nach der Natur des Protoplasmaleibes. Es ist heutzutage noch gar kein Grund vorhanden, eine bestimmte Organisation der Zelle anzunehmen. Wir unterstützen die Erklärung verschiedener Zellfunctionen vielmehr durch die Annahme, die lebende Zelle stelle ein hoch compliciertes Stoffgemisch dar, begabt mit den labilsten Eigenschaften — morphologisch und chemisch. Ein organisierter Körper mit bestimmten, verschiedenen Functionen dienenden Bestandtheilen kann sich nur innerhalb sehr eng gesteckter Grenzen ändern, wenigstens nicht in seinem grob anatomischen Aufbau, sondern nur mit und innerhalb seiner Zellen. Schreiben wir nun den Zellen selbst eine feste Organisation zu, so berauben wir sie ihrer hochgradigen Labilität, jener wichtigsten Eigenschaft, welche die Grundlage ihres Lebens und des Lebens jener Organismen bildet, an deren Zusammensetzung sie Antheil haben. Das, was wir innerhalb der Zellen sehen, ist die Granulabildung — die modernsten Theorien über Zellorganisation bauen sich in der That auf diese „Structurbilder" auf, nicht nur Altmann's Bioblastenhypothese, sondern nicht minder Wiesner's[1]) Plasomentheorie. Der Bioblast Altmann's identificiert sich im Wesen mit dem Plasom Wiesner's. Die Körnung in den Zellen — eine Aufspeicherung von Reservestoffen (Ehrlich) —, der Ausdruck einer bestimmten Zellorganisation (Altmann), oder nach meiner bescheidenen Meinung, sich an die Schwarz'sche Anschauung anlehnend eine Scheidung verschieden geformter und chemisch differenter Substanzen, auf ver-

[1]) Wiesner, Die Elementarstructur und das Wachsthum der lebenden Substanz. Wien 1892.

schiedene Ursachen zurückzuführen und verschiedenen Zwecken dienend.

Warum feine und grobe Körnungen in den Zellen auftreten, muss die vergleichend histologische Untersuchung zur Lösung bringen. Die Anhäufung grober Granula innerhalb der Zellleiber sehen wir überall dort, wo gewisse Umwandlungs- und Entwicklungsprocesse, die den Zellleib betreffen, vor sich gehen. Ich verweise auf die als Keratin- und Eleidinkörner beschriebenen Zellinhaltsstoffe, die wir in jenen Zellen sehen, die sich zur Verhornung anschicken, ich erwähne ferner die Pigmentbildung, die sich in Körnerform vollzieht, ich berücksichtige die Körner, die als Vorläufer der Fettbildung innerhalb der Zellen auftreten. Es muss Aufgabe einer besonderen Arbeit sein, die detaillierten Angaben über diese Thatsachen zu liefern. Zum Verständnis der schwebenden Frage genügt es, hervorzuheben, dass sich die verschiedensten stofflichen Umwandlungen innerhalb des Zellleibes unter dem Bilde der Granulastructur vollziehen. Es darf uns deshalb nicht wundern, wenn wir grob granulierte Zellen an den verschiedensten Stellen des Körpers finden und wenn wir nach W. v. Gerlach im subcutanen Fettgewebe zwischen den Fettzellen Körnerzellen und freie Körner finden, so müssen wir deshalb nicht in die absurde Idee verfallen, wie sie Gerlach[1]) vertritt: Die Körner seien eingekapselte und aufbewahrte Mikroorganismen von allen jenen Infectionskrankheiten, welche der Mensch seit seiner Geburt überstanden hat(!) — es wird sich nach dem Gesagten eine viel einfachere und natürlichere Erklärung finden. Es ist eine absolute Thatsache: Mit dem Sichtbarwerden der Granula vollziehen sich die verschiedensten stofflichen Umwandlungen des Protoplasmas.

Die eosinophilen Zellen, d. h. die grobgekörnten Zellen des Blutes reihe ich auch in diese Gruppe von Körnerzellen ein, es muss sich in ihnen eine stoffliche Veränderung des Zellplasmas vollziehen und es berührt eine andere Frage, ob dies den bestimmten Zweck hat, ein bestimmtes Product zu liefern, wie z. B. das Hämoglobin — eine Ansicht, die neuester Zeit wieder ver-

[1]) W. v. Gerlach, Virchow's Archiv. 1891.

theidigt wurde [1]) — oder ob wir es mit einem Entwicklungsstadium zu thun haben, wir sie als Bioblastenzoogloen definieren können im Sinne Altmann's, wie ich dies andernorts des Näheren ausgeführt.

Auf Grund dieser eben angeführten allgemeinen Anschauung leugne ich, dass die eosinophilen Zellen nur dem Blute zukommende specifische Elemente, ich leugne, dass dieselben nur in den Geweben, welche bis zur Gegenwart wenigstens als alleinige Blutbildungsstätten gelten, gebildet werden. Wir finden in den verschiedensten Secreten und Excreten grob granulierte Zellen, begabt mit der Eigenschaft, reichlich in ihren Körnern Eosin zu speichern, und ich habe bestimmte Anhaltspunkte dafür, anzunehmen, dass dieselben nicht aus dem Blute in's Secret übergegangen sind [2]), ich halte für ihre Bildungsstätte die Zellen des secernierenden Organes — gleichgiltig, ob wir Sputum, Nasenschleim, Sperma oder ein anderes Untersuchungsobject wählen.

Die Histologie des Blutes führt uns demnach von einem streng begrenzten Gebiet — auf das weite Feld allgemeiner histologischer Forschung, wir müssen gewisse Grundbegriffe der Zellnatur definieren, um die bistologischen Elemente des Blutes zu verstehen und nach ihren Functionen zu deuten. Wir werden veranlasst, die morphologischen, chemischen, biologischen Eigenschaften des Protoplasmas zu studieren — wollen wir Einsicht bekommen in die Erkenntnis gewisser Zellformen, ihrer Gestalt, ihrer chemischen Zusammensetzung und der Function ihrer Materie.

Wien, Ende Februar 1892.

---

[1]) Bannwarth, Untersuchungen über die Milz. Archiv für mikroskopische Anatomie. 1891, Bd. XXXVIII, Heft 3.

[2]) Im Sputum und im Nasenschleim einer an Influenza erkrankten Leukämie-Patientin fand ich nur ganz vereinzelte eosinophile Zellen, während dieselben im Blute sehr reichlich waren.

IV.

Zur Frage nach dem Ursprung des Pigments.

Von

Ferdinand Winkler,

Demonstrator am k. k. embryologischen Institute in Wien.

Die Frage nach der Entstehung des Pigmentes, sowohl unter normalen als unter pathologischen Verhältnissen, wurde in den letzten Jahren mehrfach erörtert und verschieden beantwortet.

Bis in die neueste Zeit galt allgemein die Ansicht, dass das Pigment aus dem Blute stamme. Vereinzelte Autoren wollten neben dieser Entstehungsweise noch seine Bildung aus dem Protoplasma gelten lassen. Nur Mertsching (Histologische Studien über Keratohyalin und Pigment. Virchow's Archiv. Bd. 116) nahm dafür einen metabolischen Ursprung an und erklärte das Pigment für ein Degenerationsproduct des Zellkernes.

Erst Jarisch (Ueber die Anatomie und Entwicklung des Oberhautpigmentes beim Frosche. Archiv für Dermatologie und Syphilis. 1891) hat sich in entschiedener Weise gegen die Blutabstammungslehre gewendet und nachzuweisen gesucht, dass das Pigment kein Abkömmling des Blutfarbstoffes sei.

In der neuesten Zeit hat Schwalbe im naturwissenschaftlich-medicinischen Verein zu Strassburg einen Vortrag „über die Hautfarbe der Menschen und der Thiere" gehalten (Wiener klinische Wochenschr. 1892, Nr. 1), in dem er sich auf Grundlage seiner Untersuchungen des Farbenwechsels winterweisser Thiere den Angaben von Jarisch anschliesst.

Ehrmann hat aber in einem neuen Aufsatze (Zur Kenntnis von der Entwicklung und Wanderung des Pigments bei den Amphibien. Archiv für Dermatologie und Syphilis 1892) gegen die Schlussfolgerungen von Jarisch Stellung genommen und dessen Beweise zu entkräften gesucht, um die Ansicht vom hämatogenen Ursprunge des Pigments zu halten.

Der Lehre vom Ursprunge des Pigmentes aus dem Blute hat Nothnagel (Zur Pathologie des Morbus Addison. Zeitschrift für klinische Medicin. 1885) in folgenden Worten Ausdruck gegeben: „In hohem Masse weist die Anhäufung der Pigmentzellen um die Gefässe und das theilweise directe Aufsitzen auf der Scheide derselben auf die Blutabstammung hin. Wenn man so oft diesem Verhalten begegnet, so legt es selbstverständlich den Schluss nahe, dass diese beweglichen Zellen das Pigment aus dem Blute entnehmen."

Die historische Uebersicht, welche List (Ueber die Herkunft des Pigments in der Oberhaut. Biologisches Centralblatt. Bd. 10) über die auf diesem Gebiete erschienenen Arbeiten liefert, zeigt, dass es besonders die Ergebnisse der pathologisch-anatomischen Forschung sind, welche eine Beziehung der Pigmentzellen zu den Blutgefässen annehmen lassen. Man brachte die Entstehung des Pigmentes mit den Blutkörperchen in Zusammenhang, wenn auch die Anschauungen über die Art und Weise dieses Zusammenhanges erheblich von einander abweichen.

Langhans (Virchow's Archiv. Bd. 49) sah bei einem Melanom der Cornea die pigmentierten Geschwulstzellen um die Gefässe herumliegen und meinte, dass sich um die Blutextravasate zahlreiche contractile Zellen ansammeln, welche die rothen Blutkörperchen in sich aufnehmen und in Pigment verwandeln.

Gussenbauer (Virchow's Archiv. Bd. 63) fand bei melanotischen Sarcomen und einfachen Melanomen der Haut die Pigmentzellen nach dem Verlaufe der Blutgefässe geordnet und sprach seine Ansicht über die Pigmentbildung dahin aus, dass sich Thromben bilden und der Blutfarbstoff auf dem Wege der Diffusion das Gefäss verlasse, von den umliegenden Gewebszellen aufgenommen und zu Pigment umgewandelt werde.

Demiéville (Ueber die Pigmentflecke der Haut. Virchow's Archiv. Bd. 81) untersuchte Lentigines und fand die Gefässe theilweise verengt, theilweise ganz verschlossen; in ihrer Nähe sah er das Pigment angehäuft, dessen Form schon an rothe Blutkörperchen erinnerte und den Schluss nahelegte, dass das Pigment aus dem Blute stamme.

Birnbacher (Ueber die Pigmentierung melanotischer Sarcome. Centralblatt für praktische Augenheilkunde. 1884) gibt an, die Pigmentbildung sowohl in Blutextravasaten als innerhalb der Blutgefässe beobachtet zu haben. In Blutextravasaten sah er sowohl runde als auch polygonale Zellen, welche entweder noch völlig unversehrte oder doch schon in Stücke zerfallene Blutscheiben in sich aufgenommen hatten. Ausserdem konnte er Gefässe beobachten, deren Lumen streckenweise von an einander gedrängten, abgeplatteten rothen Blutkörperchen vollgepfropft war; unmittelbar daran lagen Stücke zerfallener Blutkörperchen neben feinen Pigmentkörnchen.

Riehl (Vierteljahrsschrift für Dermatologie und Syphilis, 1884 und Zeitschrift für klinische Medicin. 1886, Bd. 10) fand bei entzündlichen und neoplastischen Vorgängen, die mit einer Pigmentierung einhergehen, in der nächsten Umgebung der Blutgefässe pigmentgefüllte Wanderzellen; bei Morbus Addisonii fand er in der Nachbarschaft der Gefässe Ansammlungen rother Blutkörperchen, aus deren Zerfall er das Pigment entstanden glaubt.

Auch Krause (Beiträge zur Kenntnis der Haut des Affen. 1888) fand in der Afterhaut von Cynocephalus zwischen den Blutzellen und den Pigmentzellen der Cutis innige Beziehungen.

List selbst glaubt „zweifellos den Beweis geführt zu haben, dass das Pigment durch Degeneration der rothen Blutkörperchen schon innerhalb der Gefässe gebildet wird". Er meint, dass sich zuerst die Zellsubstanz und dann der Kern des Blutkörperchens in Pigmentkörnchen verwandle, dass sich das so gebildete Pigment zu kleineren und grösseren Klümpchen zusammenballe und dann durch die Wandung des Gefässes nach aussen befördert werde.

Ehrmann (Archiv für Dermatologie und Syphilis. 1891) hebt hervor, dass das Pigment zwar aus dem Blutfarbstoffe entstehe, dass aber die Bildung des Pigmentes aus dem Hämoglobin

nicht blos eine chemische Function sei, dass sie vielmehr vom lebenden Protoplasma ausgehe, allerdings aber das Material dazu aus dem Blute beziehe und in sich verarbeite.

Kaposi wies hingegen in einem bei dem X. internationalen Congresse in Berlin gehaltenen Vortrag (Ueber die Pathogenese der Pigmentierungen und Entfärbungen der Haut. Archiv für Dermatologie und Syphilis. 1891) darauf hin, dass die Theorie vom hämatogenen Ursprunge des Pigmentes vom klinischen Standpunkte aus als unzureichend erkannt werden muss. Er lässt sie zwar für die verschiedenartigen Erytheme gelten, hält sie jedoch zur Erklärung der Thatsache, dass chemische Toxica zwar eine gleich intensive Hyperämie, aber eine ganz ungleichmässige Pigmentierung, ja sogar Pigmentschwund erzeugen können, für nicht ausreichend. Ebenso bezweifelt er, dass die Pigmentierungen bei Schwangeren und die Pigmententwicklung in den Pigmentsarcomen und Pigmentcarcinomen auf hämatogenem Wege zu Stande gekommen sein können. Auch aus der Constanz der normalen Hautpigmentierung schliesst er, dass die Retezellen nicht nur eine passive Rolle spielen, indem sie Pigment aufnehmen, sondern dass sie auch Pigmentbildner sind, und dass sie diese Function unter dem Einflusse von Nerven ausüben.

Ehrmann scheint die Unzulänglichkeit der Annahme eines ausschliesslich hämatogenen Ursprunges wohl gefühlt zu haben, da er die Bemerkung macht: „Zur Bildung von Pigment genügt nicht die Anwesenheit von Blutfarbstoff, es ist dazu auch eine specifische Zellenthätigkeit nothwendig."

Oppenheimer (Beiträge zur Lehre der Pigmentbildung in melanotischen Geschwülsten. Virchow's Archiv. Bd. 106), der sich im Wesentlichen auf den Langhans'schen Standpunkt stellt, sieht sich ebenfalls genöthigt, die Allgemeingiltigkeit der Lehre von dem Zusammenhange zwischen Pigment und Blut einzuschränken; er theilt die melanotischen Sarcome in zwei Reihen, in deren einen Reihe „die Pigmentbildung von örtlich beschränkten Bedingungen abhängt, und zwar von Bedingungen, welche theils auf die Blutgefässe, theils direct auf die rothen Blutkörperchen hinweisen; bei der zweiten Reihe dagegen lasse sich zum mindestens gerade im Anfang der Pigmentbildung eine solche enge

Beziehung zu den Gefässen nicht feststellen, sondern die Pigmentbildung erfolge unabhängig von denselben".

Ebenso schreibt Caspary (Ueber den Ort der Bildung des Hautpigmentes. Archiv für Dermatologie und Syphilis. XXIII, 1891) den basalen Epithelzellen die Fähigkeit zu, selbständig Pigment zu bilden; er nimmt an, dass für das Pigment der Oberhaut zweierlei von einander unabhängige Quellen bestehen, die aber keineswegs gleichzeitig zu fliessen brauchen, nämlich die Einwanderung der Pigmentzellen aus dem Corium und die Bildung des Pigmentes aus der Epidermis selbst.

Jarisch wendet sich in der oben angeführten Arbeit sowohl gegen den indirecten Beweis von Nothnagel, Riehl, Demiéville, Langhans und Gussenbauer, welche aus dem anatomischen Verhalten der Pigmentzellen zu den Blutgefässen Schlüsse ziehen, als auch gegen den directen Beweis von Birnbacher und List, die aus dem Zerfall von rothen Blutkörperchen den hämatogenen Ursprung des Pigmentes zu beweisen suchen.

Um den directen Beweis zu entkräften, weist er darauf hin, dass an Flachschnitten leicht der Nachweis gelinge, dass zwischen den Pigmentzellen und den Blutgefässen keine so engen Beziehungen bestünden, als bisher angenommen wurde. Auch v. Planner (Vierteljahrsschrift für Dermatologie und Syphilis. 1887), der Pigmentflecke untersuchte, stellt eine nähere topographische Beziehung des Pigmentes zu den Blutgefässen in Abrede; die Gefässlumina fand er, im Gegensatze zu Demiéville, niemals verschlossen. — Dem directen Beweise setzt Jarisch die Meinung entgegen, dass die dunklen Zeichnungen, welche häufig innerhalb der rothen Blutkörperchen zu beobachten sind, durch Eindringen von Luft erzeugt werden und mit Pigmentkörnchen nichts zu thun haben.

Er führt nun an den Larvenzähnen der Batrachier den Nachweis, dass das Pigment auf metabolischem Wege zu Stande komme, also ein Product des Protoplasmas sei. Uebereinstimmend mit Cornil und Ranvier findet er an Froschlarven zu einer Zeit, in welcher sie noch kein rothes Blut haben, in den Oberhautzellen schwarzes, körniges Pigment, das somit nicht vom Blutfarbstoff abstammen kann. — In jenen Larvenstadien,

in denen eine Differenzierung noch nicht stattgefunden hat, findet er im Bereich der pigmentierten Zellen der obersten Epidermislage Dotterplättchen mit bräunlichem Farbenton, in denen Granula auftreten, welche allmälig die Farbe und Beschaffenheit des braunen körnigen Pigments annehmen.

Auch List beobachtete an Forellenembryonen die Bildung des braunen körnigen Pigmentes aus dem Dotter. Aehnliche Beobachtungen machten Kupffer (Beobachtungen über die Entwicklung der Knochenfische. Archiv für mikroskopische Anatomie. Bd. 4) und Wenckebach (Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Knochenfische. Archiv für mikroskopische Anatomie. Bd. 28) an einer Reihe von Knochenfischen, bei denen sich die künftigen Pigmentzellen von den Zellen des Keimsaumes loslösen und über die Dotterfläche gleichmässig verbreiten.

Beobachtungen über die Pigmentbildung in ganz frühen Stadien liegen bisher nur von Stricker, von Schenk und von Cattaneo vor.

Stricker (Untersuchungen über die ersten Anlagen in Batrachiereiern. Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie. 1861) hat darauf aufmerksam gemacht, dass an den Eiern der Batrachier die oberflächlichste Schichte, das eigentliche Hornblatt, schon in den frühesten Stadien dunkler gefärbt sei als alle tiefer liegenden Zellen.

Schenk (Die Vertheilung des Farbstoffes im Eichen während des Furchungsprocesses. Sitzungsber. der kais. Akad. der Wissensch. 1876, Bd. 73) fand im Dotter der Eier von Echinus saxatilis deutlich contourierte, verhältnismässig grössere, röthliche oder röthlich-violette Theilchen. Wenn nach einer erfolgreichen künstlichen Befruchtung das Keimbläschen geschwunden ist, rücken die einzelnen gefärbten Theilchen mehr gegen den Rand des Eichens. Bei Fortschritt des Furchungsprocesses erscheinen die Furchungsstücke an der Oberfläche dunkler als in der Mitte. Bei Beginn der Darmbildung liegen die dunklen Furchungskugeln an der äussersten Circumferenz des Eichens.

Uebrigens findet sich eine für die Frage der Pigmentbildung ausserordentlich wichtige, merkwürdigerweise bisher stets übersehene Bemerkung bereits in Schenk's „Lehrbuch der vergleichenden Embryologie der Wirbelthiere" (Wien 1874) vor:

„Bei einigen Eiern, wohin besonders die Eier der Kröten und Frösche zu rechnen sind, beobachtet man in den Elementen der äusseren Schichte des äusseren Keimblattes Ablagerungen von Pigmentkörnchen, die längs der ganzen Oberfläche des Embryonalleibes ausgebreitet sind. Diese schwinden an der umschriebenen Stelle des Auges, indem sie zur Epithelbildung für die äussere Fläche der Cornea verwendet werden, kurze Zeit, nachdem die Linsenblase abgeschnürt ist."

Cattaneo (Sviluppo e disposizione delle cellule pigmentali nelle larve di Axolotl. Boll. Sc. Pavia 1868) hat Entwicklungsstadien von Siredon untersucht und gefunden — ich citiere nach List —, dass das Pigment bei Siredon direct vom Eie stamme, dessen Dotter an der Peripherie schwarze und gelbe Pigmentkörnchen besitzt.

Genauere Aufschlüsse über die Vertheilung des Pigmentes im Ei bietet die Untersuchung der Eier von Bufo cinereus in aufeinander folgenden Entwicklungsstadien.

Was die Untersuchungsmethode anbelangt, erlaube ich mir, auf die Unzweckmässigkeit hinzuweisen, das Material in einer Chromsäure von gewöhnlicher Concentration zu härten. Diese entfärbt das Pigment. Nur äusserst verdünnte Chromsäurelösungen oder Alkohol oder Sublimat sind für unsere Zwecke als Härtungsflüssigkeiten zu verwenden.

Das Pigment findet sich im Ei schon vor Einleitung der Furchung; es liegt im äussersten Umkreis und zieht von der Oberfläche gegen die Tiefe, als ob es die Grenze der späteren Furchungskugeln anzeigte; die erste Anlage der Furchung spricht sich also in der Ablagerung des Farbstoffes aus. Die Dotterplättchen sind an der Stelle der Pigmentablagerung selbst und in deren nächsten Umgebung viel kleiner als in den übrigen Theilen des Eies, wo ihre Grösse schwankt, da die Vermehrung der Oberfläche der Furchungszellen durch ein Sichvergrössern der Dotterplättchen veranlasst wird, und letztere nur stellenweise im Innern der Zellen sehr klein und punktartig bleiben; an den pigmentierten Stellen sind aber die Dotterplättchen durchwegs klein.

Wenn sich die ersten Furchungsstücke gebildet haben, findet man das Pigment an deren Oberfläche, es zieht sich von der Furchungslinie zwischen die Dotterplättchen hinein. Die äusserste Zone der in der Nähe der Furchungslinie liegenden Dotterplättchen scheint das Material zur Vermehrung des Pigments zu liefern. Die Pigmentlage an den Furchungslinien verdickt sich, die Verdickung entsteht theils durch vollständigen Schwund, theils durch Zerfall der Dotterplättchen. Der Zerfall spricht sich in doppelter Weise aus, erstens darin, dass das neugebildete Pigment als eine feinkörnige Masse erscheint, und zweitens darin, dass die Dotterplättchen in der nächsten Umgebung der Pigmentmasse bedeutend kleiner sind, als die anderen, was den Eindruck macht, als ob die Dotterplättchen zerstückelt wären. Daraus lässt sich folgern, dass die Dotterplättchen das Material für die Pigmentbildung in dem Eie abgeben. Freilich findet man auch im Innern Pigmentkörnchen zerstreut; von diesen lässt sich aber in diesem Entwicklungsstadium nicht mit Gewissheit bestimmen, ob sie durch die Schnittführung nach innen gerissen wurden, oder ob sie wirklich präformierte, zerstreut liegende Farbstoffkörnchen sind.

Wenn die Furchung weiter fortgeschritten ist und zum Morulastadium geführt hat, finden sich die Pigmentkörnchen sowohl um den Kern der Furchungskugel herum als auch in ihrem ganzen Protoplasma.

Im Blastulastadium finden sich bereits pigmenthaltige und pigmentfreie Furchungskugeln. Die an der Oberfläche liegenden und die gegen die Blastulahöhle gekehrten Furchungskugeln sind stark pigmentiert; die am oralen Pol befindlichen Furchungskugeln sind entweder vollständig pigmentfrei oder enthalten nur sehr geringe Mengen von Pigmentkörnchen. Beide Arten von Furchungskugeln unterscheiden sich durch die Beschaffenheit ihrer Dotterplättchen; in den pigmenthaltigen sind die Plättchen theilweise zerfallen, theilweise ganz klein, die pigmentlosen hingegen enthalten grössere Dotterplättchen.

Mit der Entwicklung der Keimblätter ändert sich das allgemeine Bild, trotzdem sich die Einzelverhältnisse im wesentlichen gleich geblieben sind. Man kann bei selbst schwacher Vergrösserung deutlich erkennen, dass die drei Keimblätter sich

durch ihren Farbstoffgehalt von einander unterscheiden. Am stärksten ist das Ectoderm, am schwächsten das Mesoderm pigmentiert. Untersucht man nun die Pigmentvertheilung in der centralen Dottermasse, so findet man nahezu in jeder Furchungskugel die Pigmentkörnchen in ähnlicher Weise auf der Oberfläche vertheilt, wie dies in den früheren Stadien an den grösseren Furchungsabschnitten zu sehen war. Es gleicht das Bild einer Specialkarte, in welcher die einzelnen Bezirke durch farbige Linien von einander abgegrenzt sind. Die feinkörnige Pigmentmasse erscheint als dunkle Zwischensubstanz im Zellenmosaik; es erinnert dies an die Zeichnungen, wie sie an Membranen entstehen, die man mit Silberlösungen behandelt und dem Sonnenlichte aussetzt.

Das Ectoderm zeichnet sich durch den intensiven Pigmentreichthum seiner oberflächlichen Schichte aus. Besonders jene Zellen, welche als epitheliale Schichte schon frühzeitig isoliert erscheinen, sind stark pigmentiert. Die tiefer gelegenen Zellen enthalten weniger Pigment; pigmentfrei sind sie aber nicht.

Dem Ectoderm kommt an Pigmentreichthum das Entoderm am nächsten. In diesem liegt die Hauptmasse des Pigmentes an der inneren Oberfläche. Die Elemente dieses Blattes sind anfangs platt und werden erst später cylindrisch. Die Dotterplättchen der oberflächlichen Schichte sind beträchtlich kleiner als die tiefer liegenden und werden von Pigment umgeben; dies lässt das Gefüge der oberflächlichen Zellenpartie viel dichter erscheinen. In den einzelnen Zellen liegen die Farbstoffkörnchen stellenweise dicht um den Kern, zumeist aber an der Oberfläche der Zelle. Wenn nun ein Theil der Zellen cylindrisch geworden und die Furchungshöhle von der Darmhöhle verdrängt ist, so erscheint an der inneren Oberfläche der die Darmhöhle begrenzenden Zellen ein schwarzer, dichter Pigmentstreifen, der an die Form des Saumes erinnert, den man bei den Epithelzellen des voll entwickelten Darmcanales findet.

Die Mesodermelemente besitzen gleichfalls Pigment, jedoch in geringerer Menge als die beiden anderen Keimblätter. Verhältnismässig am meisten Pigment findet sich in den Seitentheilen des Mesoderms, die sich an die centralen Dottermassen anschliessen; an den übrigen Stellen kommt es nur spärlich vor.

Das Material zur Anlage des Pigments ist also von Anfang an vorhanden, und die Vermehrung desselben geht schon in den frühesten Entwicklungsstadien vor sich. Der Zerfall der Dotterplättchen und die Verkleinerung der um die Pigmentmasse herumliegenden Elemente in den Furchungskugeln deuten mit hoher Wahrscheinlichkeit darauf hin, dass die Vermehrung und Neubildung des Pigments auf einer Umwandlung der Dotterplättchen beruht.

Seitdem Ehrmann und Aeby ihre Untersuchungen über das Oberhautpigment veröffentlichten, wurde allgemein angenommen, dass in Ectodermelementen kein Pigment gebildet werde, und Kölliker (Ueber die Entstehung des Pigments in den Oberhautgebilden. Zeitschrift für wissensch. Zoologie. Bd. 45) hat sich dieser Lehre vollständig angeschlossen. „In physiologischer Beziehung," lässt er sich vernehmen, „verdient am meisten Beachtung, dass die Bildung des Pigmentes vorwiegend an Elemente des mittleren Keimblattes gebunden erscheint und nicht an die Elemente der Oberhautgebilde."

Auch Riehl, Karg, Demiéville und Cohn stehen bezüglich der Abstammung des Pigments auf dem Standpunkt, dass „der Inhalt des Protoplasmas der Mesodermelemente geeignet ist, unter gewissen Bedingungen in Pigment umgestaltet zu werden, welches das Substrat für das Pigment der Ectodermgebilde abgibt" (Schenk, Grundriss der Histologie. 2. Aufl., pag. 106).

Ich kann die Richtigkeit dieser letzten Angabe nicht in Abrede stellen, zumal auch aus der Entwicklungsgeschichte die Bedeutung des Mesoderms für die Pigmentbildung abgeleitet werden kann. Stammt doch das Ei, bei dem der grösste Theil der Oberfläche pigmentiert ist (Frosch- und Krötenei), aus dem Mesoderm! Es muss demnach die Möglichkeit zugegeben werden, dass sich in den mesodermalen Elementen Pigment bilde. Ich muss aber hervorheben, dass das Pigment zu einer Zeit, da im Embryo noch keine Blutanlagen sichtbar sind, aber schon Organanlagen auftreten, sich vorwiegend in den ectodermalen und entodermalen Elementen, also den epithelialen Elementen,

vorfindet und hier jedenfalls bedeutend stärker angehäuft ist als in dem Mesoderm; freilich ist auch letzteres, wie aus der Schilderung meiner Präparate hervorgeht, nicht frei von Farbstoff.

Jarisch hat auch den Nachweis geführt, dass die verästelten Pigmentzellen der Froschhaut sich aus der Umwandlung von Elementen des äusseren Keimblattes entwickeln, und Kölliker hat in der oben angeführten Arbeit mindestens zugestanden, dass auch Elemente des Ectoderms Pigment zu bilden vermögen. Schwalbe hat in seinem jüngst gehaltenen Vortrag mitgetheilt, dass zur Herbstzeit bei den im Haarwechsel begriffenen Hermelinen sowohl Epidermis als Cutis vollständig pigmentlos seien, und dass im Frühlinge beim Eintritte der braunen Pigmentierung das Pigment nirgends in der Cutis angetroffen werden konnte; er zieht daraus den Schluss, dass das Pigment in der Epidermis selbständig entstehe.

Die Untersuchung der Entwicklungsstadien des Bufo cinereus ergibt, wie oben beschrieben, dass in allen drei Keimblättern Pigment gebildet werde. Gerade im Mesoderm, dessen Elementen Kölliker die Bildung des Pigments vorwiegend zuschreibt, findet sich anfangs die geringste Menge von Farbstoff. Die Hauptmasse der Pigmentbildung erscheint an das Ectoderm gebunden, obwohl auch den Entodermelementen eine wesentliche Rolle bei der Neubildung des Pigments zufallen dürfte.

Die Vermehrung des Farbstoffes steht in innigem Zusammenhange mit den Entwicklungsvorgängen im Embryonalleibe. Alle Formveränderungen, wie Ausstülpungen, Abschnürungen und Krümmungen in den einzelnen Keimblättern, besonders aber im Gebiete der Ectodermelemente, gehen mit einer Vermehrung der Pigmentkörnchen in den betreffenden Zellen einher. Der Wachsthumstrieb, der die Weiterbildung der Zellen veranlasst, vermehrt gleichzeitig das Pigment.

Besonders deutlich zeigt sich dies bei der Bildung des Nervensystems. Es verdickt sich das Ectoderm an einer umschriebenen Stelle und wird eingestülpt, um die Rückenfurche zu bilden; an dieser Stelle, welche die Anlage des künftigen Centralnervensystems darstellt, finden sich nun die stark pigmentierten Zellen in viel grösserer Zahl als in anderen Theilen der Ectoderm-

elemente. Ist der Entwicklungsprocess weiter gediehen und das Centralnervensystem vom übrigen Ectoderm abgeschnürt, so dass der Querschnitt ein Medullarrohr zeigt, so sind alle Zellen, welche das embryonale Centralnervensystem bilden, von Pigmentkörnchen erfüllt. Diese liegen zum grossen Theile an den Rändern der Zellen, so dass sich dadurch die dunkelgefärbten Zellgrenzen deutlich abheben. Jene Elemente der inneren Oberfläche des Medullarrohres, welche sich bei Bufo zu cylindrischen Zellen umgestalten, tragen das Pigment an dem freien basalen Antheil, der gegen die Höhle des Medullarrohres sieht. Querschnitte zeigen daher an der inneren Oberfläche des Medullarrohres einen stark dunkelgefärbten Saum, der die Höhle überzieht und dadurch erzeugt wird, dass die Hauptmasse des Pigments in den zusammenhängenden Zellen der Innenschichte des Medullarrohres an der der Höhle zugewendeten Fläche liegt. Wenn sich das Ectoderm vom Centralnervensystem abschnürt, so erscheinen bei den Batrachiern die Elemente der tieferen Lage des Ectoderms über der Abschnürungsstelle eine Zeit hindurch verdickt. Während und nach der Abschnürung sind diese Zellen dunkler pigmentiert als die anderen. Einzelne dieser Zellen werden durch das Pigment geradezu verdeckt und erscheinen deshalb ganz dunkel. Selbst jene Elemente des Mesoderms, welche sich von beiden Seiten her gegen den Rücken des Embryo um das Centralnervensystem herum erstrecken, sind stärker pigmentiert als die übrigen Theile des mesodermalen Gebietes.

Wenn nun das Medullarrohr jene Fortsätze aussendet, die nach Schenk den Ganglien entsprechen, so findet man sowohl in diesen Anlagen als auch in den später daraus hervorgehenden Gebilden einen auffallenden Reichthum an Pigment.

Auch in den übrigen Anlagen des Embryonalleibes zeigt sich bei dem Fortschreiten des Wachsthums eine Vermehrung des Pigmentes. In den Ausstülpungen auf der Oberfläche der Haut, aus denen die sogenannten Saugnäpfe hervorgehen, sind die Zellen so stark pigmentiert, dass die Oberfläche der Saugnäpfe dunkel erscheint.

Jene Verdickung an der äussersten Spitze der Extremitätenanlage, die nach Remak die Gesammtmasse der

Horngebilde für die ganze Oberfläche der späteren Phalangen enthält, zeigt ebenfalls auffallend dunklere Zellen als die benachbarten Gebiete aus derselben Keimanlage.

Daraus geht hervor, dass jeder einzelne Reiz, der die Zellen zu Wachsthumserscheinungen und Formveränderungen anregt, gleichzeitig eine Vermehrung der Körnchen in den pigmenthaltigen Zellen veranlasst. Die Beobachtungen über die Pigmentvertheilung in dem Gebiete des Ectoderms während der frühesten Bildungsvorgänge zeigen, dass die Neubildung des Pigmentes ohne Betheiligung des Hämoglobins vor sich geht; denn in diesen Entwicklungsperioden ist noch überhaupt keine Gefässanlage vorhanden.

Ich will noch hervorheben, dass die Umgestaltung der Augenblase zum Stratum pigmentosum chorioideae und zur Retina, also die Bildung des ganz local umschriebenen Chorioidealpigmentes ebenfalls zu einer Zeit vor sich geht, da noch keine Blutgefässe vorhanden sind.

Das Vorhandensein und die Vermehrung von Pigment ist somit in Stadien nachgewiesen, in denen von Blutbahnen noch keine Rede sein kann; es wurde auch gezeigt, dass selbst bereits vor der Zerklüftung des Eies eine regelmässige Anordnung des Farbstoffes vorzufinden ist, in Folge dessen die Anschauung, dass das Pigment einzig und allein den rothen Blutkörperchen seinen Ursprung verdanke, in einem sehr bedenklichen Lichte erscheinen muss. — Anderseits lässt sich vielleicht, wenn wir noch weiter zurückgehen und die Entwicklungsweise des Eies im Ovarium betrachten, für die Lehre vom hämatogenen Ursprung des Pigments eine Stütze auffinden. In jedem Follikel des Eierstockes verbreitet sich nämlich eine grössere Anzahl von Capillaren, die es als möglich erscheinen lassen, dass die Umbildung des pigmentlosen Eies zu einem pigmenthaltigen seitens des mütterlichen Blutes eine wesentliche Unterstützung erfahre. Ein directer Beweis dafür, dass dem nicht so ist, sondern dass das mütterliche Blut an der Ablagerung des Pigmentes im Ei unbetheiligt sei, lässt sich jedenfalls nicht erbringen.

Für die Entstehung des Pigments wären somit zwei Factoren massgebend. Einerseits würde das Blut des mütterlichen

Organismus das Material für die Bildung jenes Pigmentes abgeben, welches noch vor dem Eintritte des Furchungsprocesses im Ei aufzufinden ist. Anderseits kann in den weiteren Entwicklungsperioden des Eies die Neubildung und Vermehrung des Pigmentes von einem Einfluss des Blutes nicht abhängig gemacht werden. Dieser Process muss die Folge einer eigenthümlichen specifischen Zellenthätigkeit sein.

Die Zeit, welche vom Beginn der Furchung bis zur Anlegung der Keimblätter verstreicht, ist eine verhältnismässig kurze. Die Masse des Pigments, welche in dieser Zeit gebildet wird, ist aber so bedeutend, dass wir diese Zellenthätigkeit als eine äusserst rege bezeichnen müssen.

Ein weiterer Beweis für die specifische Zellenthätigkeit liegt darin, dass, wie ich oben auseinandergesetzt habe, an jenen Stellen der ursprünglichen Keimanlage, an denen das Pigment stärker angehäuft ist, wie beispielsweise im Ectoderm, auch in den späteren Stadien eine grössere Menge von Pigment erscheint; auch in jenen Geweben, welche sich aus dem inneren Keimblatt entwickeln, findet sich eine stärkere Vermehrung des Pigmentes, während wir in den Mesodermelementen in den bezüglichen Stadien der Entwicklung weniger Pigment finden.

Durch alle Stadien der Entwicklung kann man die Vermehrung des Pigments in einer gleichen Weise verfolgen. Die Farbstoffkörnchen liegen in den ersten Perioden an der Oberfläche der Zellen und zwischen den Dotterplättchen. An jenen Zellen, welche weniger stark pigmentiert sind, lässt sich dies deutlich beobachten. Die Vermehrung spricht sich in einer dichteren Anhäufung der Körnchen aus. Sie tritt nur dort auf, wo die Bedingungen zur Vermehrung günstig sind. Wenn man also die Pigmentbildung mit dem Blute in Zusammenhang bringen mag, so könnte man dem Blute eine unterstützende Rolle bei der Bildung und bei der Vermehrung des Pigments zuschreiben. Eine reichliche Versorgung mit Blut könnte die Möglichkeit bieten, dass den Bedingungen genüge geleistet wird, welche zur localen Vermehrung des Pigments nothwendig sind. Es würde dies auch die Thatsache erklären, auf welche Nothnagel so hohes Gewicht legt, dass sich das Pigment in der Nähe der Blutbahnen ansammle. Hier-

bei ist freilich nicht von jenen Bildungsweisen des Pigments die Rede, welches durch die Umbildung des in die Gewebe ausgetretenen Hämoglobins entsteht (Ehrmann), und es fällt mir nicht ein, behaupten zu wollen, dass das Pigment, welches sich nach Quincke durch Injectionen von Blut in's Bindegewebe bildet, mit der Vermehrungsweise des Pigments in dem Ei in irgend welchem Zusammenhange steht. Wohl aber dürfte die Bildung jenes Pigments, dem man mitunter freiliegend in Teratomen des Hodens und des Ovariums begegnet, hierher gehören.

Das Pigment ist somit schon in den frühesten Stadien des Eichens nachweisbar; seine Vermehrung erfolgt ebenso wie die Vermehrung der übrigen Bestandtheile des Eies nicht durch Einführung von aussen, sondern durch die im Ei selbst liegende Zellenthätigkeit. Eiweisskörper und Kohlehydrate finden sich ebenso vor der Befruchtung im Ei präformiert und vermehren sich mit dem Fortschritte der Entwicklung. Die Anlegung der chemischen Bestandtheile aber ist eine Folge des Einflusses des mütterlichen Organismus, und es ist selbstverständlich, dass jener Organismus, der das Ei erzeugt, auch jene Materialien liefern muss, die den Grundstock zu weiterer Vermehrung darstellen. So steht es auch mit dem Pigment. Das organische Substrat zur Bildung des Pigments in dem Ei ist vom mütterlichen Organismus mitgegeben, die weitere Bildung des Pigments erfolgt durch den Zerfall der Dotterplättchen, also unabhängig von dem Einfluss des Blutes. Die Bedeutung des mütterlichen Organismus für den Ursprung des Farbstoffes dürfte vielleicht dahin gehen, dass sich das Pigment des Eichens im Ovarium aus dem mütterlichen Blute bildet, und dass somit der hämatogene Ursprung des Pigments aufrecht erhalten bleibt, dass aber die Vermehrung und Neubildung des Pigments in den ersten Entwicklungsperioden des Eies vom Blute unabhängig sind.

Wie nun das Pigment ursprünglich, so lange sich noch das Ei im Ovarium befand, aus dem Blute entstanden sein kann, so kann auch in späteren Stadien der Entwicklung, in denen bereits die Blutbahnen thätig sind und der Embryo in der physiologischen Thätigkeit seiner einzelnen Organe seine Abhängigkeit von der Blutcirculation darthut, die Pigmentbildung mit dem Blute in eine

nähere Beziehung treten. Die zu Beginn dieser Arbeit angeführten Resultate der pathologisch-anatomischen Forschung und die Beobachtung, dass sich Pigment durch Injectionen von Blut in's Bindegewebe bilde, widersprechen daher keineswegs den Ergebnissen der embryologischen Untersuchung, dass die Vermehrung des Pigments im Körper die Folge einer specifischen Zellenthätigkeit ist, die mit dem Blute nichts zu thun hat und in den ersten Entwicklungsphasen von demselben ganz unabhängig ist.

In jenen Stadien der späteren Entwicklung, in denen man bereits Pigment in Form der mit Fortsätzen versehenen Pigmentzellen vorfindet, fallen häufig die Pigmentzellen durch ihre ausserordentlich grossen Pigmentkörner auf, welchen eine lebhafte moleculare Bewegung eigen ist. Auch auf der Oberfläche des Embryos gibt es Pigmentzellen, deren kleine Pigmentkörner in Bewegung sind. Die Bewegung ist so lebhaft, dass einzelne Körnchen dem Zellenleib entschlüpfen können. Ueber die Entstehung dieser Pigmentzellen, sowie überhaupt über die Veränderungen der Pigmentvertheilung in späteren Stadien gedenke ich gelegentlich zu berichten, wenn ich wieder in die Lage komme, über günstiges Material zu verfügen.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die chemische Bedeutung des Pigments. Mertsching identificiert das Pigment mit dem Keratohyalin. Nun wissen wir durch Ewald und Krukenberg (Ueber die Verbreitung des Guanins etc. Untersuchungen aus dem physiolog. Instit. der Univers. Heidelberg. 1882, Bd. IV), dass das sogenannte weisse Pigment, welches sich dem braunen Pigment ganz ähnlich verhält, mit dem Guanin identisch sei. Nun glaube ich, früher schon (Winkler und v. Schrötter, Zur Eleidinfrage. Mittheilungen aus dem embryol. Institute d. Univ. Wien. 1890) im Vereine mit v. Schrötter den Nachweis geliefert zu haben, dass das Keratohyalin in chemischer Beziehung dem Chitin nahe stehe, und ich kann daher der Anschauung Mertsching's, dass Pigment und Keratohyalin einander in chemischer Beziehung entsprechen, nicht beipflichten, ebensowenig der Anschauung von Jarisch, dass beide mit einander chemisch nahe verwandt sein dürften.

Ich fasse nun die Ergebnisse der vorgeführten Untersuchungen und Auseinandersetzungen in Folgendem zusammen:

1. Pigment findet sich schon in den frühesten Entwicklungsstadien des Eies, bereits vor der Einleitung des Furchungsprocesses.
2. Nur dem Pigmente, welches dem Ei vom Mutterboden mitgegeben ist, dürfte ein hämatogener Ursprung zukommen. Die Bildung des Pigments während der Entwicklung des Embryos erfolgt durch eine Umwandlung der Dotterplättchen.
3. Das Pigment findet sich in allen drei Keimblättern, aber im Ectoderm und Entoderm bedeutend stärker angehäuft als im Mesoderm.
4. Bei den Zellen, welche eine Höhle umschliessen, wie die Darmhöhle oder das Medullarrohr, liegen die Pigmentkörnchen an der der Höhle zugewendeten Fläche und bilden einen Saum.
5. Jede Thätigkeit der Zellen, die zu einer neuen Bildungsform in den Embryonalanlagen führt, veranlasst auch eine Vermehrung des Pigments im Protoplasma.
6. Die Pigmentbildung in den ersten Stadien kann mit der Umwandlung des Hämoglobins nicht zusammenhängen, weil in diesen Entwicklungsperioden noch keine Blutgefässe vorhanden sind.
7. Es ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, dass sich in anderen Fällen Pigment durch Umwandlung von Blutfarbstoff bilde; doch gilt dies nicht für den Embryo in frühen Stadien.
8. In späteren Embryonalstadien zeigen sich Pigmentzellen, in denen Pigmentkörnchen eingeschlossen sind, welche sich durch eine lebhafte Molecularbewegung auszeichnen und sogar den Zellenleib verlassen können.
9. Das Pigment ist mit dem Keratohyalin nicht identisch.

Ich folge einem Herzensdrange, indem ich meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. S. L. Schenk, für die besondere Unterstützung, mit der er mir bei meinen Untersuchungen zur Seite stand, meinen wärmsten Dank ausspreche.

V.

Ueber einen Mikrococcus tetragenus concentricus in den Fäces.

Von

Prof. Schenk.

Die Thatsachen, welche täglich bekannt gegeben werden und die Errungenschaften in der Bakteriologie erweitern, mehren sich und erheben unsere Kenntnisse auf eine bis vor Kurzem ungeahnte Höhe. Die Anzahl der gekannten Mikroorganismen ist eine wesentlich vergrösserte, ihre biologischen Eigenschaften werden genauer verfolgt, die Lebens- und Entwicklungsweise, ihr Gedeihen auf verschiedenen Nährböden bringt dem Beobachter Anhaltspunkte, um die Merkmale der Mikroorganismen festzustellen und sie von einander zu unterscheiden. Man geht hierbei noch weiter und sucht auf experimentellem Wege festzustellen, ob diese pflanzlichen Organismen schädlich auf den Thierorganismus einwirken, wodurch die Pathogenität derselben bestimmt wird. Andere können aus der Reihe der pathogenen ausgeschlossen werden und sind als Saprophyten anzusehen. Ihre Unschädlichkeit ist ausgesprochen und durch das Experiment wiederholt gestützt.

Die geordneten Untersuchungsmethoden auf diesem Gebiete, welche von Meister Koch festgestellt und von seinen Schülern erweitert worden, fördern noch immer neuere Thatsachen zu Tage

und helfen uns, noch auf manche bisher nicht gekannte Mikroorganismen zu kommen.

So gelang es mir jüngst bei Gelegenheit der Untersuchung von Fäces, welche mir aus der Praxis des Herrn Dr. Leopold Weinberger übersendet wurden, einen Mikroorganismus zu isolieren, den ich als M. tetragenus concentricus bezeichnen will, und dessen Beschreibung in Folgendem enthalten ist.

Dieser Mikroorganismus bietet eine Reihe eigenartiger Erscheinungen, durch welche er derart charakterisiert ist, dass man ihn als eine besondere Art zu beschreiben sich berechtigt sieht. Ich konnte ihn bisher nur in den Fäces von diesem an chronischem Magenkatarrhe mit Erweiterung des Magens leidenden Individuum auffinden. Es ward mir auch die Gelegenheit gegeben, die erbrochenen Massen zu untersuchen, allein im Mageninhalte fand ich wohl eine Reihe von verschiedenen anderen Mikroorganismen, jedoch diesen als Micrococcus tetragenus concentricus benannten Mikroorganismus war mir nur in den Fäces zu finden möglich, und zwar zu einer Zeit, da bei dem betreffenden Individuum diarrhoische Stuhlentleerungen stattfanden.

Die dünnflüssigen Fäces waren braun gefärbt, reagierten alkalisch und waren übelriechend. Die mikroskopische Untersuchung ergab Folgendes:

Zunächst fielen die verschiedenen Reste der Nahrungsmittel auf. Es waren bald grössere, bald kleinere Stückchen von quergestreiften Muskelfasern, bald sah man auch Discs oder gelbliche Schollen, die noch die Querstreifung erkennen liessen. Neben diesen fanden sich zerstreut Pflanzenzellen, in denen und zwischen denen sich kleine rundliche oder längliche Körperchen fanden, die mit Jodtinctur blau gefärbt wurden.

Vereinzelt waren auch im Gesichtsfelde weisse Blutkörperchen mit deutlichen Kernen zu sehen. Sie zeigten keine Lebensfähigkeit. Fetttröpfchen waren spärlich nebst Detritus von Resten organischer Substanzen zu finden. Die Gmelin'sche Probe sicherte den Nachweis von Gallenfarbstoffen. — Mittelst Anilinfarbstofflösung wurden massenhaft Mikroorganismen verschiedener Art gefärbt, unten denen Kokken und Bacillen hervortraten, welche letzteren in Grösse und Anordnung variierten. Besonders auffallend waren

viele theilweise in Gruppen nebeneinander, theilweise isoliert liegende gefärbte Kokken, von denen meistens vier aneinander hafteten oder selten zu zweien angeordnet waren. Die Zellen waren zuweilen in grösseren Gruppen aneinander gelagert, welche sich aber in Gruppen zu vier Zellen auflösen liessen. Sie zeigten eine deutliche Beweglichkeit und fielen manchmal beim stärkeren Aneinanderreiben der inficierten Flächen zweier Deckgläschen in einzelne isolierte Zellen auseinander. Durch die Anwendung der verschiedenen Anilinfarbstoffe erhielt ich gut gefärbte Präparate von solchen Mikrokokken. Wir haben es in diesem Falle mit einer Art von Mikrokokken zu thun, welche denen zugezählt werden, die man als Tetragenus bezeichnet.

Nun sind bisher verschiedene Arten des Tetragenus im Allgemeinen bekannt.

Der erste ist der von Koch und Gaffky[1]) beschriebene Mikrococcus tetragenus, der in der Wandung der Caverne eines Phthisikers gefunden und von Biondi auch im Sputum von Tuberculösen nachgewiesen wurde. Es sind unbewegliche, selten zu zweien, häufiger zu vieren aneinander gereihte Kokken. Sie verflüssigen die Gelatine nicht und charakterisieren sich auf der Platte als kleine punktförmige Colonien mit glasartigem Glanze. In der Stichcultur wächst dieser Mikroorganismus in Form von gesonderten rundlichen Colonien von weisser bis schwach gelblicher Farbe. Sein Gedeihen auf Agar-Agar als auch auf Kartoffelculturen ist festgestellt. Auf ersterem Nährboden wächst er in Form weisser rundlicher Colonien und auf Kartoffel als schleimiger Ueberzug. Alle diese Wachsthumserscheinungen vollziehen sich bei Zimmertemperatur. Dieser Mikroorganismus ist pathogen, indem er, auf Mäuse und Meerschweinchen geimpft, dieselben nach drei bis zehn Tagen tödtet.

Ausser dem erwähnten Tetragenus (Koch) wurde von Mendoza ein Mikrococcus tetragenus mobilis ventriculi[2]) beschrieben, der im Mageninhalte vorgefunden wurde. Die einzelnen Zellen besitzen gleichfalls die Eigenschaft, sich zu vieren anzuordnen,

---

[1]) Langenbeck's Archiv. Bd. XXVIII, pag. 500.

[2]) Centralblatt für Bakteriologie. Bd. VI, pag. 506.

unterscheiden sich aber von dem vorhergehenden dadurch, dass sie beweglich sind und keine pathogene Wirkung haben. Sie wachsen gut auf der Gelatine, und zwar auf der Platte in Form von kreisrunden Colonien mit scharfen Rändern, die bei schwacher Vergrösserung körnig erscheinen. In der Stichcultur lassen sie mehr ein Oberflächenwachsthum erkennen. Die Cultur erhält mit zunehmendem Alter eine Zuckerfarbe. Auch hier gehen alle Wachsthumserscheinungen bei Zimmertemperatur vor sich. Er verflüssigt die Gelatine nicht. — Man ersieht, dass diese beiden Arten des Tetragenus, durch ihre Beweglichkeit sich unterscheiden. Während die Elemente des ersteren unbeweglich sind, zeichnen sich die letzteren durch eine auffallende Beweglichkeit aus.

Besser[1]) beschreibt im normalen Nasenschleime den Micrococcus tetragenus subflavus, der nicht zu den pathogenen zählt, aus kleinen runden oder ovalen Kokken von mittlerer Grösse zu vier gelagert besteht, die unbeweglich sind. Dieser gedeiht gleichfalls bei Zimmertemperatur, jedoch nicht auf der gebräuchlichen Nährgelatine, sondern auf Agar-Agar und Kartoffeln. Auf Agar bildet er in der Strichcultur anfangs eine weissliche Auflagerung, welche sich nach einigen Tagen vom Rande her zu bräunen anfängt und nach vier Wochen die Farbe des Staphylococcus pyogenes aureus annimmt.

Hierzu ist noch zu bemerken, dass Alex. Peyer[2]) auf Tafel 94 unter den Abbildungen von den Darmbakterien Tetraden besonders markiert, welche im Darminhalte vorkommen. Es ist jedoch im Texte über die Art dieses Mikroorganismus keine nähere Angabe vorhanden, und ist auch deren Verhalten bei Anwendung der neueren Methoden in der Bakterienforschung nicht genau bestimmt.

Wie ich oben in der Einleitung bereits hervorgehoben, besteht der Mikroorganismus, welchen wir hier zu beschreiben haben, aus kleineren Kokken, die zu vieren angeordnet sind und deren charakteristisches Verhalten unter Anwendung der gegenwärtig

[1]) Beiträge zur allgem. Pathologie und pathol. Anatomie. Bd. VI, pag. 347. Siehe James Eisenberg, Bakteriologische Diagnostik. 1891.

[2]) Dr. Alex. Peyer, Atlas der Mikroskopie am Krankenbette. 2. Aufl. Stuttgart 1887.

gebräuchlichen Nährböden uns dazu berechtigen, ihn als eine besondere Art hier zu beschreiben.

Bei Anwendung der gewöhnlichen Nährgelatine erhält man folgendes Ergebnis.

Die Plattencultur zeigt rundliche oder zuweilen ovale, genau begrenzte, mit freiem Auge als weisse Punkte sichtbare Inseln, welche bei schwacher Vergrösserung am Rande lichter als in der Mitte erscheinen. Nicht selten nähern sich mehrere kleinere Inseln einander und bleiben in dieser Position, um eine grössere Insel zu bilden, die gleichfalls rund und nach aussen ziemlich scharf begrenzt erscheint. Die grösseren zusammengesetzten rundlichen Inseln erinnern an das Bild eines im Morulastadium befindlichen alecithalen (holoblastischen) Eichens. — Die einzelnen Theile einer solchen grösseren zusammengesetzten Insel sind rund und so ziemlich von gleicher Grösse. Sie sind durch die dichte Anordnung der einzelnen Zellen auch zuweilen opaker und geben oft ein Bild, wie es nicht besser als mit dem eines in Furchung begriffenen Eichens mancher Wirbellosen verglichen werden kann. Solche grössere zusammengesetzte Colonien können auch verzerrt und dabei nicht selten oval contouriert erscheinen. Auf der dicht besäten Platte nehmen die einzelnen Inseln nicht stark an Umfang zu. Sie treten bald nach 12—15 Stunden auf und geben nach 24 Stunden deutlich ausgebildete Colonien. Die Gelatine wird nicht verflüssigt.

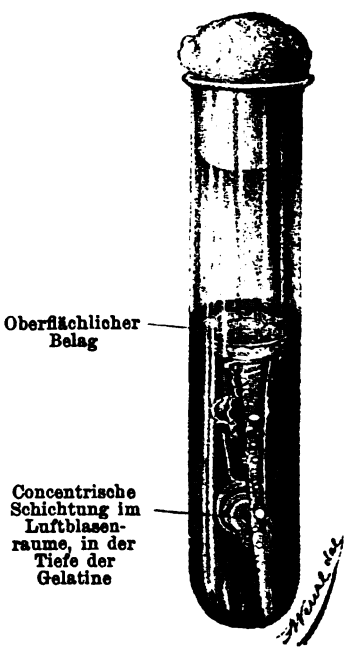
Wenn die Cultur durch Mikroorganismen verunreinigt wird, welche die Gelatine verflüssigen, so schwinden die in's Verflüssigungsgebiet einbezogenen Inseln und damit auch die Möglichkeit zum Nachweise unseres Tetragenus durch das Mikroskop sowohl ohne als auch unter Anwendung von Anilinfarbstoffen. — Es scheint demnach dieser Mikroorganismus die Eigenthümlichkeit zu besitzen, durch andere Mikroorganismen, welche die Gelatine verflüssigen, verdrängt zu werden.

In hohem Grade interessant gestaltet sich das Bild, welches bei der Stichprobe in Gelatine auftritt und das besonders charakteristisch für die Diagnose dieses Mikroorganismus ist. Es tritt ein schwaches, aber deutliches Wachsthum längs des Impfstiches auf, welches sich auf der Oberfläche der Gelatine kräftiger markiert

und bald im Umfange derart um sich greift, dass nach einigen Tagen ein ziemlich grosser Theil der Fläche von der Cultur bedeckt ist. Schon am vierten bis fünften Tage kann man mit freiem Auge, besser und deutlicher mit der Lupe die Erscheinung der concentrischen Schichtung wahrnehmen. Die einzelnen Schichten des weissen, oberflächlichen, ausgebreiteten Belages treten mit einer solchen Regelmässigkeit auf, dass man diese Erscheinung als von regelmässig wirkenden Einflüssen abhängig ansehen muss.

Der Rand der concentrischen Schichten an der äussersten Circumferenz ist zuweilen in radiärer Richtung eingekerbt. Den Einkerbungen entsprechend, sind auch die einzelnen Schichten vom Rande her nach innen gezogen. Die Einkerbungen bieten keine gesetzmässige Anordnung, sondern sind unregelmässig in ungleichen Entfernungen von einander gelagert. Sie scheinen durch Staubpartikelchen, welche an der Peripherie des Culturkreises auf die Oberfläche der Gelatine zufällig gelangt sind, entstanden zu sein, wenn einmal eine Veränderung im Randwachsthume eingeleitet ist, so wird eine solche auch auf die späteren neu entstandenen Kreise übertragen (Fig. 1). Die ganze Cultur zeigt einen gleichmässigen fettigen Glanz auf der Oberfläche. Untersucht man die Cultur längs des Impfstiches bei schwacher Vergrösserung (Oc. III, Obj. 2, Reichert), so sieht man am Rande des Stiches grössere kugelförmige Colonien in der Circumferenz, an welche nach innen zu kleinere grenzen, und gegen die Mitte des Stiches sieht man die sich entwickelnden Mikroorganismen in Form von Längsstreifen parallel mit der Stichrichtung angeordnet, welche

Fig. 1.



Stichcultur mit concentrischen Schichten des oberflächlichen Belages.

Streifen wahrscheinlich der Ausdruck der sich fortsetzenden concentrischen Schichtungen von der Oberfläche gegen die Tiefe des Impfstiches hin sind.

Um eine Cultur bei Zuhilfenahme stärkerer Vergrösserungen untersuchen zu können, wurde in einem ziemlich tief in der Mitte ausgehöhlten Objectträger so viel Gelatine eingetragen, dass sie den Rand der Aushöhlung nicht überragt. Nach Erstarrung derselben ward mit einem dünnen Platindraht mit unserem Mikroorganismus eine Stichcultur gemacht. Nach einigen Tagen zeigte sich die concentrische Schichtung. Wird nun dieselbe bei starken Vergrösserungen (Reichert, Oc. III, Obj. 5 oder 9) beobachtet, so sieht man entsprechend den einzelnen concentrischen Lagen eine abwechselnd dichtere und dünnere Anhäufung der Zellen. Nur am Rande zeigen sich zuweilen stellenweise radiär geordnete zarte Fortsätze, die vom Rande der Cultur in die Gelatine vorragen.

Bei älteren Culturen nimmt die Anzahl der Ringe zu. Die Farbe der Cultur bleibt immer die gleiche. Der Stich wird nicht im gleichen Masse dicker, als die Cultur auf der Oberfläche an Umfang zunimmt. Nach Wochen oder Monaten, wenn die Gelatine durch Vertrocknung trichterförmig eingezogen wird, treten an der Oberfläche in der ausgebreiteten Cultur Sprünge auf, die in unbestimmten Entfernungen von einander abstehen, aber bestimmt in circulärer Richtung auftreten.

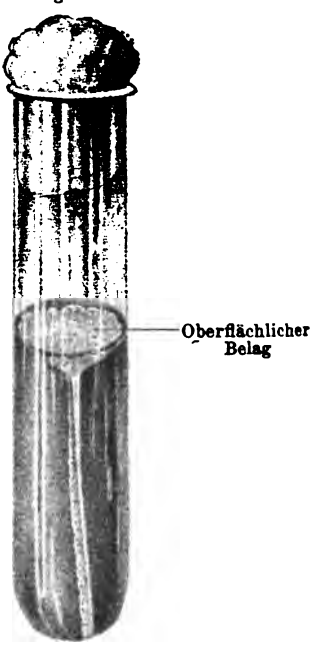
Nach den bisherigen Schilderungen sind die concentrischen Schichten, welche regelmässig bei der Stichprobe auftreten, so charakteristisch, dass man durch dieses Merkmal im Vereine mit den übrigen Angaben diesen Mikroorganismus von den anderen unterscheiden kann.

Die Regelmässigkeit, mit der die Ringe auftreten, hängt von dem Einflusse des Lichtes ab. Die Culturen, welche bei Zimmertemperatur gut, ja sogar besser als bei höherer Temperatur gedeihen, haben constant eine Anzahl von aneinander gereihten concentrischen Ringen, die einer Zahl von Tagen entspricht, welche die Cultur alt ist. Soviel Tage, soviel Ringe. — Es wächst der Mikroorganismus beim Tageslichte üppiger, als dies während der Nacht der Fall ist. Dem entspricht auch die Beobachtung bei starker Vergrösserung, wo eine dichtere und weniger dichte

Anordnung der Zellen mit einander abwechseln. Es ist auch demnach möglich, bei einer jeden Cultur aus der Anzahl der Ringe das Alter der Cultur in Tagen anzugeben. Nur soll man die erste Scheibe in der Mitte, welche dem Stiche entspricht, als zwei Ringe zählen, da der erste Ring sich vom Stiche nicht immer deutlich unterscheidet.

Dass die Ringe thatsächlich vom Lichteinflusse abhängen, lässt sich durch den folgenden einfachen Versuch constatieren. Es werden mehrere Proberöhren mit Nährgelatine gefüllt. Nach dem Erstarren der Gelatine wird dieselbe mit unserem Tetragenus durch den Stich geimpft. Werden die Proberöhren bei Zimmertemperatur durch eine längere Reihe von Tagen unter vollständigem Lichtabschlusse gehalten, so ist an keiner einzigen Stichcultur die Erscheinung der concentrischen Schichtung zu beobachten. Jede Andeutung einer solchen ist geschwunden, dagegen beobachtet man an der oberflächlichen Ausbreitung der Stichcultur unebene, schwach faltige Erhebungen, die nach verschiedenen Richtungen ziehen und gar keine Regelmässigkeit in der Anordnung kundgeben (Fig. 2). Die radiären Einschnitte an der oberflächlich ausgebreiteten Cultur sind vorhanden. Von einer derartigen Cultur zeigen die Ueberimpfungen, welche dem Tageslichte ausgesetzt werden, die concentrischen Ringe wieder.

Fig. 2.



Stichcultur unter vollständigem Lichtabschlusse, ohne concentrische Schichten, nur mit radiären Einkerbungen.

Wird der Versuch derart durchgeführt, dass man monochromatisches Licht verwendet, um unter dessen Einflusse den Mikroorganismus zu züchten, so ergibt sich hier gleichfalls eine concentrische Schichtung. Ich wendete rothes Glas an, welches,

vor den Spalt des Spectralapparates gebracht, nur die rothen Strahlen durchlässt. Die concentrische Schichtung tritt auch hier auf. Nur hatten die Ringe das Aussehen, als wären sie von einander weiter abstehend. Es traten nämlich die lichteren Ringe zwischen den dunkleren als breitere concentrische Bänder auf. Die Ringe, welche dem Tage entsprachen, fielen nur schmäler aus, indem wahrscheinlich die Lichteinwirkung durch das rothe Glas nicht so intensiv und anhaltend war wie bei gewöhnlichem Tageslichte.

Ein ähnliches Verhalten zeigten die Ringe unter dem Einflusse der blauen Farbe. Auch hier waren die Ringe weiter von einander abstehend. Als blaues Licht wurden Lösungen von Kupferoxydammoniak in einer jeweilig bestimmten Schichte und Concentration allein oder in Verbindung mit einer grünen Glasplatte verwendet. Mit dem Spectralapparat wurde jedesmal festgestellt, dass nur die Strahlen im Blau oder Blau und Violett durchgelassen werden. Sonst erlitten die Culturen keine weiteren Veränderungen unter dem Einflusse des monochromatischen Lichtes. Der Wirkung des Lichtes durch Lösungen von doppeltchromsaurem Kali entsprachen an den Culturen keine nachweisbaren Erscheinungen.

Soweit das Verhalten auf der Nährgelatine.

Die Stichcultur auf Agar-Agar bietet ein Bild des deutlichen Oberflächenwachsthums. Man sieht auch hier das Bestreben der Schichtungen in einzelne concentrische Ringe, jedoch sind dieselben auf der Oberfläche derart geordnet, dass die Ringe ineinander übergreifen und daher verschiedene arabeskenähnliche Bilder, Schnörkelungen der verschiedensten Formen bieten.

Auf Kartoffeln ist das Wachsthum in der Umgebung des Impfstiches und gleichfalls in concentrischen Schichten geordnet (Fig. 3).

Auf Blutserum gedeiht er bei Zimmertemperatur besser als im Brutofen. Man findet die Cultur als weissliche verdickte Auflagerung.

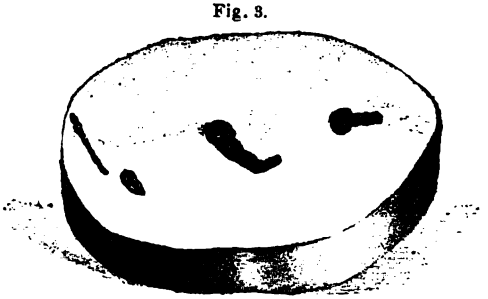
Ebenso gedeiht derselbe auf dem geronnenen Eiweiss der Taubeneier.

Ich versuchte noch, diesen Mikroorganismus in gewöhnlichem desinficierten Brunnenwasser zu züchten, und machte dabei die Beobachtung, dass sich die Tetradenform in vielen Fällen erhalten hat, dass sich aber daneben eine beträchtliche Zahl von isolierten oder zu zweien geordneten Kokken vorfand.

Aus diesen Mittheilungen erkennt man zur Genüge einige charakteristische Merkmale, unter denen besonders die Erscheinungen der concentrischen Ringe bei der Stichcultur in den Vordergrund treten, um diesen Mikroorganismus von den übrigen zu unterscheiden. Es erübrigt uns noch, jene Beobachtungen zu berücksichtigen, welche in der Literatur vorliegen, wo Mikroorganismen mit concentrischen Schichten auf der Gelatine auftreten. Hueppe[1]) zeichnet auf Taf. I, Fig. 4 auf einer Plattencultur (aus einem Cubikcentimeter Wasser) unter den verschiedenen Inseln eine mit concentrischer Anordnung.

Aus faulendem Blute wurde von Kitasato[2]) die Aufmerksamkeit auf eine nicht pathogene Spirillenart gelenkt, deren Spirillen eine lebhafte schraubenförmige Bewegung zeigen, die

Fig. 3.



Kartoffelcultur.

als Spirillum concentricum bezeichnet wird. Dieses verflüssigt die Gelatine nicht, die Colonien dringen an die Oberfläche der Gelatine vor und zeigen eine eigenthümlich concentrische Schichtung. Es ist nun selbstverständlich, dass die concentrische Anordnung dieses Mikroorganismus durchaus keine Verwechslung mit unserem als Tetragenus auftretenden Kokkus zulässt, da ja die Form der Zellen verschieden ist.

Von Adametz[3]) wurde im Wasser der Diplococcus luteus, ein lebhaft beweglicher, öfter auch in zehngliedrigen Ketten

[1]) Die Methoden der Bakterienforschung von Dr. Ferd. Hueppe. Wiesbaden 1886.

[2]) Centralblatt für Bakteriologie und Parasitenkunde. Bd. III.

[3]) Adametz, Die Bakterien der Nutz- und Trinkwässer. Wien 1888.

wurmförmig im Gesichtsfelde fortschreitender Mikroorganismus beschrieben, dessen scheibenförmige Auflagerung in der Stichcultur concentrische Kreise zeigt. Bei diesem Mikroorganismus ist aber die Farbenproduction besonders hervorzuheben, die ihn vom M. tetragenus concentricus unterscheidet, da der erstere einen gelben Farbstoff bildet, welcher später in älteren Culturen braunroth wird, der auch auf Kartoffelscheiben schön hervortritt. In der Chemnitzer Wasserleitung hat Zimmermann[1]) einen unbeweglichen, in Haufen geordneten Coccus beschrieben, der die Gelatine nicht verflüssigt. Dieser Mikrococcus concentricus zeigt eine concentrische Schichtung auf dem oberflächlichen Belag in der Stichcultur. Um die Einstichstelle lagern sich die Zuwachszonen regelmässig concentrisch. Dieser Mikroorganismus scheint unserem beschriebenen am nächsten zu stehen. Jedoch liegen die Kokken hier in Haufen, ohne dass sie zu vieren zusammenhängen. Allerdings habe ich beobachtet, dass sich die Cultur des Tetragenus concentricus im Wasser dadurch zu ändern scheint, dass die einzelnen Zellen auch isoliert auftreten. Ueber diese Erscheinung will ich hier nicht endgiltig entschieden haben. Es können wohl verschiedene Nährböden manche Erscheinungen im Leben der verschiedenen Mikroorganismen bedingen und eventuell ermöglichen, dass in einem flüssigen Nährboden die Zellen aus ihrem Zusammenhange gelöst werden und dann als eine andere Form bezeichnet werden. Ueber derartige Vorgänge werden uns noch spätere Versuche Belehrungen bieten.

Es ist hier noch zum Schlusse zu bemerken, dass Infectionsversuche mit dem M. tetragenus concentricus unter die Haut weisser Mäuse keine pathogenen Erscheinungen bieten, ebensowenig konnte eine ähnliche Beobachtung gemacht werden, wenn das Epithel der Cornea bei diesen Thieren abgeschabt wurde und man die Oberfläche derselben mit unserem beschriebenen Mikroorganismus inficierte.

---

[1]) Zimmermann, Die Bakterien unserer Trink- und Nutzwässer, insbesondere des Wassers der Chemnitzer Wasserleitung. Chemnitz 1890.

VI.

Ueber das Verhalten des Bindegewebes zu den delomorphen Zellen der Magendrüsen.

Von

Conrad Stein, cand. med.

(Aus dem k. k. embryologischen Institute des Prof. Schenk in Wien.)

Mit dem Studium der Magenschleimhaut in Hinsicht auf ihre Entwicklungsgeschichte und auf ihre genaueren Structurverhältnisse beschäftigt, fand ich Gelegenheit, das Verhalten der delomorphen und adelomorphen Zellen im Embryo wie auch beim Erwachsenen zu untersuchen und die Ergebnisse meiner Studien mit den Kenntnissen über die physiologischen Functionen der Labdrüsen in Zusammenhang zu bringen. Ich will hier vorläufig nur einen Bruchtheil meiner Untersuchungen veröffentlichen, insoferne sich dieselben auf die feineren histologischen Verhältnisse der Magenschleimhaut im ausgebildeten Zustande beziehen.

Den hervorragenden Arbeiten Heidenhain's („Untersuchungen über den Bau der Labdrüsen." Archiv f. mikroskop. Anatomie. 1870, Bd. VI) und Rollett's („Bemerkungen zur Kenntnis der Labdrüsen der Magenschleimhaut." Untersuchungen aus dem physiol. Institute. Graz 1871, 2. Heft), die auf dem Gebiete der Histologie der Magenschleimhaut als geradezu bahnbrechend bezeichnet werden müssen und der immer weiter ausgreifenden Lehre von dem Bau der Magendrüsen zu Grunde liegen, ist eine grosse

Zahl weiterer Untersuchungen gefolgt, die auf gleichem Boden fortschreitend die ursprüngliche Lehre jener beiden Forscher nach vielen Richtungen ergänzt haben. Heidenhain und Rollett haben die Frage betreffs der verschiedenen Zellen in den Fundusdrüsen zu entscheiden und die physiologische Bedeutung derselben festzustellen gesucht.

Heidenhain beschreibt an den Labdrüsen des Schweines eigenthümliche Ausbuchtungen der Membrana propria, die für jede einzelne Belegzelle eine Aussackung bilden, welche, einen kugelförmigen Hohlraum darstellend, nur eine enge Communicationsöffnung mit dem Hohlraume des eigentlichen Schlauches hat, so dass er den Vergleich aufstellt, es erscheine jede Belegzelle wie in ein enges Gefängnis eingeschlossen, dessen Ausgangsthür einen weit geringeren Durchmesser hat als der Leib der Gefangenen.

Diese Beschreibung entspricht jenen Bildern, welche Franz Eilhard Schulze in seiner Arbeit über die Epithel- und Drüsenzellen (Archiv für mikroskop. Anatomie. 1867, Bd. III) von den Labdrüsen des Delphins entwirft.

„Beim Studium der Labdrüsen des Delphins" — schreibt Schulze — „bemerkte ich zuerst, dass die sehr grossen Labzellen tief eingebettet in das umgebende Gewebe, durch bindegewebige Septa von einander geschieden sind, welche oft so hoch wie der Durchmesser der Zellen selbst und dabei nicht selten so dick sind, dass die Capillaren in ihnen Platz finden. Ja, man kann sich sogar an Querschnitten der Drüse davon überzeugen, dass diese Bindegewebssepta nach dem Lumen der Drüse zu oft noch breiter werden, so dass also die Oeffnung jeder einzelnen kleinen, gerade von einer Labzelle eingenommenen Höhle enger sein muss als der Durchmesser der jene ausfüllenden Zelle, woraus, wie ich glaube, mit grosser Wahrscheinlichkeit folgt, dass diese Zellen nicht an der Drüsenwandung entlang zur oberen Oeffnung der Drüse hinaufrücken können, was man früher annahm."

Auch an den Labdrüsen des Fuchses, des Schweines und anderer Säugethiere konnte Schulze dieses Verhalten nachweisen.

Gegen diese Angaben wendet sich jedoch Rollett, welcher die den delomorphen Zellen unter Umständen entsprechenden Aussackungen als durch die active Beweglichkeit, durch die Form-

veränderungen und Verschiebungen bedingte temporäre und wechselnde Bildungen bezeichnet, wie sie mit Rücksicht auf die Dehnbarkeit und Elasticität der Membrana propria im frischen Zustande ermöglicht sind; zugleich warnt er an einer anderen Stelle seiner Arbeit davor, die leeren Lichtungen von Capillargefässen und kleineren Venen mit durch Ausfallen delomorpher Zellen leer gewordenen Bindegewebsnischen dieser Zellen zu verwechseln.

Die Angaben Heidenhain's werden auch von E. Friedinger („Welche Zellen in den Pepsindrüsen enthalten Pepsin?" Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wissensch., Bd. LXIV, II. Abth.) bestätigt, der ebenfalls die Belegzellen von Bindegewebe umschlossen findet.

Fernerhin tritt Heidenhain, auf die Beobachtung gestützt, dass die Belegzellen der ganzen Länge der Drüsenschläuche entsprechend, durch die dicht aneinander liegenden Hauptzellen vom Drüsenlumen getrennt sind, und dieselben nur im Halse der Drüse zwischen den auseinanderweichenden Hauptzellen vordrängend, mit einem kleinen Theile der Oberfläche mit dem Lumen in Berührung treten, jenen Vorstellungen entgegen, welche sich dahin aussprechen, dass die Labzellen (Belegzellen) bei der Secretion der Drüsen ausgestossen werden, um dann durch eine vom Grunde der Schläuche ausgehende Regeneration wieder ergänzt zu werden.

In ähnlicher Weise äussern sich Kölliker und Henle. „Ein constantes Vorkommen von Labzellen im Magensaft," sagt Kölliker (Mikroskop. Anatomie. Bd. II, 2), „kann ich nicht annehmen, und halte ich für sicher, dass bei vielen Thieren die Secretion ohne Ausscheidung der geformten Theile sich macht."

Henle (Zeitschr. für rat. Med. 1852, Bd. II, Neue Folge) drückt seine Ansicht folgendermassen aus: „Die Ablösung der Zellen ist vielleicht nur ein zufälliges, durch die Neubildung derselben vom Fundus aus wieder auszugleichendes Ereignis."

Schulze endlich glaubt auf Grund oben erwähnter Beobachtungen, dass jede Belegzelle ruhig in ihrer Nische liegen bleibt und wie eine kleine, selbständige Drüse ihr Secret bereitet und in das Lumen des Drüsenganges ergiesst. Ein Ausfallen der Drüsenzellen bestreitet Schulze umsomehr, als er weder im Magensaft, noch auch im Innern der Labdrüse Labzellen finden konnte.

Bei meinen Untersuchungen fand ich nun eigenartige Beziehungen des Bindegewebes zu den einzelnen delomorphen Zellen, auf Grund welcher die Möglichkeit einer solchen vorerwähnten Ausstossung der secernierenden Elemente mit Sicherheit ausgeschlossen werden kann.

Ich bediente mich zur Herstellung meiner Präparate des Congoroths, eines zu Färbungen der Magenschleimhaut verhältnismässig nur wenig angewendeten Farbstoffes. Die Untersuchungen beziehen sich vorzugsweise auf den Hundemagen, weil derselbe einerseits die klarsten Bilder gibt und andererseits mir dieses Material in frischem Zustande am leichtesten zur Verfügung stand. Nachdem die Magenstücke in Sublimat und in Alkohol gehärtet, in Paraffin in der gewöhnlichen Art und Weise eingebettet und geschnitten waren, wurden sie in eine filtrierte alkoholische Congorothlösung, die zur Hebung der Tinctionsfähigkeit des Farbstoffes mit Anilinöl versetzt werden kann, auf 15—20 Minuten (in Congoanilin genügen 2 Minuten) gebracht, in absolutem Alkohol abgespült, dann in salzsauren Alkohol gelegt und so lange in demselben belassen, bis sie eine gleichmässig dunkelblaue Farbe annahmen, in Bergamottöl aufgehellt und in Canadabalsam eingeschlossen.

Das Congoroth eignet sich zur Färbung der Magenschleimhaut, die in solcher Weise behandelt wurde, insbesondere deshalb, dass man beobachten kann, wie die feinsten Bindegewebsausläufer um die Belegzellen herumziehen, und sich in ihren letzten Verzweigungen in kaum stärkeren Zügen präsentieren als die marklosen Nervenfasern in ihren extremsten Vertheilungen vor ihrer Endigung. Die delomorphen Zellen erscheinen durch Congoroth in jener Combination mit Chlorwasserstoffsäure intensiv blau gefärbt und zeigen deutliche Kerne, während die adelomorphen Zellen die Farbe weniger annehmen und nur durch die dunkel saturierten Begrenzungslinien schärfer hervortreten.

Es erwies sich daher diese Färbung für meine Untersuchungen besonders geeignet, da ich mit Hilfe derselben das Verhalten des Bindegewebes zu den Elementen der Fundusdrüsen genau studieren konnte.

Man sieht nämlich an derart gefärbten Schnitten bei stärkerer Vergrösserung das Bindegewebe in dichten Strängen zwischen

den Drüsenschläuchen verlaufen und Fasern nach den wandständigen delomorphen Zellen aussenden, welche zu denselben in innige Berührung treten und wie Fangarme jede einzelne Zelle umgreifen. Man kann an weiteren Stellen der Präparate die Belegzellen wie von Bindegewebsmaschen umsponnen finden, die zarte, dünne Fäserchen zu der Zelle entsenden, welche die Zelle zu fixieren die Aufgabe haben. Diese maschenförmig angeordneten Bindegewebspartien treten nun zu der ihr innewohnenden Zelle in ein mehr oder weniger inniges Verhältnis, das sich offenbar aus den entsprechenden Secretionszuständen der Labdrüsen, respective den Füllungszuständen der Belegzellen, erklären lässt.

Ich konnte dieses Verhalten des Bindegewebes auch am menschlichen Magen, und zwar an dem eines Erhenkten in gleicher Weise beobachten und die beim Hunde bestehenden Verhältnisse vollständig wiederfinden.

Fassen wir nun das Gesehene zunächst vom anatomischen Standpunkte aus in Kurzem zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse, dass jene Bindegewebspartien in der so beschriebenen Anordnung einen Stützapparat für die delomorphen Drüsenzellen repräsentieren, der in seinem Aufbau ein System von Maschenräumen darstellt und zur Festhaltung der einzelnen Belegzellen bestimmt ist.

Es würde demnach thatsächlich eine Fixierung der delomorphen Zellen stattfinden, welche denselben Effect haben müsste wie die von Schulze und Heidenhain beobachteten und von Friedinger bestätigten Bindegewebsnischen, die also die Ausstossung der Zellen aus der secernierenden Labdrüse unmöglich macht und in ihrer Lage festhält.

Wir können also mit Recht von einer kleinen selbständigen Drüse sprechen, die nach dem Ausspruche Schulze's ihr flüssiges Secret bereitet und in das Lumen des Drüsenganges ergiesst.

Dies erscheint umso wahrscheinlicher durch die Beobachtungen Erik Müller's („Zur Kenntnis der Labdrüsen der Magenschleimhaut". Aus der histologischen Anstalt des Carolinischen Institutes zu Stockholm, 1892), welcher seine Präparate nach der Golgi'schen Methode färbte und in den Labdrüsen ein Canalsystem beschreibt, welches sich nur mit den Labzellen in

Zusammenhang stehend erweist. Er äussert sich darüber folgendermassen: „Wir besitzen in einer solchen Drüse ein zur Wegführung des Secretes bestimmtes Canalsystem, welches aus dem schon lange bekannten Hauptcanal, aus von diesem ausgehenden Quercanälen und schliesslich aus feinen Drüsencapillaren besteht, welch letztere jede Belegzelle korbförmig umgeben (Capillarkorb). Diese letzterwähnten Drüsencapillaren anastomosieren miteinander, bilden ein zusammenhängendes Netz und entbehren also freier Endausläufer."

Man kann in Zusammenfassung all dessen jede einzelne Labdrüse als zusammengesetzt aus einer Reihe von Einzeldrüschen betrachten, von denen ein jedes, durch ein Bindegewebsgerüst gestützt, von Bindegewebsfasern wie umschlungen gehalten erscheint, in dieser gesicherten Lage fixiert, sein Secret bereitet und durch das ihm zukommende Canalsystem, d. i. den Capillarkorb Müller's, in den queren Ausführungsgang, also durch die Reihe der adelomorphen Zellen hindurch, in den Hauptcanal der Drüse ergiesst.

Nach dieser Behauptung ist es erforderlich, dass die einzelnen, vom Bindegewebe umsponnenen, vom Secrete erfüllten Wege um die delomorphe Zelle sich an einer umschriebenen Stelle dem Hauptausführungsgange der Drüse zuwenden müssen, um ihren Inhalt auf diese Weise in das Lumen der Fundusdrüse entleeren zu können. Dieses Factum führt uns dahin, dass das Bindegewebe an einer genau localisierten Stelle, wo die Belegzelle den Hauptzellen zugewendet liegt, eine Unterbrechung zeigen muss. Diese Unterbrechung scheint jedoch nur während des Secretionsactes stattzufinden, also nur temporär vorhanden zu sein.

Es war mir möglich, an einzelnen Stellen der mit Congoroth gefärbten Präparate die zarten Bindegewebsfäserchen weiterhin zu verfolgen und bis zu den intercellulären Drüsengängen, welche zwischen den adelomorphen Zellen vorlaufen, hinziehen zu sehen. Es sind dies jene Drüsengänge, welche von Stöhr („Zur Kenntnis des feineren Baues der menschlichen Magenschleimhaut." Archiv f. mikroskop. Anatomie. 1882, Bd. XX) als directe Fortsätze der Belegzellen angesehen werden, die bis zum Drüsenlumen zu verfolgen sind, und welche sich im Gegensatz zur übrigen Zelle fast niemals färben; diese Verhältnisse wurden in ähnlicher Weise auch von Moschner (P. Moschner, „Beiträge zur Histologie der

Magenschleimhaut." Diss. Breslau 1885) und Montané (Société de biologie, 1889) beschrieben. Diese Zellenausläufer wurden von Müller auf Grund seiner Silberfärbungen als intercelluläre Drüsengänge bezeichnet, die nicht dem Zellenkörper, sondern dem Drüsenlumen angehören.

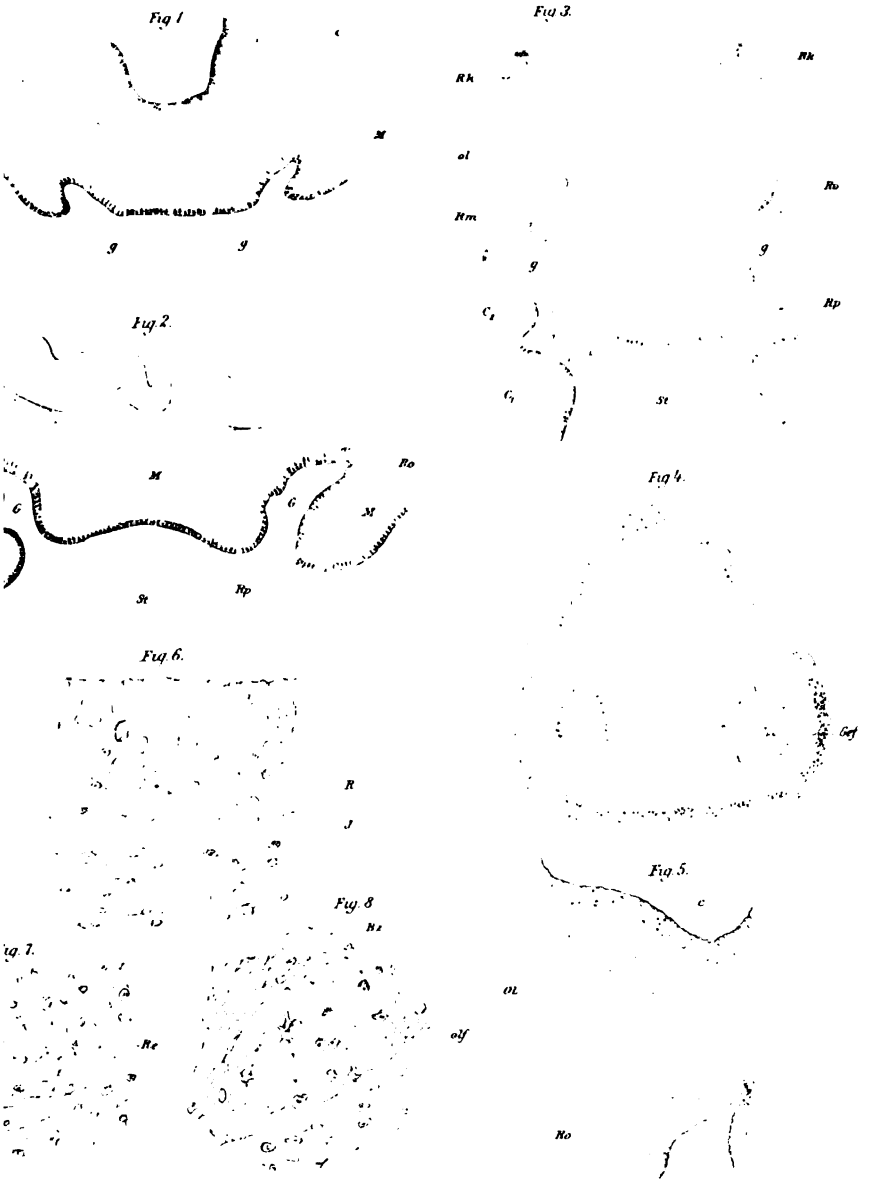
Nach meinen Beobachtungen kann man eine Unterbrechung der bindegewebigen Umhüllung der delomorphen Zellen nicht in allen Fällen beobachten. Man sieht zuweilen sehr zarte Ausläufer von der inneren Oberfläche der delomorphen Zellen gegen die Zwischenräume der adelomorphen hinziehen.

Das bindegewebige Fasersystem, welches um die Belegzellen herumzieht und dieselben, rings umfängt, scheint demnach in doppelter Beziehung von Wichtigkeit zu sein. Zunächst bedingt die Umhüllung, dass die Zelle in ihrer Lage zur Zeit der Verdauung, während der Absonderung des Secretes, nicht verschoben wird, dass also dieselbe als fixierte Einzeldrüse ihre Thätigkeit bei der Secretion entfaltet. Das flüssige Secret findet nun weiter längs der feinsten Bindegewebsfasern, welche sich bis zu den intercellulären Drüsengängen zwischen den adelomorphen Zellen erstrecken, den vorgezeichneten Weg, auf welchem es hinabsickern kann und in das Drüsenlumen und zur Magenhöhle befördert wird, so dass die zarten Fasern gleichsam die Leitfäden für die in einer jeden Belegzelle bereitete geringe Secretmenge vorstellen. Die von Müller beschriebenen Wege sind die deutlich vorgezeichneten Räume, in denen das Secret abfliesst, und entsprechen demnach den Wegen längs der umhüllenden Verzweigungen der Bindegewebsfasern.

Es erscheint mir als angenehme Pflicht, meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. S. L. Schenk, unter dessen Leitung ich meine Untersuchungen durchgeführt habe, an dieser Stelle für seine gütige Unterstützung in gebürender Weise meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Druck von Gottlieb Gistel & Comp. in Wien, I., Augustinerstrasse 12.

s dem embryol. Institute.



Verlag von Alfred Hölder k.u.k. Hof u. Universitäts-Buchhändler in Wien.

UNIV. OF CALIFORNIA

Erklärung der Abbildungen

(Reichert, Ocul. III, Immers. $^1/_{20}$).

Fig. 1. Bluttrockenpräparat (Blut eines gesunden, kräftigen, männlichen Individuums).

Behandlung: $1^1/_2$ Stunden lufttrocken gemacht, 6 Stunden bis auf 120° langsam erhitzt, 12 Stunden in Eosinglycerin, Nachfärbung mit mässig concentrierter Methylenblaulösung durch einige Minuten.

a Rothe Blutkörperchen.

b Leucocyten mit acidophilem Plasma und polymorphen Kernen (polymorphkernige oder polynucleare L.).

c Mononucleare Leucocyten mit verschieden grossem Protoplasmaleib.

d Eosinophile Zelle (grobgekörnter Leucocyt).

e Mononucleare kleinzellige Leucocyten (sogenannte Lymphocyten).

f Mononucleare Leucocyten mit mässig gebuchteten Kernen und basophilem Cytoplasma (sogenannte Uebergangsformen).

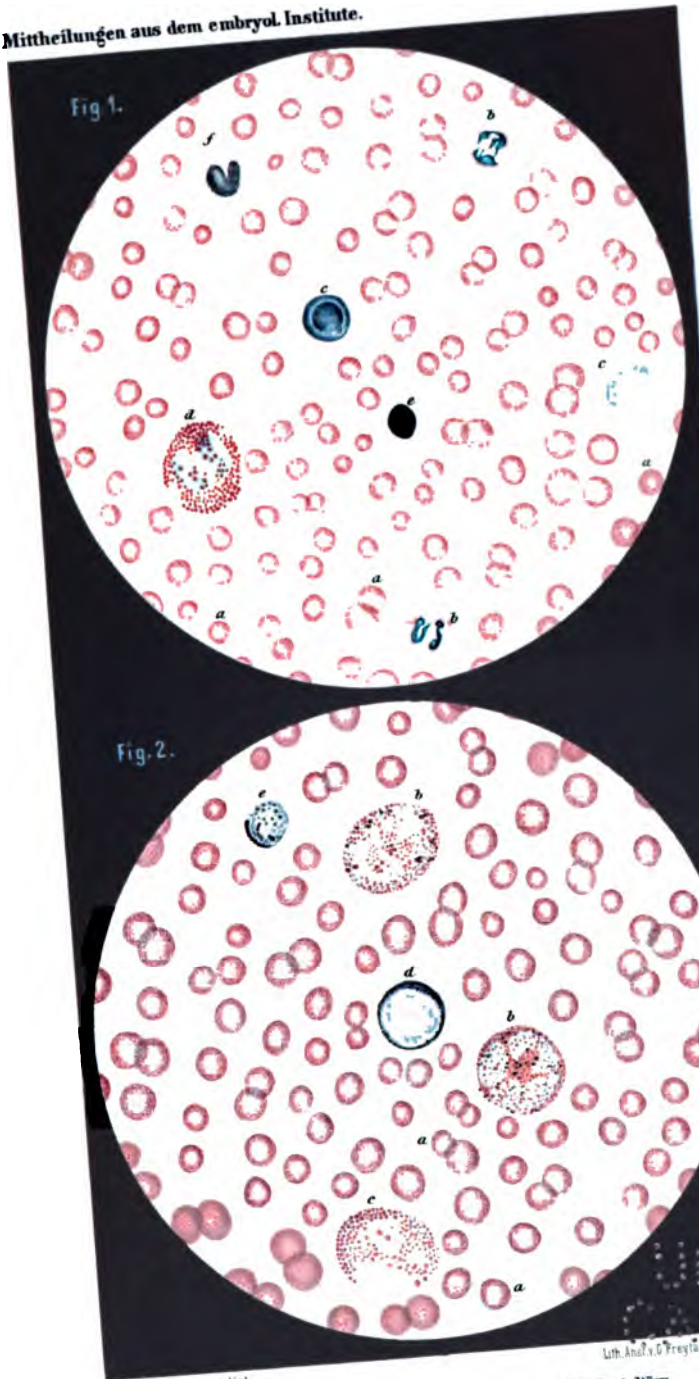
Fig. 2. Lufttrocknung, Erhitzung bis 120°, Färbung mit neutrophiler Lösung (Säurefuchsin-Methylenblaumischung).

a Rothe Blutkörperchen.

b Polymorphkernige Leucocyten mit neutrophilen Granulis (entspricht *b*, Fig. 1).

c Eosinophile Zelle (entspricht *d*, Fig. 1).

d und *e* Mononucleare Leucocyten (entspricht *c* und *e*, Fig. 1).



Lith. Anst. v. C. Freytag & Bdrndt. Wien.

J. Wenzl pinx. et lith.

Verlag von Alfred Hölder, k.u.k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien.

UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Druck von Gottlieb Gistel & Comp. in Wien. I., Augustinerstrasse 12.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien,
I., Rothenthurmstrasse 15.

Heft 1890. (Der ganzen Reihe 11. Heft, der zweiten Folge 4. Heft.)

Mit 8 Tafeln. — Preis 6 Mark.

INHALT:

I. Ein Bacillus mit brauner Verfärbung der Gelatine. Von **Dagobert Scheibenzuber** aus Dayton (Ohio).

II. Ein neues Unterscheidungsmerkmal zwischen dem Bacillus cholerae asiatica Koch und dem von Finkler und Prior entdeckten Bacillus. Von **Oscar v. Hovorka** und **Ferdinand Winkler**, Candidaten der Medicin.

III. Ueber die Membrana propria des Trommelfelles. Von Dr. **E. Draispul** aus St. Petersburg.

IV. Ueber Reinculturen d. Gonococcen. Von stud. med. **Hermann v. Schrötter** und stud. med. **Ferdinand Winkler.**

V. Zur Eleïdinfrage. Von stud. med. **Ferdinand Winkler** und stud. med. **Hermann v. Schrötter.**

VI. Beitrag zur Lehre über die Formation des Hammer-Ambossgelenkes. Von Dr. **E. Draispul** in St. Petersburg.

VII. Beitrag zur Pathologie der Coryza. Von stud. med. **Hermann v. Schrötter** und stud. med. **Ferd. Winkler.**

VIII. Ein neuer, grünen Farbstoff entwickelnder Bacillus. Von stud. med. **Ferd. Winkler u. Hermann v. Schrötter.**

IX. Ueber die Einwirkung von Mikroorganismen auf den Hühnerembryo. Von stud. med. **M. Lederer.**

X. Zur Frage nach den Ursachen, welche die Zahl der Conceptionen beim Menschen in gewissen Monaten des Jahres regelmässig steigern. Von **B. Rosenstadt.**

Arbeiten aus dem Zoologischen Institute der Universität Wien und der Zoologischen Station in Triest.

Herausgegeben von

Dr. C. Claus,

o. ö. Professor der Universität und Vorstand des zoologisch-vergl.-anatomischen Institutes in Wien, Director der zoologischen Station in Triest.

I. Band, 3 Hefte mit 33 Tafeln. Preis 44 Mark.
II. „ 3 „ „ 23 Tafeln und 2 Holzschnitten. Preis 40 Mark.
III. „ 3 „ „ 25 Tafeln und 2 Holzschnitten. Preis 43 M. 60 Pf.
IV. „ 3 „ „ 33 Tafeln und 4 Holzschnitten. Preis 52 M. 40 Pf.
V. „ 3 „ „ 31 Tafeln und 4 Holzschnitten. Preis 51 M. 20 Pf.
VI. „ 3 „ „ 35 Tafeln. Preis 56 Mark.
VII. „ 3 „ „ 29 Tafeln, 4 Zinkographien und 7 Holzschnitten. Preis 54 M. 40 Pf.
VIII. „ 3 „ „ 30 Tafeln und 4 Holzschnitten. Preis 67 M. 60 Pf.
IX. „ 3 „ „ 21 Tafeln. Preis 58 M. 40 Pf.

Hieraus sind unter anderen in Sonderabdrücken erschienen:

Claus, Dr. C., Untersuchungen über die Organisation und Entwicklung von Branchipus und Artemia nebst vergleichenden Bemerkungen über andere Phyllopoden. Mit 12 Tafeln. Preis 20 M. — Pf.

— — Die Platysceliden. Grosse 4. 77 Seiten mit 26 lithographirten Tafeln. Preis 32 M. — Pf.

— — Ueber den Organismus der Nebaliden und die systematische Stellung der Leptostraken. Mit 15 Tafeln. Preis 32 M. — Pf.

— — Ueber neue oder wenig bekannte halbparasitische Copepoden, insbesondere der Lichomolgiden- und Ascomyzontiden-Gruppe. Mit 7 Tafeln. Preis 16 M. — Pf.

— — Zur Kenntniss der Kreislaufsorgane der Schizopoden und Decapoden. Mit 9 Tafeln. Preis 14 M. 40 Pf.

— — Die Halocypriden des Atlantischen Oceans und des Mittelmeeres. Mit 26 Tafeln. Preis 50 M. — Pf.

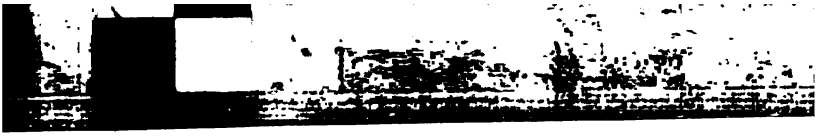
Hatschek, Dr. Berthold, Studien über die Entwicklungsgeschichte der Anneliden. Mit 8 Tafeln. Preis 12 M. 80 Pf.

— — Studien über die Entwicklung des Amphioxus. Mit 9 Tafeln. Preis 16 M. — Pf.

— — Zur Entwicklung von Sipunculus nudus. Mit 6 Taf. u. 1 Holzschnitt. Preis 11 M. 20 Pf.

Metschnikoff, Dr. Elias, Embryologische Studien an Medusen. Ein Beitrag zur Genealogie der Primitivorgane. Mit 9 Holzschnitten und einem Atlas, enthaltend 12 lithographirte Tafeln. Preis 26 M. — Pf.

Verlag von **Alfred Hölder**, k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler in Wien,
I., Rothenthurmstrasse 15.



789741 QL751 V5 no.8-12

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY